

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatschrift.

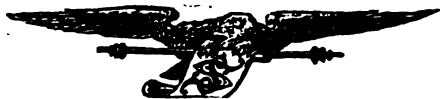
Herausgegeben

von

Paul Lindau.

Vierunddreißigster Band.

(Mit den Portraits: Paul Lindau, Adolf Sonnenthal, Charles Gounod.)



1885.

Breslau — Berlin.

Druck und Verlag von S. Schottlaender.



Inhalt des 34. Bandes.

Juli. — August. — September.

1885.

	Seite
Zum hundertsten Heft. Von unseren Mitarbeitern.	
Vorbemerkung des Herausgebers	3
Kleine Aufsätze	7
Sprüche in Prosa und Versen, Gedichte, Aphorismen verschiedener Art	21
Carl Abel in Berlin.	
Englisches Zeitungsdeutsch	188
Friedrich Bodenstedt in Wiesbaden.	
Michelangelo und Vittoria Colonna in ihren freundschaftlichen Beziehungen	142
Georg Ebers in Leipzig.	
Die Freilegung des Tempels von Luqsor mit einem Worte über die Verschleppung der Obeliskten und ihre Aufstellung in modernen Städten	160
Heinrich Ehrlich in Berlin.	
Charles Gounod	399
Wolfgang Eras in Breslau.	
Die Kunst Bowlen zu brauen	231
Ludwig Fulb in Mainz.	
Die Ermordung des Polizeiraths Dr. Rumpf in Frankfurt a. M.	476
Wilhelm Geiger in München.	
Die Russen in Turkestan	247
Klaus Groth in Kiel.	
Eine neue plattdeutsche Bibelausgabe	333
Eduard von Hartmann in Berlin.	
Anton Theobald Brück †	483

W. Hildebrandt in Naumburg.		
Der Stat-Onkel. Erzählung.	205	
Paul Lindau in Berlin.		
Mariannens Mutter. Schauspiel in vier Acten	59	
Raphael Coewenfeld in Breslau.		
Russische Gesellschaftstypen im Spiegel der Dichtung	454	
Wilhelm Lübke in Karlsruhe.		
Realismus und monumentale Kunst	126	
Adam Müller-Guttenbrunn in Wien.		
Der Sohn seiner Mutter	468	
Elise Orzeszko in Wilna.		
Nebelbilder. Erzählung.	305.	351
Carl du Prel in München.		
Ein Problem für Taschenspieler	286	
P. K. Rosegger in Graz.		
Die Ehestandspredigt. Eine Dorfgeschichte aus Steiermark.	171	
Erich Schmidt in Wien.		
Adolf Sonnenthal	224	
U. Woldt in Berlin.		
Ein Besuch im astrophysikalischen Observatorium zu Potsdam ...	419	
Bibliographie	190.	341.
Bibliographische Notizen	200.	349.



(Stub f- 191-192)

100.

Band 34. — Heft 100.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatschrift.

Juli 1885.



Hreslau-Berlin
S. Schottlaender.

Expedition in Berlin: SW. Jerusalemstraße 43 (dicht am Dönhofsplatz).

Dr. A. D. Will. h. h.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

XXXIV. Band. — Juli 1885. — 100. Heft.

(Mit einem Portrait in Radirung: Paul Lindau.)



1885.

Breslau — Berlin.

Druck und Verlag von S. Schottlaender.

Juli 1885.

Inhalt.

	Seite
Zum hundertsten Hest. Von unseren Mitarbeitern.	
Vorbemerkung des Herausgebers	3
Kleine Aufsätze	7
Sprüche in Prosa und Versen, Gedichte, Aphorismen verschiedener Art	21
Paul Lindau in Berlin.	
Mariannens Mutter. Schauspiel in vier Acten.....	59
Wilhelm Lübke in Karlsruhe.	
Realismus und monumentale Kunst	126
Friedrich Bodenstedt in Wiesbaden.	
Michelangelo und Vittoria Colonna in ihren freundschaftlichen Beziehungen.....	142
Georg Ebers in Leipzig.	
Die Freilegung des Tempels von Luxor mit einem Worte über die Verschleppung der Obelisken und ihre Aufstellung in modernen Städten	160
P. K. Rosegger in Graz.	
Die Ehestandspredigt. Eine Dorfgeschichte aus Steiermark.....	17
Carl Abel in Berlin.	
Englisches Zeitungsdeutsch	184
Bibliographie	190
Brockhaus' Conversations-Lexikon (Mit Illustrationen). — Um Afrika von Joest. (R. v. Kaufmann.) — Rousseau als Musiker von Janzen. (E. B.)	
Bibliographische Notizen	200
Hierzu ein Portrait von Paul Lindau.	
Radirung von Wilhelm Krauskopf in München.	

„Nord und Süd“ erscheint am Anfang jedes Monats in Hesten mit je einer Kunstbeilage.

— Preis pro Quartal (3 Heste) 6 Mark. —

Alle Buchhandlungen und Poßanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.

— Alle auf den redactionellen Inhalt von „Nord und Süd“ bezüglichen Sendungen sind an die Redaction nach Breslau, Siebenhufenerstraße 2/3, ohne Angabe eines Personennamens zu richten. —

Beilagen zu diesem Heste

von:

Gross, Julius in Heidelberg. (Methode Casper-Uno-Sauer zur Erlernung der neuen Sprachen.)
Photographische Gesellschaft in Berlin. (Die vorzüglichsten Gemälde des Herz. Museums zu Braunschweig.)
Serhagen, Oswald in Berlin. (Friedrich Christoph Schloffer's Weltgeschichte für das deutsche Volk.)

8
1
2
3
4
5
6
7
8
9
10
11
12
13
14
15
16
17
18
19
20
21
22
23
24
25
26
27
28
29
30
31
32
33
34
35
36
37
38
39
40
41
42
43
44
45
46
47
48
49
50
51
52
53
54
55
56
57
58
59
60
61
62
63
64
65
66
67
68
69
70
71
72
73
74
75
76
77
78
79
80
81
82
83
84
85
86
87
88
89
90
91
92
93
94
95
96
97
98
99
100



Paul Linow

Verlag von S. Schottlaender in Breslau

Zum
hundertsten Hest.

Don
unseren Mitarbeitern.

Inhalt.

	Seite
Vorbemerkung des Herausgebers	3
Kleine Aufsätze:	
Brandes, Georg in Kopenhagen. Rembrandt und Seine	7
Eulenburg, Philipp zu in München. Alpen-Mondnacht	8
Gregorovius, Ferdinand in Rom. Zwei antike Bronzen	9
Meißner, Alfred in Bregenz. Die neuen Realisten	13
Müller, F. Max in Oxford. England und Deutschland	14
Noiré, Ludwig in Mainz. Philosophie und Darwinismus	15
Pasqué, Ernst in Darmstadt. Richard Wagner und die Operette	16
Pettenkofer, Max von in München. Ob die Hygiene etwas nützt?	17
Scherr, Johannes in Zürichberg. Heuchler	20

Sprüche in Prosa und Versen, Gedichte, Aphorismen verschiedener Art von:

Abel, Carl, Berlin.	Gerb, Wilhelm, München.	Puttamer, Alberta von.
Althaus, Friedrich, London.	Sejbe, Paul, München.	Stroßburg.
Angenbruder, Rudw. Wien.	Schickel, Gustav, Königsberg.	Radestadt, Paul, Breslau.
Angst, Emil, Paris.	Hoffmann, Hans, Berlin.	Rangabé, M. R., Berlin.
Baas, J. Hermann, Worms.	Holgendorf, Franz v. München.	Rebwig, Marie v., Meran.
Bachshold, Jacob, Zürich.	Homburger, G., Florenz.	Rebwig, Oscar v., Meran.
Barth, Carl, Heidelberg.	Honegger, J. J., Zürich.	Reutaur, J., Berlin.
Bauernfeld, Eduard von, Wien.	Hopfen, Hans, Berlin.	Rittershaus, Emil, Barmen.
Baumbach, Rudolf, Triest.	Jensen, Wilh., Freiburg i. S.	Roquette, Otto, Darmstadt.
Biedermann, Carl, Leipzig.	Jöring, Rudolf v., Göttingen.	Roscher, Wilhelm, Leipzig.
Bodenstedt, Friedrich, Wiesbaden.	Kelle, Joh., Prag.	Rubinstein, Anton, v. Petersburg.
Böhlau, Helene, Berlin.	Keller, Gottfried, Zürich.	Saar, Ferdinand v., Planitz.
Börner, Paul, Berlin.	Keller-Leuzinger, F., Stuttgart.	Sacher-Masoch, L. v., Leipzig.
Bois-Reymond, E. du, Berlin.	Kirchhoff, Alfred, Galle.	Saad, Adolf Friedrich Graf v., München.
Brahms, Johannes, Wien.	Krebs, G., Zürich (Göttingen).	Scherenberg, Ernst, Eberfeld.
Braun - Wiesbaden, Carl, Leipzig.	Knaus, Ludwig, Berlin.	Schlesinger, Siegmund, Wien.
Brück, A. Th., Osnabrück.	Koberstein, Carl, Dresden.	Schnergans, M., Messina.
Brückner, A., Dorpat.	Kreiser, Max, Berlin.	Seidel, Heinrich, Berlin.
Bunsen, Marie von, Berlin.	Krue, Heinrich, Hildesburg.	Semper, G., Innsbruck.
Cantor, Moritz, Heidelberg.	Kurz, Holbe, Florenz.	Silberstein, August, Wien.
Carrière, M., München.	Kraiser, Ludwig, München.	Spilshagen, Friedrich, Berlin.
Cordus, M., Leipzig.	Lamezan, Eduard Graf, Wien.	Spinola, Bernhard, Berlin.
Curtius, Ernst, Leipzig.	L'Arronge, Adolph, Berlin.	Stein-Nordheim, von, Weimar.
Dahn, Felix, Königsberg.	Lindau, Rudolph, Berlin.	Steub, Ludwig, München.
Döhring, Ignaz von, München.	Lingg, Hermann, München.	Stodmar, Ernst von, Berlin.
Ehrlich, G., Berlin.	Koewenfeld, Hermann, Berlin.	Strauß, Johann, Wien.
Falte, J. von, Wien.	Koewenfeld, Raphael, Breslau.	Sylvia, Carmen (Elisab. Königin von Rumänien), Bukarest.
Fischer, Runo, Heidelberg.	Koethen, Ferd., Wien.	Terminus, A., Berlin.
Fonstane, Th., Berlin.	Kühle, Wilhelm, Karlsruhe.	Trojan, J., Berlin.
Forchhammer, P. W., Kiel.	Magnus, G., Breslau.	Uhl, Friedrich, Wien.
Friedberg, Emil, Leipzig.	Mar, Gabriel, München.	Weyer, Fr., Stuttgart.
Friedrich, Friedrich, Dresden.	Menzel, Adolf, Berlin.	Wogel, G. W., Berlin.
Friedrich, J., München.	Meier, Jürgen Bona, Bonn.	Wogt, Carl, Genf.
Geffert, J. Heinrich, Hamburg.	Meierheim, Paul, Berlin.	Wulmer, J., Blankenburg.
Geiger, Rudolph, Berlin.	Meumann, Emil, Weimar.	Werner, A. v., Berlin.
Gieseler, Rudolph, Berlin.	Oestländer, G., Weimar.	Wichert, Ernst, Königsberg i. Pr.
Gerland, Georg, Strassburg.	Oergen, Georg v., Marseille.	Wiener, G., Leipzig.
Gneiss, Rudolf, Berlin.	Empieba, A., Freiger von, Wiesbaden.	Wilbrandt, Adolf, Wien.
Godecke, Carl, Göttingen.	Recht, Fr., München.	Widenbruch, Ernst v., Berlin.
Gottschall, Rudolph von, Leipzig.	Reu, Ludwig, Stuttgart.	Winter, Georg, Worbürg.
Grob, Klaus, Kiel.	Reut - Hartung, J. von, Tübingen.	Wolff, Julius, Berlin.
Gumprecht, Otto, Berlin.	Richter, Adolf, Innsbruck.	Wiemken, Ludwig, Berlin.
Hammerling, Robert, Graz.	Rietich, Ludwig, Berlin.	Wola, Emil, Paris.
Hanslich, Eduard, Wien.	Riel, Carl du, München.	Worn, Philipp, Königsberg.
Hartmann, Eduard v., Berlin.	Reyer, W., Jena.	
Helmholz, Herm. v., Berlin.	Puttig, Gustav zu, Karlsruhe.	



An den Marksteinen, die ein jedes Jahr bei seinem Abschlusse auf unserem Lebenswege setzt, pflegt der Mensch inne zu halten, um auszuruhen und einen Blick hinter sich zu werfen auf die Strecke, die er zurückgelegt hat. Je öfter ihm ein solcher Rückblick gegönnt wird, desto wichtiger wird dieser Rast- und Gedenktag; er gewinnt mit der Zeit Bedeutung auch für die Freunde und endlich sogar für fernstehende. Eine starke Kraft, die den steten Anstürmungen auf das menschliche Leben troßt, hat eben etwas Achtungsgebietendes; und deshalb wird das Dasein mit der Dauer schon als etwas Verdienstliches angesehen und das Alter ehrwürdig.

Wie mit dem Menschen, so mit seinem Werke. Wir machen kein Hehl daraus, daß uns die Aussicht, auf dieses Heft die erste dreistellige Zahl setzen zu können, mit einem Gefühl froher Genugthuung erfüllt hat. Wenn unsere Zeitschrift auch keineswegs den Respect, der dem Alter gebührt, beanspruchen mag und darf, so erhebt sie doch heute — bei aller Bescheidenheit, die dem Jüngeren ziemt, — den Kopf etwas höher. Denn die Thatsache, daß sie heute zum hundertsten Male vor die deutschen Leser tritt, bezeugt, daß ihre Lebenskraft eine genügend starke war, um ihr über die Gefahren, die das Dasein in den ersten Lebensjahren am tödtlichsten bedrohen, hin-

wegzuhelfen. Sie hat die Kinderschuhe abgethan, die Kinderkrankheiten überwunden, und tritt nun guten Muths in das kräftigere und widerstandsfähigere Alter.

Nicht blos die gute deutsche Sitte, „die feste zu feiern, wie sie fallen“, war es also, es war vielmehr der natürliche Wunsch, unseren Freunden und Gönnern, denen wir das glückliche Bestehen unserer Zeitschrift schulden, für ihre Theilnahme und Unterstützung ernsthaft zu danken, der es uns nahe legte, ja zum Bedürfnisse machte, diesem hundertsten Heft einen besonderen Charakter zu geben.

Die übliche nüchterne Aufzählung aller der in den bisher erschienenen neunundneunzig Heften von „Nord und Süd“ veröffentlichten Beiträge und aller der Dichter und Gelehrten, die durch ihre Arbeiten unser Unternehmen gefördert haben, war nicht nach unserem Geschmacke, noch weniger eine ruhmredige Schaustellung des Geleisteten. Gleichwohl blieb uns nichts anders übrig, als dasselbe zu sagen, was man sonst mit der Aufführung einer endlosen Reihe von wohlklingenden Namen und verführerisch lautenden Titeln zu sagen bezweckt: Das ist unsere Zeitschrift! Das haben wir gebracht! Das sind unsere mitthätigen Genossen, das unsere Freunde, die uns bisher geholfen haben und uns ihre Theilnahme bewahren! Wir suchten nur nach einer anderen, womöglich gefälligeren Form. Und das hat uns zu dem Rollentausche veranlaßt: anstatt für unsere Mitarbeiter zu sprechen, haben wir unsere Mitarbeiter dazu bewogen, für unsere Zeitschrift zu zeugen.

Da es sich von selbst verbot, von allen, oder auch nur von einer erheblichen Anzahl unter ihnen längere Aufsätze zu bringen, so richteten wir an die Mehrzahl der befreundeten Mitarbeiter die Bitte, uns zu diesem hundertsten Heft einige Zeilen zu geben, Prosa oder Verse, einen Sinnspruch, einen Einfall, eine Beobachtung — was immer es sei. Nur dadurch konnte es uns räumlich ermöglicht werden, in diesem einen Heft nahezu alle Mitarbeiter, deren Beiträge in dem abgeschlossenen Zeitraum unseren Lesern Genuß, Anregung und Belehrung gewährt haben, zu vereinigen.

Wegen der Annahme unserer Einladung mußten wir ernste Be-

denken hegen. Denn so kindlich waren wir nicht, daß wir uns die Bedeutung unseres Verlangens nicht klar gemacht hätten. Es war freilich wenig, was wir erbat, aber es war nicht Geringes. An die berechnete Ungeduld und gereizte Stimmung, die jeden Autor überfällt, wenn er für das Album irgend eines lästigen Sammlers oder für sogenannte gemeinnützige Zwecke um „einige Zeilen von seiner Hand“ angegangen wird, mochten wir gar nicht denken.

Um so freudiger hat es uns überrascht, daß Alle, an die wir uns gewandt, — wir dürfen sagen: Alle, denn grundsätzlich hat sich auch nicht Einer ausgeschlossen, und die Zahl der Eässigen und Ueberbeschäftigten, die auf unsere Einladung geschwiegen, bildet einen verschwindend kleinen Procentsatz, — unsere Bitte erfüllt haben. Wochenlang hat uns jeder Morgen Beiträge gebracht, — die Hülle und Fülle, von nah und fern, aus Nord und Süd — freundliche Zeugnisse warmer Theilnahme und andauernden Wohlwollens, die uns zu tiefstem Danke verpflichten.

Freilich konnte unsere aufrichtige Freude darüber, bei diesem Anlasse uns mit der Mehrzahl unserer Mitarbeiter gleichzeitig in Verbindung setzen zu können, keine ungemischte sein. Wie oft sind wir genöthigt gewesen, beim Durchgehen der langen Liste hinter die Namen unserer bewährtesten Freunde und Gönner das verhängnißvolle Kreuz zu setzen! Der Tod hat in der That die Reihen unserer Mitarbeiter in wahrhaft erschreckender Weise gelichtet.

Wir haben die traurige Pflicht zu erfüllen, neben die Namen, die unsere mitlebenden Freunde in dieses Heft eingezeichnet haben, die der Abgeschiedenen zu setzen, die unseren Ruf nicht mehr vernommen haben und unseren Dank nicht mehr hören.

Es sind die folgenden:

Von den Dichtern, die an „Nord und Süd“ mitgearbeitet haben, sind gestorben: Berthold Auerbach, Ernst Dohm, Emanuel Geibel, Karl Gutzkow, Ferdinand Kürnberger, Heinrich Laube, Levin Schücking, Karl Stieler, Karl Thomas (Richter), Iwan Turgenjew.

Wir reihen noch daran die Namen der zeitgenössischen Dichter,

aus deren Nachlaß unsere Zeitschrift Beiträge veröffentlicht hat: Karl Beck, Ferdinand Freiligrath, Heinrich Leuthold.

Nicht minder bedeutend sind die Verluste, die wir unter unseren Mitarbeitern aus den Künstler-, Gelehrten-, und anderen Berufskreisen erlitten haben. Gestorben sind der Militärschriftsteller Oberst Heinrich von Brandt, der berühmte Chirurg W. Busch in Bonn, der volksthümliche Zoologe U. E. Brehm, der hoffnungsvolle junge Gelehrte Karl von Gebler, der Geschichtsschreiber Galileis, der Litterarhistoriker Hermann Hettner, der ausgezeichnete Physiologe und Anatom Jacob Henle und der hervorragende Musikschriftsteller und geistreiche Plauderer Ferdinand von Hiller, denen unsere Einladung zugegangen ist, als sie auf dem Sterbebette lagen, der freisinnig-theologische und philosophische Schriftsteller Johannes Huber, der Kunstschriftsteller und Maler Julius Hübner, zuletzt Director der Dresdener Galerie, der Litterarhistoriker fr. Kreyssig, der Theaterschriftsteller Max Kurnik, die Philosophen fr. Albert Lange und Hermann Lotze, der Nationalökonom H. B. Oppenheim, der Criminalist und Ethnologe E. Osenbrüggen, der Politiker Friedrich Detker, der Militärschriftsteller Brigadier Rüstow, der bekannte Hygieniker Friedrich Sander, der gerade seine Stellung als erster leitender Arzt des großen Hamburger Krankenhauses angetreten hatte, als ihn der Tod abrief, der Musikschriftsteller Eduard Schelle, der merkwürdige Großindustrielle Bethel Henry Strousberg und der Kunsthistoriker Alfred Woltmann.

Von Theodor Frerichs haben wir nur das Versprechen eines Aufsatzes veröffentlichen können; der Tod hat es ihm unmöglich gemacht, dasselbe zu erfüllen.

Wenn uns etwas über den Umfang und die Bedeutung dieser Verlustliste zu trösten vermag, so ist es allein die Musterung der noch Kampffähigen und Streitbaren.

Und ist es dahin, ist es verschwunden,
Dieses hochbegünstigte Geschlecht, —
Wir, wir leben! Unser sind die Stunden,
Und der Lebende hat Recht.

Berlin, im Mai 1885.

Paul Tindau.



Rembrandt und Heine.

Don

Georg Brandes.

— Kopenhagen. —

Es läßt sich eine Parallele ziehen zwischen der Kunst Heines und der Kunst Rembrandts. Das geistige Gepräge beider Künstler ist modern. Wenn man indessen Heine einen großen realistischen Dichter nennt, so hat es nur dieselbe bedingte Wahrheit, wie wenn man Rembrandt einen großen Coloristen nennen würde. Rembrandt gehört insofern nicht zu den größten Coloristen, als Viele ihn in der Fähigkeit übertreffen, die Localfarbe wiederzugeben oder durch das Halbdunkel die ursprüngliche Form und Farbe der Gegenstände unzweifelhaft hervortreten zu lassen. Nicht die Farbe, sondern das Licht ist ihm Hauptsache. Er faßt es auf ganz eigenthümliche Weise auf; das Leben selbst ist ihm im Lichte erschienen; er opfert bisweilen die Zeichnung, ja die malerische Ausführung, wo es ihm um einen Lichtstrahl und eine Lichtwirkung zu thun gewesen ist. Was ihn aber bei Aufgaben, die Porträtähnlichkeit oder genaue Wiedergabe der Stoffe erheischen, hinter den eigentlichen Realisten zurückstehen läßt, das eben macht ihn so groß, wenn er das Licht ausdrücken läßt, was es für ihn allein bedeutet: das innere Leben, die Welt der Vision.

Ganz ähnlich verhält es sich mit Heine:

Wie wenig wirkliche Gestalten hat dieser große Dichter hervorgebracht! Wie wenig sind nach ihm übrig geblieben! Die, welche sein Verdienst auf diesem Punkte behaupten wollten, sind gezwungen gewesen, die grelle, fast grimassirende Skizze des alten Bedienten Hyacinth als die beste Gestalt Heines zu bezeichnen.

Nein, soll Heine nach seinen Wirklichkeitsbildern beurtheilt werden, so stehen viele weit geringere Dichter hoch über ihm.

Aber man denke nur an die Visionen in seinen großen Gedichten: an jenen stillen Mann mit dem verborgenen Beil, der ihm in der Mondschein-
nacht in Köln auf Schritt und Tritt folgt, jenen Victor der Zukunftsthat aus „Deutschland, ein Wintermärchen“, oder man erinnere sich, wie wir durch die Fenster der ärmlichen Hütte in „Atta Troll“ die ganze wilde Jagd den Gesichtskreis umreiten sehen. Wie wunderbar treten hier die Gestalten hervor, die Diana, die Fee Abunde und jene Herodias, die in ihrer Wildheit mit dem blutigen Ross des Johannes spielt!

Das Gebiet seiner künstlerischen Herrschaft ist denn ein ähnliches Hell-
dunkel wie dasjenige Rembrandts: Alle Gegenstände, das Licht selbst sogar, in ein Bad von Schatten herunterzutauchen und das Licht wieder daraus hervorzuzaubern, um es ferner und strahlender erscheinen zu lassen, dunkle Schattenwellen um helle Centra zu bewegen, das Dunkel durchsichtig zu machen — das ist, sagen die besten Kenner, Rembrandts Kunst.

Die nah verwandte Kunst Heines ist die, eine (rein moderne) Welt der Einbildungskraft und des Traumes in unmerklichen Uebergängen aus der Wirklichkeit hervortreten und in dieselbe wieder zurücktreten zu lassen, dergestalt, daß die Vision bald voll beleuchtet dasteht, während die Wirklichkeit sich im Halbdunkel verliert, bald im Gegentheil die Vision erbleicht und die Wirklichkeit nach und nach in heller Tagesbeleuchtung hervortritt. Was für Rembrandt das Licht ist — sein Element, das ist für Heine der Witz. Wie bei Rembrandt das Licht nur ist und wirkt in seinem Spielen und Kämpfen mit dem Schatten, so ist und wirkt bei Heine der Witz nur in seinem Spiel und Kampf mit einer schwermüthigen, träumerischen Einbildungskraft. Und wie Rembrandt Alles in Licht auflösen kann, so vermag Heine Alles in Witz aufzulösen.

Deshalb ist er so wenig ein Realist wie Rembrandt ein Colorist.

Alpen-Mondnacht.

Don

Philipp zu Eulenburg.

— München. —



ir standen vor dem großen Hause, dessen Fenster erleuchtet sind;
aber der Widerschein des Lichtes auf der weißlichen, breiten Straße
ist nicht stark genug, um gegen das Mondlicht zu streiten, das sich wie
Schneeglanz über den Weg und über die weite Wiesenfläche breitet, auf der
in schmalen Streifen Nebel lagern.

Die Fläche ist im Kreise von himmelhoch anstrebenden Waldbergen eingeschlossen. Wie ein riesenhaftes Amphitheater steigen sie auf. Sie sind

dunkel bläulich, fast schwarz an der Sohle, weil der Mond eben erst ihren Scheitel überschritt. Seine weiße Scheibe steht regungslos an dem tiefblauen Nachthimmel.

Durch ein geöffnetes Fenster über uns bringen die Klänge von Musik. Ein greiser Künstler, der neue Kräfte in den Bergen sucht, phantastirt auf seinem Klaviere. Weich und sympathisch, voll Tiefe der Empfindung und Fülle der Harmonie tönt es hinaus in die nächtliche Vergluth, die der erste Herbstes-Athem durchströmt.

Wunderbar schweigsam starren die schwarzen Bergriesen herab auf uns lauschende Zwerge — noch unbeweglicher erscheinen sie vor der geistigen Bewegung der leise singenden Klänge.

Da plötzlich schallt ein hartheiser Ton durch die Mondnacht. Das „Schreien“ eines Rehes. Der Klang hallt an den schwarzen Bergen umher, mild und krächzend, wie ein Schrei aus einer alten, fern verlorene Zeit.

Der Freudenruf eines Pfahlbauers mag so geklungen haben.

Wie wunderbar tönte es hinein in das klingende Empfindungsleben unserer neuen Welt! — in diesen schwindstüchtigen Schwanengesang. Welch' ein Abgrund von Zeit und Entwicklung zwischen jenem Schrei und dieser Musik!

Niemals ist mir das Alter der Erde so anschaulich geworden, aber auch nie ist mir das geheimnißvolle Wesen der Natur offenbarungslöser erschienen, als in dieser Mondnacht in den Alpen.

Der zeitliche Unterschied jener beiden Klänge dünkte mir zu verschwinden gegenüber der Ursprünglichkeit des riesigen, unbeweglichen Schweigens der schwarzen Berge unter der starren weißen Mondscheibe. Die Klänge schienen mir nicht mehr zu bedeuten, als der Werth einer Farbe, etwa wie roth und grau.

Zwei antike Bronzen.

Don

Ferdinand Gregorovius.

— Rom. —

Keine der vielen Metamorphosen, welche die Stadt Rom seit dem Sturze des Kaiserreichs erfahren hat, kann auch nur entfernt mit ihrer heutigen Umwandlung verglichen werden. Im Mittelalter, zur Zeit der größten Macht des Papstthums, sodann während und nach der baulustigen Renaissance blieb das bewohnte Rom immer auf einen kleinen Umkreis beschränkt, und jede Erneuerung war nur eine vereinzelte. Heute aber umfaßt der Bauplan das ganze weite innere Stadtgebiet bis zu den Mauern Aurelians, und er geht selbst über diese hinaus. In allen Richtungen wird der römische Boden durchgraben und aufgewühlt. Dieser

mit fast fieberhafter Ungeduld betriebene Umbau bietet daher vielleicht die letzte große Gelegenheit zum Auffinden noch verborgener Kunstwerke des Alterthums. Wenigstens dürfte eine solche nicht mehr so bald wiederkehren, wenn die gegenwärtige Transformation der Stadt nach zehn oder zwanzig Jahren vollendet sein wird.

Es vergeht auch kaum eine Woche, ohne daß die Erdarbeiter Alterthümer, Marmorinschriften, Sculpturen, Säulen, Sarkophage und ähnliches im Schutt der Jahrhunderte auffinden.

Neugierige pilgern jetzt täglich nach dem Palatin, zwei große Statuen von Erz zu sehen, die nach mehr als tausendjähriger Versunkenheit an's Licht zurückgekehrt sind und dort vorläufig aufbewahrt werden. Seit dem vorigen Jahre, wo man das schöne Portal der Farnesischen Gärten leider eingerissen und die Grenze zwischen Palatin und Forum aufgehoben hat, ist der Eingang zu den Kaiserpalästen seitwärts in die Nähe der Kirche Santa Anastasia verlegt worden. Dort haben die palatinischen Guardiani ihren Posten, und steht an altes Palastgemäuer angelehnt das Wächterhaus. Ein Maler von Talent könnte ein anziehendes Bild aus der heutigen Renaissance Roms zu Stande bringen, wenn er die Scene malte, die sich in dem größeren Raum dieses Hauses dem Besucher darbietet. Fremde aller Länder und römische Kunstfreunde betrachten hier zwei bestäubte bronzene Kolosse, die in der Mitte des Zimmers aufgestellt sind, der eine stehend, der andere sitzend. Sie haben noch nicht ganz das Leidentuch abgestreift, mit welchem sie aus ihrem Grabe herausgekommen sind; Erde haftet noch hier und da an ihren Leibern von dunkelgrüner Farbe des oxydirten Metalls. Ein Bronzearbeiter mit seinen Gehilfen ist an diesen Statuen beschäftigt, die er restaurirt.

Die eine dieser Figuren ist ein nackter Jüngling von kraftvoller und schöner Heroengestalt, 2,30 Meter hoch. Er tritt mit dem rechten Fuße vor, während das linke Bein zurücksteht und auf der Fußspitze ruht. Den rechten Arm hält er gesenkt und zum Rücken gewendet, den linken hoch emporgehoben, und die zusammenfassende Hand zeigt, daß sie einen Speer gehalten hat. Der Kopf mit leichtem Haarwurf über der Stirn sitzt auf einem starken Halse. Das bartlose Antlitz ist frei aufgerichtet, aber die Züge drücken kein stolzes Siegesbewußtsein aus, sondern Traurigkeit, in einer Weise, die wenig von der idealen Melancholie der griechischen Antike an sich hat. Obwohl die Bewegung des Jünglings elastisch ist und leise an jene des Apollo vom Belvedere erinnert, so sieht er doch nicht nach einem Athleten aus, welcher aus den olympischen Spielen triumphirend hervorgeht, um den Kranz zu empfangen. Gestalt und Haltung, auch der Kopf haben einen Anflug vom griechischen Ideal, und doch ist diese Figur weit von dem Doryphorus des Stefanos in der Villa Albani entfernt. Sie scheint übrigens einer griechischen Schule anzugehören, und stellt durchaus einen Hellenen dar, vielleicht sogar einen König der Diadochenzeit

in Heroengestalt. Der Kopf scheint Portrait zu sein. Seltsamerweise trägt die Statue unter der Brust römische Ziffern. Schlas dieselben so: LVILXXIIX. Sie sehen fast aus wie eine Museum- oder Ateliernummer.

Die andere Figur bildet zu jener einen wirkungsvollen Gegensatz. Sie stellt einen nackten Faustkämpfer in mehr als Lebensgröße dar, von männlichem Alter, vollbärtigem Gesicht und gewaltiger Musculatur des Körpers. Er hat nichts Römisches. Kopf und Antlitz sind durchaus nach dem Typus des Herakles gebildet, also nicht Portrait. Er sitzt ausruhend von einem furchtbaren Kampfe. Das rechte Ohr ist platt geschlagen; die rechte Seite des Nasenbeins deutet durch Aufstreibung einen empfangenen Schlag an. Er stützt die ermüdeten starken Arme auf Knie und Schenkel. Seine mit dem Cästus umflochtenen Hände sind dick angeschwollen. Sie schmerzen ihn. Er streckt sie über einander aus, ohne daß sie sich berühren, als ob er sie am Luftzuge fühlen wollte. Als überwunden bekennt er sich nicht, denn sein seitwärts gedrehtes Gesicht blickt mit qualvollem Grimm nach dem Gegner um, mit dem er sich bald wieder im fortgesetzten Kampfe messen wird. Seine Haltung ähnelt der des sitzenden Mars in der Villa Ludovisi, nur daß sie nichts von der gelassenen Ruhe dieses Gottes haben kann. Dies Kunstwerk ist das Product einer realistischen Schule, in welcher die griechische Tradition fortgelebt hat.

Beide Bronzen, wohl verschiedenen Meistern angehörend, haben mit einander gemeinsam eine noch klassische Reinheit des Stiles und große Wahrheit des Formgefühls. Sie sind frei von allem akademischen Wesen, wie von jener Manierirtheit, welche man an dem ehernen Herkules im Capitol wahrnimmt. Die technische Behandlung namentlich des sitzenden Athleten wird von den Bildhauern Roms als vollendet bewundert.

Beide Figuren sind nicht zusammengesetzt, sondern aus einem Guß. Der Heros ist weniger beschädigt, als der Faustkämpfer, an dem manche Körpertheile neu ergänzt werden müssen. Als man diese Statuen reinigte, zog man Bleiklumpen heraus, welche in den Füßen als Gewichte lagen. Die Untersuchung der Füllung der Hohlräume in den Körpern, die einer meiner Freunde angestellt hat, ergab als einstweiliges Resultat mit Sicherheit, daß sie aus losem Sande von kristallinischem Gefüge besteht. Dieser Sand zeigt schwarze, graue und weißliche Massen bei gleichen Grundbestandtheilen und die Verschiedenheit seiner Färbung erklärt sich durch die mehr oder minder starke Einwirkung des Durchglühens beim Guß der Bronze. Der Sand hat daher große Aehnlichkeit mit der vulkanischen Asche des Vesuv und Aetna.

Beide Erzstatuen fand man vor drei Monaten beim Legen der Fundamente des neuen Theaters an der Via Nazionale, unter den Gärten Colonna, in einer gewölbten Kammer eingeschlossen. Der Heros lag am Boden, der Athlet war auf ein umgekehrtes Säulencapital sorgsam hingesezt. Die Kammer zeigte einen gewaltsamen Durchbruch, wie zum Zweck gemacht, um jene beiden Kunstwerke hineinzubringen und in der Zeit irgend einer

ihnen drohenden Gefahr sicher zu verwahren. Dies mag geschehen sein, als der furchtbare Marich vor den Mauern Roms stand, oder als die Raubflotte des Vandalenkönigs Genseric in Ostia landete.

Da der Fundort im Bereich der Thermen Constantins gelegen ist, so sind jene Statuen wahrscheinlich dort aufgestellt gewesen. Demnach gehören sie zu der kleinen Reihe der von dort herstammenden und noch erhaltenen Kunstwerke, und diese sind die Dioskuren auf dem Quirinal, die Constantins-Statuen auf der Rampe des Capitols und die Bildsäule Constantins im Vestibulum des Lateran. Rom, einst die an Erzen reichste Stadt der Welt, ist heute an antiken Bronzen sehr arm. Die Sammlung davon im Capitol kann nicht mit jener Neapels wetteifern. Von den ehernen Reiterstatuen des Alterthums ist nur die eine des Marc Aurel wie durch ein Wunder gerettet worden. Seit mehr als dreißig Jahren hat man in Rom keine Bronzen mehr gefunden, außer dem stark beschädigten Pferde aus Trastevere im Capitol und dem vergoldeten Herkuleskoloß, welcher sorglich versenkt und mit einem Dach beschützt in der Erde lag und ausgegraben wurde, als man im Jahre 1859 im Palast Pio, auf der Stätte des Pompejus-Theaters, einen Bau vornahm. Darum ist die Auffindung der beiden Figuren ein Ereigniß in Rom; auch sind sie geradezu die bedeutendsten unter allen Antiken, die man hier in unserer Zeit ausgegraben hat. Ein glücklicher Zufall fügte es, daß bald nach ihrer Entdeckung einige sehr schöne und vorzüglich erhaltene Marmorsarkophage gefunden wurden, als man neben der Villa Bonaparte nahe bei der Porta Salara neue Häuser zu bauen begann. Am Ende des Mai stieß man draußen vor diesem Thor in einer Vigna auf ein Mausoleum, groß wie jenes der Cäcilia Metella. Eine Inschrift sagt, daß es dem Präfecten der Reiterei Lucilius von seiner Schwester gesetzt sei.

Es ist wahr, daß die Nachlese von Antiken seit 1870 nicht den gehegten Erwartungen entspricht. Denn trotz so vielen Grabens an so vielen Orten der Stadt sind in diesen vierzehn Jahren keine Kunstwerke an's Licht gekommen, welche den Werth jener erreichen, die man während einiger Jahrzehnte vor 1870 ausgegraben hat, wie des Sophokles aus Terracina im Lateran, des Apoxyomenos im Braccio Nuovo, des Augustus aus der Villa Livia bei Prima Porta. Indeß was nicht gestern geschah, kann noch heute und morgen geschehen. Trotz der Jahrhunderte langen Plünderung und trotz den glänzenden Funden während und nach der Renaissance ist die unterirdische Schatzkammer Roms noch immer nicht ausgeleert. Niemand wird behaupten wollen, daß keine Antike von der Schönheit des Laokoon oder Apollo dem Boden Roms jemals mehr entsteigen kann. Jrgend ein Zufall könnte aus dem tiefen Schutt der Hügel und Thäler hier sogar noch eins jener alten Meisterwerke des Skopas, Myron und Lysippos wieder hervorziehen, welche die Eroberer Griechenlands und Asiens und die großen Kunstträuber Caligula und Nero einst in die Weltstadt am Tiber zusammen-

geschleppt hatten. Nichts reizt auch noch im heutigen Rom so sehr, als die Vorstellung, daß unter den Füßen des hier Wandelnden eine geheimnißvolle Welt von Kunstschätzen versunken liegt. Sie öffnet sich fast jeden Tag und schickt etwas Kostbares, seit langen Jahrhunderten Verschwundenes herauf. Wesäße man nur den Zauberstab oder wüßte man, wo jene magische Bildsäule steht, die mit dem Schatten ihres Fingers die Stelle angiebt, auf welche die räthselhafte Inschrift paßt HIC PERCVTE.

Die neuen Realisten.

Von

Alfred Meißner. *)

— Bregenz. —

Mit dem Rufe: Realismus! Realismus! stürmt eine Schaar streitbarer, junger Geister daher und thut, als ob sie eine große Neuerung bringe und mit einer neuen Formel die Literatur verjüngen werde. In der That aber haben wir alle, so lange wir uns zurückbesinnen, nach Lebenswahrheit getrachtet und wirklich lebende Gestalten zu schaffen gesucht. Auch wir kannten kein höheres Ziel, als der Wirklichkeit des Lebens möglichst nahe zu kommen. Auch wir arbeiten mit „Modellen“, doch ohne viel davon zu reden, denn wir wußten, daß diese Modelle uns gar bald im Stiche lassen, da wir sie doch nicht in all’ die Lebenslagen versetzen können, wie wir es für unsere Fabel benötigten. Die „Modelle“ waren lediglich ein Anstoß für unsere Phantasie. Trotzdem muß es uns doch gelungen sein, wahre Menschen zu zeichnen, sonst hätte uns nicht so oft im Leben von dem und jenem gesagt werden können: ich habe da eine Person kennen gelernt — wie hat sie mich an den — X, Y, Z — aus Ihrem . . . erinnert! Wenn man, um einen wirklichen Menschen anschaulich und begreiflich zu machen, an eine erfundene Figur appellirt, muß diese wohl Lebenswahrheit besitzen . . .

Rein, das lebenswahre Portrait ist nicht erst seit der Erfindung des Photographieapparats da; auch Tizian und Zurbaran, Rembrandt und Franz Hals haben vorher lebenswahre Köpfe gemalt . . .

Und so dringt der Ruf: Realismus! Realismus! in meine Zelle, ohne mich irre zu machen; nur sage ich mir oft im Stillen dabei, daß der Goethe’sche Waccalaureus doch eine Gestalt für alle Zeiten ist.

*) Auch den Namen unseres lieben Freundes Alfred Meißner haben wir zu unserm tiefen Bedauern nun auf unsere Verlustliste zu setzen. Die obigen Zeilen sind wohl die letzten, die er für die Oeffentlichkeit geschrieben hat. Anstatt der Correcturstreifen, die wir von ihm zurückerwarteten, erhielten wir die schwarzumranderte Anzeige seines schnellen, am 29. Mai in Bregenz erfolgten Todes. D. H.

England und Deutschland.

Don

J. Max Müller.

— Oxford. —



Älter haben ihre Krankheiten, wie einzelne Menschen, aber nicht alle Krankheiten sind auf den Tod. Viele sind zur Erholung und Stärkung der Constitution und theilnehmende Nachbarn und lachende Erben sollten ihre Ungebuld nicht vor der Zeit zu laut und deutlich zeigen. England macht jetzt eine scharfe Krise durch, innerlich und äußerlich, eine Krise, die manchem minder kräftigen Staate tödtlich sein könnte. Aber England hat gute, erfahrene Aerzte, die sich ruhig schmähen lassen, so lange die Krankheit währt, und England ist ein vernünftiger Patient, der nicht gleich Quacksalber rufen läßt, wenn der alte Arzt keine Wunder thun kann.

Und doch hat der alte Arzt im Stillen Wunder gethan. Im Innern hat er neues, frisches gesundes Blut in die Ader des Staatskörpers gegossen. Von Außen sind fast ohne Wink die lang entfremdeten Kinder und Freunde gekommen, um mit Leib und Leben die alte Heimat zu schützen. Nie ist England in Wirklichkeit stärker gewesen als jetzt.

Es gibt noch andere nicht ganz entfremdete Kinder, vom selben Blut, von selber Sprache, vom selben Willen, nicht nur in den Colonien und in Indien, sondern auch in Amerika, und wenn ich Amerika und die Amerikaner kenne, so werden sie der ganzen Welt ein gar grimmiges Halt entgegen donnern, ehe ein Haar auf dem ehlen Haupt der alten Mutter gekrümmt wird.

Auch im deutschen Volke fließt dasselbe Blut, lebt dieselbe Sprache, aber der Wille, wo ist der? Glaubt man denn wirklich, daß das Gezücht der Gortschakows, der Metternichs, der Gambettas treuere Bundesgenossen in Zukunft liefern wird, als ein stammverwandtes Volk, das, so lange als die Welt besteht, noch nie mit dem deutschen Volke Schwerter gekreuzt hat?

Auch Deutschland hat einen guten Arzt, — „einen besseren findest du nit“ — und er ist nicht der Mann, der leichten Herzens für hohen Zins ein altes, sicheres Capital verscherzt. Es ist das deutsche Volk, Mann für Mann, das wieder lernen muß, auf eigene Faust zu denken und zu wollen. Gibt es denn keinen Perimedes, um den deutschen Odysseus mit doppelten Seilen an den Mast zu binden gegen den tagtäglichen Gesang besoldeter Sirenen? Und hat man in Deutschland vergessen, daß, wenn der Sirenen Gesang vorüber ist, auf rechts und links Scylla und Charybdis

folgen? Was wäre Deutschland ohne England? Was ohne England wäre die Welt?

Deutsch, wie ich bi-, ich muß auf deutsch es sagen,
Ohn' England wär' die Welt nicht zu ertragen.

Oxford, den 15. Mai 1885.

Philosophie und Darwinismus.

Von

Ludwig Noiré.

— Mainz. —

Inser materialistisches Jahrhundert, das statt der Philosophie den rohen Empirismus, statt der hohen Idealität der Poesie und schönen Literatur den alexandrinischen Kleinkram der Gelehrsamkeit, statt der Geistesbildung die Drillmethode zu seinen Zielen und Leitsternen gemacht hat, harret sehnsüchtig auf Erlösung von diesem Banne.

Durch eine eigenthümliche Fügung oder Ironie des Schicksals ist gerade in ihm ein Problem zum ersten Male deutlich und bestimmt ausgesprochen worden, das zu den höchsten und wichtigsten gehört, das aber nur durch das Zusammenwirken aller idealen Kräfte gelöst werden kann, die Frage nach dem Ursprung des Menschen.

Charakteristisch für unser Zeitalter ist, daß die Frage auf physiologischem Gebiete aufgeworfen und mit physiologischen, d. h. materialistischen Mitteln zu lösen versucht wurde.

Da ergaben sich denn zwei physiologische Kennzeichen, die den Menschen von allen übrigen Wesen ausnahmslos unterscheiden, nämlich die Sprache und der aufrechte Gang.

Beide werden von den einsichtsbollen Naturforschern als das wahrhaft Charakteristische des Menschen anerkannt, zugleich aber zugestanden, daß beide gleich unerklärlich seien.

Es steht zu hoffen, daß an dieser Grenze, wo Naturwissenschaft und Darwinismus ihre eigene Unzulänglichkeit zu bekennen gezwungen sind, die Geisteswissenschaft ihren unverjährbaren Anspruch auf die Lösung der wichtigsten Probleme erheben und gerade hier das scheinbar erloschene philosophische Interesse sich wieder entzünden und verallgemeinern wird.

Andernfalls wird der Darwinismus noch eine Weile taube Frucht zu Garben binden, die Philosophie längst gemahlenes Mehl immer weder neu auf die Mühle aufschütten.

Den Zeitgenossen wird dann nichts übrig bleiben, als sich über die Redheit des ersteren, die Ohnmacht der letzteren und die Unfruchtbarkeit beider zu verwundern.

Richard Wagner und die Operette.

Von

Ernst Pasqué.

— Darmstadt. —

Richard Wagner hat die Melodie, als solche, aus der Oper verbannt und an ihrer Stelle das Recitativ, den Sprechgesang, zur Herrschaft erhoben. Die Verschmähte, Entthronte fand ein Asyl bei der just in's Leben getretenen Operette, die ihr lustiges Reich in einer Bude, bei ambulanten Sängern aufgeschlagen hatte. (Denn also darf man die von Offenbach 1855 in den Champs Élisées eröffneten „Bouffes Parisiens“ bezeichnen, mit der die Geschichte der heutigen Operette beginnt.) Hier war die „Melodie“ mit offenen Armen aufgenommen worden; hier fand sie die freundlichste Pflege. Und wie dankbar erwies sie sich dafür! Zu jedem Dienst war sie bereit und selbst der übermüthigsten, tollsten Laune ihrer Gebieterin fügte sie sich. Das Volk, welches seinen Liebling an gewohnter Stelle vermißte, wandte sich rasch und in immer größeren Massen der Operette zu, bei der es fand, was es in den großen Operntheatern vergebens suchte, wonach es verlangte: die Melodie. So bereitete denn die Operette ihre Herrschaft immer weiter aus, über alle Länder, wo Musik getrieben wurde. Während der große Meister von Bayreuth auf einsamer Höhe thronte, wohl eine Gefolgschaft, doch keinen ebenbürtigen Nachfolger fand, wandten sich zahlreiche talentirte Jünger der Frau Musica der Operette zu, lieferten dieser Werke, welche die Kunde über alle Bühnen der musiktreibenden Welt machten, in Städten, die vordem nur wenige Wiederholungen einer Oper kannten, hundert und mehr Aufführungen erlebten und heute bereits ihren siegreichen Einzug in die deutschen Hoftheater halten. Nur die „Melodie“, nach der das Volk verlangte, an der es sich nun einmal erfreuen will, hat dies Wunder vollbracht, hat die oft wenig künstlerischen Grundlagen und Zuthaten: das Gewand, in dem die Ersehnte vorgeführt wurde, annehmbar gemacht. Was Richard Wagner mit allzugroßer Strenge erstrebte, ist, anstatt zur Vernichtung der Melodie, als solcher, in den gesungenen Darstellungen zu führen, deren neue und sichere Lebensbedingung geworden: Ihm allein — so seltsam dies auch klingen mag — verdankt die Operette die ungeheuren Erfolge, deren sie sich heute zu erfreuen hat — welche die Gattung an und für sich nicht, wohl aber die in ihr zur vollen Geltung kommende „Melodie“ verdient. Erscheint

heute ein Componist, der, talentvoll, es versteht und den Muth hat, die Melodie in gereinigter würdiger Umgebung der wirklichen Oper, dem jugendlichen Drama wieder zuzuführen, ihm und seinen Werken gehörte die Welt, und alle Opernfreunde, gleichviel welcher Richtung sie huldigen mögen, werden ihn willkommen heißen und ihm zuzuschauen.

Ob die Hygiene etwas nützt?

Don

Max von Pettenkofer.

— München. —



ervorragende Biologen (z. B. Herbert Spencer) haben schon behauptet, daß die Bestrebungen, Erkrankungen und Krankheiten zu verhüten, was ein Hauptziel der Hygiene ist, der Entwicklung des Menschengeschlechtes im Großen und Ganzen eher schädlich als nützlich seien, weil dadurch auch viele Schwächliche zur Entwicklung und zur Fortpflanzung gelangen, welche sonst zu Grunde gehen, und ihre Schwächen nicht vererben können. Man meint ziemlich allgemein, daß in der rauheren Vorzeit, wo man noch nicht so behaglich gewohnt und sich gekleidet, noch nicht so wählerisch gegessen und getrunken habe, die Menschen älter geworden und stärker gewesen seien, als jetzt. Methusalems Alter und Goliaths Stärke kommen nicht mehr vor, so etwas sei nur in der guten alten Zeit möglich gewesen, wo die Menschen noch nicht verweichlicht, sondern abgehärtet wurden.

Diese Meinung ruht aber nicht auf Thatfachen, sondern auf Einbildung, auf der Eigenschaft unserer Phantasie, Fernliegendes stets größer und schöner zu sehen, als Naheliegendes. Das Auge der Phantasie arbeitet umgekehrt und nicht so, wie unser leibliches Auge, dem stets das Nächste größer als das Ferne erscheint. Schon Horaz wußte davon zu singen, daß der Greis die Vergangenheit preise, daß er immer laudator temporis acti sei. Die Gegenwart spürt man eben in ihrer ganzen Wirklichkeit, von der Vergangenheit träumt man nur theilweise, und den Meisten würde die Vergangenheit viel drückender als die Gegenwart sein, wenn es überhaupt möglich wäre, sich thatsächlich, in Wirklichkeit ein paar Jahrhunderte zurückzuversetzen. Wo man wirklicher Thatfachen aus früheren Zeiten habhaft werden kann, erstaunt man fast immer, daß es einst so ganz anders war, als man sich's gewöhnlich vorstellt.

Wie gewaltig erscheinen den Lesern Homers die griechischen Helden vor Troja! Wenn man aber Schwerter aus altgriechischer Zeit betrachtet und sie in die Hand nimmt, so ist ihr Griff durchschnittlich viel zu klein für unsere gegenwärtige Faust.

Im Tacitus lesen wir, wie die alten Deutschen durch ihre Körpergröße den Römern auffielen, und erklären wir uns daraus, daß die römischen Kaiser so mit Vorliebe Elitetruppen (heut zu Tage Grenadier- und Garde-Regimenter) daraus formirten. Tacitus giebt aber das damalige Körpermaß nicht an, sondern nur einen relativen Unterschied zwischen Italiern und Deutschen. Wenn man nun heut zu Tage an den Leichen, welche in Pompeji aus der vulkanischen Asche ausgegraben werden, das Maß nimmt, so staunt man, was die damalige und dortige italische Menschheit zierlich und klein gewesen ist, so daß ihr die Deutschen als Riesen erscheinen konnten, wenn sie auch etwas kleiner waren, als wir jetzt sind.

Die Ritterzeit des Mittelalters erfreut sich bei uns auch noch des Vorurtheils besonderer körperlicher Größe und Stärke; aber wenn man nicht einzelne Rüstungen, die abnorm großen Riesen angehört haben, sondern ganze Sammlungen von Rüstungen betrachtet, in welchen sich der Durchschnitt ausdrückt, so muß man sich überzeugen, daß das frühere Körpermaß nicht größer gewesen sein kann, als das jetzige. Ich war überrascht, als ich einst in Malta die Leibrüstungen der Rhodenser und Malteser Ritter in einem Saale des dortigen Regierungsgebäudes in Original aufgestellt sah. Ich äußerte einem englischen Beamten, der so freundlich war, mich dahin zu führen, meine Verwunderung, was die Helden von Lepanto durchschnittlich für kleine Leute waren, worauf er erwiderte, daß er eine Erfahrung aus diesem Jahrhundert kenne, welche Aehnliches zeige.

Als gelegentlich der Thronbesteigung der Königin Victoria (1837) der schottische Adel ein costumirtes Banket gab, welchem die Zeit von Maria Stuart als historischer Hintergrund dienen sollte, suchte man bei altschottischen Familien die noch vorhandenen Kleider der Ahnen aus jener Zeit zusammen, theils um die Originale beim Feste zu tragen, theils um genau nach den alten Mustern neue herzustellen. Der schottische Adel des neunzehnten Jahrhunderts, Herren und Damen, war überrascht, daß seine Vorfahren im sechszehnten Jahrhunderte durchschnittlich kürzer und dünner waren.

In unserem Jahrhundert dachte der Anatom Liebmann in Heidelberg, es müßte sich nachweisen lassen, daß nach den blutigen Kriegen, welche der französischen Revolution unter Kaiser Napoleon I. folgten, welche so viele Hunderttausende der kräftigsten Männer vernichteten und dafür einen verhältnißmäßigen Ueberschuß von solchen schufen, die man nicht zu Soldaten brauchen konnte, sich dieses Mißverhältniß in einem Mindermaß der nachfolgenden Generation ausspreche. Seine Untersuchungen schlossen mit einem negativen Resultate. Der berühmte Anatom und Embryologe Theodor von Bischoff setzte in München die Untersuchungen seines Lehrers und Schwiegervaters fort, verschaffte sich von den Conscriptiionsbehörden Preußens, Bayerns und Frankreichs die vorhandenen thatsächlichen Unterlagen, und konnte schließlich auch nicht sagen, daß wir durch die Napoleonischen Kriege kleiner und schwächer geworden seien.

Das Gleiche wie für die Körpergröße ergibt sich auch für die Sterblichkeit und die mittlere Lebensdauer, soweit man noch statistische Untersuchungen darüber anstellen kann. Einen sehr interessanten Beitrag dafür hat Dr. Greenhow geliefert, als in England die Impfgegner behaupteten, daß früher die Menschen länger gelebt hätten, als man Kinder und Erwachsene noch nicht mit Kuhpocken vergiftete. Greenhow benutzte die Statistik von London, welche sich glücklicherweise dazu eignete. So viele Brände London schon verwüstet hatten, die Kirchenbücher, welche die Geburten und Todesfälle registriert enthielten, wurden stets gerettet. Greenhow suchte nun aus dem siebzehnten, achtzehnten und neunzehnten Jahrhundert je ein Decennium zum Vergleiche aus und fand für London

in den Jahren	approximative Einwohnerzahl	Mortalität pro mille
1681.—1690	530 000	42
1746.—1755	650 000	36
1846.—1855	2300 000	25

Das mittlere Lebensalter war demnach:

im 17. Jahrhundert	23,8 Jahre,
„ 18. „	27,8 „
„ 19. „	40,0 „

Aus dem 19. Jahrhundert hat Greenhow, um ja nicht zu Gunsten unserer Zeit zu rechnen, ein Decennium gewählt, in welches die beiden großen Choleraepidemien von 1849 und 1854 fielen, und gegenwärtig rechnet sich das mittlere Lebensalter in London sogar auf 46 Jahre, also nochmal so hoch, als in der guten alten Zeit, wo man noch nicht an's Impfen dachte.

Demnach darf die Hygiene ungescheut ihre Bestrebungen fortsetzen, denn es werden durch sie nicht bloß die Schwächlichen erhalten, sondern auch die Kräftigen vermehrt und gestärkt. Die Hygiene ist Gesundheitswirthschaft, wie die Nationalökonomie die Lehre von der Wirthschaft mit anderen Gütern ist. Auch die Gesundheit ist ein hohes wirthschaftliches Gut, allerdings nicht das höchste Gut, denn wir müssen stets auch bereit sein, Leben und Gesundheit für noch höhere ideale Güter zum Opfer bringen, aber wir werden sie doch stets zu unseren höchsten Gütern zählen, und müssen dahin streben, das von unseren Eltern ererbte Gut nicht bloß zu bewahren, sondern es auch möglichst zu vermehren.

Heuchler.

Von

Johannes Scherr.

— Zürichberg. —

Die Menschen sind von jeher Heuchler gewesen und sollen ja schon Adam und Eva im Feigenblätterstil geheuchelt haben. Auch war seit Menschengedenken die Heuchelei ein anerkanntes Hauptzubehör der Staatskunst. So ziemlich alle großen Herrscher und Herrscherinnen sind große Heuchler und Heuchlerinnen gewesen. Sie wußten ja: „Mundus vult decipi.“ In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts hat sich die Heuchelei so vervollkommen, daß sie nicht mehr als Kunst erscheint, sondern ganz Natur ist. Denn wer und was heuchelt in unseren Tagen nicht alles! Der Philister heuchelt Chauvinismus, der Bureaucrat Liberalismus, der Börsenrobber Fortschritt, der Socialist Freiheit. Die „gebildete“ Dame heuchelt, während sie, ohne auch nur Handschuhe dazu anzuziehen, Bala und Richpin liest, die bekanntlich nur bei uns wachsende „Gottesfurcht und fromme Sitte“. Die weibliche Mode heuchelt ungeheure Hüften, die männliche Jägersche Wollwaden. Der Franzos heuchelt Verräther, der Moskowitz angreifende Afghanen, der Betbruder Gladstone unaussprechliche Türken und bombardementsklüsterne Alexandrien, ein vielgenannter Herr gefährliche Herbstzeitsosen, aufrichtige Hofburgen, sowie allianztreue Böhmen, Polen, Hanaken und Elaven. Die Chemie heuchelt Alpenbutter, die Theologie Reformparrer, die Juristerei tugendhafte Verbrecher, die Medicin Hygieine. Die Musik heuchelt Wagnerhysterie, die Malerei Makart'sche Fleischauslagen, die Literatur archäologisches Trödelvergnügen und göttheilosophische Maculaturfreude. Ein gewisses Reich — hm, in Anbetracht der Preßfreiheit, die es heuchelt, „is silence the rest“.





Sprüche in Prosa und Versen, Gedichte, Aphorismen verschiedener Art.

Carl Abel in Berlin.

Wenn der Urmensch seine Begriffe nur durch die Messung am Gegen-
theil mühsam zu fassen vermochte, so wird sein später Nachkomme, dem
die Begriffe und Worte nur allzu geläufig geworden sind, sie durch die Ver-
tiefung ihres eignen Inhalts allein lebendig erhalten können.

Friedrich Althaus in London.

Wahrheit und Schönheit als Ziele des Denkens, Gerechtigkeit und
Freiheit als Ziele des Handelns verleihen dem männlichen Charakter seine
höchste Würde.

Endwig Anzengruber in Wien.

Ob Du Dich nennen mögest nun dem alten,
Dem neuen Testament zu Lieb',
Du mußt Dich an die Codicille halten.
Die Gott uns in das Herze schrieb,
Verstehest Du diese nicht zu lesen, bist
Du wohl ein Jude oder Christ,
Jedoch — nach Spruch der neußen Sprachfinder —
Ein Mensch „mehr minder“!

Emile Augier in Paris.

Ecrire tous les jours! Avoir de l'esprit tous les jours! Le lecteur
ne soupçonne guère quel tour de force est contenu dans ce peu de mots.
Je ne suis pas éloigné de croire que l'apologue du rocher de Sisyphe avait
pressenti le labeur quotidien du journaliste. Ce que le journal absorbe
d'esprit et de talent explique surabondamment le marasme de la litté-

nature. Ce Minotaure (pour ne pas sortir de la mythologie) ce Minotaure doublé de Sirène, attire et dévore une pléiade de brillantes intelligences qui eussent été l'honneur des lettres, et dont les oeuvres éparses, les feuilles volantes sont balayées par les quatre vents du ciel.

On a dit: „que d'heureux on ferait avec tout ce qui se perd de bonheur ici-bas.“

On pourrait dire aussi: „quels beaux livres on ferait avec tout ce qui se gaspille de talent dans les journaux.“

J. Hermann Baas in Worms.

Fast auf keinem Gebiete des praktischen Lebens beherrschen Aberglauben, sammt ihrem Gefolge: Täuschung und Betrug, bis auf den heutigen Tag so sehr das Volk, zu Zeiten sogar die gebildeten Schichten desselben am meisten, wie auf medicinischem, und schädigen fortwährend nicht allein intellectuell, sondern auch materiell die Gesamtheit. Ernste Pflicht der Aerzte ist es daher, mit Hülfe der guten Presse auf würdige Weise durch populäre Belehrung dem entgegenzuwirken, damit die Menschheit auch auf diesem Gebiete der Gesamtcultur vorankommt, wenn dies auch, wie leider die Geschichte lehrt, hier ganz besonders langsam wird von statten gehen.

J. Baedtold in Bürich.

Gottes ist der Orient,
Gottes ist der Occident,
Nord und südliches Gelände
Ruht im Frieden seiner Hände.

Karl Bartsch in Heidelberg.

Auf des Lebens Wanderpfade
Ward mir manche Himmelsnade,
Zu versüßen Schmerz und Leid;
Doch hab' ich zu allen Stunden
Eins als reinstes Glück empfunden,
Wenn mein Herz den Weg gefunden
Hin zu edler Weiblichkeit.

Eduard von Bauernfeld in Wien.

Wenn ich in frühern frischen Tagen
Zu Deinem Werke beigetragen,
So komm' ich jetzt mit leeren Händen,
Dir meinen Abschiedsgruß zu senden,
Und mögen Dir aus Nord und Süden
Beisteh'n die Freunde, die nimmer müden.

Rudolf Baumbach in Triest.

Hat Dir das Glück ein Haus gebaut,
Der Neid Dir in die Fenster schaut.

Karl Biedermann in Leipzig.

Vor nun gerade 43 Jahren, im Jahre 1842, gründete ich die „Deutsche Monatschrift für Literatur und öffentliches Leben“ — damals meines Wissens in dieser Form als zugleich literarische, politische, wirtschaftliche, sociale und andere Fragen behandelnd die einzige in ganz Deutschland! Und doch hatte sie Noth, sich über Wasser zu erhalten. Wie anders jetzt! Mit von frischem Winde geschwellten Segeln kommt jetzt eine ganze Schlachordnung von Monatschriften dahergefahren — an ihrer Spitze mit stolzem Wimpel „Nord und Süd“. Und gerne stelle ich, der ich einst selbst ein solches Schiff geführt, mich jetzt unter das einsichtige Commando des erprobten Capitains dieser seetüchtigen Fregatte.

Friedrich Bodenstedt in Wiesbaden.

Jedes Menschen Fuß im Lebenslauf
Wirbelt den Staub von Jahrtausenden auf:
Der Eine schüttelt ihn ab mit Verachtung,
Dem Andern wird er ein Stoff der Betrachtung.

Das Wort ist ein Hauch,
doch kann man es wägen,
Der Hauch wird zum Wort
erst wenn wir ihn prägen,
Und wie das geschieht,
bringt's Fluch oder Segen.

Helene Böhlau in Berlin.

Mein Wahlspruch bleibe: Ein Körnchen Korn und eine Welt voll Liebe.

Paul Börner in Berlin.

Die Hygiene ist in ethischer und socialpolitischer Beziehung ein Factor für unser öffentliches Leben, dessen Bedeutung gar nicht hoch genug geschätzt werden kann. Wie viele Forderungen und Klagen, im wilden Ansturm von socialdemokratischer Seite vorgebracht, würden längst von der Tagesordnung verschwunden sein, hätten Regierungen und Gesetzgeber schon früher etwas mehr Verständniß für die gemachten Ansprüche der öffentlichen Gesundheitspflege gehabt.

E. du Bois-Reymond in Berlin.

Naturwissenschaft ist das absolute Organ der Cultur, und die Geschichte der Naturwissenschaft die eigentliche Geschichte der Menschheit.

Johannes Brahms in Wien.

a 4. 3

An's Au-ge des Lieb-ster fest mit Bli-cken

An's Au-ge des Lieb-ster fest mit

dich an = sau = = = ge, (Fr. Rückert.)

Bli = cken dich an = sau = ge

Karl Braun-Wiesbaden in Leipzig.

„Vieles Denken schwächt die Glieder.
Hilft's was, daß man tracht't und dacht't?
Das Vergang'ne lehrt nicht wieder,
Das Zukünft'ge weiß man nicht.“

Das ist die Inschrift eines sächsischen Bauernhauses im Siebenbürger Burgenlande. Vielleicht hat diese Spruchdichtung unserer deutschen Stammesgenossen im äußersten Südosten, deren merkwürdiges Land ich wiederholt besucht habe, auch einiges Interesse für die Deutschen in Deutschland.

A. Th. Brück in Osnabrück.

Tischrücken.

„Man glaubt zu schieben und man wird geschoben.“
Man glaubt zu rücken und man wird verrückt.

A. Brückner in Dorpat.

Soll die Geschichte zu einer Wissenschaft werden, so darf sie nicht bei der Erforschung einzelner Thatsachen als solcher stehen bleiben. Die Massenbeobachtung und die vergleichende Betrachtung von Thatsachenreihen führen zur Erkenntniß des Fortschritts, und diese ist nicht bloß ein wissenschaftliches Problem, sondern auch entscheidend für das sittliche Leben der Menschheit.

Marie von Bunsen in Berlin.

Das Leben ist eine Kette, deren einzelne, verschiedenfarbige Glieder auf geheimnißvolle, unentrinnbare, unlösbare Weise an einander geschmiedet

werden; dem Einen scheint sie ein Ehrenschild, dem Andern eine Sklavensattel zu sein.

Moritz Cantor in Heidelberg.

Die Geschichte besteht nicht nur in dem Wann? Wo? Wie? und Warum? der Ereignisse einerlei Art. Politische, religiöse, wissenschaftliche, künstlerische Ereignisse wirken jedes auf das andere ein, und der wahre Geschichtsforscher müßte alle diese Wechselwirkungen kennen und ihre Gesetze ermitteln. Er soll aber noch geboren werden!

M. Carriere in München.

Selbstbestimmung ist unsere Bestimmung, Selbstvervollkommenung unsere Aufgabe; darum genügt uns das Gegebene nicht, darum giebt es nicht bloß eine Erkenntniß und Darstellung des Seienden, sondern auch des Seinsollenden: Kunst und Philosophie. Wie Logik, Ethik, Aesthetik nicht bloß lehren, wie gedacht, gehandelt wird, sondern wie das geschehen soll, so stellt die Kunst das Seinsollende seiend dar.

M. Corvus in Leipzig.

Gewöhnlich nehmen die Menschen die größte und unverdienteste Liebe, welche ihnen zu Theil wird, die Liebe Gottes und die Liebe der Eltern, als etwas Selbstverständliches hin und sündigen an ihr am meisten.

Ernst Curtius in Leipzig.

Am baltischen Meer geboren, als Jüngling nach Hellas geführt, um dort in jahrelangem Aufenthalt, wandernd und forschend, zum Manne zu reisen — wie sollte ich nicht mit froher Sicherheit „Nord und Süd“ auch zu meinem Wahlspruch machen! Ist es doch eine Lebensaufgabe, wie ich sie mir nicht schöner denken kann, mit dem Ernste des Nordländers die Schätze des Südens zu heben, des hellenischen Südens, wo die Menschen zuerst; von des Tages herber Noth freier, den höchsten Zielen des menschlichen Lebens sich hingeben konnten, Genuß und Arbeit, Freiheit und Zucht, Wahrheit und Schönheit glücklich verbindend; deshalb unsere unsterblichen Meister in Allem, was der Menscheng Geist denkend, dachtend, bildend hervorbringen kann. Was ich dort erforscht und unbewußt eingefogen, ist ein Theil meiner Person geworden, ein Schatz, der immer wuchert, eine treibende Kraft, die nichts erstarren läßt, ein frischer Quell, der aus der Jugend in das Alter sprudelt. Reicher und harmonischer kann sich ein Menschenleben nicht gestalten, als wenn man in die inhaltreichste Vergangenheit sich mit ganzer Seele einlebt, ohne das Eigene, das Vaterländische zu verleugnen. Das wahrhaft Menschliche widerspricht sich nie, und so bleibe es nach wie vor eine Lebensaufgabe des deutschen Geistes, das ewig Gute, Wahre und Schöne in Alterthum und Gegenwart, in Nord und Süd zu vollem Einklang zu verschmelzen.

✓ **Felix Dahn in Königsberg.**

Wie lobte mich mein Volk, wär' ich Franzos!
 Wieviel würd' ich dann erst in Deutschland gelten! —
 Doch zieh' ich vor das mir gefall'ne Los:
 Daß mich — als Deutschen — meine Deutschen schelten.

Ignaz von Döllinger in München.

✓ Unser ganzes Dasein, unser Denken, Wollen, Hoffen und Fürchten wird gestaltet und bestimmt durch den großen Unterschied, den es macht, ob man die Menschenvelt im Sonnenlicht oder im Schatten sieht. Im sechs- undachtzigsten Lebensjahre schaue ich noch heiter, mit Vertrauen und Hoffnung in Gegenwart und Zukunft, weil ich da mehr Sonnenlicht sehe, wo Andere mehr Schatten wahrnehmen. Früher war es umgekehrt.

Georg Ebers in Leipzig.

In hastender Zeit.

Wie fest und wild man vorwärts strebet!
 Halt auf die Eile sturmbeschwingt,
 Und sieh, wie langsam sich erhebet,
 Was Gott der Herr zur Reife bringt.

Hammer und Ambos.

Sei Ambos bei des Schicksals Schlägen,
 Sonst magst Du Dich als Hammer regen!

H. Ehrlich in Berlin.

Die meisten Bergfahrer kennen nur die Namen jener höchsten Spitzen der Bergkette, welche die schönste Fernsicht über weite Strecken oder großartige nahe Gruppen bildet. Diejenigen Berge, über welche man wandern muß, um zu jenen höchsten Spitzen zu gelangen, sind nur den Führern und manchen Forschern bekannt.

So auch wissen sehr viele Kunstfreunde nur von den Namen und Werken der größten Künstler, die für alle Zeiten auf den höchsten Höhen der Kunst stehen. Aber die Künstlergruppe, die einen jeden dieser größten, sie überragenden, umgiebt, über welche der Weg der Kunstentwicklung zu jener Spitze geführt hat, wird nur von dem genauen Kenner, dann vom Kunstführer, auch vom Forscher der Culturgeschichte beachtet. Diese wissen, daß in der Kunst keine große Erscheinung eine vereinzelte ist, daß in ihr vulkanische Gebilde keine Dauer haben, und daß alle großen, bleibenden Werke im Zusammenhange stehen mit der geistigen Entwicklung der Zeit. — Daß Genie erfaßt die Zeit-Ideen, läutert, verklärt sie und trägt sie in höhere Regionen. Das Talent verwerthet sie für praktische Tagesarbeit. Aber außerhalb der Zeit-Ideen ist noch kein Kunstwerk entstanden.

J. von Falke in Wien.

Oftmals gabst Du, o Zeus, mir flehendem, was ich erbeten,
Und mich entführte das Meer ohne Gefährde zum Ziel.
Gieb auch diesmal glückliche Fahrt und führe mich endlich,
Aller der Sorgen entkrafft, glücklich zum Hafen der Ruh'.
Freude schafft mir das Haus und die Heimat, aber die Sorgen
Gelten als Leben mir nicht, sondern als Qualen und Müh'.

Runo Fischer in Heidelberg.

An „Nord und Süd“.

„Was man sich in der Jugend wünscht, hat man im Alter die Fülle.“
Glücklich, wenn es so ist, und gerecht, daß es so ist. Wären Glück und
Gerechtigkeit immer so im menschlichen Leben vereinigt, dann müßten selbst
unsere Pessimisten den Weltlauf weniger abscheulich finden. Freilich werden
sie auch an dieser Einrichtung vieles tadeln, namentlich die ungleiche Ver-
theilung von Wunsch und Erfüllung. Die Wünsche sollen der Jugend, die
Erfüllung dem Alter zufallen. Die letztere kommt erst, nachdem das Feuer
der Wünsche schon verglüht ist. Man sollte jubiliren, so lange man noch
das Herz hat zu jubeln. Es heißt mit Recht: gaudeamus igitur, juvenes
dum sumus! In unseren Tagen reisen die Dinge schneller. Monate voll
reicher, geistesfrischer, in weiten Kreisen wirksamer Arbeiten zählen für Jahre.
Ich sende dieser noch jugendlichen Zeitschrift, die, von so kundiger und un-
abhängiger Hand geleitet, ihr erstes Centenarium vollendet hat, meine er-
freuten Glückwünsche. Bald wird das in Nord und Süd geeinigte Deutsch-
land sein drittes Lustrum erfüllen. In diesem vorbildlichen Sinne möge
der Name „Nord und Süd“ stets die Wege und Ziele unserer Zeitschrift
bezeichnen. Bekränzen wir, bildlich zu reden, die hundertste Locomotive, die
Meister Paul Lindau im Juni dieses Jahres aus seiner Werkstätte ver-
sendet.

G. Fontane in Berlin.

Gratulation

an „Nord und Süd“ bei Gelegenheit seines hundertsten Heftes.

Du warst so sanft, du warst so gut,
Unstreng bei jungen Jahren,
Und deiner Frauen Uebermuth --
Ich hab' ihn nie erfahren.
Du brachtest, eh' ich mir's noch versah,
Den Graus meiner Grete Minde,
Du brachtest sogar E'Adultera,
Was ich mit Rührung empfinde.
Nie warst du draconisch, nie Lyfurg,
Und unter verschiedenem Tittel
Ertrugst du geduldig Mark Brandenburg,
Kapittel über Kapittel.

Ergeh' es Dir gut durch alle Zeit,
In Wachen, Traum und Schlummer,
Und denke meiner in Freundlichkeit
Bei deiner tausendsten Nummer.

P. W. Forchhammer in Kiel.

Die Universitäten, die Behüter der höchsten, durch das Wissen und die Gefittung vergangener Jahrhunderte erworbenen geistigen Bildung, haben die Aufgabe, innerhalb der wissenschaftlichen Beruf-, nicht Brodstudien, jene Bildung immer höher, idealer zu gestalten. Sie können das nur auf Grund ihrer Vorschulen, der Gymnasien, wenn diese Realschulen des klassischen Alterthums, nicht Sprachschulen, sind, und wenn die Universitäten den künftigen klassischen Lehrern das Bewußtsein ihres hohen gemeinsamen Berufes tief in die Seele prägen.

Emil Friedberg in Leipzig.

Das gemeine Recht ist eines der stärksten Bindemittel einer Nation, und so wird denn das zu erwartende deutsche Gesetzbuch die innerliche Verschmelzung zwischen „Nord und Süd“ zu Wege bringen, welche die staatliche Einigung allein nicht zu erzielen vermag. Darum darf eine nationale Zeitschrift die Pflege des nationalen Rechtes nie aus dem Kreise ihrer Bethätigung ausschließen.

Friedrich Friedrich in Dresden.

Das Glück.

Ein Blüthenduft, Singen in den Bäumen,
Ein Mondesglanz in lauer Maiennacht,
Ein halbbewußtes, selig frohes Träumen,
Ein Lied, wie nie ein schöneres gedacht!

Ein einz'ger Reif, ein Tod streckt alles nieder,
Zum Hohne flimmert uns das Sternenheer;
Die Sonne glüht, Frost schüttelt uns're Glieder,
Die Brust so voll und jetzt die Brust so leer!

Ist Hoffen mehr als thörichtes Berauschen?
Hältst einen Tag du sicher in der Hand?
Dem Glücke trauen — Ammenmärchen lauschen,
Des Lebens Werth — ein nichtig eiler Sand!

J. Friedrich in München.

Nord und Süd! Auf einander angewiesen, sollen und müssen sie sich durch liebevolles Eingehen auf die gegenseitige Eigenthümlichkeit verstehen lernen. Die Verständigung kommt dann von selbst, und mit ihr wächst auch die Kraft der Nation.

F. Heinrich Geffken in Hamburg.

Hab' ich kein großes Schiff zur Fahrt,
Muß ich auf kleinem Kahne treiben,
So werd' ich doch bei gleicher Art
Und unverwandtem Sinne bleiben.

Ludwig Geiger in Berlin.

Man macht uns oft den Vorwurf der Kleinigkeitskrämerei, des übertriebenen Goethecultus. Wüßten die Ankläger nur, mit welcher Bescheidenheit wir, die wir es mit der Forschung ernst meinen, solche Beiträge zum Leben und Wirken unserer Denker und Dichter betrachten. Sie sind uns nie Selbstzweck, sondern dienen nur als kleine Bausteine zur Errichtung des Tempels unserer Literaturgeschichte. Aber das Gebäude könnte nicht in vollendeter Gestalt erstehen, wenn die Materialien nicht vollkommen und die Bauleute nicht über jeden kleinen Theil des Grundrisses unterrichtet wären. Darum heißt es auch hier: Achtung vor der ehrlichen Arbeit!

Rudolph Gense in Berlin.

Motto:

Schickt nur Gefahr von Osten bis zum West.
Wenn Ehre sie von Nord und Süden kreuzt.
Shakespeares Percy.

Ob hier von Nord und Süd, von Ost und Westen
Die thät'gen Geister sich zusammenfanden —
Woher sie kamen: immer sind's die Besten,
Wenn sie zu würd'gen Zielen sich verbanden.

Georg Herland in Straßburg.

Cultur- und Naturvölker scheinen in Leibesbeschaffenheit und Sitte, in Recht und Religion völlig heterogen zu sein; ein genaueres Studium aber lehrt uns allwärts Uebergänge, Entstehung des Einen, des Höheren, aus dem Anderen, dem Niederen, erkennen; und dieses Werden der Menschheit geht durch die Thierwelt in die ersten Anfänge des organischen Lebens zurück. Sieht man nun ferner, wie alles organische, wie auch das Wesen und die Entwicklung der Menschheit völlig abhängig ist vom Unorganischen, wie Pflanzen-, Thier- und Menschenleben auf den Eigenschaften und Kräften des Erbkörpers beruht, ja vielfach nur Function desselben ist: so zeigt sich uns eine Einheit der tellurischen Entwicklung, die uns ebenso sehr in Staunen setzt, als sie uns zu erheben vermag.

Rudolf Gneist in Berlin.

Wie der Einzelne das Gleichgewicht und die Versöhnung seiner Interessen mit den Pflichten gegen seinen Nächsten findet, so wird auch die Gesamtheit diese Versöhnung wieder finden: aber der Weg dazu geht durch Zweifel, Kampf und entschlossenes Handeln.

Karl Goedecke in Göttingen.

Den Dichtern, die in deutschen Landen
 So jetzt wie früher aufgestanden
 Und sich den frischen Kranz erfungen,
 Der ewig um die Schläfen blüht,
 Hat euer Herz, ihr Frau'n geglüht;
 Von euren Händen ward geschlungen
 Zum ew'gen Kranz das grüne Laub;
 Doch weh, wenn ihr dem Dichter taub
 Den Rücken fehrtet! Hartes Loos!
 Er sinkt in des Vergessens Schooß,
 Und keines Mannes Preis erweckt
 Ihn aus dem Staube, der ihn deckt,
 Der tief ihn deckt und hoffnungslos.

Vor euren Blicken liegt es offen,
 Was in des Wortes Knospe schwillt,
 Im tiefsten Grame sel'ges Hoffen
 Und was geheim im Herzen quillt,
 Euch rührt der Blume stumme Seele,
 Des Maienabends lauer Duft,
 Euch singt vertraut des Vogels Kehle
 Im Schattengrün, aus blauer Luft.
 Was will des Morgens Kühler Schauer,
 Der vor dem lauten Tag erwacht?
 Ihr fühlt es, fühlt die linde Trauer
 Der ahndungsvollen Mondennacht;
 Und in der gold'nen Schrift der Sterne,
 Die wunderbar aus dunkler Ferne
 Die Menschenseele tief erfüllt,
 Liegt kein Geheimniß euch verhüllt;
 Ihr schaut in menschlichen Geschicken
 Das Gute gut, das Reine rein,
 Ihr schaut es mit der Liebe Blicken,
 Und wahrhaft schaut die Lieb' allein.
 Im Sonnenblicke reiner Frauen
 Fühlt sich die Seele jung erregt;
 Ein Auferwecken ist ihr Schauen
 Des Schönen, was die Welt bewegt.

Rudolph von Gottschall in Leipzig.

Ihr süßen Träume lockt mich wieder,
 Der Ruhm, das Echo meiner Lieder,
 Die Hoffnung auf den schönern Kranz:
 Mir dämmern leise aus der Ferne
 Der Jugend längst erblichne Sterne —
 Ersehnen sie erneuten Glanz?

O aller Ruhm ist eitles Wähnen,
 Der Chau des Lorbeers sind nur Thränen

Die Täuschung bleibt, das Glück entflieht.
Schreibt neuen Namen zu den Sternen,
Man wird ihn doch vergessen lernen,
Wenn drüber hin die Wolke zieht.

Was will ich thöricht mich erheben?
Ein kläglich Ding ist alles Leben,
Das stolz sich selbst genügen will.
Es gilt in's All sich zu versenken
Und seine Räthsel durchzudenken: .
Das macht die Seele groß und still.

Klaus Groth in Kiel.

Hoch oder platt,
Drög oder natt,
Beer oder Win,
Groß oder fin —
Awer echt mutt et fin.

Otto Gumprecht in Berlin.

Darf man die Künstlerseele das Instrument nennen, auf dem Leben und Welt spielen, so gleichen außerordentliche Schicksale gewaltigen, durch die Saiten brausenden Stürmen. Je kräftiger und reicher das von ihnen bis auf den Grund erschütterte Gemüth geartet ist, um so voller und mannigfaltiger wird es aus ihm hervorklingen. Freud und Leid sind erstaunliche Musikanten, erst unter ihren starken Griffen offenbart jenes Instrument den ganzen Umfang des ihm innewohnenden Vermögens.

Robert Hamerling in Graz.

Bedächtig schritt und träge die Zeit nach ihrem Ziel,
Als in des Schriftthums Reiche noch waltete der Gänsekiel.
Er hat die Welt erobert, seit er in Stahl sich kleidet,
Seit er des Pfeiles Schärfe gewann, die sicht und schneidet.
Nun ist der Waffen kleinste, doch furchtbarste die Feder:
Und wer sie weiß zu führen — streitbar, ein Mann sei Jeder!
Wir danken nicht Kanonen allein und Schwert und Speiß,
Wir danken auch die Feder dem Gott, „der Eisen wachsen ließ“.

Ednard Hanslik in Wien.

Allüberall in Nord und Süd
Wird viel zu viel Musik getrieben, —
Wohl uns, daß nicht in „Nord und Süd“
Wird allzuviel davon geschrieben!

Ednard von Hartmann in Berlin.

✓ Fertigkeit, Bildung, Talente sind ein schöner und werthvoller Schmutz des Menschen, aber höher schon steht der Geist, der sie verwerthet, noch

höher das Gemüth, in dessen Tiefe sie wurzeln, am höchsten der Charakter, diese Felsengrundlage für das Erdreich des Gemüthes und alle seine Blüten und Früchte. Wichtiger als das Hervorragende in einer dieser Eigenschaften ist wiederum die Harmonie aller, und diese läßt sich von jedem erringen, der ernstlich und eifrig nach ihr trachtet.

Hermann von Helmholtz in Berlin.

Wie oft ist das menschliche Leben schon mit der Flamme verglichen worden! Und doch wird es selbst verständigen und wohlunterrichteten Personen oft genug schwer, die wichtigste Bedeutung dieses Gleichnisses voll zu fassen. Daß die Flamme, obgleich ein anscheinend ruhig fortbestehendes Gebilde von wenig veränderlicher Form und Zusammensetzung, sich immer neu aus neuen Dämpfen des verbrennenden Oels und neu hinzuströmender Luft aufbaut, daß sie nur ein Wirbel ist, in den immer anderer Stoff hineingerissen wird, zeigen alltägliche Erfahrungen, wie die eingehendste wissenschaftliche Untersuchung. Daß aber der Mensch gerade in dieser Beziehung die vollständigste Aehnlichkeit mit der Flamme hat, daß fortdauernder Wechsel des Stoffes höchstens für einige seiner untergeordneteren Organe, die kaum Theil am Lebensproceß haben, wie Zähne und elastische Fasern, zweifelhaft sein kann, widersetzt der Gewöhnung, sich hinter Allem, was fortbesteht, einfach eine bleibende stoffliche Unterlage zu denken. In Wahrheit ist aber auch im Menschen das, was als Individuum dauert, nicht das Fleisch, aus dem er in diesem Augenblick besteht; auch er ist in der That nur eine bleibende Bewegungsform, ein Wirbel, in welchen immer neuer Stoff hineingezogen und wieder ausgeschieden wird.

Die Physik lehrt uns außer Flammen und Wirbeln mancherlei solche Bewegungsformen kennen, die in rastlos wechselndem Stoffe ausgeprägt, doch unter Bewahrung der zartesten Eigenthümlichkeiten ihrer Form fortbestehen. Wenn die Lichtwellen Jahrzehnte und Jahrhunderte hindurch unermessliche Strecken des Weltraums durchzogen haben, ist ihre Schwingungsweise noch so wenig geändert, daß sie, im Prisma zerlegt, die genaueste Kunde von der chemischen und physikalischen Beschaffenheit ihres Ursprungsortes geben. Noch bedeutsamer ist die Lehre, welche uns das Telephon in dieser Beziehung giebt, eine Lehre, die ein überlegender Kopf freilich längst vor der Erfindung desselben hätte finden können. Die Nervenregungen des Sprechenden oder Singenden erzeugen Schall, d. h. elastische Schwingungen der Luft, die sich mit getreuer Bewahrung ihres Klanges fortpflanzen. Diese werden erst auf den Magneten, dann auf den Kupferdraht des Telephons übertragen. Im Magneten werden sie zu schnellen Wechseln in der Stärke seiner Magnetisirung; im Drahte entspricht ihnen ein Hin- und Herfließen der Elektrizität, eine Art von elektrischer Wellenbewegung. Aber am anderen Ende der Leitung setzen sich die elektrischen Schwingungen wieder in magnetische, diese in elastische der Luft um. Letztere treffen das Ohr

des Hörers und werden wieder Nervenregungen, und schließlich gelangen die feinsten Schattirungen der Empfindung des Sprechenden oder Singenden hinüber in die Seele des Hörers. Die erregte Bewegung hat ihre Formeigenthümlichkeiten bewahrt, trotz dreimaliger Uebertragung und Rückübertragung auf anderen Stoff mit vollständiger Aenderung ihres Wesens.

Bewegungsformen können also ihre Form und Besonderheit auch wahren, wenn sie gezwungen werden, in ganz veränderter Weise auf anderen Stoff überzugehen, und können wieder auferstehen in alter Form, wo sie die alten Bedingungen wiederfinden. Das lehren uns selbst diese verhältnißmäßig wenig verwickelten physikalischen Vorgänge.

Wilhelm Herz in München.

Die Götter mag erfreu'n, was ohne Zeit besteht:
Wir, selber flücht'gen Stoffs, — uns reizt nur, was vergeht.

Paul Heyse in München.

Ein seltsam Ding um solchen Rout,
Wo Jeder des Nachbarn Nase beschaut
Und selten mehr von ihm erfährt,
Als daß er „mit dazugehört!“

Ernst Hirschfeld in Königsberg.

Unsere Natur läßt sich zu ihrer Ehre nun einmal nicht darin irre machen, daß sittliche und geistige Größe zu einander gehören: denn unwillkürlich möchten wir immer zugleich verehren, wo wir bewundern.

Hans Hoffmann in Berlin.

Der Dichter braucht kein patriotischer Volksredner zu sein. Durch eine wahrhaft gute Dichtung, mag sie ihren Stoff auch aus den fernsten Zeiten und Landen holen, wird das Nationalgefühl mehr gestärkt und der Nationalehre mehr aufgeholfen als durch Duzende von mittelmäßigen Kriegsgefangen. Goethes „Iphigenie“ gehört zu den größten patriotischen Thaten.

Franz von Holkenborn in München.

„Colonisation“ bedeutet das Fortpflanzungs- und Abstammungsverhältniß eines älteren Gemeinwesens zu einem jüngeren. Die Griechen erblickten in diesem Vorgang zunächst den Abschied von der Heimath (πολις), die Römer, denen wir das Wort verdanken, den Anbau des Bodens. Staaten ohne Colonien leben gleichsam im politischen Cölibat.

H. Homburger in Florenz.

Wer Recht hat und nicht Recht behält,
Der kommt nicht weit in dieser Welt;

Wer Recht behält, doch ohne Recht zu haben,
fällt etwas später in den Graben.
Behalte Recht und habe Recht,
Nur das ist sicher, das ist echt.

J. J. Honegger in Bülach.

Wer der Welt etwas zu sagen hat, sage es ihr in schöner Form.

Das Wort ist nicht etwa bloß ein Kleid des Gedankens, das man diesem nach Willkür an- oder ausziehen, nach der Mode wechseln und formen dürfte; es ist sein organischer Leib. Wie der Geist klar, so sollte der Leib schön sein. Wer diesen vernachlässigt, der schädigt jenen.

Das ist eine Wahrheit, die von der Masse der heutigen Schriftstellerwelt zu wenig bedacht wird. Die tiefere formal-ästhetische Bildung des Geistes ist ein Stiefkind unserer gährend-brausenden Zeit.

Hans Hopfen in Berlin.

Ich gehöre nicht zu Denen, welche sich berufen fühlen, an der Menschennatur Schönfärberei zu treiben, und das gerade für Poesie halten. Die Natur lacht solcher Kindereien. Ihr nachahmend nahekommen ist die höchste Kunst.

Wilhelm Jensen in Freiburg i. B.

Es ist nicht wahr, daß das Richtige in der Mitte liegt. Nur die unzweideutige Entschiedenheit, die volle Schlussfolgerung ist die Dienerin der Wahrheit, der die „toleranten“ Leute stets ein Mäntelchen, einen Florschawl, wenigstens ein Feigenblatt umzuhängen suchen, ihre nackte Gestalt zu verbergen. Denn auch im Verkehr mit der Wahrheit sind sie schidlich und haben einen horror nudi.

Rudolf von Ihering in Göttingen.

Je älter ich werde, desto deutlicher werde ich mir der Beschränktheit meines Denkens bewußt, zugleich aber auch, daß dieselbe nicht ausschließlich in mir selber, sondern zugleich in dem Denken der Zeit ihren Grund hat. Ich meine damit nicht das inhaltliche Denken der Zeit: ihre Lebensanschauung und Weltauffassung, die Dinge, die sie sich denkt, und ihr Urtheil über dieselben, sondern den rein formalen Denkapparat. Nur zu oft ist es mir geschehen, daß ich bei meinen wissenschaftlichen Arbeiten mit Vorstellungen rang, die ich nicht zu bezwingen, d. h. in eine einfache, klare Form zu bringen vermochte, und bei denen ich das Gefühl hatte, daß dies nur in dem Mangel gewisser abstracter Anschauungen, Kategorien, Denkformen seinen Grund habe, die in der Zukunft mit dem Fortschritt des wissenschaftlichen Denkens sich einstellen und dann in dem Maß Gemeingut sein werden, daß ein wissenschaftlicher Anfänger Dinge zu erfassen und mit wenig Worten wiederzugeben im Stande sein wird, die ich mit aller

Anstrengung nicht habe bewältigen können. Für den Mann der Wissenschaft hat die Vervollkommnung des Apparats, mit dem er zu arbeiten hat, ganz dieselbe Bedeutung, wie für den Handwerker — ein mittel-mäßiger Handwerker leistet mit den vervollkommenen Werkzeugen der heutigen Zeit Besseres, als der Beste mit den unvollkommenen zur Zeit Karls des Großen.

Der Handwerker weiß nicht, was er der Vervollkommnung seiner Werkzeuge verdankt, und wie mühsam und allmählich dieselbe hat beschafft werden müssen, der Mann der Wissenschaft sollte es wissen. Ich meinerseits habe es früher nicht gewußt und habe es erst erfahren, als ich der Unvollkommenheit des überlieferten wissenschaftlichen Apparates für die Probleme, die ich mit ihm zu lösen gedachte, inne ward. Es hat mich dabei das Gefühl beschlichen, als wandle ich in einem dunklen Schacht mit einem schwachen Grubenlicht, das nur die allernächste Umgebung dürrtig erleuchtet — ich nehme jenseits derselben schwache Umrisse wahr und ahne die Partien, die dahinter liegen, aber ich kann sie nicht erkennen. Ein helles Licht — und ein blödes Auge sieht, was ich mit aller Anstrengung nicht habe erkennen können.

Ich müßte den schmalen Raum, der mir hier zugemessen ist, überschreiten, wenn ich den Anregungen, welche in dem hier Ausgesprochenen liegen, weiter nachgehen wollte. Das letzte Ziel derselben ist die Aussicht auf den vielleicht erst in ferner Zukunft erbrachten geschichtlichen Nachweis der allmählichen Erweiterung des Denkapparats in den einzelnen Wissenschaften. Es wird sich dabei zeigen, welch' befruchtenden Einfluß die einzelnen Wissenschaften aufeinander, selbst die Naturwissenschaften auf die Geisteswissenschaften ausgeübt haben; ich meinerseits bin mir sehr wohl bewußt, welche Förderung ich für meine wissenschaftlichen Arbeiten den Anschauungen verdanke, die ich den ersteren entnommen habe.

Joh. Kelle in Prag.

Die Sprache ist gleichsam die äußere Erscheinung des Geistes der Völker. Ihre Sprache ist ihr Geist und ihr Geist ihre Sprache. Man kann sie beide nicht identisch genug denken.

Gottfried Keller in Bülrich.

„Ein wolf was flech; do er genas,
Er was ein wolf als er e was.“ (Bonarius.)

Es ist auch kein Gold so gebiegen, wie ein schoseler Kerl in seiner Treue an sich selbst. Wonach sich Jeder achten mag, der in den Wald oder auf den Markt geht.

F. Keller-Leuzinger in Stuttgart.



Wöge „Nord und Süd“ auch mit den nächsten hundert und mehr Nummern den wohlverdienten Ruf sich wahren, die vornehmste unserer Revuen zu sein, sich selbst zur Ehr', Andern zur Lehr'!

Alfred Kirchhoff in Halle.

In China heißt's: „ich Ost, du West“,
Wenn zwei sich nicht vertragen.
In Deutschland deutet „Nord und Süd“
Nicht mehr auf zwistiges Klagen.
Der Norden dünkt sich nicht mehr so klug,
Der Süd sich nicht so gemüthlich,

Als wüchse Verstand nur nördlich vom Main,
 Ein warmes Herz doch nur südlich.
 Der Brückenfluß, der liebliche Main,
 Er sollte die trennende Linie sein?
 Er verbindet von jeher Süd und Nord!
 Verstand wie Herz sind am gleichen Ort.
 Auf dem rechten Flecke der Deutsche sie hat,
 Der „helle“ Sachs' wie der Baier.
 Berlin ist nicht blos kalter Verstand,
 Nicht nur im Süd klingt die Feier.
 Vereint im eisernen Waffengang
 Das neue Reich ward errungen,
 Und Kamerun, Kaiser Wilhelms-Land
 Sind Schätze, der Eintracht entsprungen.
 Drum ein frohes Glück auf diesen Blättern auch,
 Die auf „Nord und Süd“ sich benannten!
 Falls in freundlichem Kleid sie der Wissenschaft
 Weg bahnen in deutschen Landen
 Dazu gesellend das Gold der Kunst,
 Hoch haltend der Einheit Gedanken —
 So werden sie wie die Jahre daher
 An Lesermangel nie krankten!

G. Klebs in Bücking (Höttingen).

Loze, unser großer Philosoph, der bekanntlich als Mediciner begann und ein grundlegendes Handbuch der allgemeinen Pathologie geliefert hat, grundlegend soweit es sich um die Feststellung der Begriffe handelt, hat sich unter anderen auch über die Möglichkeit einer Idealdefinition der Krankheit ausgesprochen und dabei das zu seiner Zeit lebhaft verteidigte Princip des Kampfes, der selbstständigen und selbstbewußten Abwehr des Schädlichen mit Recht als eine das Wesen des Krankheitsbegriffs durchaus fälschende Idee verworfen. Dagegen läßt sich an der Hand der darwinistischen Weltanschauung die Krankheit als ein Glied jener großen Kette von Erscheinungen auffassen, welche aus dem natürlichen Widerstreit alles Lebendigen unter sich und mit dem Unbelebten hervorgeht und ein wichtiges Stück in dem großen Gemälde von Darwin, genannt „Der Kampf um das Dasein“, darstellt. So hätte die Krankheit, diese noch immer etwas mißachtete Schwester der anderen biologischen Vorgänge, welche sich mit dem Namen der Normalen schmücken, doch eine allgemeinere, ideale und ethische Bedeutung, die allerdings viel Ähnlichkeit besitzt mit der Deutung der Kriege, als einer heilsamen Erscheinung, welche wir vor einigen Jahren aus dem Munde eines großen Strategen vernahmen. Historisch betrachtet hatte diese Anschauung allerdings Berechtigung; denn die Geschichte lehrt uns, daß die verheerenden Wirkungen von großen Seuchen ebenso reinigend und umgestaltend auf die Menschheit wirkten, wie die großen Kriege.

Ludwig Knans in Berlin.

Freund, sieh auf Dich,
 Und nicht auf mich,
 Und fehle ich,
 So bess're Dich.

Karl Koberstein in Dresden.

Noch immer wird es den Hohenzollern, namentlich Friedrich dem Großen, zum Vorwurf gemacht, daß sie der vaterländischen Dichtung geringere Förderung angedeihen ließen als andere, minder mächtige Fürsten des Reichs. Preußens Könige aber hatten von dem Sieger bei Jena als nächste und dringendste Aufgabe ihres deutschen Berufes die überkommen: erst die schlummernden Kräfte ihres durch den dreißigjährigen Krieg erschöpften Staats auf's Neue zu wecken und aus lösen, einander widerstrebenden Bestandtheilen ein Volk zu schaffen, gesund, sparsam und waffenfreudig wie sie selber. Das haben sie in mühseliger Arbeit treu gethan und dadurch zur Blüthe unserer schönen Literatur mittelbar vielleicht mehr beigetragen, als wenn sie nach dem Vorbilde eines Augustus oder Ludwigs von Frankreich die dichterischen Genien ihrer Zeit um sich versammelt und mit Jahrgelbern begnadet hätten.

Max Kreher in Berlin.

Ein Orkan kann die Erde wohl erschüttern, aus ihren Angeln aber vermag er sie nicht zu heben. Ebenso geht es einem starken Geist: die Widerwärtigkeiten des Daseins und die Gemeinheit der Menschen können an ihm rütteln, daß er schwankend wird — beugen werden sie ihn nicht! Wie der elastische Stahl, wenn man ihn mit Gewalt biegt, mit doppelter und dreifacher Kraft zurückschnellt, so zeigt auch der starke Geist dort den größten Widerstand, wo er am meisten zu kämpfen hat.

Heinrich Kruse in Bückeburg.

Der echte Kenner ist ein felt'ner Gast,
 So selten wie der wahre Künstler fast.

Isolde Kurz in Florenz.**Der Verbannte.**

Hilflos steht sich im All das Ich, das sterbliche, arme,
 Rings von Klüften umgähnt, ewig und ewig allein,
 Aber die Liebe findet den Steg und naht dem Verbannten,
 Ehe den Spruch des Exils milde der Tod widerruft.

Sprache.

Sprache erschuf sich der Geist wie der Schneef sein Gehäuf, da drinnen
 Wohnt er verkrochen und streckt neckisch die Fühler heraus.

Aphorismus.

Bleibt mir mit Spruch und Sentenzen vom Hals, denn was du auch bringest,
Anderer haben es schon früher und besser gesagt.
Erblich Gemeingut sind von Alters her die Gedanken,
Nur deine Sinne sind dein, Dichter, und dein ist das Lied.

Ludwig Laistner in München.

Das Unveränderliche.

Ihr Herz verloren
So Weise wie Choren;
Den Kopf zu verlieren,
Kann dem Besten passiren:
Sich selbst verlieren — fertig bringt's allein,
Wer klug genug ist, um so schlecht zu sein.

Ednard Graf Lamezan in Wien.

Zweierlei Wege giebt es, die Welt zu erfassen und sich zu eigen zu machen, entweder, indem man sie zu beherrschen, und, was sie ist und was sie bietet, im Genuße zu ergründen strebt — oder, indem man ihr innerstes Wesen zu verstehen sucht. Der erstere steht nur wenigen offen und das Ziel, das er erreichen kann, ist nur ein engumschränktes, mit dem Tage vergehendes; der letztere aber ist Jedem zugänglich und sein Endziel, freilich bisher nur von wenigen Auserlesenen — oder von Keinem? — erreicht, umfaßt nebst dem Umkreise dieses Erdballs auch die fernsten Sphären des ganzen Weltalls und darüber hinaus die unendlichen transcendenten Welten, welche der Mensch in seinem speculativen Sinne erdacht, zertrümmert und immer wieder aufgebaut hat. Kein Wunder ist's darum, daß die Menschheit überhaupt, und in ihr die Besten voran, stets nur den zweiten dieser Wege dauernd beschritten hat, daß diese dem Genuße freudig entsagen und nur Erkenntniß suchen. All' das Sinnen und Grübeln, all' das Forschen und Trachten, die Geistesarbeit der hinabgesunkenen Jahrtausende hat zuletzt doch nur den Einen Zweck gehabt: das zu gewinnen, was sich in dem Worte „Weltanschauung“ ausdrückt. In diesem Sinne nun kann jeder Einzelne zu der stets erneuten Arbeit der Menschheit sein redlich Theil beitragen. Mag das Sandkorn an Erkenntniß, das er zu dem gewaltigen Baue herbeischleppt, noch so klein und unscheinbar sein — es mehrt und stützt das Werk der größeren Geister; es kommt, wenn er in's Grab gesunken, den spätern Kämpfern zu Gute; und darum soll man auch des geringsten Arbeiters, wo es sich um so Großes handelt, mit Sympathie gedenken.

Adolph L'Arronge in Berlin.

In schlichter Form ein kerniger Gedanke —
Er wurzelt, blüht und setzt in Frucht und Ranke
Sich segnend fort.
Ein kräftig Wort!

Gedankenarmuth, kümmerliche Keime,
 Sich künstlich blühend, klingelndes Gereime —
 Ein klein Gedicht!
 Wer kann das nicht!?

M. Lazarus in Berlin.

In den Individuen sind die Gedanken wie die Handlungen eines Zeitalters zerstreut, unfertig und widersprechend; in der Gesamtheit aber bilden sie die Harmonie und selbst ein System der Cultur, in welcher auch das Verschwindende bleibend, das Alltägliche werthvoll und das Nützliche bedeutsam ist, um sie zu charakterisiren.

Rudolph Lindau in Berlin.

Es ist lehrreich zu beobachten, wie dieselben Menschen die Kinder armer Leute und die Hunde großer Herren behandeln.

Hermann Lingg in München.

Zerriß'ne Wolken glüh'n im Abendlichte,
 Es sind die Sonnenblumen, die der Tag
 Zerpflückt hat und damit die Nacht bekränzt;
 Die Nacht! Ein Schauer rieselt durch die Wogen
 Des weiten Meers und eine bange Schwermuth
 Bemächtigt sich der Seele — wie das Dunkel
 Vom Thal heraufwächst am Gebirg', so wölkt
 Sich immer höher über uns ihr Schatten,
 Je höh're Zahl von Jahren wir erreichen . . .
 Beneidenswerth ist, wer für and're Wesen,
 Wer für ein Liebes lebt und kämpft und leidet;
 Wer für sich selbst nur lebt ist arm. —

Hermann Coewenfeld in Berlin.

Lieber erröthen als verleugnen.

Raphael Coewenfeld in Breslau.

Nie folge blind des Herzens Triebe,
 Nie leite Dich Verstand allein,
 Laß nie Dein Urtheil ohne Liebe,
 Nie Deine Liebe ohne Urtheil sein.

Ferd. Lotzeisen in Wien.

Die Literaturgeschichte eines jeden Volkes zeigt nur kurze Epochen der Blüthe zwischen langen Zeiträumen verhältnißmäßiger Ermattung. Der Historiker, der es unternimmt, die literarische Arbeit einer Nation zu schildern, würde gar leicht entmutigt, wenn er nicht, selbst durch die scheinbar unfruchtbaren Perioden hindurch, einen steten Fortschritt in der Entwicklung des Geisteslebens verfolgen könnte.

Wilhelm Lübke in Karlsruhe.

Armselige Zeit, die überall Janitscharenmusik verlangt und für den teutschen Adel einer in schlichten Formen und mit bescheidenen Mitteln schaffenden Phantasie keinen Sinn mehr hat!

H. Magnus in Breslau.

Der Arzt bedarf für die Ausübung seines Berufes nicht nur genauer Kenntniß der Natur und technischer Fertigkeit, sondern vor Allem innigen Mitgefühls mit dem leidenden Menschen.

Gabriel Max in München.

Componiren gleicht dem Verliebtsein, Ausführen dem Verheirathetsein!

Adolf Menzel in Berlin.

Nulla dies sine linea, d. h. Exerciren, Exerciren, Exerciren!

Jürgen Bona Meyer in Bonn.

Es ist besonders in unserer Zeit nicht leicht, zugleich ein Mann der Wissenschaft und des gemeinnützigen Wirkens zu sein. Die Aufgaben des Ersteren fordern Sammlung und Ruhe, der Letztere darf die Berührung mit dem unruhigen Zank der Parteien nicht scheuen. Der Ersterer kommt sicherlich am weitesten, wenn er nur eine Leidenschaft kennt, die reine Leidenschaft unbedingtester Wahrheitsforschung; der Letztere wird in dem häufigen Kampf mit der Schlaueit und der Gemeinheit eigennütziger Berechnung und Herrschsucht von Haß und Liebe auch noch zu anderen Leidenschaften getrieben werden. Der Dienst des Ersteren gilt ideal dem Ewigen, der Letztere muß sich oft genug begnügen, dem zeitlich Erreichbaren dienstbar zu sein. Die Freuden der Erkenntniß genießt Jener für sich auch dann, wenn Andere die von ihm gefundene Wahrheit als solche noch nicht anerkennen; die Freuden des Erfolges hängen bei Diesem wesentlich von Verhältnissen und anderen Menschen ab, und nur der Trost, das Beste gewollt zu haben, bleibt ihm jedenfalls.

Demnach begreift sich's wohl, daß die Männer der Wissenschaft sich so gern auf sich selbst und ihr Studium zurückziehen und den Kampf gemeinnützigen Wirkens den Männern des sogenannten praktischen Lebens überlassen; aber es ist gewiß nicht gut, wenn dies Verhalten zur allgemein gültigen Regel erhoben wird. Es behält sein Gutes, wenn auch Männer der Wissenschaft mit reinsten Wahrheitsliebe und sorglich gepflegter Gewohnheit sachlichen Urtheils an den Kämpfen des öffentlichen Lebens der Zeit theilnehmen, und die Wissenschaft selbst kann durch diese lebendige Verbindung ebenso viel gewinnen wie das sociale Volkswohl. Man sollte sich daher freuen, daß es in unserem Volke stets Männer gab, welche diese schwere Verbindung doppelter und einander leicht widersprechender Pflichten aufrecht zu halten suchten; und man sollte besonders in unserer Zeit, die solcher Verbindung

mehr als jede frühere Zeit bedarf, nicht so oft dem Widersinn verfallen, solche Männer überall aufzusuchen und zu gebrauchen und doch sofort bei jeder Differenz mit ihnen sie als abstracte und unbrauchbare Theoretiker zu belächeln oder gar zu verhöhnen und andererseits ihr gemeinnütziges Wirken als Abbruch an der Wissenschaft, als Heraustreten aus der Kaste zu verschreien.

Paul Meyerheim in Berlin.

Bilder werden merkwürdigerweise oft durch die Ohren gesehen.

Es giebt Künstler, die, wenn sie nach einem geposteten Modell arbeiten, glauben, die Natur vor sich zu haben.

Emil Naumann in Weimar.

Ich sende Ihnen zu Ihren hundert Festen von „Nord und Süd“ meinen herzlichsten Glückwunsch. Als Musiker freute ich mich stets über Ihr darin hervortretendes „Dirigentalent“, Ihr Bestehen auf „gute Composition“ und „feine Durchführung“, sowie über die unter Ihren „Mitwirkenden“ waltende „Harmonie“, und zwar um so mehr, als ja Jeder in Ihrem Orchester an seinem Platze die „erste Violine spielt“. Ein Bravo, Bravissimo also! Möge es so weiter gehen: Da Capo, dal Segno in Infinito!

H. Oelschläger in Weimar.

Das Wort.

Mußt berauscht heut jede Seele,
Mußt entzündt heut jedes Ohr;
Concert und Oper führt die Schwärmer,
Solisten und Orchesterlärmer
Bacchantisch zum Olymp empor.
Das Wort? Wer lauscht ihm noch? Doch schuf einst
Das Wort die Welt — das bleibt sein Ruhm.
Das Wort läßt nicht die Welt zerfallen,
Und wer es handhabt, übt vor Allen
Der Menschheit Hohepriesterthum.

Georg von Oerßen in Marseille.

Altern heißt unlustig werden zu der Schmiedearbeit an dem eigenen Schicksal.

Das Alter hat zwei Rücken, Erinnerung und Erfahrung, an denen es sicherer einherwandelt und zuweilen auch stattlicher, als die Jugend in ihrer frischen ersten Kraft vorwärts kommt.

L. Freiherr v. Ompteda in Wiesbaden.

Ich erlebte nicht nur, um zu schreiben; aber ich schrieb nur, was ich erlebte.

Fr. Pecht in München.

Allgemeingültigkeit in der Kunst erringt nur das, was im höchsten Grade national ist.

Ludwig Pfau in Stuttgart.

Proserpina.

(1868.)

Proserpina, hinweggeführt vom Gatten
Aus Lenz und Licht zur Unterwelt, zur dunkeln,
Auf ihrem Thron, umgeben von Homunkeln,
Sehnt sich zurück zu den besonnten Matten.
Da will ihr Zeus von Frist zu Frist gestatten,
Emporzusteigen, wo die Goldranunkeln,
Die Purpurrosen aus dem Grünen funkeln,
Daß sie geneset von dem Reich der Schatten.
Nun wandelt sie getrost durch Nacht und Schweigen:
Abwechselnd zwischen Freude und Entsagen,
Weiß sie mit Huld ihr Doppelloos zu tragen.
Willst nicht auch Du aus Deinem Orkus steigen?
Ich bin kein Zeus, doch weiß ich Deinem Leben
Von Frist zu Frist die Sonne heimzugeben.

J. v. Pflugk-Karttun in Tübingen.

Nec spe, nec metu.

Adolf Pichler in Innsbruck.

Zum 1. Juli.

Jener Strauß ist der schönste, wo selbst die grünen Blätter, welche den farbigen Blüthen beigegeben sind, für das Ganze nothwendig erscheinen und ihm Schmuck leihen.

Ludwig Pietsch in Berlin.

„Was man in der Jugend wünscht, hat man im Alter die Fülle“ — es ist ein tröstliches Wort. Leider kann es auf unbedingte Gültigkeit keinen Anspruch machen. Die Einen erleben das Alter gar nicht, welches ihnen das in der Jugend entbehrte und geträumte Glück bringen soll. Andere gehen alt und wohlbetagt aus der Welt — und haben in der zweiten Hälfte ihres Lebens so wenig von all dem Herrlichen und Golden, das Welt und Leben den Lieblingen der Götter gewähren, gesehen, erfahren und genossen, wie in der ersten. Noch Anderen aber scheint sich der Satz zu bewahrheiten: was ihre jungen Herzen ersehnten, ist ihnen in alten Tagen „in Fülle“ zur Verfügung gestellt. Alles, was das Dasein verschönen kann, scheint ihnen zum Eigenthum gegeben. Aber mit der Jugend ging ihnen auch die Lust und Fähigkeit, dieser Schätze froh zu werden, die Kraft, sie zu ergreifen und die Gelegenheiten zu nützen, unwiederbringlich verloren. Was helfen die schönsten verlockendsten Speisen, wenn die Zähne fehlen, sie

zu zerbeißen, der Magen, der sie verträgt?! Und so ist es mit allen anderen guten Gaben dieser Erde. — Dem aber allerding's fiel das glücklichste Loos, dem ein Alter gegeben ward, das frei blieb von den damit gemeinhin verbundenen Gebrechen und Mängeln; und in demselben der Besitz des in der Jugend vor Allem Gewünschten zugleich mit der Fähigkeit, es im ganzen Umfange zu genießen.

Carl du Prel in Mündjen.

Der Mensch läßt sich nicht in der Weise monistisch erklären, daß wir die beiden Seiten seines Wesens, Natur und Geist, aus einander ableiten. Bei dem Versuche, ein solches Causalverhältniß herzustellen, gerathen Spiritualisten und Materialisten in Widerspruch mit den Thatfachen. Wir müssen also beide Wesensseiten als Ausfluß eines gemeinschaftlichen Dritten ansehen. So erklären sich die zahlreichen, formalen und inhaltlichen Analogien zwischen dem organischen und geistigen Leben des Menschen. Zeising hat bewiesen, daß der Mensch nach dem Formalprincip des goldenen Schnittes eingetheilt ist, nach welchem unbewußter Weise auch die griechischen Tempel und gothischen Dome erbaut wurden; andererseits hat Rapp bewiesen, daß wir in unseren technischen Apparaten unbewußter Weise organische Vorbilder unseres Leibes copiren. Daraus geht hervor, daß das Princip, welches in uns denkt, identisch ist mit jenem, das uns organisch gebildet hat. In der Verlängerungslinie dieser Anschauung liegt aber nicht der Pantheismus, sondern die Seelenlehre, die aber monistisch wird, weil sie Natur und Geist im Menschen gemeinschaftlich umfaßt. Unserer Erscheinungsform liegt ein transcendentes Wesen zu Grunde, welches individuell, wollend und erkennend ist.

Es ist leicht einzusehen, daß eine solche Weltanschauung, die den Menschen auf die eigenen Füße stellt, auch berufen ist, die Krankheitskeime unserer socialen Zustände zu beseitigen, und daß sich auch hier der Zusammenhang des Wahren mit dem Guten bewährt. Wie jeder socialen Krankheit in letzter Instanz irrthümliche Ansichten über die Welt und unsere Stellung in ihr zu Grunde liegen müssen, so kann auch sociale Gesundheit nur auf der philosophischen Unterströmung wahrer Vorstellungen sich einstellen.

W. Preyer in Jena.

So wichtig es für den Naturforscher ist, bei dem Verfolgen fruchtbarer Gedanken über die Erfahrung hinaus seine Einbildungskraft zu zügeln, so gilt doch dasselbe in noch höherem Grade, wenn er Thatfachen feststellen und wenn er das Gefundene darstellen will. Die Phantasie muß in dem Augenblick erlöschen, wo der Verstand seine ordnende Thätigkeit beginnt. Anderenfalls wäre Verwirrung statt Aufklärung, Täuschung statt Erkenntniß die Folge. Dennoch hat die Phantasie in der Naturforschung eine sehr große Bedeutung als Mittel zum Entdecken und Erfinden. Ein Einblick in

den Zusammenhang der Erscheinungen wird niemals gewonnen ohne diesen Pfadfinder.

Gustav zu Putlitz in Karlsruhe.

Als mir des Lebens Lenz erglühete,
Wie war die Welt voll Licht und Glanz;
Ein jeder Tag schien neue Blüthe
Und jedes Jahr ein voller Kranz.
Die Zeiten wurden trüb' und trüber;
Der Herbst trat an des Sommers Statt,
Und schneller fliegt ein Jahr vorüber;
Doch jeder Tag — ein fallend Blatt.
Und doch, wer darf im Herbst klagen,
Wenn ihm, von Sturmes Dräu'n durchbebt,
Die dürrn Blätter fallend sagen:
„Wir haben unsern Lenz gelebt.“

Alberta von Puttkamer in Straßburg.

Trost der Gerechtigkeit.

So tief ist keine Nacht, ein Stern entglüht ihr doch;
So dunkel kein Geschick, so schmerzenreich kein Joch,
Daß ihm die Seligkeit mit einem Götterstrahl
Gelichtet nicht zum Tag die Finsterniß der Qual.
Und also schattenlos entstrahlt dir auch kein Glück,
Es läßt der hellste Tag die Dämmerung zurück —
Und jedes Sonnenlicht malt auf den Boden Schatten,
Und einmal trifft der Reif die blumenvollsten Matten.
Im selben Kreislauf schwingt sich ewig die Natur:
Dem Wachen folgt der Schlaf, die Nacht der Sonnenspur;
Es schließt im Ring des Seins sich Häßliches an's Schöne,
Die Rose an den Dorn, das Lächeln an die Thräne;
So gleichend ist der Schritt in uns'res Schicksals Gänge,
Daß selbst im Paradies lag tief versteckt die Schlange.

Paul Radestock in Breslau.

In unseren Vorstellungen spiegeln sich die Gegenstände und Erscheinungen der Welt; das Gefühl bezeichnet den persönlichen Antheil, welchen wir an den Eindrücken, Ereignissen und Vorgängen nehmen, den Zustand der Lust oder Unlust, in welchen unser Bewußtsein durch das innere Geschehen versetzt, die Art und Weise, wie unsere Seele von den Empfindungen und Vorstellungen in Folge von deren Inhalt, Stärke, Verlauf und Verbindung ergriffen, erregt und bewegt wird; der Wille aber, welcher mit den Gefühlen und Gemüthsbewegungen in innigster Beziehung steht, reagirt, je nachdem wir eine angenehme Erregung verlangend wünschen, oder eine unangenehme zu meiden und zu beseitigen suchen, als Begehren oder Widerstreben auf die äußeren Eindrücke, sowie die im Bewußtsein erzeugten und erneuerten Vorstellungen, beherrscht dieselben als Aufmerksamkeit, indem er

ihnen entweder größere Stärke und Macht verleiht, oder sie unterdrückt und verdrängt, trifft zwischen ihnen eine Wahl und bestimmt ihre Verbindung oder Trennung, lenkt und leitet den Gedankengang, wie er andererseits Bewegungen und Handlungen erzeugt und dadurch Veränderungen in der materiellen, sichtbaren Welt hervorbringt. Wohl dem Menschen, dessen Vorstellungen einen hellen, reinen, ungetrübten Spiegel bilden und dem inneren Auge die Dinge, Eigenschaften und Verhältnisse klar und deutlich vorführen; der großer weittragender Gedanken wie schöner, edler Gefühle fähig und voll ist, ein tiefes Interesse nicht nur zu fassen und zu entwickeln, sondern auch treu und dauernd zu bewahren vermag; dessen Gemüth die kleinen Leiden und Freuden des täglichen Lebens nur leicht und flüchtig, aber ernste, wahrhaft bedeutende Ereignisse und Erlebnisse stark und nachhaltig erregen; dessen Wille endlich in der vom Gefühl vorgezeichneten Richtung energisch und ausdauernd wirkt, von guten und edlen Motiven geleitet, die mit klarem Bewußtsein entworfenen Pläne zäh festhält, bestimmte, große Zwecke trotz aller entgegenstehenden Hindernisse rastlos verfolgt, in unermüdlichem, kraftvollem und doch ruhigem Ringen die Verwirklichung hoher Ideale erstrebt!

A. R. Rangabé in Berlin.

Die Kunst.

Die Kunst, Musik der Augen, süß Geschenk
Der Götter, labt die Seele und erhebt sie;
Und weil der Seele Ursprung göttlich ist,
Liebt sie das göttlich Schöne, das Vollkommne,
Weil sie vollkommen ist in ihrem Wesen,
Die Grazien leiten sie an Blumenketten
Zu Allem, was anmuthig. Wie die Leier,
Die ein geschicktes Plektron rühret, tönt
Sie dann in himmlisch schönen Harmonien.
So ist die Kunst: Vollkommenheit und Anmuth.
Doch was unschön, nicht rühret und nicht lockt,
Ist fern der Seele und verhaßt den Musen.

Marie von Redwiz in Meran.

Ob du auch nur mit kleinen Stoffen ringst
Wenn du daraus ein Ganzes nur vollbringst.

Oscar von Redwiz in Meran.

Der du schon hundertmal
Im Geistessonnenstrahl
Geknospet und geblüht —
Noch viel Jahrzehnte fort
Steh' fest und unverdorrt,
Du Baum von „Nord und Süd“!

F. Reuleaux in Berlin.

Wer fremde Völker und Sitten gewissenhaft beobachten will, muß alle und jede Voreingenommenheit, alle seine Vorkenntniß hinter sich lassen. Ein nescire aude sei sein Entschluß.

Emil Rittershans in Barmen.

Frühlingsabend am Rhein.

Das ist des Feierabends Stunde.
Im Westen stirbt des Spätroth Strahl;
Die Glocken singen leise im Grunde
Zur Ruh' des Tages Lust und Qual.

Und auf dem Berg die Vöglein singen
Der müden Blumen Schlafgesang —
Der Rhein nur zieht auf Wellenschwingen
Bei Tag und Nacht den gleichen Gang.

Ob ihn die Sonne taucht in Gluthen,
Mit Silber ihn der Mond besät,
Es gleiten seine klaren Gluthen
Dahin in hehrer Majestät.

Am Ufer lockt die Philomele,
Die Rebe winkt — er wandelt still,
Den Traum vom Weltmeer in der Seele,
In dessen Schooß er schlummern will.

Auf dem Drachenfels, 18. April 1885.

Otto Roquette in Darmstadt.

Bilderreichtum und prunkend Gedicht,
Wenn es die Sinne berauscht und befüßt,
Wirkt auf die Länge nicht erbaulich,
Aber das Wort, das einfach, schlicht
Aus dem Gemüth zum Gemüthe spricht,
Klingt uns immer hold und vertraulich.

Wilhelm Roscher in Leipzig.

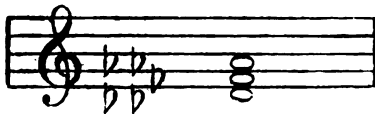
Wenn viele Neuere den Ausdruck „Naturgesetz“ für die wirthschaftlichen Handlungen der Menschen nicht gelten lassen, weil er der menschlichen Freiheit und menschlichen Fortschrittsfähigkeit widerspreche: so kann ich diesen Einwurf nicht zugeben. Ich rede überall von Naturgesetzen, wo ich eine in weiterem Zusammenhang erklärbare Regelmäßigkeit wahrnehme, die nicht auf menschlicher Absicht beruhet. Daß solche Regelmäßigkeiten vorhanden sind, steht fest. Ich erinnere nur z. B. an die sprachlichen Gesetze der sog. Lautverschiebung, wobei die sprechenden Einzelnen sicher ohne Zwang folgen und die Fortschritte der sprechenden Gesamtheit offenbar sind. Oder an die bekannte Thatsache, daß sich in großen Ländern die (gewiß meist freiwilligen) Heirathen und Verbrechen in ihrer Vertheilung auf die verschiedenen Altersklassen weit regelmäßiger von Jahr zu Jahr wiederholen, als die

(gewiß meist unfreiwilligen) Todesfälle. An dem Ausdrücke „Naturgesetz“ halte ich um so unbedenklicher fest, als Niemand den Ausdruck „Natur der menschlichen Seele“ anstößig findet. Aber zu dieser Natur der Seele gehören eben Freiheit und Verantwortlichkeit des Einzelnen, sowie Fortschrittsfähigkeit (bergauß wie bergunter!) der Gattung.

Ob man den unerklärbaren Hintergrund, vor dem unsere Analyse jeweilig stehen bleiben muß, Lebenskraft, Gattungstypus, Volksgeist oder Gedanken Gottes nennt, ist für jetzt wissenschaftlich gleichgültig. Um so nothwendiger im Allgemeinen die Selbsterkenntniß und Ehrlichkeit, welche das Vorhandensein jenes Hintergrundes zugesteht und nicht durch Leugnung desselben den Zusammenhang des Ganzen leugnet, der meistens viel wichtiger ist, als die analysirten Einzelheiten. Ebenso entschieden freilich muß ich gegen Verkehrungsgelüste protestiren, welche die heilige Pflicht der Wissenschaft nicht begreifen, durch immer weiter gehende Forschung jenen unerklärbaren Hintergrund immer weiter zurückzuschieben.

Anton von Rubinstein in Petersburg.

Traurig steht es um die Musikkunst in unserer Zeit. Um das Unergewöhnlichste zu sagen, gebrauchen die Componisten heut zu Tage die ungeheuerlichsten Formeln. Beispielsweise:



und glauben dadurch Ungewöhnliches gesagt zu haben! — —

Ferdinand von Saar in Blansko.

Mit raschem Wunsch streckt der Gemeine
Nach Allem, was da lockt, die Hand —
Erhab'nen Sinns begehrt der Reine
Nur was er seiner würdig fand.

L. von Sacher-Masoch in Leipzig.

Ich möchte glauben, daß Jene, welche das Natürliche mit dem Häßlichen verwechseln, ebenso Unrecht haben, wie Diejenigen, welche das Natürliche mit dem moralischen Bann belegen. Ich habe in der Natur immer die höchste Schönheit, ebenso wie die höchste Moral gefunden.

Adolf Friedr. Graf von Schack in München.

Die Blüthen all', die mir im gold'nen Osten
Wie in Hesperiens Zaubergärten sproßten,
Die in der Jugend ich gepflückt im Süden,
Umdufteten nun den Wandermüden.

Ernst Scherenberg in Elberfeld.

Germania.

Ich las es in den Blättern der Geschichte,
Daß keine aller Mächte je allein
Befähigt sei, ein Volk zu wahrer Größe
Zu führen und es dauernd zu beglücken.

Denn jeder Trieb, der nur nach einer Richtung
In's Ungemess'ne wächst, trägt schon in sich
Den Keim des Todes, und ersticken muß er
Im Uebermaß der eignen Kraftentfaltung.
Nur wo sich Freiheit paarte mit der Macht,
In schönem Gleichmaß innig sich ergänzend,
Wo Kunst und Wissenschaft mit reinem Licht
Die Sinne adeln in dem Dienst der Schönheit,
Mit Schöpferkraft den Menschenggeist erfüllen,
Wo Reichthum quillt aus fleiß'ger Hände Arbeit,
Wo milder Glaube, andern Glauben achtend,
Die Seelen festigt wider jeden Sturm —
Wo ihr gewalt'gen Mächte alle, alle
Zu einem Wirken eure Kräfte eint —
Da nur erblüht das wahre Völkerglück!

Siegmond Schlesinger in Wien.

Der Einfall ist ein Götterkind, und wie seine Geschwister, wie die Liebe, wie das Glück, giebt er sich dem Menschen nur in freiem Zuge und Fluge. Er folgt nicht gehorsam dem Rufe, er läßt sich durch mühsames Suchen nicht finden und durch keine Gewalt herbeizwingen, so wenig wie die Liebe, wie das Glück. Das hundertste Heft kann aber wohl nicht warten bis er zu mir in freiem Fluge herangeflattert kommt. So sende ich denn nichts als den bescheidenen Gruß an die illustre Genossenschaft des Geistes, die sich da zusammenfindet.

A. Schnezegans in Messina.

An dem was vergangen
Darfst Du nicht hängen;
Nur das, was kommt,
Für's Leben frommt.

Man darf einem ehrlichen Manne nicht zumuthen, die politische Unempfindlichkeit bis über die Grenze auszubehnen, wo dieselbe mit der persönlichen Ehre in Conflict geräth.

Heinrich Seidel in Berlin.

Heute gilt, was fremd und echt,
Echtes Bier und fremden Styl
Will das heutige Geschlecht,
Denn das Eigene gilt nicht viel.

Durch die Spiegelscheiben fällt
 Gar zu hell des Himmels Licht —
 Lieber seh'n die ganze Welt
 Wir vor Bußenscheiben nicht.

Man nannte früher einfach Mist,
 Was übel riecht und häßlich ist!
 Das gilt schon längst als Pietismus —
 Heut nennt man's „höchsten Realismus!“

A. Semper in Innsbruck.

O Göttin Kunst! Vergebens sucht mein Auge
 Befriedigung im ird'schen Schattenspiel,
 O laß, wie schlecht ich deinem Dienst auch tange,
 Doch deine Huld mir leuchten vor als Ziel;
 O laß von fern mich in dein Antlitz schauen,
 Und dran zu neuem Kampf mein Herz erbauen.

August Silberstein in Wien.

Wem Glück schon an der Wiege gesungen,
 Soll sich bescheiden geben,
 Nur wer durch Arbeit selbst errungen,
 Könn't' rühmen stolz sein Streben;
 Doch wer mit Klugheit durchgedrungen,
 Weiß auch im Gleichmuth zu leben
 Und wird nur bei Erniedrigungen
 Zum Troste hoch sich heben!

Friedrich Spielhagen in Berlin.

Die poetische Gerechtigkeit, welche ich vom Roman verlange (im Gegensatz zu den Naturalisten, welche sie perhorresciren), ist im Grunde nichts anderes als die Congruenz der Theile zum Ganzen. Offenbar schließt diese Congruenz das Böse nicht aus — im Gegentheil: sie läßt es frei walten bis zu dem Punkte, wo es die Reaction hervorrufen. Diese aber muß dann ganz und voll eintreten, und über ihren finalen Sieg darf in dem Gemüthe des Lesers auch nicht der mindeste Zweifel zurückgelassen werden. Wiederum hieße es Sinn und Gehalt des Begriffs der poetischen Gerechtigkeit herabwürdigen und den Roman zur Kinderschrift machen, wollte man sie so verstehen, daß unter ihrer Herrschaft jeder Sünde, jeder Abweichung vom Canon des Guten die Strafe (welche Hegel „das Recht des Unrechts“ nennt) direct und vor unseren sehenden Augen auf dem Fuße folgen müßte. So ist es im Ganzen des wirklichen Lebens nicht, also darf es auch in seinem idealisirten Abbild, im Roman, nicht sein. Er hat — um es zu wiederholen — keine andere Aufgabe, als die Ständigkeit der Welt und den Sieg des Guten im Total nachzuweisen. In dem Momente, wo er diese Aufgabe nicht mehr als seine höchste (und einzige) gelten läßt,

wo er seiner Pflicht genügt zu haben glaubt, wenn er das Leben abschildert, wie die Beobachtung es im Einzelnen immer findet: fragmentarisch, voller Widersprüche und Unbegreiflichkeiten, nur zu oft behaftet mit dem finalen Scheinsieg der destructiven Elemente über die constructiven — in dem Momente, sage ich, schafft der Roman nicht mehr ein ideales Abbild, sondern ein Zerrbild der Wirklichkeit, mit der er uns nicht versöhnt und befreundet, sondern verheßt und verfeindet und so in directen Widerspruch mit dem Wesen der Kunst geräth, deren Producte sich nur dadurch legitimiren, daß sie unseren Geist mit Klarheit und unseren Sinnen mit Harmonie füllen.

Bernhard Spinola in Berlin.

Je sorgfältiger und strenger die communale Selbstverwaltung die vom Gesetz gezogenen Grenzen ihrer Competenz innehält, desto geachteter und stärker wird sie sein.

von Stein-Nordheim in Weimar.

Vertrauen auf die eig'ne Kraft
Ist, was die Kraft erst wirklich schafft,
Die Hand erstarkt, erhellt den Blick,
Stets vorwärts treibt und nie zurück.

Ludwig Steub in München.

Wird man so freundlich gerufen, so muß man auch pünktlich erscheinen
In der versammelten Schaar — wenn man auch nichts mit sich bringt.

Ernst von Stockmar in Berlin.

Wer nicht wahr ist gegen sich selbst, wird praktisch nichts Großes
leisten, nicht einmal im Lügen.

Johann Strauß in Wien.

Ob Juden oder Christen,
Leicht bringen Pech die Librettisten.

Carmen Sylva (Elisabeth Königin von Rumänien) in Bukarest.

Zu Thal.

Aschgraue Wolken, ringsum dürre Haide,
Aufplatternd ob den Stoppeln Rabenschwärme,
Und dichtgedrängt, daß Eins das And're wärme,
Schafheerden, winddurchweht auf larger Weide.

Maisblätter rascheln dürr, in todt'm Leide,
Aufrauscht der Zug, mit seinem öden Lärme,
Darein ich um den Hirten dort mich hürme,
Weil wir die hohe Alp verlassen, Beide.

Wohl winkt uns junges Korn in dichten Sprossen,
 Doch zeigt das leere Stoppelfeld daneben,
 Daß schon der nächste Sensenschnitt beschloffen.
 Und in den Hütten all das arme Leben!
 Was haben die darinnen je genossen,
 Gehofft? Ach! Hoffnung hat es nie gegeben.

A. Crinius in Berlin.

Ich kenne keine treuere und aufrichtigere Freundin als die Natur. Bei allem ruhelosen Wechsel der Erscheinungen dennoch sanfte Beharrlichkeit und stille Gesetzmäßigkeit! Jeder falsche Schimmer menschlicher Schattengröße scheint vor ihrem Antlitz verblassen zu müssen. Herzlich tröstend, tief ergreifend und innigst beseligend, macht sie uns demüthig vor uns selbst, macht uns gut und reich zugleich und erfüllt uns mit ungeahnter, selbstloser, edelster Freude.

Keine Kunst, welcher sie nicht die ernste Lehrmeisterin einst war, kein Glaube, der nicht aus der Betrachtung ihrer Größe seine Kraft und Erhabenheit empfangen hätte. Von dem Endlichen dieser Welt leitet sie uns still und sinnend zur Unendlichkeit aller Dinge.

I. Trojan in Berlin.

Blumen zu zieh'n im Sonnelosen
 Bleibt ein vergebliches Bemüh'n.
 Doch zu viel Licht versengt die Rosen,
 Die halbbeschattet lieblich blüh'n.

Friedrich Uhl in Wien.

. . . Und aus Oesterreich dreißig und drei —
 Ich bin auch dabei!

Fr. Vischer in Stuttgart.

Nach Florenz mit schwerer Seele
 Hög Vittor' Emanuele:
 Schicksal ruft in große Bahnen,
 Neigung hängt am Sitz der Ahnen.
 Kaum verschmerzt — „zum Tiberstrom!“
 Heißt die Lösung, „auf nach Rom!“

Nord und Süd, Süd und Nord —
 Breite Kluft von Hier zu Dort!
 Leicht er eint sich Art und Sitte,
 Steht die Mitte in der Mitte,
 Leicht er wölbt sich der Dom,
 Läß' am Main seine Rom.

H. W. Vogel in Berlin.

Jeder Schritt vorwärts im Gebiete des Naturerlebens enthüllt uns neue Wahrheiten, aber auch neue Räthsel. Wenn in glücklichen Momenten die Freude „aus der Wahrheit Feuer Spiegel“ den Forscher anlächelt, so verzerrt sich doch deren Antlitz leider nur zu bald, und er erkennt eine grinsende Sphinx, die den Verzweifelnden in den Abgrund stürzt.

Carl Vogt in Genf.

Es giebt keine stete, gleichmäßig fortschreitende, alle einzelnen Theile harmonisch ausbildende Entwicklung in der organischen Welt. Je weiter wir in die Kenntniß der Gesetze eindringen, welche den Erscheinungen zu Grunde liegen, die uns Umbildungen und Ausbildungen vor Augen führen, desto mehr müssen wir anerkennen, daß die Vervollkommenung und Specialisirung gewisser Organe den Stillstand oder selbst die Rückbildung anderer nothwendig mit sich führen muß. Einseitige Ausbildung nach stets schärfer begrenzten Zielen hin ist also das allgemeinste Gesetz der organischen Entwicklung; wir nennen sie Vervollkommenung, Vereblung, wenn sie an einer Organgruppe sich abspielt, welche eine höhere Werthschätzung beanspruchen darf; wir nennen sie Rückschritt oder Verkümmern, wenn die von ihr betroffenen Theile nur einen niederen, wenn auch sehr nothwendigen Rang in dem Haushalte des Organismus einnehmen. Wie für die gesammte organische Welt von ihrem ersten Erscheinen in der Erdgeschichte bis zur Jetztzeit, so gilt dieses Gesetz auch für die menschliche Gesellschaft; jede höhere oder mehr in das Einzelne gehende Ausbildung einzelner ihrer Organe zieht nothwendig den Stillstand oder Rückschritt anderer nach sich. Fortgebildet wird immer; ob aber die Fortbildung Rückschritt oder Fortschritt zu nennen ist, hängt von der Auswahl der auszubildenden Organe ab.

J. Wellmer in Blankenburg.

„Das Publikum ist die Geliebte des Künstlers!“ sagt Iffland.

Glücklich der Künstler, der Schriftsteller, der Dichter, der Autor, den diese millionenköpfige Geliebte um seiner Werke willen wahr und treu liebt, so lange er schafft — für sie.

Aber der Unglückliche, der mit heißem Bemühen um die Gunst der Geliebten wirbt, und für den kein einziges dieser Millionen Herzen sich regt und schlägt!

Wehe ihm, wehe ihm, wenn die Millionenköpfige, Herzlose ihm zur Sphinx mit den verführerisch lodenden Zisaugen und den zerfleischenden Schwantagen geworden, wenn sie ein Weibchen liebäugelnd mit ihm spielt, ihn bethört — und ihn dann grausam lächelnd zerreißt und gedankenlos in den Staub wirft; — wofür es an Beispielen nicht fehlen soll.



für Norbert's Kind
Berlin im Mai 1885.
A. Werner

Ernst Wichert in Königsberg i. Pr.

Jegliches Ding ist, was ich draus mache:
Gieb mir den Mann, und du giebst mir die Sache.

H. Wiener in Leipzig.

In erlauchter Meister Reihe
Soll hent zu des festes Weihe
Einer auch, den Du vor Zeiten
Als Udept gelitten, schreiten.
Wenn warmer Antheil, gern verkündet,
Dich zu neuem Thun entzündet,
Nun dann nenn' gekroßt mich weiter
Deinen treuen Mitarbeiter.
Für gewährte gute Stunden
Fühl' ich stets mich Dir verbunden.

Adolf Wilbrandt in Wien.

Gute Freundschaft.

„Du liebst des Lebens Ernst, und er die Lust;
Wie kann so dauernd Freundschaft euch vereinen?“
Gott, den! ich, hat's gewollt. Er hat gewußt:
Mein Ernst kann lachen, und sein Lachen weinen.

Anheilbar.

Wie gerne würden sie Vernunft annehmen,
Wenn nicht der falsche Stolz sie ihnen nahm.
Wie gerne würden sie sich schämen,
Doch schämen sie sich vor der Scham.

Lebensregel.

Mer! auf, mein Sohn! Verstand und Dienst
Verschaffen Stand dir und Verdienst.
Ist aber „frei von Andern!“ dein Begehren,
Dann sei auch frei von anderen Begehren.

Ernst von Wildenbruch in Berlin.

Das Drama (Recept).

fang' ein Meer in einen Becher —
Größer nicht sei der Pokal,
Als ihn mühelos ein Zecher
Schlürfen kann mit einemal.
Laß den Tranß im Becher gähren,
Misch' zum Herben Süßes ein,
Laß verkühlend ihn sich klären —
Und das Drama, es ist dein.

Georg Winter in Marburg.

Die Gegenwart ist das Product einer langen Reihe von Factoren der Vergangenheit; die Factoren erforschen heißt das Product begreifen. Darauf beruht die eminente Bedeutung der historischen Wissenschaft für Politik und Staatswissenschaft der Gegenwart. Denn die staatlichen und socialen Gebilde sind keine bloßen Abstractionen der reinen Vernunft, sondern Bildungen, welche sich organisch aus den von früheren Geschlechtern gelegten Keimen entwickeln. Wer die Geschichte seines Volkes nicht kennt, sollte niemals Gesetzgeber desselben werden. Die Historie ist die Politik und Socialwissenschaft der Vergangenheit, die Politik und Socialwissenschaft die Historie der Gegenwart.

Julius Wolff in Berlin.

In's Stammbuch.

Thu', was Du willst, jedoch nichts gegen die Ehre!
Schreib', was Du magst, und nicht an die Kläffer Dich kehre!
Lies, was Du kannst, und sieh, ob es Dich belehre!
Leb', wie Du magst, und mit Gleichmuth Dich bewehre!

Ludwig Biemßen in Berlin.

An den Herausgeber von „Nord und Süd“.

Beim Erscheinen
des hundertsten Monatsheftes.

Jahre verflogen, seit Dir in sinnender Seele
Keimte ein Plan, ein liebevoll lange gehegter,
Strebte empor zum Lichte froher Erfüllung,
Eigener Kraft voll:

Deutschem Volke, in ernsten Mühen ringend,
Seiner Einheit Ausbau kräftig zu fördern,
Edlen Schweiß vergießend ob schwerem Werke,
Sannst Du Erquickung.

Und in schöner, kunstvoll gezierter Schaale
— Deutschen Reiches Adler schmückte die Wandung —
Hast Du gesammelt sodann mit treuem Fleiße
Köstliche Gaben.

Gleichgesinnte Freunde, schaffende Männer,
Brachten an Deinen Ruf von Norden und Süden,
Was nur an ihren Geländen lieblich gereift war,
Früchte des Geistes.

Und so füllte sie sich mit köstlichem Inhalt;
Eigenen Wachstums fügtest Du bei Erles'nes,
Gossst darunter des Bruders edel-herbe

Duftende Spende.

Dann, so oft unserm Volk in Mühen und Sorgen
Mond an Monde sich reihte im Umschwung der Zeiten,
Reichtest Du dar den Begehrenden, froh ihres Kommens,
Trank der Erquickung.

Hundert Male geschah es! Zu hundert Malen
Drängte, Labung heischend, heran die Menge,
Immer wachsend an Zahl, erfahr'nen Genusses
Dankbar gedenkend.
Also geschah's hinfort auch! — Werde nicht müde,
Deines Amts, des bedentsamen, fürder zu pflegen;
Unermattenden Fleißes sammle neue
Früchte des Lebens;
Immer gefüllt zu bieten den Kelch der Labe,
Feurig und mild, von edelster Geistesblume,
Immer größerem Andrang dürstender Seelen
Froh zu begegnen!
Wieder nach hundert und aber hundert Monden,
Nah'n dann, wie heut, die Freunde Dir heiteren Grusses,
Reichen die Hände im Kreise, Treue gelobend
Rühmlichem Werke.

Emile Bola in Paris.

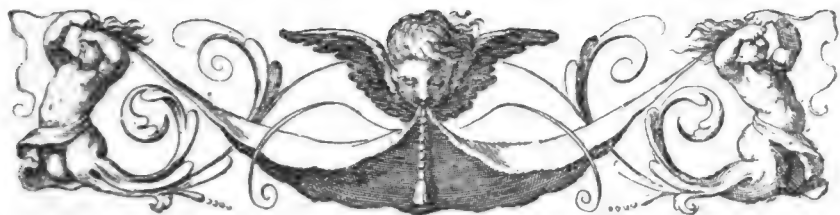
L'oeuvre d'art est un coin de la nature vu à travers un tempérament.

Philipp Born in Königsberg.

Die Zeiten der großen Neubildungen im Cultur- und Staatsleben der Menschheit sind meistens zugleich Zeiten einer tiefen gefährlichen Gährung, welche bis in's Innerste der Völker eindrang, gewesen. Auch für unsere Zeit trifft dies zu. Wohl waren die inneren Gährungsprocesse in einigen Perioden der Weltgeschichte leidenschaftlicher und wilder, als dies in unserer Zeit der Fall ist: daß aber die heutigen Voraussetzungen des Culturlebens geeignet sind, jener Entzündung der Volksseele mehr als je zuvor allgemeinste Verbreitung und intensivste Stärke zu geben, ist nicht zu leugnen. Es ist das Vorrecht der wahren Bildung, in jenen krankhaften Zuständen die Gesetze der Weltgeschichte zu erkennen: kein neues Leben entsteht, im Werdeprocesse der Völker wie der Individuen, ohne die schmerzlichen Wehen der Geburt. Die Halbbildung aber, unfähig zur Erfassung universalhistorischer Entwicklungen, verfällt in solchen Perioden in einer oft erschreckenden Weise der Stupor bis zur Verzweiflung. Alle Ideale des individuellen und Völkerlebens, auf welchen der Bau der Zeiten ruht, werden dann zur „conventionellen Lüge“ erniedrigt, und die Frechheit predigt dann bald von religiösem, bald von politischem, bald von naturwissenschaftlichem Standpunkt mit lauter Anmaßung das Evangelium der zügellosen Freiheit und der voraussetzungslosen Gleichheit. Diejenige Presse, welche mitten inne steht in dem leidenschaftlich bewegten Leben des Tages, vermag nur wenig zu thun zur Beruhigung und Klärung der erregten Volksleidenschaften. Aber die hohe Aufgabe der dem allgemeinen Publikum gewidmeten Zeitschriften ist es, die heiligen Güter wahrer Volksbildung zu pflegen: Nichts vermag wirksamer

dem vergiftenden Einflusse anmaßender Halbbildung und der verzweifelnden Steppis geschichtsunkundiger Betrachtung zu wehren, als die richtige Erfüllung jener hohen Aufgabe. Die idealen Güter aber, an welchen die Seele sich zu flammender hingebender Begeisterung entzündet, sind das höchste, heiligste Besizthum eines Volkes; wenn es gelänge, Gott, Seele, Vaterland und häuslichen Herd im Glauben der Massen zur „conventionellen Lüge“ zu machen, wäre das Volk rettungslos der thierischen Barbarei des Krieges Aller gegen Alle verfallen.





Mariannens Mutter.

Schauspiel in vier Acten

von

Paul Lindau *).

— Berlin. —

Personen:

Dr. med. Wilhelmi.

Hedwig Wilhelmi, dessen Schwester.

Wilhelm Düringen, Generalconsul von
San Marino.

Marianne, dessen Tochter.

Olga, geb. Borosoff.

Dasil Borosoff, deren Bruder.

Hartung, Landwirth.

Martenstädt, früher Notar, Hartungs
Schwager.

Anna, dessen Tochter.

Dr. jur. Anton Bieringer, Rechtsanwalt.
Brigitte.

Diener bei Wilhelmi.

Diener bei Düringen.

Der erste und vierte Act spielen bei Wilhelmi, der zweite spielt bei
Düringen, der dritte in Martenstädt's Landhause nahe der Hauptstadt.
Zeit der Handlung: die Gegenwart.

*) Das Schauspiel „Mariannens Mutter“ ist am 14. März 1883 auf dem Groß-herzoglichen Hoftheater in Weimar zum erstenmale aufgeführt worden. Es hat, soweit für den stark betheiligten Autor die Aufnahme in Beifallsklatschen bei offener Scene und in Hervorrufen der Darsteller und des Verfassers nach Fallen des Vorhangs einen verständlichen Ausdruck gewinnen kann, beim Publikum einen unzweifelhaften Erfolg gehabt. Ich wollte mir die durch die immer lehrreiche erste Aufführung erworbenen Erfahrungen zu nütze machen und an dem Stücke mancherlei ändern. Ich behielt mir diese Arbeit für die Mußestunden des Hochsommers vor. Da ich aber der Einladung des Präsidenten Henry Villard zu den Festlichkeiten der „Northern Pacific-Bahn“ nach Amerika folgte, so kam ich nicht dazu. Das Stück blieb also in meinem Pulte liegen; und als ich mich endlich an die Arbeit machen und die mir wünschenswerthen

Erster Act.

Bei Wilhelmi.

Ein geschmackvoll und elegant eingerichtetes Zimmer.

Erste Scene.

Martenstädt. Bieringer.

Ein Diener öffnet Bieringer die Thür und schließt sie, nachdem Bieringer eingetreten ist. Martenstädt, der vorn links an einem Tisch gesessen und in einem Album geblättert, erhebt sich, nachdem er Bieringer erkannt hat.

Martenstädt (überrascht). Sieh da! Herr Doctor Bieringer!

Bieringer (ebenso). Herr Martenstädt! Das heiße ich aber eine angenehme Ueberraschung!

Martenstädt. Ja, ja! Wir haben uns lange nicht gesehen! . . . seit Juni vergangenen Jahres . . . seit Rißingen! . . . (Er lächelt.)

Bieringer (etwas verlegen). Sie haben ein gutes Gedächtniß.

Martenstädt. Interessante Begegnungen vergißt man nicht so leicht! (Mit scherzhaftem Ausdruck auf Bieringers gelbe Nase im Anopfloch weisend.) Und immer mit der gelben Nase! Das nenne ich Rittertreue!

Bieringer. Aber ich bitte Sie, Herr Martenstädt!

Martenstädt (gemüthlich). Ich scherze ja nur! Jugend hat keine Jugend. Ich hab's Ihnen nicht weiter übelgenommen. Wilder Most gibt klaren Wein.

Bieringer. Sie sind ein vernünftiger Mann, mein werthher Herr Martenstädt. Ich vermuthete Sie übrigens noch . . . da unten, in Tyrol, . . . oder da oben, an der See . . .

Martenstädt. Der Regen hat uns verjagt . . . Haben Sie denn auch so viel Regen gehabt?

Bieringer. Natürlich! Es regnet ja immer im Sommer . . . und überall . . .

Martenstädt. Ich bin froh, daß ich wieder zu Hause bin! Ich hatte gerade genug!

Bieringer. Ich kann es Ihnen nachfühlen! Schreibzeuge mit eingetrockneter Tinte, Kommoden mit Schubladen, die sich einklemmen und kreischen, Uhren, die nicht gehen, Betten, die zu schmal, Waschnäpfe, die zu flach

Abänderungen vornehmen wollte, kam ein anderes Stück heraus, das gerade wie das meinige der wichtigen Episode eines slavischen Abenteuers seinen Erfolg zum großen Theile verdankte. Diese zufällige Uebereinstimmung hätte mir — da ich nun einen Posttag zu spät kam, obwohl ich früher abgereist war — in nicht freundlichem Sinne geedeut werden können. Und deshalb und aus anderen Gründen, über die ich mich bei einem anderen Anlasse aussprechen werde, habe ich von der Bühnenaufführung einstweilen Abstand genommen und „Mariannens Mutter“ das weniger aufregende Dasein des Buchdramas beschieden. — Der Ordnung halber muß der Verfasser bemerken, daß er sich alle Rechte vorbehält.

P. L.

sind, Oberkellner mit weißer Cravatte, die überlegen lächeln — mit der Zeit verliert es seinen Reiz . . . Und wie ist denn Ihrer Tochter, dem anmuthigen Fräulein Anna, der Sommer bekommen?

Martenstädt. Ich danke! Ganz gut.

Bieringer. Das freut mich aufrichtig! Ich hoffte, im vergangenen Winter die angenehme Bekanntschaft fortsetzen zu können, aber ein Trauersfall in meiner Familie veranlaßte mich, den gesellschaftlichen Vergnügungen einstweilen zu entsagen. Und so habe ich Ihr Fräulein Tochter seit länger denn einem Jahre nicht wiedergesehen! Ich habe es wirklich damals sehr lebhaft bedauert, daß Sie so plötzlich abreisen mußten.

Martenstädt. Ein wichtiges Geschäft! . . . (Bäselnd.) Sie werden uns schwerlich vermißt haben!

Bieringer. Aber ich bitte Sie! . . . Es kann Ihnen doch unmöglich entgangen sein, daß mich die liebenswürdige Frische Ihrer Tochter entzückt hat . . . mich wie alle Welt!

Martenstädt. Sie hatten ja viel lustigere Gesellschaft! (Ihn vertraulich mit dem Ellenbogen anstoßend.) Sie Schwerenöthler!

Bieringer. Aber Herr Martenstädt!

Martenstädt. Ich bin verschwiegen wie ein alter Notar! . . . Aber alte Notare sind bisweilen auch ein bißchen neugierig! Und hätte ich die Heldin jenes Sommernachts-Romans, bei dem ich Sie ertappte, ermitteln können, ich hätte Gott weiß was darum gegeben!

Bieringer. Aber lassen wir doch die alte Geschichte ruhen!

Martenstädt. Die „alte Geschichte“! Für Sie bleibt sie ewig neu! (Auf die Nase deutend.) Sie tragen ja noch immer die Farbe der Dame, die Sie lieben und nicht nennen!

Bieringer. Herr Martenstädt, Sie erweisen mir einen wirklichen Gefallen, wenn Sie die Sache ruhen lassen . . .

Martenstädt. Ich scherze ja nur! Ich werde Ihnen doch keine Indiscretion zutrauen! . . . Was führt Sie denn hierher? Hoffentlich wollen Sie doch nicht den Arzt consultiren?

Bieringer. Ich will mich seiner Schwester vorstellen. Ich wohne hier im Hause. Ich bin dem Herrn Doctor Wilhelmi mehreremale begegnet, wir haben uns begrüßt, einige höfliche Worte getauscht, und da es für einen jungen Advokaten immer werthvoll ist, den Kreis seiner Bekannten zu erweitern, habe ich um die Erlaubniß gebeten, seiner Schwester, die jetzt seinem Hausstande vorsteht, meine Aufwartung zu machen.

Martenstädt. Also Sie kennen den Doctor nicht näher?

Bieringer. Wie sollte ich? Die Herrschaften sind ja erst vor kurzer Zeit hierher gezogen. Ich weiß von Wilhelmi eben nur, was alle Welt weiß: daß seine Berufsgenossen in ihm einen hervorragenden Gelehrten und ausgezeichneten Arzt verehren, daß er ein epochemachendes Werk über Nervenkrankheiten geschrieben, welches seinen Ruf sogar über den Ocean zu uns

getragen, und daß ihn hier die gesammte Presse bei seiner Rückkehr aus der Neuen Welt mit Jubel begrüßt hat. Er macht übrigens einen ungemein lebenswürdigen Eindruck, und seine Jugend hat mich überrascht. Wie ist denn die Schwester? . . . Kennen Sie Fräulein Wilhelmi?

Martenstädt. Frau Wilhelmi! Seit sehr langer Zeit! Ich glaube wohl, daß ich ihr ältester Freund in Europa bin.

Bieringer. So? Das ist mir sehr angenehm. Dann gestatten Sie mir wohl einige Fragen! Es ist nicht die Neugier, es ist die Vorsicht, die mich dazu veranlaßt. Ich gehöre zu den Unglücksmenschen, die im Hause des Gekerkten mit Vorliebe vom Strange zu reden pflegen. Ohne es zu wollen lenke ich mit verhängnißvoller Sicherheit das Gespräch just auf solche Dinge, von denen man an dem Orte der Unterhaltung eigentlich niemals sprechen sollte. Die unbefriedigten Erfahrungen, die ich gemacht habe, haben mich gewißigt, und betrete ich nun ein mir bisher unbekanntes Haus, so frage ich lieber erst, ob alles stimmt, ob man ganz harmlos von Betrug, Selbstmord, Zuchthaus und dergleichen reden darf. Hier braucht man sich doch wohl keinen Zwang aufzuerlegen?

Martenstädt. Vorsicht ist unter allen Umständen etwas recht Empfehlenswerthes.

Bieringer. Wie meinen Sie?

Martenstädt. Nun, wenn Sie die Verhältnisse hier gar nicht kennen, so seien Sie doch lieber ein wenig behutsam.

Bieringer. Also auch ein wunder Fleck? Auch ein Skelett im Hause?

Martenstädt. Hier wie überall!

Bieringer (leiser). Unfrieden unter den Geschwistern?

Martenstädt. Keineswegs. Das Verhältniß zwischen Wilhelmi und seiner Schwester ist ein geradezu rührendes.

Bieringer. Nun also . . .

Martenstädt (leiser). Aber sprechen Sie hier nicht von Ehescheidungen. Die Schwester des Doctors, die ihren Mädchennamen wieder angenommen hat, ist von ihrem Manne geschieden.

Bieringer. Was Sie sagen!

Martenstädt. Sie war mit dem Consul Düringen verheirathet.

Bieringer. Mit dem Consul von San Marino? An den hätte ich zuletzt als an den Schwager des achtbaren Dr. Wilhelmi gedacht. Ich kenne ihn ja! Und von dem ist sie geschieden? Das nimmt mich für die Frau ein! Ein unausstehlicher Mensch . . . doch hoffentlich nicht Ihr Freund?

Martenstädt. Es ist zwar mein leiblicher Vetter . . .

Bieringer. Natürlich! Ich hätte es errathen müssen!

Martenstädt. Aber Sie brauchen sich keinen Zwang anzuthun, und Sie haben ganz Recht: Düringen ist wirklich nicht sehr lebenswürdig.

Bieringer. Ich meine vielleicht einen Andern. Ich meine den sorg-

sam zurechtgemachten Lebemann, dem man überall begegnet, wo man gesetzten Männern seines Alters nicht begegnen sollte . . .

Martenstädt. Das ist eben mein Vetter Düringen . . .

Bieringer. Also doch! Und der war mit Wilhelms Schwester verheirathet . . .

Martenstädt. Und ist Vater einer erwachsenen Tochter . . .

Bieringer. Die bei der Mutter lebt?

Martenstädt. Nein, das Kind ist dem Vater zugesprochen worden . . .

Eine verwickelte unglückliche Sache . . .

Bieringer. Erzählen Sie doch!

Martenstädt (leise). Da kommt sie!

Zweite Scene.

Hedwig. Die Vorigen.

Hedwig (Martenstädt die Hand reichend und Bieringer begrüßend, zu Beiden). Ich habe Sie warten lassen. In diesen Tagen der neuen Einrichtung darf ich noch auf Ihre Rücksicht rechnen. (Zu Bieringer.) Mein Bruder hat mir Ihren Besuch angekündigt, Herr Doctor. Wir wollen gute Nachbarschaft halten, nicht wahr?

Bieringer. Sie sind sehr gütig, gnädige Frau. Wenn ich Ihnen bei Ihrer neuen Einrichtung irgendwie dienen kann . . .

Hedwig. Ich danke Ihnen. Ich finde hier überall das freundlichste Entgegenkommen; und namentlich unser guter alter Freund Martenstädt — die Herren kannten sich schon? — ist unermüdlich in seinem Eifer . .

Martenstädt. Aber ich bitte Sie, Hedwig . . .

Hedwig. Lassen Sie sich doch loben, wie Sie es verdienen! Ich hätte wirklich nicht ein und nicht aus gewußt, ohne Ihre Hilfe und ohne die Gewandtheit Ihrer reizenden Tochter Anna — sie kommt doch heute?

Martenstädt. Heute wie alle Tage.

Bieringer. Sie sind also hier ganz fremd?

Hedwig. Fremd nicht, aber entfremdet. Vierzehn Jahre sind eine lange Zeit; das merkt man hier mehr als irgendwo — die ganze Stadt ist eine andere geworden, und ich finde mich in meiner Heimat kaum noch zurecht . . .

Martenstädt. Vierzehn Jahre!

Hedwig. Ja, lieber Martenstädt, so lange ist's her! — vierzehn lange Jahre! — daß wir von hier fortgezogen sind und uns drüben am Stillen Ocean eine neue Heimat begründet haben.

Bieringer. Und nun sind Sie wieder die Unrigen geworden, und wir freuen uns dieser Rückeroberung und sind stolz darauf. Ob Sie, meine Gnädige, vom egoistischen Standpunkte der Schwester sich dieser

Uebersiedlung werden freuen dürfen, — das ist freilich eine andere Frage. Wir werden Ihnen Ihren Bruder so wenig wie möglich lassen! Die Universität rührt sich schon, der Lehrsaal und die Klinik werden bald die Vormittage rauben, und der übrige Theil seines Tages wird fast ausschließlich jenen Unglücklichen gehören, die man die „leidende Menschheit“ nennt.

Hedwig. Eine alte Schwester darf keine zu großen Ansprüche machen. Die wenigen Stunden, die mir gehören, werden gerade, weil es nur wenige sind, um so voller und reicher. Und wenn man sich beschäftigen will, hat man immer genug zu thun.

Bieringer. Natürlich! Die Wirthschaft, der Haushalt, die Kinder . . . (Hedwig schlägt die Augen nieder. Martenstädt räuspert sich leise und giebt Bieringer, der nun Martenstädt ansieht, discreet ein Zeichen. Dieser fährt besangen fort.) Ich meine nur . . . Sie haben ganz Recht, meine Gnädigste. Eine Hausfrau, die gewissermaßen . . . ja, man hat wirklich viel zu thun . . . das soll man nie vergessen, namentlich nicht bei einem ersten Besuche. (Er ist aufgestanden.)

Hedwig. Wollen Sie schon gehen?

Bieringer. Ich darf Ihre kostbare Zeit nicht länger in Anspruch nehmen, und ich selbst habe jetzt meine Sprechstunde abzuhalten. Also gestatten Sie mir, daß ich mich Ihnen empfehle.

Hedwig. Auf Wiedersehen denn, Herr Doctor! Ich rechne mit Bestimmtheit darauf, daß Sie nicht auf förmliche Einladungen warten.

Bieringer (zu Martenstädt). Darf ich Sie bitten, mich Ihrem anmuthigen Fräulein Tochter auf das Angelegentlichste zu empfehlen? (Er verneigt sich nochmals und geht. — Hedwig hat ihn bis zur Thür geleitet.)

Dritte Scene.

Hedwig. Martenstädt.

Hedwig (geht auf Martenstädt zu, der ihr die Hand entgegenstreckt). Was diese Zufallswörtchen schmerzen . . . Sie begreifen es, alter Freund! Und es ist unvermeidlich! Ich kann doch nicht jedem fremden Menschen die Geschichte meines Lebens erzählen! Ich kann doch nicht Jedermann zurufen: Sprechen Sie nicht von meinem Kinde. Sie thun mir wehe! Ich habe ein Kind, und ich darf ihm nicht Mutter sein! Die Richter haben es mir genommen, um es der Obhut eines gewissenlosen Vaters zu überliefern!

Martenstädt. Sie hatten Ihren Mann verlassen — „bösllich“ verlassen, wie es in der Sprache der Richter heißt. Sie waren dem Buchstaben des Gesetzes nach der schuldige Theil . . .

Hedwig. Und ich klage mich an, daß ich den Zwang, den das Gesetz mir auferlegt hat, so lange ruhig ertragen habe! Ruhig! Nein! Das ist nicht das rechte Wort! Wie hat es mich nach Mariannen verlangt!

Und wie oft habe ich mich angeklagt, daß ich Ihrem Rathe gefolgt bin, daß ich „Vernunft“ angenommen habe!

Martenstädt. Aber was wollten Sie denn anfangen?

Hedwig. Ach! mein erstes Gefühl war das richtige. Ich hätte mit meinem Kinde fliehen, mich verbergen sollen — Gott weiß wo! Ich hätte nicht darauf warten sollen, bis es mir entrißen würde — kraft Eurer Gesetze, die Ihr Männer unter Euch abgemacht habt, und von denen ich arme Frau nichts verstehen konnte.

Martenstädt. Wir haben Sie gut berathen, sich dem Unvermeidlichen zu fügen! Was vermag der Einzelne gegen das Gesetz auszurichten?

Hedwig. Das Gesetz! Und immer das Gesetz!

Martenstädt. Jawohl, das Gesetz! Mag es in einem besonderen Falle auch hart, ja grausam erscheinen, es ist und bleibt als der feierlichste Ausdruck allgemeinen menschlichen Erkennens schließlich doch immer weiser und milder als der Wille des Einzelnen. Und wer sich dagegen auflehnt, ist ein Thor oder ein Verbrecher. Glauben Sie das einem alten Juristen! Sie sind unglücklich gewesen und schwer getroffen worden, ich gebe es zu; aber wenn auch ein Hagelschlag die Acker verwüstet, eine Ueberschwemmung die Früchte menschlichen Fleißes hinwegspült — ist unsere alte Erde darum minder gütig und segenspendend? Der Richter hat Sie verurtheilen müssen. Sie sind mit Ihrer Tochter geklüchtet. Sie haben sich entschieden geweigert, zu Ihrem Manne zurückzukehren, ohne stichhaltigen Grund . . .

Hedwig (einsinkend). Und diese Demüthigungen jeder Stunde, diese Erniedrigungen aller Art? Dieser Mißbrauch des Vertrauens? Diese erlogene aufgenöthigte Gemeinsamkeit mit einem Manne, dem meine Würde ein steter Vorwurf, wie seine Unwahrheit mir eine ewige Qual war, — Alles das, was mir das Leben an seiner Seite zur Unmöglichkeit gemacht, was mich seelisch gebrochen hat und sittlich zu Grunde zu richten drohte — das Alles sind keine stichhaltigen Gründe?

Martenstädt. Wie kann sich der Richter mit den Vorgängen des Gemüthslebens befassen, die oft so trügerisch im Ausdrücke sind? Die Thatfachen, die er zu beurtheilen hatte, sprachen gegen Sie und für Düringen . . . Ich bin ganz bestürzt, Hedwig, und wahrhaft betrübt, daß ich Sie heute noch in derselben Stimmung wiederfinde, von der Sie damals beherrscht wurden: jeden Augenblick bereit, einen unüberlegten Streich zu begehen, den Sie doch früher oder später bitter bereuen müßten. Wir alle hatten gehofft, daß die Zeit ihr heißwallendes Blut abkühlen, daß die neuen Pflichten, die Sie hochherzig übernommen hatten, Sie auf andere Gedanken gebracht haben würden . . .

Hedwig. Wenn Sie glauben, daß man den Gedanken an sein Kind loswerden kann! . . .

Martenstädt. Das glaube ich nicht, aber ich glaube allerdings, daß

die Jahre auch den herbsten Schmerz mildern. Denken Sie doch an Ihren Bruder! Der grausame Tod hatte ihm Weib und Kind geraubt. Er streckte seine kalte Hand schon nach ihm aus. Gebrochenen Herzens ging er daher, des Lebens müde, das damals jeden Werth für ihn verloren hatte. Da kam der Ruf nach Amerika. Seine Freunde meinten, es könnte seine Rettung sein, wenn er ihm folgte. Ihm war Alles gleich. Er sagte mir: „ich gehe nicht . . . allein!“ Da ergriffen Sie ohne einen Augenblick zu zaudern seine matte Rechte, da dachten Sie nicht mehr an den eigenen Schmerz und riefen ihm zu: „Ich begleite Dich!“ Das habe ich Ihnen nie vergessen. Und drüben, in dem fernen Lande, hat er dank Ihrer Liebe und Treue die Ruhe wiedergefunden. Ich erhoffte ein Gleiches für Sie . . .

Hedwig. Mein Kind lebt! Es kann meiner in jedem Augenblick bedürfen! Das ist's, was mich drüben am meisten gequält und beunruhigt hat! Deswegen habe ich beständig auf die Rückkehr in die Heimat gedrängt! Deswegen habe ich nicht eine Stunde reiner voller Freude . . .

Martenstädt (gerausch). Hedwig! Uebertreiben wir nicht! Als Sie von Düringen geschieden wurden, war Marianne vier Jahr alt! Der tiefe Schmerz, den Ihnen der unerwartete Richterspruch bereitete, wurde doch dadurch gemildert, daß Sie Mariannen bei uns — im Hause Ihrer treuesten Freundin, meiner guten Frau — wohlgeborgen wußten, und daß Sie mit dem Gefühle von ihr gingen, einer edlen Pflicht zu gehorchen. Dieses Gefühl, die Erkenntniß Ihrer Ohnmacht und auch die örtliche und zeitliche Trennung müssen Ihren Schmerz doch einigermaßen beschwichtigt haben . . .

Hedwig. Ja! Aber um so ungestümer ist er hervorgebrochen jetzt, da Marianne in das Alter rückt, in dem das Schicksal ihres Lebens sich entscheiden wird, und hier, wo sie mir erreichbar ist! Aber nun bin ich hier, Gottlob! Wenn Marianne mich sucht, soll sie mich finden. Und nun wollen wir sehen, was kommen mag!

Martenstädt. Wenn hier nur die Enttäuschung nicht Ihrer harret!

Hedwig. Unmöglich! Mein Weg ist mir klar vorgezeichnet, und ich sehe das Ziel. Ich werde es erreichen. Der unleidliche Zustand muß beseitigt werden! — Marianne bei ihrem Vater — Sie kennen Düringen, seine Genußsucht, seinen unverbesserlichen Leichtsinn! Marianne getrennt von mir, ihrer Mutter, in der Ungewißheit über mich und mein Wesen! Vielleicht gar ohne Zuneigung zu mir . . .

Martenstädt. Sie irren! Düringen hat freilich mancherlei begangen und begeht noch mancherlei, was sich schwer rechtfertigen läßt. Aber Eines muß ich ihm lassen: Marianne hat unter seinem Leichtsinn nicht zu leiden gehabt. Er hat sie sorgsam gehütet, hat keinen unreinen Luftzug bis zu ihr dringen lassen und auch kein böses Wort über Sie. Marianne liebt Sie, auch ohne Sie zu kennen. Dafür haben wir, haben Ihre Freunde gesorgt. Sie weiß durch Hartung und mich, daß zwischen Ihnen und Düringen ein unverföhnlicher Gegensatz bestanden, der das Zusammenleben un-

möglich gemacht hat, und sie glaubt noch immer, daß Sie in fernen Landen leben.

Hedwig. Aber dieser Glaube muß ihr nun genommen werden! Sie darf die Wahrheit, daß ihre Mutter in derselben Stadt mit ihr leben wird, doch nicht zufällig erfahren!

Martenstädt. Aber Hedwig, bedenken Sie . . .

Hedwig (ihren Bruder bemerkend, schnell und leise). Still! Kein Wort mehr! Mein Bruder!

Vierte Scene.

Die Vorigen. *Wilhelmi.*

Wilhelmi (Martenstädt die Hand reichend). Guten Tag, Martenstädt. (Er rührt Hedwig auf die Stirn und betrachtet sie aufmerksamer.) Nun, Hedwig, Du siehst ja so erregt aus?

Hedwig. Ich habe den Kopf etwas voll. Die neue Einrichtung macht doch mehr zu schaffen als ich dachte; es fehlt an allen Ecken und Enden . . . Nichts weiter! . . . Uebrigens habe ich auch unsern Nachbarn, Herrn Dr. Bieringer, empfangen.

Wilhelmi. Er war schon hier? Nun, er hat nicht viel Zeit verloren . . . Wie gefällt er Dir?

Hedwig. Er macht einen angenehmen Eindruck. Ich glaube, es ist ein sehr netter Mensch.

Martenstädt. Ein netter Mensch? O ja! . . . Sogar ein sehr netter Mensch! Aber . . . aber . . .

Wilhelmi. Aber?

Martenstädt. Ein Schwerenöthiger ist er! das weiß ich.

Wilhelmi. Im harmlosen Sinne?

Martenstädt. Harmlos? Das möchte ich auch nicht behaupten! Im jugendlichen Sinne — ja! (Leise zu Wilhelmi.) Der junge Mann trägt mir zu viel Blumen im Knopfloch — Sie verstehen?

Wilhelmi. Keineswegs!

Martenstädt (schmunzelnd). Wenn ich plaudern wollte, könnte ich Ihnen ein Geschichtchen erzählen. (Zu Hedwig.) Ich weiß freilich nicht, ob Sie jetzt in der Stimmung sind, pikante Geschichten . . .

Hedwig. So gern ich Ihnen sonst zuhöre, heute müssen Sie mich entschuldigen; ich habe noch allerlei zu kramen und anzuordnen . . .

Martenstädt. Bitte, bitte, nur keine Umstände! Ich erzähle sie auch lieber Wilhelmi allein.

Hedwig (sich zum Abgehen wendend). Man sieht Sie doch noch, ehe Sie gehen?

Martenstädt. Jawohl! Ich muß ja auf Anna warten.

(Sie begrüßt Martenstädt freundlich, drückt ihrem Bruder die Hand und geht.)

Fünfte Scene.

Wilhelmi. Martenstädt.

Martenstädt (nach einer kleinen Pause). Sie sollte eigentlich schon hier sein . . . Anna. (Nach abermaliger kurzer Pause zu Wilhelmi, der sich gesetzt und mit der Hand mehreremale über die Stirn gekrächelt hat.) Sie scheinen gar nicht neugierig zu sein? Sie fragen mich ja nicht?

Wilhelmi. Wonach?

Martenstädt. Nun, nach der Geschichte von Bieringer, die ich Ihnen verschweigen sollte.

Wilhelmi. Ach so!

Martenstädt. Sie würde Ihnen Spaß machen . . .

Wilhelmi (gleichgültig). So?

Martenstädt. Ich bin zwar verschwiegen wie das Grab . . .

Wilhelmi. Aber Sie erzählen doch ganz gern kleine Geschichten? Ich kenne Ihre Leidenschaft . . .

Martenstädt. Mein Gott . . . wenn Sie die Sache nicht interessirt . . .

Wilhelmi. Lassen Sie sich doch nicht nöthigen! Sie brennen ja vor Verlangen, die Geschichte an den Mann zu bringen.

Martenstädt. Nun, wenn Sie mich wirklich sehr darum bitten . . . Aber ganz unter uns!

Wilhelmi. Versteht sich!

Martenstädt. Ort der Handlung: Rissingen. Da habe ich den jungen Bieringer kennen gelernt — im vergangenen Jahre. Er war überall gern gesehen. Er machte allen jungen Damen den Hof — auch meiner Tochter Anna. Einen Augenblick befürchtete ich schon . . . aber es war nichts, zum Glück. Ich lebte nicht ganz curgemäÙ und hatte namentlich die leidige großstädtische Gewohnheit des späten Zubettgehens beibehalten. So schlenderte ich auch eines Abends zu sehr vorgerückter Stunde — die ganze Badegesellschaft lag schon in tiefem Schummer — einsam durch die menschenleeren Gassen. Da sah ich etwa fünfzig Schritt vor mir, im hellen Mondenschein der kurzen Juninacht, ein Pärchen . . . Es war eine Freude, es mitanzusehen, wie sie sich an sich schmiegt, wie sie die Köpfe zusammensteckten, bald stehen blieben, bald in ungeregeltem Tempo langsam dahinschlenderten oder hastig davoneilten . . .

Wilhelmi. Ich kann mir das ungefähr vorstellen, also weiter . . .

Martenstädt. Eine Freude, sage ich Ihnen, lieber Freund! Ich fühlte so etwas wie Neid! Ja, wer's auch so haben könnte! Die Jugend! Die holde Jugend! . . .

Wilhelmi. Nun weiter!

Martenstädt. Ja so! . . . Nun, ich bin ein bißchen neugierig.

Ich hatte nichts Besseres vor, ich folgte dem jungen Bälkchen unbemerkt. Endlich waren sie am Ziele. Sie nahmen Abschied! Wie herzlich sie Abschied nahmen, ich kann's Ihnen nicht beschreiben.

Wilhelmi. Es ist auch nicht nöthig. Wir sind ja Alle jung gewesen!

Martenstädt. Ein Händedruck . . . ein letzter . . . Umkehr . . . noch ein Händedruck . . . noch einer . . . und ach ein Kuß!

Wilhelmi. Und so weiter!

Martenstädt. Bis sie entschwand.

Wilhelmi. Gottlob!

Martenstädt. Aber der junge Mann blieb an der Thür stehen! Sie öffnete das Fenster. „Gute Nacht!“ hauchte sie, „Gute Nacht!“ hauchte er — mit einem Ausbruch! Einem Ausbruch! Darauf löste sie aus ihrem Vorstedtstraufe ein Blümchen und warf es dem da unten zu. Mit etwas theatralischem Ausbruch führte er das duftige Liebespfand an seine Lippen; plötzlich schloß sich das Fenster — sie mußte mich wohl gesehen haben — und der junge Mann wandte sich nun um — in der Richtung auf mich. Nun denken Sie sich mein Erstaunen, als ich in dem Helden des mitternächtlichen Abenteuers den jungen Bieringer erkannte. Alles was recht ist, er benahm sich tadellos! Mit der tapfern Entschlossenheit eines schlechten Gewissens schritt er auf mich zu. „Eine schöne Nacht!“ sagte er. „O ja, und eine sehr schöne Blume, Ihre gelbe Rose,“ sagte ich. „Sawohl!“ versetzte er — und ohne nach einem Uebergange zu suchen, bei hellem Mondenschein, Nachts um die zwölfte Stunde und in Kissingen, fuhr er also fort: „Was Berlin in den letzten zehn Jahren für Fortschritte gemacht hat — es ist erstaunlich! Namentlich die Stadtbahn! Schlafen Sie wohl, Herr Martenstädt!“ Und weg war er! Die Heldin habe ich leider nicht ermitteln können, da ich am andern Morgen in aller Frühe auf eine Depesche hin plötzlich abreisen mußte. — Nun? . . . Wie gefällt Ihnen meine Geschichte?

Wilhelmi. Sie erzählen sie mit einer Gewandtheit, die darauf schließen läßt, daß ich nicht der einzige Mitwisser bin. Dergleichen soll übrigens schon mehrfach in deutschen Badeorten vorgekommen sein — und auch anderswo!

Martenstädt. Sie sind blasiert, Doctor! In Ihrem Beruf sehen Sie täglich die schauerlichsten Tragödien. Da ist Ihnen denn der Sinn für die feineren Komödien des Daseins abhanden gekommen.

Wilhelmi. Welch ein Irrthum! Ich komme jaust von etwas ganz Gewöhnlichem, und doch hat es mich wahrhaft erschüttert.

Martenstädt. Was war's denn?

Wilhelmi. Nichts Besonderes! Eines der üblichen Trauerspiele, wie sie sich im Verborgenen, ich weiß nicht, wie oft, abspielen. Unter den „Bermischten Nachrichten“ der Zeitungen stehen täglich viel schauerlichere Ge-

schichten. Eine darbenbe unterheirathete Mutter, ein krankes Kind, ein jämmerliches Dachstübchen mit der üblichen Nähmaschine. Lauter Alltäglichkeiten. Vielleicht hätte es mich auch weniger ergriffen, wenn nicht der Zufall mitgespielt hätte. Als ich die Treppe hinauffstieg, fiel mir ein, daß ich in demselben Hause vor langen Jahren, als meine Frau und mein Kind noch lebten, eine arme Kranke besucht hatte. Da kam mir der Gedanke an mein eigenes Unglück. Und nun schien es mir, als habe das fiebernde Kind, das da vor mir lag, eine wahrhaft anheimliche Aehnlichkeit mit unserer verstorbenen kleinen Elise. Freilich, kleine Mädchen mit braunen Augen und braunen Locken sehen sich in dem Alter alle ähnlich. Ich habe mich nach den Verhältnissen erkundigt. Wieder die alte Leier! Der Vater, ein Ausländer, der den bessern Ständen angehört, hat das arme Mädchen etwa ein Vierteljahr vor der Geburt seines Kindes verlassen und sich mit einer einmaligen Geldsumme abgefunden, die natürlich längst aufgezehrt ist. In ihrer Noth hat sich die Mutter wieder an ihn gewandt; ihre Briefe sind unbeantwortet geblieben.

Martenstädt. Da werden wir also aushelfen müssen. Um Tausende wird es sich ja nicht handeln!

Wilhelmi. Mit der ruhigen Bestimmtheit des gewohnheitsmäßigen Entbehrens hat mir die Mutter erklärt, daß sie keines Darlehns bedürfe; der Vater werde seine Pflicht schon erfüllen, er glaube vermuthlich nur nicht an den Ernst ihrer Schilderungen.

Martenstädt. Und da haben Sie es natürlich übernommen, mit dem Vater zu sprechen?

Wilhelmi. Ich komme eben von ihm. Herr Bassili — so nennt er sich — war vor einer Stunde von seiner Sommerreise zurückgekehrt und noch nicht zu sprechen. Ich habe ihm einige sehr dringliche Worte aufgeschrieben, auf die er jedenfalls eine Antwort geben muß . . .

Sechste Scene.

Die Vorigen. Hartung. Dann Hedwig.

Hartung (ziemlich lebhaft). Gut, daß ich Euch treffe! Wo ist Deine Schwester? Ich bin ganz außer Athem, so schnell bin ich gelaufen! Eine große, große Neuigkeit! Wenn man's lustig auffaßt, zum Todtlachen . . . Aber wo ist Hedwig?

Wilhelmi. Im Nebenzimmer, denke ich.

Hartung. Dann bitte sie hierher! Die Geschichte interessirt sie noch mehr als Dich . . .

Wilhelmi (tritt an die Thür links. Mit etwas erhobener Stimme). Hedwig!

Martenstädt. Was gibt's denn?

Hartung. Es gibt . . . es gibt keine Dummheit, deren ein beliebter alter Narr nicht fähig wäre! Es gibt nichts Unmögliches! Es

gibt nur Unglaubliches! (Hedwig, die eben eingetreten ist, entgegengehend und ihr die Hand reichend.) Machen Sie sich auf das Abenteuerlichste gefaßt, liebe Freundin! Rücken Sie sich einen Stuhl zurecht, damit Sie bequem umfallen können, und hören Sie!

Hedwig. Was ist denn geschehen?

Hartung. Ich muß mir die Sache erst zurechtlegen, um mir den Schlußseffect nicht zu verderben. . . Also gestern bekam ich einen auffällig vergnügten Brief von Düringen. Ich setzte voraus, daß er die Bant gesprengt hatte. Gestern Abend folgte ein Telegramm, das mir seine Ankunft für heute meldete, und in dem er mich bat, Hals über Kopf in die Stadt zu kommen, — jetzt mitten in der Ernte! Ihr könnt Euch denken, wie mir das paßte! — er müsse mich unbedingt im Laufe des Nachmittags sprechen. . . Ich lasse anspannen, fahre herein. . . Ich komme von ihm. . .

Hedwig. Nun?

Hartung. Eine Wirthschaft! . . unbeschreiblich! Die Koffer mitten in der Stube, Herren- und Damengarderobe über den Stühlen, auf dem Tisch Toilettengegenstände, am Boden Wäsche von zweifelhafter und unzweifelhafter Beschaffenheit — und mitten in dieser Herrlichkeit Düringen strahlend neben einer recht hübschen jungen Dame mit brennender Cigarrette. Vorstellung: mein Freund, Herr Rittergutsbesitzer Franz Hartung — meine Frau!

Wilhelmi }
Hedwig } (zusammen). Seine Frau?!

Martenstädt. Seine Frau?

Hartung. Seine Frau! Was sagt Ihr dazu?

Martenstädt. Du scherzest!

Hartung. Ganz und gar nicht.

Wilhelmi. Düringen ist verheirathet?

Hartung. Gründlich! So verheirathet wie nur möglich! Bei lebendigem Leibe und vom Wirbel bis zur Sohle!

Martenstädt. Unglaublich!

Hartung. Die Nemesis hat ihn ereilt.

Hedwig. Und Marianne?

Martenstädt. Und die Frau?

Hartung. Laßt mich doch zu Athem kommen! Einer nach dem Andern! Also die junge Frau Düringen ist, wie ich schon sagte, gar nicht übel — sogar eine verführerische Person — prachtvolle Arme! . . . Ihr kennt sie übrigens auch, Frau Olga Iwaniew. . . (Kurze Pause.) Ihr kennt sie unter ihrem Mädchennamen, den sie für die Oeffentlichkeit beibehalten hatte: Olga Borosoff!

Hedwig. Die Clavierspielerin?

Hartung. Eine Schülerin von Liszt — eine sehr begabte Künstlerin. . .

Wilhelmi. Etwas extravagant, aber nicht unangenehm . . .

Hartung. Sie spricht perfect französisch und deutsch . . . eben wie eine Russin, und raucht wie ein Türke.

Martenstädt. Wir haben sie ja in Rissingen gehört . . .

Hartung. Jawohl. Sie scheint sich dessen aber kaum noch zu erinnern. Wenigstens deutete keine Miene darauf hin, daß sie mich wieder-erkannte, als ich ihr vorgestellt wurde.

Wilhelmi. Und wir haben sie in San Francisco kennen gelernt. Sie reiste mit einem berühmten Geiger durch die Vereinigten Staaten und gab viel besuchte Concerte.

Hedwig. Sie hat ja auch in unserem Hause verkehrt.

Hartung. Ganz recht! Und dessen erinnerte sie sich mit lebhafter Dankbarkeit. Mit Begeisterung sprach sie von der Aufnahme, die sie bei Euch gefunden . . . Düringen machte ein ziemlich einfältiges Gesicht dazu . . .

Wilhelmi. Aber wie ist denn Düringen überhaupt an Olga Worosoff gerathen?

Hartung. Ganz einfach so: Frau Worosoff oder eigentlich Frau Zwaniew hat auch in diesem Jahre die belebtesten Badeorte besucht — diesmal in Begleitung ihres Bruders, der seit mehreren Jahren im Auslande lebt, in Italien, in der Schweiz, in Frankreich, in Deutschland . . .

Martenstädt. Sicher ein Nihilist!

Hartung. Die Geschwister haben in Marienbad Düringens Bekanntschaft gemacht. Der Bruder hat sich, wie ich höre, sterblich in Fräulein Marianne verliebt, und gleichzeitig hat die Schwester die scharfsinnige Bemerkung gemacht, daß der Herr Papa noch ein lustiger Vogel sei; sie hat ihre Neze nach ihm ausgeworfen, hat ihn eingefangen, und nun flattert er richtig im Käfig . . . übrigens vergnügter denn je!

Hedwig. Und Marianne?

Hartung (ernster). Fräulein Marianne . . . ich fürchte, ihre Rolle ist die wenigst lustige in der Komödie. Unter einem schidlichen Vorwande hat sie sich vom Orte der zärtlichen Handlung entfernt und sich von ihrer Freundin Toni Hilbebrandt nach Buchstädt einladen lassen . . .

Wilhelmi. Der Tochter meines alten Freundes?

Hedwig. Da kommt Anna! Sie weiß besser Bescheid als ich.

Siebente Scene.

Die Vorigen. Anna.

Martenstädt (zu Anna). Endlich!

Anna (grüßend). Was ich habe laufen müssen . . .

Hedwig (eilt ihr entgegen und führt sie bei Seite). Du hast Nachrichten von Mariannen?

Anna. Ja! Sie kommt heute Abend an.

Hedwig. Nun? Was schreibt sie?

Anna. Ach, sie ist gar nicht lustig! Sie fürchtet sich . . . vor den Neuheiten zu Hause . . .

Hedwig. Was schreibt sie?

Anna. Eigentlich nichts weiter. Sie sagt, ihr Herz wäre sehr schwer, aber ich wäre noch zu jung, sie könne sich keinem Menschen anvertrauen . . .

Hedwig (seht). Sage ihr: daß ich da bin! Und daß ich sie sehen muß!

Diener. Herr Waffili fragt, ob der Herr Doctor zu sprechen ist.

Wilhelmi. Ich bitte den Herrn im Vorzimmer Platz zu nehmen.

(Diener ab.) Den Herrn muß ich empfangen.

Martensstädt. Ich weiß . . . (zu Anna.) Ich habe bloß auf Dich gewartet. Wir wollen uns empfehlen.

Hedwig. Lassen Sie mir Anna noch einige Augenblicke . . . Wir haben uns ja noch so viel zu sagen . . . Bitte, kommen Sie in mein Zimmer! . . . Sie auch, Hartung!

Hartung. Ich folge Ihnen auf dem Fuße. (Hedwig, Anna und Martensstädt nach links ab. Zu Wilhelmi.) Fräulein Marianne muß aus der Wirthschaft heraus, oder besser: sie darf gar nicht hinein! Ich persönlich habe zwar kein besonderes Interesse zur Sache, aber . . . nun, Du verstehst mich schon?

Wilhelmi (der Hartung bis an die Thür geleitet). Ich verstehe Dich . . . sehr gut! Du interessirst Dich für Mariannen?

Hartung. Du mein Gott . . . ich habe sie aufwachsen sehen, nicht wahr? Wir zanken uns seit fünf Jahren. Sie ist eine empfindsame Stubenpflanze. Mich hat das Bauernleben in der freien Luft ein bißchen rauh gemacht. Aber gleichviel . . . wenn man sich so lange kennt . . . Du verstehst mich schon . . .

Wilhelmi. Willkommen, lieber Hartung! (Er drückt ihm die Hand.)

Hartung. Wenn man sich so lange kennt . . . nicht wahr? (Nach links ab.)

Achte Scene.

Wilhelmi. Dorosoff.

Wilhelmi (ist an die Mittelhür getreten, die er öffnet). Wenn ich bitten darf . . . (Dorosoff tritt ein. Gegenseitige tiefe und förmliche Verbeugung.) Ich danke Ihnen, daß Sie meiner Einladung so schnell gefolgt sind. Wollen Sie sich gefälligst setzen? (Beide setzen sich.) Ohne weitere Einleitung: ich möchte mit Ihnen von Ihrem Kinde sprechen.

Dorosoff. Das habe ich nach dem Namen und der Adresse, unter denen Sie mir geschrieben haben, vorausgesetzt. Sie sind ohne Zweifel der Vormund?

Wilhelmi. Ich werde der Vormund sein, ich bin der Arzt. Das Kind ist krank, und die Mutter darbt.

Borosoff. O Gott!

Wilhelmi. Ich darf Ihnen die grausame Wahrheit nicht vorenthalten. Es handelt sich um Tod und Leben . . .

Borosoff. Ich bitte Sie . . . erschrecken Sie mich nicht! Die Sache greift mich doch mehr an, als ich zeigen möchte. Gönnen Sie mir einige Tage Frist! . . . Ich muß mich erst auf mich selbst besinnen.

Wilhelmi. Es ist leider kein Augenblick zu verlieren . . .

Borosoff (das Tuch an die Stirn drückend). O Gott! (Zurück.) Mit der Nührung geht's nicht, versuchen wir es anders. (Mit veränderter Stimme.) Ja, mein Herr, was soll ich Ihnen sagen? Ihre Botschaft ist gewiß im höchsten Grade bedauerlich, Sie werden indessen auch meine Zurückhaltung begreifen. Der Zusammenhang zwischen der Mutter und mir ist vollkommen gelöst und muß es bleiben. Diese bestimmte Erklärung wollte ich Ihnen abgeben, mit der Bitte, sie der Mutter bekannt zu machen. Deshalb habe ich mich beeilt, Ihrer Einladung zu folgen.

Wilhelmi. Aber vergönnen Sie mir die Bemerkung . . .

Borosoff. Ich erscheine Ihnen vielleicht gefühllos und hartherzig! Ich bin's wirklich nicht. Ich bin sogar ein sehr gutmüthiger Mensch . . . wahrhaftig! Ein Wort wird Ihnen Alles erklären: ich stehe im Begriff mich zu verloben. Sie begreifen nun, daß ich mich in diesem Augenblick mit einer derartigen Sache nicht befassen kann noch mag.

Wilhelmi. Aber es ist doch Ihr Kind?!

Borosoff. Ja — und nein. Ja, in dem Sinne, den ich weiß nicht gleich welcher Philosoph der Vaterschaft beilegt: „Der Vater ist eines der Mittel, deren sich das Kind bedient, um zu sein.“ Nein, im höheren menschlichen Sinne. Ich habe es nie gesehen. Die tausend Fäden, durch die wir mit dem Kinde verbunden werden, und die den Zeuger erst zum Vater machen: — der Umgang jeden Tags und jeder Stunde, die Freude über das Gedeihen, die bange Sorge, wenn eine körperliche oder seelische Gefahr droht, die Zärtlichkeiten und Liebkosungen — alle diese tausend Fäden echter Gemeinsamkeit sind zwischen uns niemals gesponnen worden. Ich habe thatsächlich nur eine lästige Verpflichtung zu erfüllen, nichts weiter!

Wilhelmi. Gar nichts weiter? . . Ich will Ihre Beweisführung zu erschüttern nicht versuchen, denn ich wende mich nicht an Ihren Verstand, an Ihre guten Regungen wende ich mich.

Borosoff. O, ich bin sehr gut! Wahrhaftig! Deshalb muß ich mir sagen, daß ich nicht das Recht habe, mich jetzt um einen unglücklichen Jugendstreich zu kümmern; ich darf mein Leben, an dem nunmehr eine andere Person Theil nehmen wird, meine zukünftige Braut, nicht ungehörig belasten. Ueberdies habe ich ja gethan, was man von mir zu fordern berechtigt war, und ich werde thun, was ich thun muß.

Wilhelmi. Was gedenken Sie also zu thun, wenn ich fragen darf?

Borossoff. Soeben, bevor ich dies Zimmer betrat — habe ich mich bei dem Rechtsanwalt Bieringer, der in diesem Hause wohnt, nach dem Umfange meiner Verpflichtungen erkundigt. Ich habe die Wahl: ich habe entweder für den nothdürftigen Unterhalt des Kindes weiter zu sorgen, oder ich kann dasselbe, da es vier Jahre alt ist, in natura fordern. Wird es mir verweigert, so hört jede weitere Verbindlichkeit von meiner Seite auf. Ich habe mich für das Letztere entschlossen: ich fordre das Kind.

Wilhelmi. Das ist Ihnen doch nicht ernst gemeint? Was wollen Sie mit einem kranken Kinde, dem Sie theilnahmlos gegenüberstehen? Und gerade jetzt, vor Ihrer Verlobung? Sie wissen ja überdies ganz genau, daß die Mutter lieber zu Grunde geht und das Kind zu Grunde gehen läßt, als daß sie es hergiebt!

Borossoff. Dann sind wir eben quitt.

Wilhelmi (warm). Ich bin ja kein Advocat, und frage nicht, was Rechtens ist, die Stimme der Natur rufe ich an! Die Natur ist doch auch ein Gerichtshof, den Sie anerkennen müssen! Fragen Sie Ihr Gewissen. Es muß Ihnen antworten. Und dann thun Sie das Rechte! (Borossoff sieht nach der Uhr. — Wilhelmi, sich etwas vergessend, erregter.) Sehen Sie nicht nach der Uhr, mein Herr! Der Vater der kleinen Elise sollte keine goldene Uhr zeigen.

Borossoff (sehr verbindlich). Ich möchte Sie nicht verstehen. Sie haben mich doch — sofern ich Ihre Einladung richtig aufgefaßt habe — nicht zu sich beschieden, um mich zu beleidigen.

Wilhelmi (sich beherrschend, ruhiger). Nun wohl, mein Herr! Ihre Zeit ist gemessen, wie ich sehe. Kommen wir also zum Schlusse: Ist es Ihr Wille, daß die Mutter Ihres Kindes und Ihr Kind selbst dem Elend preisgegeben und auf die zufälligen Gaben gelegentlicher Milthätigkeit verwiesen werden? Ist das der Bescheid, den ich zu überbringen habe?

Borossoff. Nun . . . zu einem einmaligen Opfer will ich mich allenfalls noch verstehen, wenn sich die Mutter feierlich verpflichtet, daß sie mich künftig unbehelligt läßt, und mir gewisse Briefe, die mir unbequem werden könnten, ausshändigt.

Wilhelmi. Ich werde die Mutter davon verständigen.

Borossoff. Meinen besten Dank! Und da Sie nun einmal als Mittler eingetreten sind und die Beziehung eines Dritten mir nicht erwünscht wäre, dürfte ich Sie vielleicht auch bitten, mir die Entschließung der Dame mitzutheilen?

Wilhelmi. Auch dazu bin ich bereit.

Borossoff. Nochmals meinen Dank. Auf Ihre Verschwiegenheit darf ich ja bauen. Hier meine Karte. Ich würde mich freuen, wenn Sie mich mit Ihrem Besuch beehren wollten. Ich schmeichle mir sogar, daß Sie mich mit der Zeit milder beurtheilen werden. Ich bin nämlich wirklich

nicht schlecht! Wahrhaftig nicht! Also auf die Ehre, Sie wiederzusehen. Sie wissen nun, wo Sie mich finden können. (Gegenseitige Verbeugung.)

Neunte Scene.

Wilhelmi. Dann Hartung.

Wilhelmi (Borossoff nachblickend). Und das sind die Herren der Schöpfung! Du lieber Himmel! . . Die arme Braut! (Er liest die Karte.) „Basil Borossoff!“ . . (Auf's äußerste überrascht.) Was! . . Unmöglich! Dieser Mensch Mariannens Bräutigam! Unmöglich! (Er ist an die Thür links getreten, die er öffnet.) Hartung! Auf ein Wort! (Hartung tritt ein.) Wer bewirbt sich um Mariannens Hand?

Hartung. Der Bruder der Stiefmama.

Wilhelmi (ihm die Karte reichend). Basil Borossoff?

Hartung (die Karte lesend). Basil Borossoff! Jamohl! Kennst Du ihn?

Wilhelmi. Ich habe eben seine Bekanntschaft gemacht, und wir werden uns wiedersehen, Herr Borossoff!

Hartung. Nun?

Wilhelmi. Ein schlechter Mensch! Frage nicht weiter!

Hartung (sehr vergnügt). Ein schlechter Mensch! Das freut mich!

Wilhelmi. Das freut Dich?

Hartung. Ja! Es erfüllt mein Herz mit der reinsten aller Freuden: der Schadenfreude!

Wilhelmi. Wieso?

Hartung. Den gönne ich Mariannen! Nun wird sie mich endlich würdigen lernen!

Wilhelmi (säuselnd). Vielleicht gelingt's ihr auch auf andere Weise.

Hartung. Das wäre mir schließlich auch recht!

Der Vorhang fällt.

Zweiter Act.

Bei Düringen.

Zimmer im Erdgeschoß gelegen. Thür nach dem Ausgange rechts. Thür links nach der Wohnung. Im Hintergrunde zwischen zwei Fenstern, durch die man den kleinen Vorgarten erblickt, die Thür, die zum Garten führt. Das Zimmer ist in größter Unordnung. Halbausgepackte Koffer. Auf dem Klavier Hutschachteln, Cartons. Auf den Stühlen Kleider, Wäsche. Im Uebrigen ist die Einrichtung reich. Elegante Möbel, kostbare Stoffe und Teppiche. Links vorn Chaiselongue, vor derselben auf dem Boden ein großer Fell. Rechts ein niedriger Tisch, auf dem Cigarren und Cigaretten liegen. Um diesen Lehn- und Polsterstühle.

Erste Scene.

Olga. Borossoff.

Olga liegt auf der Chaiselongue; auf der andern Seite der Bühne, am kleinen Tische, hat sich Basil auf einen Sessel gesetzt; seine Füße ruhen auf einem davorgestellten Polsterstuhl. Sie rauchen.

Olga. Du wirst Dein Lebtag nicht gescheidt.

Borossoff. Du hast gut reden! Du hättest nur hören sollen, wie dieser Doctor in mich hineingesprochen hat . . .

Olga (während sie sich eine Cigarette anzündet; beim Sprechen passend). Ist's übrigens ein Junge oder ein Mädchen?

Borosoff. Ein Junge, (sich verbessernd) nein, ein Mädchen . . .

Olga. Und Du hast eine bestimmte Verpflichtung übernommen?

Borosoff. Bedingungsweise, ja! Ich habe mich zu einer Zahlung bereit erklärt, wenn ich meine Briefe wiederbekomme.

Olga. Du hast Briefe geschrieben? . . . Aber Waffia!

Borosoff. Der Klügste begeht einmal eine Dummheit. Ich glaube sogar, daß ich mich ziemlich unvorsichtig ausgedrückt habe. Deswegen will ich sie eben wiederhaben — und gleich! Sonst hätte ich die Geschichte noch hinausgeschoben, denn es paßt mir in diesem Augenblicke schlecht, ich bin etwas knapp bei Kasse.

Olga. Knapp bei Kasse? Wie kommt denn das? Ich vermuthete das Gegentheil. Du mußt doch gerade in jüngster Zeit recht hübsche Einnahmen gehabt haben.

Borosoff. Wieso?

Olga. Nun, Du hast in diesen letzten Wochen Düringen wenigstens recht anständige Ausgaben angefonnen! Seine Grafenkrone kommt ihm doch recht theuer zu stehen!

Borosoff. Du sprichst wie die richtige Frau! Meinst Du, daß die schlauen Machthaber von San Marino für einen Apfel zu haben sind? Düringen will italienischer Graf werden: conte Durignano — schön! Ich kenne die Leute, die ihm dazu verhelfen können — gut! Ich setzte also die Maschine in Bewegung, ich bringe sie in Gang, aber das Heizmaterial ist kostspielig . . .

Olga. Natürlich!

Borosoff. Ja, ma chère, das will bezahlt sein. Für mich ist bei dem Handel wirklich nicht viel abgefallen — kaum die üblichen Spesen. Du wirfst also schon die Güte haben müssen, mir die Kleinigkeit vorzuschießen . . .

Olga. Wieviel gebrauchst Du denn?

Borosoff. Ich denke, fünfzehnhundert Mark!

Olga. Düringen muß gleich kommen, bringe das Gespräch darauf.

Borosoff. Ich gebe es Dir wieder — sobald ich verheirathet bin.

Olga. Ja so! . . . Waffia, Waffia, Du machst mir Sorgen . . .

Borosoff. Wie schade!

Olga. Ja! Du hast mein Vertrauen zu Deiner Intelligenz erschüttert.

Borosoff. Inwiefern?

Olga. Wärest Du nur halb so geschickt, wie ich es von Dir dachte, so müßtest Du ja längst mit Mariannen verheirathet sein. Daß Du Dir von mir den Vorrang hast ablaufen lassen — sehr bedeutend kann ich es nicht finden!

Borossoff. Welch ein Vergleich! Bei Dir lag doch die Sache vermünscht anders!

Olga. Wieso?

Borossoff. Du bist eine junge, elegante Frau, eine bekannte Künstlerin und hast einen — wie soll ich sagen? — einen etwas abgestandenen Mann genommen, den Vater einer großen Tochter. Marianne dagegen ist ein ganz junges, sehr hübsches und sehr vermögendes Mädchen, sie hat das Recht, zu wählen, und ich gebe mich keinen Täuschungen hin: mir fehlt doch mancherlei — eine Stellung zum Beispiel, Vermögen und dergleichen.

Olga. Sei doch nicht so bescheiden! Du besitzest ja auch recht achtungswerthe Eigenschaften, die manche Mängel bedecken.

Borossoff. Zum Beispiel?

Olga. Du bist gerade gebaut, Du hast guten Anstand, Du gilst als liebenswürdiger und unterhaltender Mensch, Du bist ein vermegener Reiter, ein brillanter Schütze . . . und vor allen Dingen: Du verfügst zu rechter Zeit über die männliche Thräne der Rührung und über den unterdrückten Seufzer seelischer Ergriffenheit. Ja, Du kannst sogar auf Wunsch ohnmächtig werden. Du sprichst vom Jenseits, von übersinnlichen Dingen, Du bist Spiritist . . . Da müßte es doch ganz sonderbar zugehen, wenn ein unerfahrenes Ding von allen diesen Reizen ungerührt bliebe. Hättest Du Dich besser verwerthet, wärst Du Deinem Ziele schon viel näher.

Borossoff. Aber ich bitte Dich, was soll ich denn thun? In Ohnmacht fallen, die Geister rufen, reiten, schießen, weinen . . . das geht doch nicht so ohne Weiteres! Es muß doch ein Anlaß dazu da sein.

Olga. Beklage Dich! Ist es je einem Bewerber so bequem gemacht! Die Partei wird begünstigt von der Mutter — das bin zufällig ich, Deine Schwester, — vom Vater — den hast Du mit seiner Grafengeschichte am Bändel . . .

Borossoff. Nicht so ganz! Wenn Marianne in's Spiel kommt, hört bei ihm der Spaß auf!

Olga. Du wärst ein schöner Held, wenn Du Dich vor dem gutmüthigen Düringen fürchtetest!

Borossoff. Ich fürchte mich nicht vor ihm, ich sage nur: er ist in Betreff Mariannens nicht ganz so bequem, wie man es voraussetzen sollte. Seine Vaterrechte sind sein Stedenpferd, und wenn er diese gefährdet glaubt, findet er sogar tragische Accente.

Olga. Mit seiner Tragik wirst Du schon fertig werden. Du hast den größten Einfluß auf ihn gewonnen, Du hast ihm ja sogar schon beigebracht, daß er eigentlich italienischer Abkunft ist. Es handelt sich demnach bloß um Mariannen — um ein stilles, in sich gefehrtes Mädchen, das von der Welt so viel wie nichts weiß . . .

Borossoff. Du unterschätze Mariannen! Du siehst ja, wie sie sich zurückzieht. Sie hat ihr Zimmer heute noch nicht verlassen. Sie weicht

uns Allen sehen aus. Ich fürchte, dieser Herr Hartung, von dem sie mir oft in einem ganz besondern Tone gesprochen hat, übt einen schlechten Einfluß auf sie.

Olga. Hartung? Der gute Bauerntaps wird Dir nicht gefährlich werden. Mit dem laß mich nur reden, sprich Du mit Mariannen. — Du bist am Ende gar verliebt?

Boross off. Die Möglichkeit ist nicht ausgeschlossen.

Olga. Das ist mir gar nicht unlieb, es ist moralischer! A propos moralisch . . . beinahe hätt' ich's vergessen: Du wirst Mariannen doch glücklich machen?

Boross off. Selbstverständlich.

Zweite Scene.

Die Vorigen. Düringen.

Olga (zu Düringen, der, sich vergnügt die Hände reißend, eintritt). Hast Du Deine Briefe geschrieben?

Düringen. Alles erledigt! An Martenstädt geschrieben, an Hartung geschrieben . . .

Olga. An Hartung? Weshalb denn?

Düringen. Er muß mit Mariannen ein vernünftiges Wort reden. So geht's doch nicht! Sie versteckt sich ja förmlich!

Olga. Ich dachte, Du würdest sie mitbringen . . .

Düringen. Das wollte ich auch. Aber sie läßt sich entschuldigen. Sie habe in ihrem Zimmer zu kramen . . .

Boross off. Und Sie glauben, daß Hartung . . .

Düringen. Mein Gott, ja! Er kennt sie von klein auf, und sie hält große Stücke auf ihn.

Boross off (zu Olga, leise). Was habe ich Dir gesagt? (Für sich.) Mit dem Herrn muß ich mich bei nächster Gelegenheit auseinandersetzen.

Düringen. Aber lassen wir das! Es wird schon Alles gut werden! (Indem er sich auf das Fell zu Olgas Füßen setzt.) Kinder! ich bin zu glücklich! . . .

Die Familie! . . . Es geht nichts darüber!

Boross off. Ja! Sie haben Recht, Schwager! . . . Die Familie, sie ist ein starkes, festes Band . . .

Düringen. Ach, die Familie!

Boross off (zu Olga). Vor Deinem Manne brauche ich also kein Geheimniß zu haben? Also bringen wir die Sache zum Abschluß. Wann wirst Du mir die fünfzehnhundert Mark leihen können?

Olga. Ich denke, gleich . . . Düringen, leih mir fünfzehnhundert Mark, Waffili gebraucht sie.

Düringen. Kinder, sprechen wir nicht von dem leidigen Gelde! Es trübt die Reinheit meiner Freude!

Borossoff. Ganz meine Meinung . . . leihen Sie mir die fünfzehnhundert Mark, und sprechen wir nicht mehr davon.

Düringen. Sprechen wir überhaupt nicht mehr davon! Seien wir glücklich! Das Leben ist so schön!

Borossoff. Wenn die Sache nicht drängte! . . Aber es ist Gefahr im Verzuge!

Düringen. Ich würde Ihnen ja gern mit der Kleinigkeit aushelfen, aber gerade in diesem Augenblicke . . .

Borossoff. Ach so! Sie gehören auch zu den Leuten, die beständig „gerade in diesem Augenblicke“ nicht helfen können.

Düringen. Meine Baarschaft ist wirklich aufgezehrt, meine Papiere liegen fest; ich habe eben meinen Better Martenstädt zu mir beschieden, um wieder flott zu werden . . . ich sagte es Ihnen ja schon!

Olga. Martenstädt? Wozu der Umweg? Ich denke, Marianne ist als Erbin ihrer mütterlichen Großmutter ein reiches Mädchen. Da wäre es doch einfacher, Du wendetest Dich an sie.

Düringen (plötzlich ernst werdend). Das ist doch hoffentlich nur Dein Spaß? Und, mit Verlaub, kein guter Spaß! . . . Von meiner Tochter Geld leihen? So stehen wir nicht miteinander! Ich habe Mariannen daran gewöhnt, in mir den Vater zu respectiren, und dabei soll es auch bleiben! (Er macht einige Schritte im Zimmer.) Dabei soll es bleiben!

Olga (leise zu Borossoff). Wahrhaftig, Du hast Recht! Das habe ich gar nicht hinter ihm gesucht!

Borossoff. Also lassen wir die Sache fallen! Ich brauche dem Marchese von San Marino, mit dem ich wegen Ihrer Angelegenheit zu unterhandeln habe, bloß ein Wort zu sagen, und ich habe, was ich brauche.

Düringen (wieder gemüthlicher). Mit dem sprechen Sie doch lieber nicht! Ich werde schon Rath schaffen! Noblesse oblige! . . Wie steht's denn übrigens mit der Noblesse? Haben Sie gute Nachrichten erhalten?

Borossoff. Die günstigsten . . .

Düringen. So? . . Welche denn? . . Mein Gott, ich frage nur so, um zu fragen . . . Ob ich schlechtweg Düringen oder Graf Durignano heiße — mir ist's wirklich ganz einerlei! Aber es ist meine Pflicht, die neunzadige Krone, die mir gebührt, aus dem Schutt hervorzuholen . . .

Borossoff. Sehr wahr!

Düringen (sich erwärmend). Das bin ich meinen Ahnen schuldig!

Borossoff. Sehr wahr! Sehr wahr!

Düringen (wie oben). Ja, seitdem ich weiß, daß ich einem alten italienischen Grafengeschlecht angehöre, den edlen Durignanos, die, ich weiß nicht in welchem Jahrhundert nach Deutschland verschlagen, ihren welschen Namen allmählich in Düringen verdeutschte haben, — seitdem ich das weiß und mich als Durignano fühle, bin ich ein ganz anderer Mensch! Und daß

Sie das herausgetüftelt haben, daß vergesse ich Ihnen nie! Denn, ehrlich gestanden, ich hatte keine Ahnung davon.

Olga. Man braucht Dich nur anzusehen, um in Dir den alten Italiener wiederzuerkennen.

Düringen. Meinst Du? Ich bin doch eigentlich recht blond . . . gewesen.

Olga. Das Blond des Titian!

Düringen. Das kann ich sagen: in meinen Adern rollt etwas . . . etwas Heißes . . . wie italienisches Blut! . . .

Olga. Wenn Du Dich so weiter entwickelst, wirst Du die deutsche Episode Deiner Familie bald ganz vergessen haben . . .

Borosoff. Wie er da steht! Was! der reine Coleoni . . . zu Fuß!

Franz (übergiebt Borosoff eine Karte). Der Herr hat den gnädigen Herrn in seiner Wohnung im obern Stockwerk gesucht und ist hierher gewiesen worden. Er fragt, ob der gnädige Herr ihn empfangen wolle?

Borosoff (nachdem er die Karte gelesen). Ach so! (Zu den Weiden.) Ich kann den Herrn nicht abweisen. Wenn Ihr nichts dagegen habt, empfangt ich ihn hier . . . bei mir sieht es fürchterlich aus!

Olga (sich ärmelnd). Hier ist es zwar auch noch nicht schön, aber wenn Du willst . . . (Zu Düringen.) Also komm, caro mio!

Düringen (seinen Arm um ihre Hüfte legend, beim Abgehen). O mia cara! . . . O la famiglia! (Weide ab. — Franz öffnet die Thür und geht, nachdem Wilhelmi eingetreten ist.)

Dritte Scene.

Borosoff. Wilhelmi.

Borosoff (nachdem die Herren sich begrüßt haben). Ich bitte um Verzeihung, wenn ich Sie hier im Salon meiner Schwester empfangt . . .

Wilhelmi (überrascht). Im Salon der Frau Düringen? . . . Ich habe der gnädigen Frau meine Aufwartung noch nicht gemacht, und ich muß Ihnen gestehen . . .

Borosoff. Bitte! Nur keine Umstände! Wir kommen eben von der Reise zurück, und in meinem Zimmer sieht es noch unmenschlicher aus. (Während er einen Stuhl herbeirückt, von dem er ein darüber gebreitetes Kleidungsstück entfernt hatte.) Wollen Sie nicht Platz nehmen?

Wilhelmi. Ich danke verbindlich. Das Wenige, was ich Ihnen mitzutheilen habe, kann ich Ihnen auch stehend sagen.

Borosoff. Wie Sie befehlen, Herr Doctor!

Wilhelmi. Ich habe die Mutter Ihres Kindes wiedergesehen, aber ich werde in der Angelegenheit keinen Schritt zu Ihren Gunsten thun.

Borosoff. Ah! . . . Darf ich fragen . . .

Wilhelmi. Mein Herr, ich werde sehr offen sein. Nachdem ich Ihren Namen erfahren habe und weiß, daß die Dame, die Sie als Ihre

Braut bezeichneten, Fräulein Marianne Düringen ist, bitte ich Sie, auf meinen Beistand in keiner Weise mehr zu zählen. Sie wissen vielleicht nicht, daß Marianne das Kind meiner Schwester ist. Es ist mir keineswegs gleichgültig, wer Mariannens künftiger Gemahl sein wird. Die Begegnung, die wir mit einander gehabt haben, gewährt mir aber in keiner Weise die Bürgschaft dafür, daß meine Nichte als Ihre Gemahlin glücklich werden wird. Ich habe nichts weiter zu sagen. Sie werden nun begreifen, daß ich Ihr Bundesgenosse nicht sein kann. Betrachten Sie mich vielmehr als Ihren entschiedenen Gegner.

Borosoff. Darf ich Ihnen eine Cigarette anbieten?

Wilhelmi. Ich danke.

Borosoff. Ich will Sie nicht fragen, welcher Auftraggeber Ihnen ein Mandat als Sittenrichter über meine Person erteilt hat. Gewissen und Pflichtgefühl . . . ich kenne die Antwort im Voraus. Aber ich frage Sie: können Sie mit gutem Gewissen das Glück zweier Liebenden zerstören wollen? Nicht um meinetwillen — auf mich kommt ja wenig an! — um Mariannens willen, um Mariannens Ruhe, Mariannens Liebe willen, bitte ich Sie, beschwöre ich Sie: seien Sie mir ein Freund!

Wilhelmi (rau). Herr Borosoff! Ich glaube Ihnen nicht!

Borosoff. Das ist etwas Anderes! Mit diesem Wort haben Sie mir die Möglichkeit, mich mit Ihnen zu verständigen, abgeschnitten. Sie haben sich das jedenfalls sehr reiflich überlegt. Sie kennen aus meinem Leben freilich nur eine einzige unglückliche Einzelheit, die außer allem Zusammenhang mit meinem Sein und Wesen steht . . .

Wilhelmi. Ich habe Kenntniß von den Briefen genommen, die Sie an Fräulein Brigitte gerichtet haben. (Borosoff macht eine schnelle Bewegung.) Ihre Zuversicht scheint Sie nun zu verlassen? . . . Diese Briefe vervollständigen in der That das Bild, das ich mir von Ihnen gemacht habe. Ich werde nichts dazu thun, daß diese Briefe Ihnen ausgeliefert werden. Mein Entschluß ist Ihnen nun bekannt, er ist unerschütterlich. Ich habe die Ehre . . . (In dem Augenblick, da er sich zum Gehen wendet, treten Düringen und Olga ein.)

Vierte Scene.

Die Vorigen. Düringen. Olga.

Olga (sehr freudig). Ah! unser lieber Doctor aus San Francisco! . . . wie freue ich mich! . . . (Düringen tritt betroffen einen Schritt zurück.)

Wilhelmi (sich tief und förmlich vor Olga verneigend). Ich habe die Ehre . . . (Er entfernt sich nach einer leichten Verbeugung gegen Düringen und Borosoff, die diese ebenso erwidern.)

Olga. Das war deutlich. (Erst auf Borosoff, dann auf Düringen blickend, die Beide ziemlich besangen dreinschauen.) Wie steht Ihr denn da? (Sie brüht auf die Ringel.)

Düringen. Ich bin auf's Aeußerste überrascht . . . Wilhelmi! . . . Was hat denn der hier zu suchen . . . Es ist höchst unangenehm! . . . Und ich war so vergnügt!

Olga. Du bist köstlich! Du thust gerade, als ob Du Dir etwas vorzuwerfen hättest, daß der Herr Dein Schwager gewesen ist. Das ist doch eine uralte Geschichte! (Zum Diener, der eingetreten ist.) Bringen Sie den Thee! (Diener ab.)

Düringen. Die Begegnung ist mir fatal — das ist Alles, was ich sagen kann.

Olga. Und was fehlt Dir denn, Basil?

Borossoff. Ein ganz ungemüthlicher Mensch, dieser Wilhelmi! (Für sich.) Ich muß die Briefe wiederhaben — um jeden Preis! (Er nimmt seinen Hut.)

Olga. Willst Du uns verlassen?

Borossoff. Ich habe ein dringliches Geschäft zu erledigen. Auf Wiedersehen!

Fünfte Scene.

Olga. Düringen.

Olga. Was ist denn dem plötzlich zugestoßen? Er war ja ganz bestürzt . . . Und wo bleibt denn Marianne? Will sie denn den ganzen Tag unsichtbar bleiben?

Düringen. Sie bringt ihr Zimmer in Ordnung.

Olga. Immer noch? Kinder! Ihr seid schrecklich ungemüthlich. Ist denn dieser Wilhelmi wirklich so unheimlich, wie Basil meint? Ich habe ihn ganz im Gegentheil als einen harmlosen, gutmüthigen Menschen kennen gelernt. Du mußt ihn doch besser kennen? War er nicht früher Dein Freund?

Düringen. Nie! Wäre es nach seinem Rathe gegangen, so hätte mich seine Schwester nie geheirathet.

Olga. Das war doch sehr nett von ihm. (Der Diener hat inzwischen (mit dem Mädchen einen kleinen Tisch mit Samowar und Gläsern hereingetragen. — Olga fällt die Gläser.) Wie war denn die Geschichte eigentlich? Ich meine die Heirath . . . und die Scheidung. Du hast mir bisher nur Andeutungen gemacht, und vor so einer vernünftigen Frau, wie ich es bin, brauchst Du doch kein Geheimniß zu haben. (Sie setzen sich gemüthlich neben einander und schlürzen, die Gläser in der Hand behaltend, den Thee.)

Düringen. Wie soll's gewesen sein? Wir paßten nicht zu einander, das war Alles!

Olga (eine neue Cigarette anzündend). Hat sie Dich denn geliebt?

Düringen. Alles, was Recht ist; geliebt hat sie mich nie.

Olga. Wie merkwürdig! Weshalb hat sie Dich denn geheirathet?

Düringen. Ihr Vater wollte es durchaus . . . Er machte seiner Tochter das Leben sauer, und eines Tages war ich ihr Bräutigam. Alle Welt wunderte sich — aber keiner mehr als wir, die Meistbetheiligten.

Olga. Und der feindliche Bruder?

Düringen. Wie gesagt, er wüthete! Es kam zu schrecklichen Auftritten zwischen Vater und Sohn. Er brach allen Verkehr mit den Seinen ab. Er kam nicht einmal zu unserer Hochzeit. Erst auf dem Todtenbette hat sich der Vater mit ihm ausgesöhnt.

Olga. Wie merkwürdig! . . . Und wie war denn Eure Ehe?

Düringen. Ein Jahr lang ging's erträglich. Aber dann! — Ich konnte doch auf die Dauer meinen alten Gewohnheiten nicht entsagen . . .

Olga. Du ließeest Deine Frau allein?

Düringen. Mein Gott, ja! — Zu Hause war's langweilig — tödtlich! . . . Ich amüfirte mich . . .

Olga. Und Deine Frau, amüfirte sie sich auch?

Düringen. Danach sah sie mir eigentlich nicht aus. Ewige Verstimmung . . . Migräne! Es langweilte mich schließlich, und ich machte mich aus dem Staube.

Olga. Nun, und wann kam denn die Entscheidung?

Düringen. Wenige Tage nach dem Tode ihres Vaters. Da erklärte sie mir eines Abends, daß sie das Leben an meiner Seite nicht aushalten könne, daß sie es für unsittlich halte, vor der Welt die Lüge unserer Ehe aufrecht zu erhalten, und dergleichen mehr. Und richtig, sie zog mit Mariannen, die damals ein ganz kleines Kind war, zu einem Verwandten in der Provinz. Wegen des Kindes kam es zu einem harten Kampfe. Sie wollte es auf keinen Fall hergeben. Es mußte ihr gewaltsam abgenommen werden.

Olga. Weshalb hast Du so darauf bestanden?

Düringen. Weshalb?

Olga. Nun ja! Waren Vermögensinteressen im Spiele?

Düringen. Das wohl auch. Aber das war nicht das Entscheidende. Es war mein Kind, ich wollte es behalten.

Olga. Wie merkwürdig!

Düringen. Und ich hatte mir ja nichts Besonderes vorzumerfen!

Olga. Nichts Besonderes . . . eben nur das Allgemeine?

Düringen. Die Richter verurtheilten Hedwig nach meinem Antrage wegen böswilliger Verlassung und sprachen mir das Kind zu. Ich brachte es zu Martenstädt. Sie plante sogar eine heimliche Entführung. Und wer weiß, welche Scherereien ich gehabt hätte, wenn sie nicht mit ihrem Bruder, der, glaube ich, krank war, nach Amerika gezogen wäre . . . Aber lassen wir doch die unerquidlichen Geschichten ruhen! Ich bin so gern heiter. Und jetzt bin ich glücklich! (Er schlingt seinen Arm um Olgas Nacken.) Ach, die Familie! (Es klopft.)

Sechste Scene.

Die Vorigen. Hartung. Martenstädt.

Düringen. Herein! (Die Beiden treten ein.) Nur näher, lieben Freunde! Hartung. Darf man die Idylle stören?

Olga. Aber ich bitte Sie! . . . Setzen Sie sich doch und nehmen Sie mit uns ein Glas Thee!

Düringen (vorstellend). Das ist also mein lieber Vetter Martenstädt, von dem ich Dir schon so viel erzählt habe.

Olga. Freue mich sehr! Sie wollten uns ja auch Ihre Tochter zuführen, Fräulein Anna?

Martenstädt. Wir haben uns hier Rendezvous gegeben, gnädige Frau! Die jungen Mädchen haben sich ja natürlich tausend Dinge zu erzählen . . .

Olga. Charmant! . . . Ich fülle Ihr Glas?

Martenstädt. Es ist übrigens nicht das erstemal, daß ich die Ehre habe . . . ich habe Sie schon als Künstlerin bewundert . . . im vergangenen Jahre . . . in Kissingen.

Olga. Auch in Kissingen? Alle Welt hat mich in Kissingen gesehen und gehört . . . und das Concert war doch eigentlich mäßig besucht . . .

Düringen (zu Martenstädt, leise). Nun? Was sagst Du zu der Frau?

Martenstädt (leise). Großartig!

Düringen (triumphirend). Nicht wahr? . . . (Mit veränderter Stimme.) Hast Du es mitgebracht?

Martenstädt. Ja.

Düringen. Dann bitte, folge mir in mein Zimmer.

Martenstädt. So eilig ist's ja nicht . . . Warte doch noch einen Augenblick . . .

Olga (laut). Was haben denn die Herren da zu tuscheln?

Düringen. Etwas Geschäftliches . . . ich habe mit Martenstädt eine kleine Sache in Ordnung zu bringen . . .

Martenstädt. Sie drängt nicht, gnädige Frau! Wir können ruhig noch ein Viertelftündchen hier verplaudern . . .

Olga. Es wäre vielleicht grausam, meinem guten Manne diese Geduldsprobe aufzuerlegen . . . Herr Hartung leistet mir einstweilen Gesellschaft.

Düringen. Mit Hartung habe ich später auch noch zu sprechen.

Olga. Gut, also später . . .

Düringen (zu Hartung). Ich bitte Dich dann zu mir . . . Dir lieber Martenstädt, stehe ich sogleich zur Verfügung.

Martenstädt (unwillig halb laut). Diese Eile! Es hätte mir Spaß gemacht, Deiner Frau etwas Angenehmes zu sagen . . .

Düringen. Das kannst Du ja später noch! Einstweilen nimm mit mir fürlieb.

Martenstädt. Diese Gile! — (Sich zu einem freundlichen Gesicht zwingend.) Also auf baldiges Wiedersehen, schöne Frau . . . (Sehr verbindlich.) Auf Wiedersehen! (Beim Abgehen zu Düringen.) Wie Du das fertig gebracht hast! Diese Frau!

Düringen. Nicht wahr? großartig? . . . (Er wirft ihr Ruffinger zu.)

Martenstädt (ihn beim Arm fassend). Wenn Du es denn gar so eilig hast, so komm doch schon! (Beide ab.)

Siebente Scene.

Olga. Hartung.

Olga. So, Herr Hartung, nun lassen Sie uns gemüthlich plaudern . . . (Mit Ausdruck.) Vergeben Sie mir?

Hartung (erstaunt). Mit dem größten Vergnügen . . . Was denn?

Olga. Daß ich Sie bei unserer ersten Begegnung so kalt und fremd behandelt habe. Mein guter Mann ist, glaube ich, rasend eifersüchtig.

Hartung. Auf mich nicht, meine Gnädigste, darüber kann ich Sie beruhigen.

Olga. Wenn nicht auf Sie, vielleicht . . . auf mich.

Hartung. Auf Sie? Meinnetwegen? Glauben Sie doch das nicht! Ich bin den Frauen nicht gefährlich.

Olga. Darüber müssen Sie schon uns Frauen ein besseres Urtheil zutrauen.

Hartung. Ich habe aber die Erfahrung für mich. Der Umgang mit den Weibern will erlernt sein wie alles andere. Ich habe ihn wenig geübt. Ich verlehre seit Jahren eigentlich nur mit solchen Damen, die mir die Ehre erweisen, meine Kartoffeln auszubuddeln und meine Kühe zu messen . . . Ich bin wirklich unschädlich . . . überall . . . Aber nirgends so unschädlich wie gerade in diesem Hause. Das weiß Düringen ganz genau.

Olga (aus ihrem Vorstadtkraus eine gelbe Roseziehend und sie während des Folgenden Hartung zu Spielend). Und werden Sie diese rührende Freundschaft, die Sie mit der Familie verbindet, auch auf deren neuestes Mitglied übertragen?

Hartung. Aber selbstverständlich! (Er hat die Rose genommen, steht auf, dankt mit einer Verneigung des Kopfes und sagt lächelnd bei Seite.) Wieder eine gelbe Rose! Sollte sie mich auch etwa für das Heer ihrer Getreuen werben wollen?

Olga. Nun, dann werde ich Ihre Freundschaft gleich auf die Probe stellen. Ich bin durch meine Verheirathung plötzlich die Mutter einer erwachsenen Tochter geworden . . .

Hartung. Verzeihung, gnädige Frau! Ich bitte Sie inständigst, lassen wir Fräulein Marianne aus unserer Unterhaltung — wenigstens einstweilen noch. Wenn wir uns erst etwas näher getreten sein werden . .

Olga. Da kommt mein Bruder!

Achte Scene.

Die Vorigen. Borosoff.

Olga (leise zu Borosoff). Du kommst zu früh! (Sant.) Die Herren kennen sich bereits?

Hartung. Ich habe noch nicht die Ehre.

Olga (vorstellend). Also: mein Bruder . . . Herr Hartung.

Borosoff. Ah! Freude mich sehr . . . (Bei Seite.) Also das ist Hartung? Da können wir ja gleich ein wenig anhängeln. (Sant.) Es interessiert mich sehr, die nähere Bekanntschaft eines Mannes zu machen, der in so nahen Beziehungen zur Familie Düringen steht. Fräulein Marianne hat mir sehr viel von Ihnen erzählt . . .

Hartung. Dann fürchte ich, daß Sie keine sehr vortheilhafte Meinung von mir gefaßt haben.

Borosoff. Wieso?

Hartung. Nun, Fräulein Marianne gehört nicht gerade zu den nachsichtigsten meiner Richter . . .

Borosoff. Wie soll ich das verstehen? Glauben Sie Ursache zu haben, sich über Fräulein Marianne zu beklagen?

Hartung. Das weiß ich nicht. Es ist auch gar nicht erforderlich, daß wir diese Frage hier erörtern.

Borosoff (mit kalter Bestimmtheit). Ich wünschte sie aber erörtert zu sehen.

Olga. Die Herren discutiren? Da mische ich mich nicht hinein! Ich mache lieber Musik dazu. (Sie geht nach hinten, setzt sich an's Clavier und spielt ganz leise, so daß die folgende Auseinandersetzung zu ungeschwächter Geltung kommt.)

Hartung (überraischt, ebenfalls kalt). Jetzt verstehe ich Sie nicht! Wir sind uns soeben vorgestellt, und wir haben keine Veranlassung, das einzige Gebiet, auf dem wir uns zu begegnen haben — das Gebiet nichtsagender Höflichkeiten — zu verlassen. Nach dem Tone, in dem Sie eben zu mir gesprochen haben, scheinen Sie anderer Meinung zu sein. Ich halte es für richtig, das Feld zu räumen.

Borosoff. Das wird Ihnen freistehen, sobald Sie die Güte gehabt haben werden, mir die erbetene Aufklärung zu geben.

Hartung. Es steht mir sogar bedingungslos frei, und ich habe Ihnen gar keine Aufklärung zu geben.

Boross off. Sie irren sich! Nur ungern möchte ich fordern, was ich bisher höflich erbeten habe . . .

Hartung. Sie brechen hier einen Streit vom Zaune und zwingen mich beinahe zu glauben, daß Sie meiner zu einer Action bedürfen, die für Sie von Werth ist. Ich habe aber keine Neigung, mitzuspielen.

Boross off. Für den Augenblick handelt es sich noch nicht um unser Verhältniß zu einander. Darüber läßt sich ja später reden. Sie haben sich über Fräulein Marianne . . .

Hartung. Aber so lassen Sie doch Fräulein Marianne aus dem Spiele! . . .

Boross off. Es wird Ihnen selbst durch Ihre Festigkeit nicht gelingen die Frage zu verwirren. Ich constatire, daß Sie sich in meiner Gegenwart — in Gegenwart eines Ihnen völlig Unbekannten — über die Tochter des Hauses, in dem Sie sich befinden, wegwerfende Aeußerungen und bedenkliche Andeutungen erlaubt haben . . .

Franz (tritt ein). Der gnädige Herr erwartet Herrn Hartung in seinem Zimmer.

Hartung. Ich komme sogleich! (Franz ab. — Hartung nimmt seinen Hut und tritt nahe an Boross off heran.) Ich will Ihnen nur noch Eines bemerken. Ich habe allerdings nicht erwartet, daß ich in diesem Hause, in dem ich seit zwanzig Jahren ein- und ausgehe, plötzlich von einem mir unbekannten . . . Gaste überfallen werden würde. Sie wollen mir die höchst undankbare Rolle eines Menschen aufnöthigen, der über junge Damen leichtfertig und gehässig vor Fremden spricht, und wollen sich zum Cavalier aufwerfen! Sie reizen mich, in der Hoffnung, daß ich mich in gerechter Entrüstung zu einer Festigkeit hinreißen lasse, die diesem Auftritte Folgen geben müßte. Sie hätten alsdann das bessere Theil. Denn kein Mensch würde die Wahrheit glauben, die ja in der That ganz unglaublich ist. Wäre ich ein paar Jahre jünger, so würden Sie wahrscheinlich ganz richtig gerechnet haben. Aber ich bin in einem Alter, in dem man bei jedem Handel den Werth und Gegenwerth prüft; und ich schätze meine Ehre zu hoch, als daß ich sie für gleichwerthig erachten sollte mit der speculativen Kauflust eines internationalen . . . Cavaliers, wollen wir sagen.

Boross off. Wir werden uns wieder sprechen, mein Herr!

Hartung. Das ist mir sehr fraglich. (Er wendet Boross off den Rücken, verbeugt sich gegen Olga und geht ab.)

Neunte Scene.

Olga. Boross off.

Olga. Nun, wie ist die Geschichte verlaufen?

Boross off. Ganz nach Wunsch.

Olga. Schlägt Ihr Euch?

Borossoff. Genachdem! Wenn es mir nützen kann, ja.

Olga. Wie Unrecht! Und wozu soll es Dir nützen, Bassia?

Borossoff. Hartung unschädlich und mich interessant zu machen . . .

(Mariannen im Vorgarten erblickend.) Still! . . . Marianne!

Olga. Wo?

Borossoff. Da, im Garten! Ich bitte Dich, laß mich mit ihr allein! Sie wird gerade in der rechten Stimmung sein, und ich bin gut im Buge.

Olga (bezüglich). Laß es mit Hartung nicht zum Äußersten kommen! Hörst Du, Bassinka? Er ist nicht gefährlich! Verlaß Dich darauf! (Sie geht ab.)

Zehnte Scene.

Borossoff. Dann Marianne.

Borossoff (die Thür zum Garten öffnend). Nun, mein gnädiges Fräulein . . . wird es Ihnen draußen nicht zu kühl? . . . Oder darf ich mich Ihrem Spaziergange anschließen? Ich habe Sie ja seit Wochen nicht gesprochen, und ich habe Ihnen eigentlich recht viel zu sagen. (Marianne tritt ein.) Das ist sehr liebenswürdig von Ihnen. (Er schließt die Thür.)

Marianne (küstend). Bitte, öffnen Sie ein Fenster! Ich bin an den Cigarettenrauch nicht gewöhnt. (Borossoff öffnet das Fenster. Marianne hebt die am Boden liegenden Kleidungsstücke auf und stellt im Zimmer während des Folgenden einigermaßen Ordnung her. Borossoff ist ihr dabei behülflich.)

Borossoff. Ja, es sieht hier noch ziemlich wild aus, und die Umgebung taugt schlecht zu dem, was ich Ihnen zu sagen habe. Ich habe Sie noch nicht einmal fragen können, wie es Ihnen während der langen vier Wochen, die Sie auf dem Lande verbracht haben, ergangen ist?

Marianne. Ich danke, ganz gut.

Borossoff. Leider habe ich es nicht wagen dürfen, Ihnen zu schreiben. Sonst würde Sie Manches, was Sie jetzt in fast brutaler Weise über- rascht hat, weniger unvorbereitet getroffen haben. Ich hoffe, daß Sie das richtig aufgefaßt und mir nicht etwa als eine Unfreundlichkeit aus- gelegt haben.

Marianne. O nein.

Borossoff. (Mariannen dabei helfend, einen Koffer, den sie geschlossen hat, bei Seite zu schieben.) Verzeihen Sie . . . So! (Sich umblidend.) Sie vollbringen Wunder! Nun sieht es hier auf einmal ganz behaglich aus . . . Und nun schließen Sie die Augen über die noch etwa vorhandenen Mängel und sehen Sie sich, mein gnädiges Fräulein! Da! . . . Mir gegenüber, wenn es Ihnen gefällig ist. Ich möchte Ihnen in's Auge sehen, wenn ich mit Ihnen rede . . . (Marianne setzt sich und senkt den Kopf.) Aber so seien Sie doch nicht so niedergegeschlagen! . . . Freilich, ich kann mir ja denken, daß es Ihnen nicht

leicht um's Herz ist . . . Der Trauernde versteht den Kummervollen . . . und ich bin auch nicht froh! Die Wirksamkeit der Seele erstreckt sich ja nicht bloß auf ihre enge körperliche Behausung, sie macht sich auch fühlbar auf den Nächsten, in freundlichem oder feindlichem Sinne — Sympathie und Antipathie — was wäre das anderes?

Marianne. Sie mögen wohl Recht haben.

Borosoff. Und auch darin täusche ich mich nicht, Fräulein Marianne: wir stammen aus derselben seelischen Himmelsgegend, wir werden uns noch verstehen; ja, wir verstehen uns sogar schon, ohne daß wir uns darüber auszusprechen brauchten.

Marianne. Ich verstehe Sie wirklich nicht . . .

Borosoff. Besser, als Sie glauben, und ich weiß, was Sie empfinden, was Sie dulden — Sie kommen sich hier wie verrathen und verkauft vor. Und Sie haben Niemanden, vor dem Sie Ihr volles Herz auszusütteln wagten.

Marianne. Niemanden.

Borosoff. Auch zu mir fehlt Ihnen noch das volle rechte Vertrauen. Und es ist recht so! Ich verdiene Ihre Güte noch nicht.

Marianne. Ich höre Ihnen zu, aber ich verstehe Sie kaum. Haben Sie ein wenig Nachsicht mit mir. Mir ist der Kopf wie zerstückt.

Borosoff. Ach, mein armes Fräulein, lassen Sie diese Stunde nicht ungenützt vorübergehen, es ist die rechte! Wer weiß, ob ich je den Muth wiederfinde, vor Ihnen das zu beichten, was mir so schwer auf der Seele liegt? . . . O, wenden Sie sich nicht ab, Fräulein Marianne, weichen Sie mir nicht aus, wie bisher, seien Sie barmherzig! Sie sollen mein Richter sein! Denn gegen Sie habe ich mich schwer vergangen.

Marianne. Gegen mich?

Borosoff. Ja! Als ich Sie kennen lernte, sagte ich mir: Da ist ein hübsches, ein kluges, ein reiches Mädchen, das von der Welt noch nichts gesehen hat — eine gute Partie, mit einem Worte! Vielleicht gelingt es mir, ihr den Kopf zu verdrehen, dann kann ich vergnügt in den Tag hineinleben! Nur meine Selbstsucht, nicht Ihr Werth bestimmte meine Handlungen. Ich heuchelte ein Interesse, das ich nicht besaß. Ja, ich war so schlecht! Aber es hat sich bitter an mir gerächt. Wir waren für einander bestimmt, und ich bin Ihnen fremd gelieben, ja unheimlich geworden. Und als Sie des Freundes bedurften, haben Sie sich geflüchtet. Da ist es mir wie Schuppen von den Augen gefallen, und was ich gelitten habe . . . lassen Sie mich davon schweigen! Aber in meiner bitteren Reue habe ich vor mir und der unsichtbaren Gewalt, die unsere Schritte leitet, feierlich gelobt, vor Ihnen meine Schuld zu bekennen, mich Ihrem Richterspruch zu unterwerfen, und wenn das Glück meines Lebens dadurch vernichtet werden sollte! . . . Verurtheilen Sie mich oder können Sie mir um meiner wahrhaftigen Reue

willen vergeben? . . . Marianne, ein Wort . . . ein einziges Wort! Ich beschwöre Sie!

Marianne. Was soll ich Ihnen sagen, Herr Borosoff? Es wird mir nicht schwer, Ihnen zu vergeben . . .

Borosoff (Mariannens Hand ergreifend). Marianne!

Marianne (ihre Hand zurückziehend). Bitte, Herr Borosoff! . . . Denn ich habe Ihnen nicht mehr gezürnt als Andern; und das, was Sie sich mir gegenüber vorzuwerfen haben: daß Sie zunächst auf meine Mitgift speculirt haben, habe ich vorausgesetzt — bei Ihnen wie bei Andern! . . . Eine jede Mitgift bringt eine andere mit sich: das Mißtrauen. Es nimmt mich für Sie ein, daß Sie den Muth haben, mir die Wahrheit zu gestehen, aber ich weiß wiederum nicht, was Sie mit diesem Geständniß eigentlich bezwecken . . .

Borosoff. Sie sollen mir nun glauben, wenn ich Ihnen sage . . .

Marianne. Ich soll Ihnen glauben? Ich möchte Ihnen glauben! Aber ist denn das Vertrauen eine Sache des eigenen Willens? Es läßt sich so wenig erzwingen wie die Ruhe, es wird erweckt durch die Handlungen des Andern, wie der Widerhall durch den Ruf. Sie haben mir, das muß ich zu Ihrem Lobe sagen, nicht im gewöhnlichen Sinne den Hof gemacht. Sie haben mir vielmehr merkwürdige Dinge erzählt. Sie haben meine Phantasie erhibt, haben mich beschäftigt und erregt, haben mich gefesselt; aber ich habe mich vor Ihnen gefürchtet. Und nun weiß ich von Ihnen selbst, daß Sie nicht aufrichtig gewesen sind . . .

Borosoff. Ich versichere Sie . . .

Marianne. Es bedarf keiner Versicherungen und Bethuerungen mehr. Handeln Sie wie ein Freund! Dann will ich Ihnen glauben.

Borosoff. So werden Sie mir glauben! Denn ich habe Ihre Erlaubniß nicht erst abgewartet; ich habe schon als Ihr Freund gehandelt.

Marianne. Sie haben gehandelt?

Borosoff. Ja denn! Ich wollte schweigen, aber Ihr Argwohn zwingt mich zu sprechen. Soeben habe ich mich mit einem Vermessenen, der sich Verdächtigungen über Sie erlaubte, auseinandergesetzt.

Marianne. Verdächtigungen? Wer könnte mich wohl verdächtigen?

Borosoff. Ein Mann, den Sie für Ihren Freund gehalten haben.

Marianne (erschrocken). Wer? Ich verlange von Ihnen den Namen des Verleumders!

Borosoff. Wenn Sie mich dazu zwingen — Hartung ist sein Name.

Marianne. Unmöglich!

Borosoff. Wenn nicht meine Worte, so werden die Ereignisse, die nun unvermeidliche geworden sind, Sie überführen.

Marianne (den Kopf schüttelnd, langsam). Ich bin ganz verwirrt. Ich höre wohl Ihre Worte, aber deren Sinn erfasse ich nicht. (Weich.) Herr

Hartung, der mich von Klein auf kennt, der mich als Kind verätschelt und mich genekt hat, als ich heranwuchs, Herr Hartung sollte mir Häßliches nachsagen?! Das wäre zu traurig! Sie haben ganz gewiß mißverstanden! Was könnte er auch Böses von mir sagen?

Borosoff. Ihre Ehre hat er natürlich nicht verunglimpft! Wozu auch? Es reicht ja schon aus, wenn man ein junges Mädchen lächerlich macht . . .

Marianne. Das hätte Herr Hartung gethan?

Borosoff. Wenn man in hämiſcher Weiſe ihre Eigenthümlichkeiten betrittelt, ihre keusche Verschlossenheit als ein billiges Mittel bezeichnet, um ſich interessant zu machen . . .

Marianne. Das hätte Herr Hartung gethan? (Sie bedekt ihre Augen.)

Borosoff (sanft). Wehren Sie Ihren Thränen nicht, mein Fräulein! Sie werden Ihnen Ihr schweres Herz erleichtern! Ich begreife, daß Sie ſich unglücklich fühlen müſſen; in dieſer Umgebung iſt Ihr Daſein ganz unerträglich! Sie haben keine Stütze . . . (Marianne macht eine zuſtimmende Kopfbewegung) — wenn Sie die meinige verſchmähen! Weiſen Sie die Hand, die ich Ihnen verſtändnißvoll und herzlich biete, nicht zurück! (Wärmer.) Sie brauchen nur zu wollen, und Sie finden in mir den Freund, den Sie ſuchen! Einen ſtarken Arm, der Sie aus dieſer entſetzlichen Lage befreit! . . Sie ſchweigen? (Mit wachſender Leidenschaft.) Darf ich dieſes Schweigen dahin deuten, daß Sie mich nicht zurückweiſen, daß Sie es verſuchen wollen, glücklich zu werden? Ach, Fräulein Marianne, kein unüberlegtes, graufames Wort, das dieſen ſchönen Glauben zerſtören und den Zauber vernichten könnte! Eine Welt von Glückſeligkeit ſchlummert in dieſer feierlichen Stunde! Ein Blick, ein Hauch von Ihnen würde ſie erwecken! . . (Er will ihre Hand ergreifen.)

Marianne (weicht erſchrocken zurück). Um Gotteswillen! Laſſen Sie mich!

Borosoff. Nein, Marianne! Mein übervolles Herz . . .

Marianne (ihm abermals ausweichend, ſieht ſich wie hilfeſuchend um.) Vater!

Borosoff. Ihr Vater ſegnet unſern Bund!

Marianne (ſich ſchauend abwendend, verzweifelt). Was ſoll aus mir werden? Habe ich denn keinen Menſchen . . . (Anna erblickend. Aufjubilend.) Ah, Anna!

Elfte Scene.

Die Vorigen. Anna.

(Marianne hat Anna leidenschaftlich umarmt.)

Borosoff (für ſich, mit unwilliger Heberbe). Bermünſcht! (Er beherrſcht ſich ſogleich und tritt mit förmlicher Verneigung an Mariannen heran, die Annas Hand feſt umklammert hält.) Sie haben einen Freund! In brennender Ungeduld und nicht ganz hoff-

nungslos sieht er Ihrer Entscheidung entgegen. (Er grüßt die beiden Damen tief und geht würdevoll ab.)

Anna. Wie Du zitterst! Was will denn der?

Marianne. Ach, liebste Anna! Wüßtest Du . . .

Anna. Hat er Dich gequält? Mach Dir nichts draus! Laß den häßlichen Menschen!

Marianne. Ich bin sehr unglücklich!

Anna. Dummes Zeug! Du solltest außer Dir vor Freude sein, denn ich habe Dir nur Erfreuliches zu sagen.

Marianne. Ich kann's gebrauchen! . . Also sprich!

Anna (nach der Uhr sehend). Sechs Minuten vor sieben . . . Noch sechs Minuten! Ich habe noch vollauf Zeit, Dich vorzubereiten . . . Also: ich habe Dir etwas furchtbar Ueberraschendes mitzutheilen, das Dich selig machen wird. Aber vor allen Dingen mußt Du mir versprechen, vernünftig zu sein.

Marianne. Was ist's denn?

Anna. Versprichst Du mir, ganz ruhig zu bleiben?

Marianne. Ja doch! Was ist's denn?

Anna. Die Andern getrauten es sich nicht. Ich habe es ihnen abgenommen. Wir verstehen uns doch am schnellsten. Aber Du hast mir versprochen, artig zu sein?

Marianne. Ja, ja, ja! Aber so quäle mich doch nicht!

Anna (leise, flüsternd, herzlich). Marianne! Deine Mutter ist hier!

Marianne (schwantt). Was sagst Du? . . . Meine Mutter?

Anna. Du wolltest ja vernünftig sein! . . . Ja, Marianne, die Sehnsucht nach Dir hat sie hierhergetrieben.

Marianne. Meine Mutter ist hier?

Anna. Ja!

Marianne. Ich muß sie sehen, muß sie sprechen!

Anna. Ja! Morgen. Sie kommt zu uns! In unsre Sommerwohnung. Du kommst auch. Papa schide ich fort. Und dann könnt Ihr Euch sagen, was Ihr wollt, und küssen, soviel Ihr wollt!

Marianne. Du gute Seele! (Sie umarmt Anna herzlich.) Du hast sie gesehen?

Anna. Heute!

Marianne. Wie sieht sie aus?

Anna. Entzückend, lieb und gut!

Marianne. Und morgen werde ich sie sehen?

Anna. Heute noch!

Marianne. Wie?

Anna. Ich habe Alles in Ordnung gebracht. Sie kommt hier vorüber.

Marianne. Wann? (Die Uhr schlägt Neben.)

Anna. Jetzt.

Marianne (eilt an das offene Fenster. — Garten im goldigen Lichte des Sonnenuntergangs, der vordere Raum, das Zimmer ist inzwischen dunkler geworden. — Marianne blickt in stichtlicher Erregung zum Fenster hinaus. — Kurze Pause. — Plötzlich sähet sie zusammen). Jetzt grüßt sie herüber! Mutter, geliebte Mutter! . . Du kommst wie ein Bote des Himmels! . . Ach . . . mir schwirrt's vor den Augen! . . Und ich soll sie sprechen?

Anna. Morgen!

Marianne (Anna stürmisch umfänglich). Nun habe ich guten Muth!

Anna (sich lösmachend, lächelnd). Und Kraft hast Du auch!

(Die Mädchen umarmen sich noch einmal.)

Der Vorhang fällt.

Dritter Act.

Auf dem Lande bei Martenstädt.

Ein Gewächshaus mit tropischen Pflanzen, das auf den Garten geht. Gartenmöbel.

Erste Scene.

Martenstädt (liest eine Zeitung). Anna (mit einer Handarbeit beschäftigt).

Anna. Das meint Herr Bieringer auch.

Martenstädt (aufsehend). So? . . . Ich mache Dich darauf aufmerksam, daß Du in der letzten Viertelstunde dreimal ohne besondere Veranlassung — mithin in verdächtiger Weise den Namen des Dr. Bieringer genannt hast.

Anna. Habe ich das gethan?

Martenstädt. Allerdings! dreimal! . . . und ich warne Dich vor dem jungen Manne . . .

Anna. Weshalb?

Martenstädt. Er trägt mir zu viel gelbe Rosen!

Anna. Wenn das sein einziges Verbrechen ist! Ich leugne gar nicht, daß ich mich gefreut habe, ihn wiederzusehen. Von der ganzen Riffinger Gesellschaft war er doch weitaus der netteste, und bei seinem gestrigen Besuche hat er mir wieder sehr gut gefallen. Das ist doch kein Unglück. Dazu sind ja die jungen Männer da. Du wirst ihn doch bald einladen?

Martenstädt. Gelegentlich! Es brennt ja nicht. Mit den langweiligen Gesellschaften werden wir früh genug anfangen müssen . . . sobald wir unsere Stadtwohnung bezogen haben werden.

Anna. Mit den langweiligen, ja! Aber ich habe mir gedacht, . . . der Frühherbst ist diesmal, nach dem regnerischen Sommer, so schön, so milde, so sonnig . . . die armen Leute, die jetzt in den verdrießlichen Häusern und häßlichen Straßen der großen Stadt ihr Leben verbringen

müssen, thun mir leid . . . Wir sollten doch unsere guten Freunde zu uns bitten, habe ich mir gedacht — in unsere ländliche Einsamkeit . . . Marianne und Hartung . . .

Martenstädt. Und Bieringer?

Anna. Und Dr. Bieringer natürlich auch . . . und Wilhelmis . . .

Martenstädt. Häh? (Er legt die Zeitung bei Seite.) Wie meinst Du das? Mariannen und Wilhelmis zusammen?

Anna. Weshalb denn nicht?

Martenstädt. Es wird Dir doch hoffentlich nicht einfallen, zwischen Mariannen und ihrer Mutter die heimliche Vermittlerin zu spielen? Daß Du mir da hübsch die Hand aus dem Spiele läßt! Das sind delicate Sachen, in die wir uns nicht hineinzumischen haben! Marianne ist mit Herrn Worosoff so gut wie verlobt, Düringen ist glücklich darüber, und er würde es uns ernstlich verübeln, wenn wir hinter seinem Rücken . . .

Anna. Papa, Du wolltest ja ausgehen?

Martenstädt. Ich?

Anna. Sagtest Du es nicht?

Martenstädt. Gott bewahre!

Anna. Doch! Du hast es gesagt. Und da wollte ich Dich gleich bitten, für mich einige Besorgungen zu machen.

Martenstädt. Aber ich denke ja gar nicht an's Ausgehen.

Anna. Das ist schade. Ich hatte mich fest darauf verlassen, daß Du mir verschiedene Kleinigkeiten, die ich nothwendig brauche, besorgen würdest. Ich habe Alles aufgeschrieben . . . Hier ist die Liste; nimm sie auf alle Fälle . . . wenn Du doch ausgehen solltest . . . Wir leben ja hier in einer wahren Einöde . . . Nie kommt ein Mensch hier vorüber . . .

Zweite Scene.

Die Vorigen. Bieringer.

Bieringer (einen großen Strauß in der Hand, aber keine Rose im Knopfloch). Herr Martenstädt . . . gnädiges Fräulein . . . (Ihr die Blumen zeigend.) Gestatten Sie mir . . .

Anna. Wie liebenswürdig! Ich danke Ihnen sehr, Herr Doctor!

Martenstädt (Bieringer kräftig die Hand schüttelnd). Wirklich sehr liebenswürdig! . . . Aber Sie entschuldigen wohl einen Augenblick! . . . (Anna etwas bei Seite nehmend.) Anna, komm doch einmal her! (Halblaut.) Du wolltest mich eben mit List oder Gewalt entfernen, ich bleibe, nun kommt dieser junge Mann mit Blumen!

Anna. Aber Papa! Wie kannst Du nur so etwas denken! . . . Der reine Zufall!

Martenstädt. Das will ich auch hoffen!

Anna. Du scheinst doch noch mißtrauisch zu sein? Nun! Du thätest mir sogar einen Gefallen, wenn Du ihn mitnähmst . . . Beruhigt Dich das?

Martenstädt. Einigermassen!

Anna (sich schmolzend abwendend). Aber Papa!

Bieringer. Es erregt Ihr Erstaunen, daß ich meinen Besuch so schnell erneuere . . . hoffentlich nicht Ihren Unwillen . . .

Martenstädt. Wie können Sie glauben, junger Freund . . .

Bieringer. Ich hatte hier gerade in der Gegend zu thun . . . und da wollte ich nicht vorüberfahren, ohne mich erkundigt zu haben . . .

Martenstädt. Natürlich! Man kommt ja hier so oft vorüber!

Bieringer (zu Weiden). Es geht Ihnen doch gut?

Martenstädt. Ich danke.

Anna. Ich auch! . . .

Bieringer (nach einer kurzen Pause). Es kommt mir vor, als ob ich hier störe. Bitte, sagen Sie es mir ganz offen . . .

Martenstädt. Aber ganz und gar nicht! Sie sehen ja, ich las die Zeitung und Anna stückte . . .

Anna. Ja, ich stückte, und Papa las die Zeitung . . .

Bieringer. Sie stückten? . . . Aber bitte, nehmen Sie die aufregende Arbeit ruhig wieder auf!

Anna. Wenn sie auch nicht gerade aufregend ist, so kann man sich doch allerlei dabei denken.

Bieringer. Was, zum Beispiel? Darf man danach fragen? Es wird ja kein Geheimniß sein.

Anna. Ich dachte daran, wie wenig ein junges Mädchen erlebt, wenn es sich nur um seine eigenen Angelegenheiten bekümmert.

Bieringer. Darüber werden Sie sich doch hoffentlich nicht beklagen. Sie sind eine gute Tochter, eine gute Freundin. Das genügt für's Erste . . . bis Sie eine gute Frau sein werden. (Martenstädt, der in der Mitte sitzt, räuspert sich.)

Anna. Das kann aber noch lange dauern.

Bieringer. Es wird lediglich von Ihnen abhängen, wenn es Ihnen beliebt wird, sich zu verlieben. (Martenstädt räuspert sich wieder.)

Anna. Dann fragt es sich doch noch immer, ob meine Gefühle erwidert werden würden.

Bieringer. Oh! darauf könnten Sie es doch ruhig ankommen lassen.

Martenstädt. Bitte, geniren Sie sich nicht! Das geht ja recht lustig herüber und hinüber — immer über meinen Kopf weg! — und ich sitze in der Mitte und mache ein kluges Gesicht dazu!

Anna. Wir sprechen doch ganz allgemein . . .

Martenstädt. Basta! . . . (Zur sich.) Die Rose hat er abgelegt. Er scheint reelle Absichten zu haben. (Zu Bieringer.) Wie geht's in der Stadt? Haben Sie Wilhelmis wiedergesehen?

Dritte Scene.

Die Vorigen. Marianne.

Anna. Ah! Marianne! (Die Mädchen begrüßen sich herzlich.) Das ist lieb, daß Du den weiten Weg zu uns heraus nicht gescheut hast! (Martenstädt drückt Mariannen die Hand. Bieringer tritt bei Seite. Anna bemerkt dies und stellt vor.) Herr Doctor Bieringer . . . (Marianne bei Seite nehmend.) Ich kann sie gar nicht von hier fortbringen. Plaudre mit Papa, ich werde Dr. Bieringer zu Hülfe nehmen.

Bieringer (zu Martenstädt, unbefangen). Ob ich Wilhelms wiedergesehen habe, fragen Sie? Vor einer Stunde bin ich der gnädigen Frau begegnet. Die arme Dame schien sehr aufgeregt zu sein, sie erkannte mich kaum. (Martenstädt räuspert sich, Anna ebenfalls, Marianne blickt ihn groß an. Bieringer sieht die Drei nacheinander an.) Mein Gott, habe ich schon wieder einmal . . .

Anna. Sie wollten sich ja unsere Victoria regia ansehen? (Bieringer tritt mit Anna bei Seite.) Um Gotteswillen, seien Sie ruhig! Marianne ist ja die Tochter der Frau Wilhelmi!

Bieringer. Die Tochter? Neulich war's die Mutter! . . Wie ich so etwas gleich herausfinde! . .

Anna. Wollen Sie mir einen Dienst erweisen?

Bieringer. Gern!

Anna. Nehmen Sie Papa mit in die Stadt! Ich bin Ihnen auch wieder einmal gefällig! . . Aber bald!

Bieringer. Sofort.

Anna. Machen Sie es nicht so auffällig!

Bieringer (sich Mariannen und Martenstädt nähernd). Ich bebauere, gnädiges Fräulein, daß unsere heutige Begegnung nur eine flüchtige sein kann! Ich habe eine Verabredung mit einem meiner Klienten . . . Herrn Basil Borosoff . . . (Anna und Martenstädt räuspern sich wieder. Bieringer blickt besangen auf sie.)

Marianne. So? Sie sind der Rechtsbeistand des Herrn Borosoff!

Bieringer (verlegen). Gewissermaßen . . wie man's nehmen will . .

Anna (Martenstädt bei Seite nehmend). Papa! Es geschieht noch ein Unglück! Ich bitte Dich, nimm den Doctor mit in die Stadt . . aber bald! Wir werden ihn sonst nicht los!

Martenstädt. Wahrhaftig! Er setzt sich wieder!

Anna. Aber mach's nicht zu auffällig!

Martenstädt. Wie werde ich denn? (Zu Bieringer.) Haben Sie Ihren Wagen warten lassen?

Bieringer. Ja.

Martenstädt. Dann brauchte ich eigentlich nicht anspannen zu lassen . . .

Bieringer. Es wird mir ein Vergnügen sein, Sie hineinzufahren . .

Martenstädt. Aber Sie werden es weniger eilig haben? Ich habe keinen Augenblick mehr zu versäumen. Ich habe (die Blicke aus der Tasche nehmend) die ganze Stadt abzufahren . . und gleich!

Bieringer. Ganz mein Fall! Ich habe mich hier schon zu lange aufgehalten.

Martenstädt. Dann sind wir ja einig!

Bieringer. Vollkommen einig. (Einen Hut nehmend.) Ist das Ihr Hut?

Martenstädt. Danke sehr. (Einen andern Bieringer reichend.) Das ist wohl der Ihrige?

Bieringer. Danke vielmals! . . . Meine Damen! . . .

Martenstädt. Auf Wiedersehen, Kinder! (Zu Anna, leise.) Wie habe ich das gemacht?

Bieringer. Also . . . ich habe die Ehre. (Zu Anna, leise.) Sind Sie mit mir zufrieden?

Martenstädt. Bitte . . .

Bieringer. Nach Ihnen . . .

Martenstädt. Ich bin hier zu Hause . . .

Bieringer. Wenn Sie befehlen . . . (Weibe Arm in Arm vergnügt ab.)

Vierte Scene.

Marianne. Anna.

Anna. (den Herren lächelnd nachblickend). Endlich! . . . Was man seine liebe Noth hat, wenn man einmal das Geringste thut, was nicht ganz in Ordnung ist! . . . Ich habe eine Angst ausgestanden . . .

Marianne. Weiß denn Dein Vater nicht . . .

Anna. Ich wollte es ihm gerade anvertrauen, aber da machte er eine Bemerkung, die mir den Mund verschloß. Er hat ja Rücksichten auf Deinen Vater zu nehmen; ich brauche bloß an Dich zu denken!

Marianne. Ich bin in einer Aufregung! . . . wann kommt denn Mama?

Anna. Sie kann jeden Augenblick hier eintreffen . . . Du brauchst Dich nicht zu beunruhigen, Marianne! Du bist reizend! Frage doch . . . Da fällt mir etwas ein, ist es denn wirklich wahr? Willst Du Dich mit Herrn Borosoff verloben? Papa sprach davon wie von einer abgemachten Sache. Aber ich mag's nicht glauben.

Marianne. Herr Borosoff hat mir einen Antrag gemacht.

Anna. Nun . . . und Du?

Marianne. Ich habe ihn angehört . . . und geschwiegen.

Anna. Liebst Du ihn denn?

Marianne. Ich weiß es nicht.

Anna. Dann liebst Du ihn auch nicht! Mir ist das ganz klar! . . . Und ich freue mich darüber. Denn ich gönne Dich einem Andern, der Dich ganz gewiß von Herzen lieb hat . . . Du weißt, wen ich meine . . . Onkel Franz.

Marianne. Ach, Herr Hartung! Der sitzt auf seinem Gute, bestellt seine Aeder, verkauft seinen Weizen und denkt gar nicht an mich oder vielmehr . . . was noch schlimmer ist — er macht sich über mich lustig!

Anna. Dummes Zeug.

Marianne. Ich habe die Beweise!

Anna. Deine Beweise sind keinen Deut werth.

Marianne. Du sprichst wie ein Kind. Du weißt, er hat mich immer gehänselt. Ich habe es mir Jahre lang gefallen lassen. Aber vor einiger Zeit haben wir uns ganz ernstlich erzürnt. Er hat mich seitdem zwar nicht mehr wie ein Kind behandelt, aber er hat mich einfach ignoriert. Und nun spricht er gar schlecht hinter meinem Rücken.

Anna. Thorheit.

Marianne. Und wenn ich Dir nun sage, daß man mir Aeußerungen von ihm überbracht hat, die mich tief kränken müssen, — was antwortest Du dann?

Anna. Ich antworte Dir: ich glaube viel eher daran, daß der Ueberbringer Dich belogen, als daß Onkel Franz Dir Unrecht gethan hat.

Marianne. Gelogen? In dem Augenblicke? Das ist einfach unmöglich. So schlecht ist kein Mann!

Anna. Lehre Du mich die Männer kennen! Die Männer! Sie verstehen ja Alles besser als wir, und wenn die lügen wollen, können sie es allerdings noch ganz anders als unsereins . . .

Marianne (sie an Anna ansetzend). Ach hätt' ich nur eine Seele, der ich mich ganz vertrauen könnte!

Anna. Du bist recht freundlich!

Marianne. Verstehe mich! Du bist gut und treu, Anna, und bist verständig. Aber Du bist zu jung! Du kannst mich doch nicht ganz verstehen, und ich kann Dir auch nicht Alles sagen! Nicht einmal die Hauptsache! Ich kann Dir nicht einmal sagen, weshalb ich mich zu Hause so unglücklich fühle . . . Hätt' ich nur eine Seele, der ich mich ganz vertrauen könnte! (Während der letzten Worte ist Hedwig eingetreten.)

Anna. Sieh' Dich um! (Sie tritt bei Seite und schleicht sich unbemerkt weg.)

Fünfte Scene.

Hedwig. Marianne.

(Marianne hat Hedwig erblickt. Sie stößt einen lauten Freudenschrei aus und wirft sich schuchzend an die Brust ihrer Mutter.)

Hedwig (Mariannen leidenschaftlich küßend). Mein Kind! Meine gute, geliebte Marianne!

Marianne. Mutter! . . . Ich kann's kaum glauben, daß ich Dich habe! . . . Du hast mich lieb, nicht wahr?

Hedwig. Ueber Alles in der Welt!

Marianne. Ich glaube es Dir! (Sie birgt ihren Kopf wiederum weinend und zitternd an der Brust Hedwigs.)

Hedwig. Weine nicht! . . . Wir dürfen nicht weich sein! Wir müssen den Augenblick nützen! . . .

Marianne. Ja!

Hedwig. Hast Du je an mir gezweifelt?

Marianne. Nein!

Hedwig (Mariannens Hand festhaltend). Du gutes Kind! . . . Wie oft habe ich diese Stunde herbeigesehnt! Aber nun soll auch nichts Unausgesprochenes zwischen uns bestehen bleiben, und der Weg zwischen unsern Herzen soll frei sein. Du bist kein unreifes Kind mehr. Ich war jünger als Du, als man mich vermählte. Setz Dich hier und sieh mich an! . . . Ich muß vor Allem meine Seele von dem qualvollen Gedanken ganz befreien, Du könntest Dein Herz von mir abgewandt haben, weil Du nicht verstehen könntest, weshalb wir nicht zusammen sind. Ich kann an nichts Anderes denken, ehe ich nicht weiß, daß Du mir gehörst wie ich Dir.

Marianne. Ich habe nie an Dir gezweifelt, Mutter! Verlangt hat es mich nach Dir. Und wenn Du mir gefehlt hast, habe ich mir gesagt: es wird wohl so sein müssen . . . Aber das ist ja vorüber! Du bist ja da!

Hedwig. Sieh' mir in's Auge! . . . Ich will Dir nicht erzählen mit welchen Mitteln mir von meinem strengen Vater das Jawort abgezwungen wurde. Der Tag meiner Vermählung war der unglücklichste meiner Jugend. Die Ehe, in die ich widerstrebend hineingetrieben wurde, war trostlos. Lange Zeit glaubte ich, die eiserne Klammer der Mutterpflicht würde mich festhalten; und der Himmel weiß, wieviel bittere Thränen auf Deinen blonden Scheitel gefallen sind, wenn Du auf meinem Schooß spieltest. Aber der Gram verzehrte mich, ich verblühte und fühlte, wie Alles, was gut in mir war, verkümmerte. Diese unausgesagte Lüge vor der Welt drohte mich sittlich zu Grunde zu richten . . . Nur Einer errieth, was in mir vorging: Mein Bruder. Sein Mund blieb zwar stumm. Aber ich las die Erkenntniß meines Elendes in seinem ernstesten sorgenvollen Blicke. An dem Tage, an dem ich mich in meinem Jammer durchschauend fühlte, kam mir auch mein Dasein erst in seiner ganzen Unerträglichkeit zum Bewußtsein. Ich war dem Wahnsinn nahe. Ich dachte nicht an die Zukunft, nicht an das Gerede der Welt, nicht an die Gerichte — ich wußte nur Eines: ein Ende um jeden Preis.

Marianne. Laß mir Deine Hand! (Sie faßt Hedwigs Hand.)

Hedwig. Ich nahm Dich auf den Arm, und mit Dir verließ ich das Haus, wie ich ging und stand. Ich kannte die Gesetze nicht. Ich hielt es für undenkbar, daß sie einer Mutter ihr Kind nehmen würden . . . ich wurde eines Andern belehrt. Die Richter sprachen das Schuldig über mich — wegen bösslicher Verlassung, wie sie es nannten. Und Dich nahmen sie mir! Nicht ganz — ein Stückchen wollten sie mir aus Gnade und Barm-

herzigkeit noch lassen. Allmonatlich einen Tag solltest Du bei mir sein dürfen! Einen Tag sollte ich Mutter, dreißig Tage kinderlos sein! Ich sollte mir den Umfang meiner Mutterliebe gerichtlich zuweisen lassen! Und zu einer bestimmten Stunde mit dem festgesetzten Glodenschlage sollte es mir verboten sein, Dich zu sehen, zu streicheln, zu küssen.

Marianne. Laß mir Deine Hand!

Hedwig. Was half es, daß ich mich auflehnte und empörte! Das Urtheil Salomonis — hier sollte es in der That vollstreckt werden! Durch Dein Herz sollte das scharfe Schwert schneiden — und ein kleiner Theil davon sollte mir zufallen! Wie jene biblische Mutter rief auch ich: laßt das Kind leben und nehmt es mir ganz! Aber es war kein weiser Salomo zur Stelle, und keine Stimme sprach: Gebt dieser das Kind lebendig, die ist seine Mutter!

Marianne. Weine doch nicht, liebe Mutter!

Hedwig. Mutter, weine nicht! Dieselben Worte sagtest Du mir, als ich Dich zum letzten Male an mich schloß. Damals warst Du ein nichtsahnendes Kind! Heute wiederholst Du sie als verständiges Mädchen. Und nun wirst Du auch begreifen, daß ich nicht darein willigen konnte, durch diese Lösung Dein kindliches Gemüth in Verwirrung zu bringen, daß ich Dir lieber die Mutter ganz nehmen als eine Mutter lassen wollte, die ihre Pflichten nicht erfüllen darf, der die Mutterschaft vom Gerichtshof wie der Magd der Dienst von einer unzufriedenen Herrschaft gekündigt werden kann!

Marianne. Ich begreife Alles! Ich habe es gewußt, Mutter, und habe immer gehofft, daß Du mir nicht fehlen würdest, wenn ich Deiner so recht bedürfen würde. Und der Augenblick ist da! Mir ist das Herz so voll!..

Hedwig. Sage mir Alles, mein Kind.

Marianne (leise). Du kennst die Veränderung in unserm Hause?...

Hedwig. Jawohl!

Marianne. Ich habe es noch nicht über mich gewinnen können, mit Olga ein Wort zu sprechen. Mir ist die Kehle wie zugeschnürt, wenn ich sie sehe... Ich muß Dir auch sagen, weshalb!

Hedwig. Nun?

Marianne (sich enger an Hedwig ansehend und noch leiser). Als ich merkte, was vorging, und als es mir auch Herrn Vorosoffs wegen unheimlich wurde, hat ich meine liebe Freundin, Toni Hildebrandt, mich zu sich aufs Land zu laden. Ich wurde in Buchstädt mit offenen Armen aufgenommen. Eines Tages bei Tisch wurde zufällig der Name Olga ausgesprochen; es geschah in unfreundlicher Weise, und deshalb sagte ich, um das Gespräch abzuschneiden, daß ich die Dame sehr gut kenne. „Aber Du verkehrst doch hoffentlich nicht mit ihr? Es ist kein Umgang für Dich!“ versetzte Tonis Mutter, und sich an ihren Mann wendend fügte sie hinzu: „Du weißt, es

Marianne. Nein, Mutter, gar nicht! (Die beiden Mädchen ab.)

Hedwig. Vielleicht läßt sich Alles in Güte abmachen!

Siebente Scene.

Hedwig. Olga.

Olga (überrascht). Frau Wilhelmi! (Die Damen begrüßen sich.) Wie freue ich mich! . . . das heißt, ich weiß nicht recht, ob ich mich freuen darf. Der Doctor hat meine freundliche Begrüßung gestern mit einer so bärbeißigen und steifsteinernen Würde erwidert, daß ich ein bißchen argwöhnisch geworden bin. Also befehlen Sie, wie wollen wir mit einander verkehren? Harmlos und gemüthlich wie ehemals — zur Zeit meiner amerikanischen Pilgerfahrt — oder anders? Krieg und Frieden . . . ich berge Beides in den Falten meiner funelnagelneuen Herbsttoilette, auf die ich mir übrigens sehr viel einbilde . . . Also kiesen Sie gefälligst die Loose unsrer Zukunft!

Hedwig. Weshalb sollte ich Ihnen feindselig gesinnt sein?

Olga. Ja! das frage ich Sie auch, weshalb! Es liegt kein Grund vor! Nun also, dann freue ich mich! . . . Und ich freue mich wirklich, Sie wiederzusehen. Ich habe Ihre Gastfreundschaft in San Francisco nicht ver-
gessen . . . (Sich umsehend.) Aber wo bleibt die Kleine, das junge Mädchen?

Hedwig. Ich habe Anna gebeten, mich mit Ihnen allein zu lassen.

Olga. Ach so! . . . Wenn ich uns Beide so ansehe . . . sagen Sie, liebste Frau, finden Sie unsere gegenseitige Situation nicht furchtbar komisch?

Hedwig. Sie hat auch ihre ernstesten Seiten.

Olga. Aber die Komik überwiegt doch entschieden! Daß unser spärlich geladter Düringen gewissermaßen die Brücke schlägt zwischen Ihrer Vergangenheit und meiner Gegenwart — mir kommt's merkwürdig spaßhaft vor. Wahrhaftig! Sie passen gar nicht zu einander! Wenn mein Mann zu Ihren Zeiten . . .

Hedwig. Aber ich bitte Sie!

Olga. Sie sind eine ideale Natur, streng und strebsam und alles Mögliche! Und damals waren Sie ja blutjung. Ein Mann wie Düringen war wahrhaftig nicht dazu angethan . . .

Hedwig (einschaltend). Verzeihen Sie! Wenn Sie eine solche Sprache führen, so begreife ich nicht, wie Sie sich haben verheirathen können. Es war doch Ihre Wahl!

Olga. Meine Wahl? . . . Das möchte ich eigentlich nicht behaupten. Gewählt hätte ich einen Andern, von dem ich mir sogar noch bis vor einem halben Jahre eingeredet habe, daß er mich heirathen würde . . . einen jungen Mann, mit dem ich in Riffingen viel verkehrte . . .

Hedwig. In Riffingen?

Olg. Ja. Ein blutjunger Mensch, sehr nett! Er schwärmte für mich und trug stets an sichtbarster Stelle die Farbe der Dame, die er liebte. Eine Kinderei, wenn Sie wollen; aber ich finde so etwas allerliebste!

Hedwig. So? In Rissingen.

Olg. Ja . . . weshalb erkundigen Sie sich so angelegentlich danach?

Hedwig. Weil ich über Ihren Rissinger Aufenthalt auch von anderer Seite Nachrichten empfangen habe.

Olg. So? von wem denn?

Hedwig. Von Hildebrandts.

Olg. (etwas befangen). Meinen neugierigen Nachbarn, die beständig das Ohr am Schlüsselloch hatten? Was hat man Ihnen denn von mir erzählt?

Hedwig. Gleichgültiges!

Olg. So? — Um so besser! Das war also in Rissingen, und auf Helgoland habe ich mich mit Düringen verheirathet. Es ist nun schon über acht Tage her, und ich habe es noch keinen Augenblick bereut. Und ich werde auch ferner mit Düringen gut auskommen; ich bin ja viel anspruchsloser und duldsamer, als Sie es sein durften.

Hedwig. In dem Hause, dem Sie nunmehr vorstehen, lebt aber ein junges Mädchen, auf das allzuweit getriebene Duldsamkeit verhängnißvoll einwirken könnte.

Olg. Sie sprechen von Mariannen?

Hedwig. Von meiner Tochter.

Olg. Ah, Mariannen sehe ich fast gar nicht; überdies ist unser Zusammenleben nur eine Frage von wenigen Tagen.

Hedwig. Von wenigen Stunden, wenn Sie wollen. Marianne ist jetzt im Hause ihres Vaters aller Welt und sich selbst im Wege. Sie fühlt es und leidet darunter. Sie verlangt nach mir. Ich selbst kann mich an den Vater nicht wenden; er wird es aber ganz natürlich finden, wenn von Ihnen der Vorschlag ausgeht . . .

Olg. Mit tausend Freuden würde ich Ihren Wunsch erfüllen, liebste Frau. Aber ich bin nicht nur die Stiefmutter Ihrer Tochter, ich bin auch die Schwester von Waffili Borosoff. Und mein Bruder ist in Mariannen ganz vernarrt. Da wäre es doch sehr unschwesterlich gehandelt, wenn ich Mariannen nun in eine ganz andere Welt brächte, in der ihre Knospende Zuneigung vielleicht grausam zertreten würde. Aber ich will Ihnen einen Vorschlag machen, versprechen Sie mir, die Pläne meines Bruders nicht zu durchkreuzen; öffnen Sie ihm Ihr Haus mit derselben Herzlichkeit, mit der Sie es drüben der Schwester geöffnet hatten, — und ich Sorge dafür, daß Marianne zu Ihnen kommt — heute noch, in einer Stunde, wann Sie wollen! Das ist doch ein ehrlicher Handel! Hier meine Hand, schlagen Sie ein!

Hedwig. Sie haben für Ihren Vorschlag ein treffendes Wort gewählt: Handel! Ich aber bin die Mutter, und markte und feilsche nicht um das Schicksal meines Kindes.

Olga. Auf das Wort kommt ja weiter nichts an, ich lege nur Werth darauf, daß mein Bruder . . .

Hedwig. Ihres Bruders wegen will ich Mariannen ihrer bisherigen Umgebung entziehen.

Olga. Wieso?

Hedwig. Forschen Sie nicht! Ich möchte die Schwester nicht kränken.

Olga. Geniren Sie sich nicht! Ich bin nicht empfindlich.

Hedwig. Nun wohl, wenn Sie es denn hören wollen, ich wünsche nach Allem, was ich weiß, daß die Verbindung zwischen Mariannen und Herrn Borosoff nicht zu Stande kommt.

Olga. Nach Allem, was Sie wissen? Was wissen Sie denn?

Hedwig. Ich weiß, daß er ein armes Mädchen unglücklich gemacht und im Unglück verlassen hat.

Olga. Wie merkwürdig!

Hedwig. Ich weiß, daß er von denjenigen Männern, zu denen ich das größte Vertrauen hege, deren Milde und Rechtlichkeit ich kenne, daß er von meinem Bruder und von meinem Freunde Hartung . . . nicht geachtet wird. Und das genügt mir.

Olga. Waffia wird nicht geachtet — wie unangenehm! Sie wollen also für den armen Burschen nichts thun?

Hedwig. Nein.

Olga. Nun, dann wird also Waffili für sich selbst zu sorgen haben. Es bleibt Alles beim Alten, und Marianne wird nicht zu Ihnen kommen.

Hedwig. Marianne wird nicht zu mir kommen? Und wenn sie nun kommen will?

Olga. So wird man es ihr verbieten.

Hedwig. Wer?

Olga. Nun . . . ich unter Anderen.

Hedwig. Sie wollen sich unterfangen, den Verkehr zwischen Mutter und Tochter zu regeln?

Olga. Ich will es nicht bloß, ich werde es sogar. Seit acht Tagen erfreue ich mich ja der Rechte einer Mutter.

Hedwig. Ich bitte Sie, reizen Sie mich nicht durch die gewollte Frivolität Ihres Auftretens. Ich könnte mich sonst hinreißen lassen, Ihnen Dinge zu sagen, die besser ungesagt blieben.

Olga. Aber nur keinen Zwang! Sie gefallen sich offenbar in der Rolle einer tragischen Mutter.

Hedwig. Schämen Sie sich! Glüht denn in Ihnen kein Fünkchen mitfühlender Weiblichkeit? Sie spötteln, wenn Sie sehen, wie mir das Herz blutet, und können höhnen, wenn Sie fühlen müssen, wie ich gewaltsam den

Schrei der Entrüstung zurückdränge über jenen Antrag, den Sie mir zu machen wagten, und der mir die Schamröthe auf die Stirn getrieben hat, bei der Verkuppelung meiner Tochter mit Ihrem Herrn Bruder hülfreiche Hand zu leisten und dafür als Kuppelpelz die Liebkosungen meines Kindes zu empfangen!

Olga. Wozu denn so pathetisch?

Hedwig. Freilich! Für das Pathos besitzen Sie kein Verständniß! Für Sie ist ja Alles, auch das, was dem Menschen heilig sein soll, eitel Tändelei! Und Sie machen aus Ihren Auffassungen kein Geheim! Ich aber will meine Tochter vor der Gefahr der Ansteckung bewahren. Sie soll nicht mehr mit Ihnen zusammenkommen, sie soll nicht mehr die Luft einathmen, die Sie und Ihre Sippe verderben. Denn Sie sind schlimmer als schlecht — Sie sind unsittlich! . . . Sie wollten die Wahrheit hören! Nun, ich habe sie Ihnen gesagt.

Olga. Sie sind unvorsichtig, ma mignonne! Sie hätten nicht mit Steinen werfen sollen — wir sind hier in einem Glashause. Da kommt Düringen.

Achte Scene.

Die Vorigen. Düringen.

(Düringen tritt harmlos ein. Nachdem er seine Frau begrüßt hat, verneigt er sich gegen Hedwig. dabei steht er Hedwig forschend an: plötzlich erkennt er sie und weicht bekümmert einen Schritt zurück.)

Olga. Ich brauche die Herrschaften doch nicht erst einander vorzustellen?

Düringen (der sich gefaßt hat, mit erzwungener Haltung). Komm, Olga! Wir haben hier nichts zu suchen.

Olga. Die Gnädige hat, glaube ich, mit Dir zu reden. Man soll uns nicht nachsagen, daß wir uns verstecken.

Hedwig. Allerdings habe ich Ihnen etwas zu sagen! Und nicht als Schuldige, als Anklägerin trete ich Ihnen entgegen. Meine heißen, inständigen Bitten haben Sie stets mit demüthigendem Stillschweigen beantwortet. Jetzt werden Sie mir wohl Rede stehen und mir endlich Bescheid geben, weshalb Sie mich gewaltsam von meinem Kinde getrennt haben, das über alle richterlichen Erkenntnisse hinweg mein Kind ist und bleibt, und das ich wie mein Fleisch und Blut liebe?

Düringen. Es war mein Recht!

Hedwig. So? Und mit welchem Rechte legen Sie jetzt das Schicksal Mariannens gewissenlos in die Hand einer Fremden, die damit wie mit einer Waare schachert?

Düringen. Mit welchem Rechte? Mit dem besten von der Welt, mit dem mir gesetzlich zuerkannten.

Hedwig. Was mußten die Richter von unserer Ehe, von der tödtlichen Einöde, die Sie um mich geschaffen, von der entsetzlichen Heuchelei,

zu der Sie mich Jahre lang gezwungen haben? Die Richter wußten nicht, daß wir geschieden, noch bevor wir vereinigt waren, und daß ich gehen mußte, da Sie nicht weichen wollten.

Düringen. Ich habe mich nicht vor Ihnen zu verantworten! Was verlangen Sie denn eigentlich? Sie sneien hier hinein und halten sich urplötzlich für berechtigt, die Anordnungen des Vaters zu durchkreuzen! Sie scheinen ganz zu vergessen, daß ich meiner Tochter ein liebender Vater gewesen bin, daß ich die Stelle, die die Mutter leer gelassen hat, ausgefüllt habe, daß mein Kind aufgewachsen ist in der Liebe zu mir, in Ehrfurcht und Gehorsam! Meinen Sie denn, daß das im Herzen eines Kindes für nichts zählt? daß das einfache Wort „Mutter“ genügt, um wie in einem wohlfeilen Lustspiele, mit einem Zauberfchlage alle Gefühle zu entfesseln?

Hedwig. Das, was Sie für Mariannen gethan, und wofür ich Sie gesegnet habe, — das haben Sie jetzt selbst vernichtet. Ich kann nicht für mein Kind sprechen, ohne Sie in Ihrer Frau zu beleidigen.

Olga. Aber bitte! Nur keinen Zwang!

Düringen. Also darauf soll's hinaus?! Sie wollen Unfrieden säen zwischen Vater und Tochter?! Nun, ich werde dafür sorgen, daß Sie Mariannen nicht sehen! . . .

Hedwig (leidenschaftlich). Sie wollen uns verhindern . . . Nun denn, ich entreiße Ihnen Mariannen, weil ich nicht will, daß sie Schaden an ihrer Seele nehme! Weil ich das nicht will!!

Düringen (leidenschaftlich fortfahrend). Und ich verbiete Ihnen, Mariannen zu sehen. Weil ich nicht will, daß sie in den unglücklichen Zwiespalt zwischen Vater und Mutter hineingezerrt werde! Weil ich mein Kind liebe!

Hedwig (entsetzt). Ah! Sie sprechen von der Liebe zu Ihrem Kinde? Und diese Mutter geben Sie ihm? Sie lieben Ihr Kind? Und um einer eiteln Laune willen wollen Sie es einem Abenteuerer in die Arme werfen?

Düringen. Halten Sie ein!

Hedwig (mit gesteigertem Affect fortfahrend). Sie lieben Ihr Kind? Und diese Frau, die selbst jetzt noch lächeln kann, drängen Sie zwischen uns? Sie lieben Ihr Kind und machen es elend? . . . Nach mir verlangt es . . . Und ich werde ihr zurufen: Komm!

Düringen. Ihr Ruf wird nicht zu ihr dringen. Nur meine Stimme hört sie.

Hedwig. Glauben Sie? (Rufend.) Marianne!

Neunte Scene.

Die Vorigen. Marianne.

Marianne (tritt ein. Beim Anblick Düringens und Olgas schreckt sie zusammen und wirft sich wie Hülffsuchend an die Brust ihrer Mutter). Mutter!

Düringen. Du hier! . . Marianne! Folge mir!

Marianne (sich an Hedwig anhängend). Vater! ich beschwöre Dich!

Olga (Düringen zurückhaltend, der auf Mariannen zugehen will). Nur keinen Auftritt! . . Hier nicht!

Hedwig (ihre tiefe Rührung gewaltsam unterdrückend). Hörst Du nicht, mein Kind? Dein Vater befiehlt Dir . . Dein Vater . . der Dir . . bis zur Stunde . . nur Gutes gethan hat . . . (Mit völliger Beherrschung, aber innerlich tief ergriffen.) Du hast ihm zu folgen. (Marianne nähert sich langsam Düringen, der sie mit ernstem, schmerzlichem Ausdruck betrachtet. Als sie dicht an ihren Vater herangetreten ist, wendet sie den Blick zu Hedwig, die sich nun zu einem freundlichen Ausdruck zwingt und sonst zu ihr sagt) Folge Deinem Vater! (Marianne folgt mit gesenktem Haupte Düringen. Olga schließt sich ihnen an.)

Marianne (eilt, als sie am Ausgange angekommen ist, noch einmal zu ihrer Mutter und umschließt sie leidenschaftlich). Lebe wohl, Mutter!

Hedwig (mit erzwungener Freundlichkeit). Auf Wiedersehn, mein Kind! (Sie blickt der Davongehenden nach. Sobald sie allein ist, läßt sie sich auf einen Sessel fallen und bedeckt ihr Gesicht. Dann plötzlich sich erhebend, sagt sie schmerzlich, aber mit großer Entschlossenheit) Jawohl! Auf Wiedersehn!

Der Vorhang fällt.

Vierter Akt.

Bei Wilhelmi.

Zimmer mit Erker. Der von dem Wohnraume abgesonderte Erker bildet mit seinem kleinen Etablissement eine Art Boudoir für sich. Der Wohnraum macht den Eindruck wohlhabender Beschaulichkeit. Der Erker ist in der kumpfen Ecke links; rechts in der kumpfen Ecke Thür zum Wartezimmer; im Hintergrunde Thür, die zur Straße, in der Seitenwand links, ziemlich weit nach vorn, Thür, die zur Wohnung führt.

Es ist ziemlich dunkel. Draußen tobt ein Gewittersturm. Der Regen klatscht an die Fenster. Durch die breiten Scheiben des Erkers sieht man das helle, bläuliche Aufleuchten der Wolke. Von Zeit zu Zeit hört man das unheimliche Pfeifen des Windes und das dumpfe Grollen des Donners.

Erste Scene.

Brigitte und Hedwig (an der Thür des Hintergrundes stehend).

Brigitte. Dann werde ich also wiederkommen.

Hedwig. Bei diesem Sturm wollen Sie sich auf die Straße wagen? Ist der Fall so dringlich?

Brigitte. Er ist nicht mehr dringlich; aber es wird doch wohl besser sein, daß ich gehe.

Hedwig. Mein Bruder muß auch bald nach Hause kommen. Sie sollten doch lieber im Wartezimmer bleiben, bis das Aergste vorüber ist, und das Unwetter ausgetobt hat.

Brigitte. Sie sind sehr gütig, gnädige Frau. Mit Ihrer Erlaubniß werde ich also die Rückkehr des Herrn Doctors abwarten. (Hedwig begleitet Brigitten bis zur Schwelle des Wartezimmers rechts. Brigitte grüßt artig und geht.)

Hedwig (allein). Das arme Ding sieht so unglücklich aus. (Sie geht nach links hinüber, tritt in den Erker, setzt sich und blickt durch die Scheiben.) Welch' ein Sturm! Es wird einem ganz unheimlich! . . Raun sieben Uhr und fast

schon Nacht. . . Und Marianne! . . . Wo der Brief aus Buchstädt nur bleibt? . . . Und Hartung. . . und mein Bruder! . . . (Sie senkt.) Ach, Du lieber Gott! . . . Wäre nur der Brief erst da!

Zweite Scene.

Hedwig. Hartung (den Regenmantel ablegend).

Hartung. Ich danke! Ein angenehmes Mailüfter! . . . Mir soll's recht sein! Hafer in's Mäße giebt Bünde die Masse!

Hedwig (ihm entgegengehend). Endlich! Ich habe die Secunden gezählt . . .

Hartung. Die Pferde scheuten vor den Blitzen und wollten nicht vom Fleck . . .

Hedwig. Nun?

Hartung. Ich habe gar nichts ausgerichtet! Düringen ist einfach unsichtbar geworden. Die Russen commandiren. Das Haus ist wie von einem eisernen Gürtel umspannt, wie ansgestorben, alle Fenster fest verschlossen, die Diensthoten von Herrn Borosoff vortrefflich gedrillt . . . Kein Wort aus ihnen herauszubringen . . . Riesenlöffel im Hausflur . . .

Hedwig. Sie wollen mir Mariannen entführen?

Hartung. Sie wollen reisen, vermuthet ich . . .

Hedwig. Mit Mariannen? Ich dulde es nicht!

Hartung. Wie meinen Sie das?

Hedwig. Nun, ich klage! Ich führe den Nachweis, daß die Sittenreinheit meiner Tochter gefährdet wird, wenn sie noch länger in jenem Hause bleibt, in das das Gericht sie bannen will, da dort jetzt eine unwürdige Person gebietet.

Hartung. Wie wollen Sie denn das nachweisen? Da müßten Sie zur Begründung Ihrer Beschwerde ganz bestimmte Thatfachen anführen.

Hedwig. Jawohl! Thatfachen!

Hartung. Welche denn? Daß Frau Olga sehr auffallende Hüte trägt, sehr viel lächelt, um ihre schönen Zähne zu zeigen, ihre weißen Arme gern und daher auch ohne besondere Veranlassung zur Schau stellt, Cigaretten raucht, sich bisweilen etwas übermüthig frei ausdrückt und Grundsätze aufstellt, die eine brave Pensionsmutter schwerlich zu den ihrigen machen dürfte, — das mag Ihnen mißfallen! Es ist ja auch nicht schön und bedeutet viel — im gesellschaftlichen Verkehr. In den Augen der Richter bedeutet es gar nichts!

Hedwig. Wenn ich aber Gravirenderes feststellen könnte?

Hartung. Gravirenderes? Dann würde ich Ihnen rathen, solche Waffen, die Ihrer nicht würdig sind, zu verschmähen.

Hedwig. Bartzgefühl? Schonung? Dieser Person gegenüber, die sich zwischen mich und meine Tochter drängt? Diesem Manne gegenüber,

der mir mein Kind entziehen will, um es einem ungeliebten, schlechten Menschen zu überliefern? Ich vertheidige mein Fleisch und Blut! Zahn um Zahn! Ich scheue nun vor dem Aergerniß nicht mehr zurück. Ich werde dieser Frau Olga mit den weißen Zähnen und Armen — ja, ich werde ihr die lächelnde Larve herunterreißen! Und wenn Düringen dann zu seinem Schrecken erkennt, mit wem er sich für das Leben verbunden hat — mir ist's einerlei! Ich habe kein Interesse daran.

Hartung. Sie sagen in der Erregung mehr, als Sie beantworten können.

Hedwig. O nein! Ich habe die Sache bereits meinem Anwalte übergeben . . . (Heftiger Windstoß.) Dieser Sturm! Es ist wahrhaft schauerlich!

Hartung. Ihrem Anwalte?

Hedwig. Jawohl! Herrn Doctor Bieringer.

Hartung (schneU). Wem?

Hedwig. Herrn Doctor Bieringer.

Hartung (bei Seite). Um Gotteswillen! Das wäre gerade der Rechte! Der Mann mit Olgas gelben Rosen. (Baut.) Aber bedenken Sie doch . . .

Hedwig. Es ist Alles bedacht . . . Und da ist er.

Dritte Scene.

Die Vorigen. Bieringer (mit der gelben Rose im Knopfloch).

Bieringer. Gnädige Frau!.. Eben komme ich nach Hause, und erst in diesem Augenblicke habe ich Ihre Beilen gefunden. Ich stehe nun ganz zu Ihrer Verfügung.

Hedwig. Sie sind von Allem unterrichtet?

Bieringer. Vollkommen! Sie sind der Ansicht, daß mit dem Verweilen Ihrer Tochter in dem ihr durch die Richter angewiesenen Hause des Vaters nunmehr — nach dessen Wiederverheirathung mit einer jungen, etwas lebhaften Dame — ernstliche Gefahren verknüpft seien?

Hedwig. Jawohl.

Bieringer. Und zur Begründung berufen Sie sich auf die schriftliche Aussage eines vertrauenswerthen Mannes, der die Gepflogenheiten jener Dame hat beobachten können?

Hedwig. Jawohl. Ihres Nachbarn in Rissingen.

Bieringer (etwas überrascht). So? In Rissingen? (Seht erst Hartung bemerkend, der in den Hintergrund getreten war; mit steigender Ueberraschung.) Ah! Herr Hartung! (Begrüßung.)

Hedwig. Die Herren kennen sich?

Bieringer. Eine Rissinger Bekanntschaft, gnädige Frau. (Zu Hartung.) Und wir sprachen gerade von Rissingen. Ist das nicht ein merkwürdiges Zusammentreffen?

Hartung. Allerdings . . . ein sehr merkwürdiges Zusammentreffen! (Bieringer bei Seite nehmend.) Entfernen Sie vor Allem das compromittirende Ding aus Ihrem Knopfloch!

Bieringer (erstaunt). Wissen Sie? . .

Hartung. Alles.

Bieringer (die Rose aus dem Knopfloch nehmend und unbemerkt auf einen Tisch legend.) Eine alte dumme Gewohnheit! (Zu Hedwig.) Nun also . . . wo sind die schriftlichen Beweise?

Hedwig. Ich erwarte sie jeden Augenblick. Sie sind mir telegraphisch für heute mit dem Eilboten angekündigt. Das Unwetter allein kann an der Verspätung schuld sein.

Hartung. Woher erwarten Sie denn die freundliche Botschaft?

Hedwig. Aus Buchstädt . . .

Hartung (ironisch). Aus Buchstädt? Von dem guten Papa Hildebrandt?

Hedwig. Allerdings. Und Herr Hildebrandt, der ein alter Freund meines Bruders ist, der die Wahrheit kennt und weiß, was für mich darauf ankommt, diese Wahrheit zu erfahren, hat nur seiner Pflicht genügt, daß er . . .

Hartung (heißt einfallend). Den Ruf einer Dame vernichten hilft? . . Das sind Ansichten . . . Nicht die meinigen.

Hedwig. Daß er das verlangte Zeugniß nicht verweigert.

Hartung. Angenehme Leute diese Hildebrandts! Bei denen möchte ich wohl einmal meine Sommerferien verbringen.

Bieringer. Wenn es sich darum handelt, dem gekränkten Rechte zum Siege zu verhelfen, so müssen alle andern Bedenken schweigen. Wir werden in der Erfüllung unserer Pflicht bis zum Aeußersten schreiten! . . .

Hartung. Mäßigen Sie Ihren Feuereifer, jugendlicher Freund!

Bieringer (mit Würde und Nachdruck). Bis zum Aeußersten!!

Hedwig. Da kommt der Brief . . . Nein! Martenstädt.

Vierte Scene.

Die Vorigen. Martenstädt.

Martenstädt (schnell eintretend). Brrr!! Ist das ein Wetter! . . . Eben verläßt mich Düringen . . .

Hedwig. Nun?

Martenstädt. Er hat Abschied von uns genommen . . . er will Papiere verkaufen . . . er gedenkt sich in San Marino niederzulassen . . . eine glänzende Zukunft . . . „conte“ . . . was weiß ich! . . . Er ist närrisch geworden . . .

Hedwig. Und Marianne?

Martenstädt. Das ist es ja eben! Er will sie durchaus mitnehmen . . . und sie will durchaus hier bleiben . . . Sie ängstigt sich vor dem Russen . . .

Hedwig. Das ist ja entsetzlich! (Zu Hartung.) Und ratthen Sie mir noch immer zur Schonung? (Immer erregter.) Soll ich es ruhig mit ansehen, daß sie uns entrißen wird, um unglücklich zu werden? Die Widerstandskraft eines jungen Mädchens ist bald gebrochen . . . Du lieber Gott! . . . das weiß ich am besten! . . . Und er soll ja verführerisch sein können! . . . Und man wird ihr zureden! . . . Und Niemand zur Stelle, der sie warnte! . . .

Hartung. Ich eile zu Düringen . . . noch einmal . . . und diesmal werde ich mir den Eintritt erzwingen. Ich werde ihm sagen . . .

Martenstädt. Ich habe ihm Alles gesagt. Alles! . . . dringlich! . . . herzlich! . . . vergeblich! Du wirst ebenso wenig ausrichten wie ich. Ich sagte Dir ja: er ist nicht bei Sinnen.

Hedwig (in starker Erregung sich bald an diesen, bald an jenen wendend). Martenstädt! . . . Doctor! . . . Sie sind ja beide rechtskundig. Und Sie, Hartung, Sie sind so erfahren, so lebensklug! . . . So helfz mir doch! Ich habe das gute Recht für mich, kein ehrlich denkender Mensch kann es mir bestreiten, — und ich sollte das Gesetz abermals wider mich haben? Bin ich denn wehrlos?

Bieringer. Durchaus nicht! Der Richter wird sich jetzt entschieden auf Ihre Seite stellen. Aber um zu urtheilen, muß er doch erst angerufen werden! Nur in der Dringlichkeit liegt die Gefahr.

Hedwig. Und diese Gefahr wäre nicht zu beschwören?

Martenstädt. Ich wüßte kein Mittel . . . Alle menschlichen Einrichtungen sind unvollkommen. Auch das bedächtige Recht schreitet mitunter langsamer, als das ungestüme Unrecht es erfordern würde. Ich sehe in der That kein Mittel . . .

Bieringer. Und doch . . . ich sehe eines . . . ein gewagtes, gewaltthames . . .

Hedwig. Welches?

Bieringer. Wenn wir Fräulein Marianne entführten?

Hartung. Phantasterei!

Bieringer. Durchaus nicht. Zeit gewonnen, Alles gewonnen . . .

Hedwig. Gewiß!

Bieringer. Fräulein Marianne muß und wird uns zugesprochen werden! . . .

Hedwig. Jawohl!

Bieringer. Wir werden den Nachweis führen, daß die Stiefmutter dem jungen Mädchen ein schlechtes Beispiel giebt . . .

Hartung. Auf die Straße wollen Sie es schreien?

Bieringer. Wir werden es nachweisen!

Hartung. Den guten Ruf einer Dame wollen Sie vernichten?

Bieringer (mit Nachdruck). Die Wahrheit über Alles! Wir vertheidigen die Sittlichkeit der Familie, die Reinheit des Herdes!

Martenstädt (der die Rose spielend vom Tische genommen, betrachtet sie lächelnd und besichtigt sie in seinem Knopfloch. Zu Hartung, gemüthlich). Dieser Bieringer! Das sittliche Pathos hätte ich ihm gar nicht zugetraut.

Bieringer (zu Hedwig). Es ist doch richtig, daß Sie Ihre Beschwerde durch glaubwürdige Aussagen begründen können?

(Der Diener bringt einen Brief, den er Hedwig überreicht.)

Hedwig (schnell die Aufschrift betrachtend). Aus Buchstädt . . . Endlich! . . . Da ist der Beweis!

Hartung. Habe ich Ihnen je etwas gegolten, Hedwig, so lassen Sie den Brief uneröffnet.

Bieringer. Auf dieses unschätzbare Beweismaterial sollten wir verzichten? Nimmermehr!

Hartung. Nicht so stürmisch, junger Freund!

Bieringer (immer mit vollem Brustton). Die Wahrheit über Alles! Der Sieg der guten Sache gilt uns mehr als alles Nebensächliche!

Hartung. Der Ruf einer Dame ist nichts Nebensächliches, junger Freund!

Bieringer. Wir werfen das Glück zweier edlen Frauen, das Glück von Mutter und Tochter, in die Wagschale, das wiegt schwerer als eine leichte Person!

Hartung. Vorzüglich! Aber, junger Mann, versehen Sie sich in die Lage jenes andern jungen Mannes, des armen Burschen, der für ein galantes Abenteuer nun so grausam . . .

Bieringer. Mit jenem leichtsinnigen jungen Menschen sollten wir Mitleid haben? Mit einem Wüßling? . . . Nimmermehr!

Martenstädt (schmunzelnd Betsall spendend). Bravo, Doctor! . . . Sehr gut!

Bieringer (mit Pathos). Strafe dem Leichtsinne! Sühne der Schuld! Triumph dem Guten, dem Edeln, dem Sittlichen!

Martenstädt. Bravo, bravo, Doctor! Untergang der Lügenbrut!

Hartung. Nun denn, meinerwegen! Ich habe Sie gewarnt.

(Sie setzen sich in nachstehender Reihenfolge um den Tisch: Hedwig, Bieringer, dem Hedwig den Brief übergeben hat, Hartung, Martenstädt.)

Bieringer (öffnet den Brief). „Hochgeehrte Frau. So peinlich es mir auch ist, in einer so überaus heikeln Sache . . .“ Und so weiter, und so weiter! Die einleitenden Entschuldigungen können wir wohl überspringen? Eilen wir zur Hauptsache . . . Wo fängt es denn an? . . . Ah, da! . . . Also: „Ich kann Sie nur hinweisen auf einen jungen Mann, der zu sehr ungewöhnlichen Stunden das von uns gemeinsam bewohnte Haus betreten und verlassen hat.“ Aha! Das genügt! „Um den Namen haben wir uns nicht bekümmert . . .“ Schade . . . „Es wird indessen nicht schwer sein, denselben in Riffingen festzustellen, da er mit der Badegesellschaft viel ver-

kehrte . . .“ Das genügt! . . . „und sich . . . (langsamer und immer leiser) durch das beständige Tragen einer gelben . . . Rose . . .“

(Martenstädt entfernt hastig die Rose aus seinem Knopfloch und reicht sie unter dem Tische Hartung.)

Hedwig. Eine gelbe Rose? Ich habe doch hier eben eine gelbe Rose gesehen?

Bieringer (leintaut). Wie hieß denn die Dame?

Martenstädt (lächelnd). Wer denn? Die „leichte Person?“

Bieringer. Die zweite Frau Düringen . . .

Hartung. Olga Borosoff.

Bieringer (dem Hartung unter dem Tische die Rose gereicht hat, richtet sich etwas daran und führt die Hand, in der er dieselbe verbirgt, unwillkürlich an den Mund; mit dem Ausdruck leichten Schmerzes). Au!

Hedwig. Was fehlt Ihnen?

Bieringer. Nicht das geringste. (Immer die Rose in der geballten Faust. Nur ein bißchen gerickt . . . an einer Nadel . . . Nichts weiter! . . . Also Olga Borosoff?)

Hedwig. Wußten Sie das nicht?

Bieringer. Keine Ahnung.

Martenstädt (lächelnd). Sie kennen sie am Ende?

Bieringer. O! Sehr oberflächlich! Sehr oberflächlich! . . .

Hedwig. Also bitte, fahren Sie fort!

Bieringer (aufstehend). Meine Gnädige! Ich frage mich: können wir es verantworten, auf dem betretenen Wege weiterzuschreiten?

Hartung (Bieringers früheren Ton copirend). Wir werden in der Erfüllung unserer Pflicht bis zum Aeußersten gehen!

Martenstädt. Bis zum Aeußersten!

Bieringer (überstürztlicher, allmählich die frühere Tonart wiederfindend.) Mir aus der Seele gesprochen! Der gute Ruf einer Dame indessen . . .

Martenstädt. Wir vertheidigen die Reinheit des Herzes! . .

Hartung. Und werfen das Glück zweier Frauen in die Wagschale! . .

Bieringer. Mir aus der Seele gesprochen! Wir sind so stark, daß wir großartig sein können! Wohlan denn, seien wir großartig! Schonen wir den Ruf einer vielleicht nur unüberlegten Frau, die für eine wahrscheinlich ganz harmlose Unbesonnenheit zu schwer büßen würde!

Hedwig. Sie sagten doch eben . . .

Bieringer. Jawohl! Ich habe eben . . . mancherlei gesagt und werde wohl auch noch mancherlei sagen. Das ist ja mein Beruf . . . Unser Ablerblick hat den schwachen Punkt der gegnerischen Aufstellung erpäht; darauf concentriren wir unsern Angriff; unsere Feinde zittern. Auf einmal, ganz unerwartet, eine gewaltige Plankenschwenkung, — Molke in der Champagne! Wir lassen Frau Olga und den Jüngling mit der gelben Rose ganz bei Seite . . .

Hartung. Was den Wüßling? Strafe dem Leichtsinn! . .

Martenstädt. Sühne der Schuld!

Bieringer (liebendwürdig). Ach, es ist vielleicht ein ganz reizender und lieber Mensch! . . . Schonen wir die goldene Jugend! . . .

Hedwig. Wir wollen doch hier nicht scherzen . . .

Bieringer. Pardon! Ehe unsere Gegner zur Besinnung kommen, sind wir bereits auf ein anderes Ziel losgegangen. Und dieses Ziel ist . . . Fräulein Marianne.

Hartung. Was soll denn das? . . .

Bieringer. Da wir das Vergerniß einer heimlichen Entführung scheuen, so führen wir nun einen Dritten in's Treffen, der das Recht hat mitzusprechen, wenn es sich um das Schicksal des jungen Mädchens handelt. Wir verloben Fräulein Marianne . . .

Hartung. Er verlobt! . . . Der kleine Bieringer ist köstlich! . . . Mit wem verloben Sie denn?

Bieringer. Mit wem? Nun mit Ihnen, oder einem Andern . . . gleichviel.

Hedwig. Ich höre Ihnen mit Staunen zu und verstehe Sie nicht! Was sollen diese Späße? Ich bin in Angst und Sorge um mein Kind! Ich suche Beistand. Wollen Sie mir helfen? Können Sie mir helfen? Ja oder nein?

Bieringer. Was soll ich Ihnen sagen . . .

Hedwig (bestimmt). Ja oder nein!

Bieringer (verlegen). Ehrlich gesagt: ich fürchte, daß mein jugendliches Alter in einer so schwierigen Sache auf die Richter keinen guten Eindruck machen dürfte . . . und meine, Sie würden doch wohl besser thun, wenn Sie einen älteren Rechtsfreund . . .

Hedwig. Sehr wohl! Ich habe nur zu bedauern, daß Ihnen das jetzt erst einfällt . . .

Bieringer (wie oben). In der That . . . Sehr bedauerlich! . . . Ich selbst bedauere es ja nicht minder . . . (Für sich.) So ein Schlemihl wie ich muß noch geboren werden. (Er hat seinen Hut genommen und verabschiedet sich besangen und links.) Gnädige Frau . . . Meine Herren . . . (Zu Martenstädt.) Darf ich Sie (mit Betonung) gleichwohl bitten, mich Ihrem anmuthigen Fräulein Tochter zu empfehlen . . .

Martenstädt. Jawohl, jawohl . . . (Bieringer seufzt tief auf und geht ab.)

Fünfte Scene.

Hedwig. Hartung. Martenstädt.

Hedwig (die erregt vorn auf der Bühne auf- und abschreitet, während sich Hartung und Martenstädt im Hintergrund, in der Nähe des Erkers, halten). Ich bin empört! . . . Am liebsten ließe ich jetzt davon und holte mir mein Kind . . . (Der Sturm, der nachgelassen hatte, bricht mit erneuter Gewalt los.) Wie das stürmt! . . . (Während sie

(sich vorn setz.) Ach! Der Einzige, auf den ich mich ganz verlassen kann, ist doch nur mein Bruder! Räme er nur! . . .

Hartung (halblaut zu Martenstädt). Die Idee des jungen Bieringer ist gar nicht so thöricht.

Martenstädt. Mariannen zu verloben?

Hartung. Ach was! . . . Mariannen mit List oder Gewalt aus den Klauen der russischen Bären zu befreien! Aber es ist nicht heranzukommen. Dieser Borosoff hütet sie wie ein Cerberus.

(Ein heftiger Windstoß. Eines der Fenster springt auf. Ein blendend heller Blitz beleuchtet die Bühne, Marianne erscheint in der offenen Thür.)

Hedwig (springt erschrocken auf). Ha! . . .

Sechste Scene.

Die Vorigen. Marianne.

Hedwig. Marianne!

Marianne (die einen Augenblick erschöpft an der Schwelle stehen geblieben ist, stürzt athemlos nach vorn und sinkt dort zu Füßen ihrer Mutter nieder). Da bin ich!

Hedwig. Um Gotteswillen! Was ist geschehen?

Marianne. Ich bin davongelaufen . . . bei Wind und Wetter . . . Sie werden mich suchen! . . . Sie dürfen mich nicht finden! . . .

Hedwig. Aber so fasse dich doch. Was ist geschehen?

Marianne. Die Abreise war festgesetzt . . . auf heute Abend . . . Sie wollten mich wieder von dir reißen! . . . Und ich war doch so glücklich, dich in meiner Nähe zu wissen . . .

Hedwig. Beruhige dich nur!

Marianne. All mein Bitten war vergeblich. Heute Abend schon! Sie sagten mir nicht einmal, wohin? Mein Vater war ausgegangen . . . Besorgungen . . . was weiß ich? Ich war wieder allein mit dem schrecklichen Menschen . . . Und er bestürmte mich wiederum! „Lassen Sie mich!“ rief ich ihm zu. Da schlich er an mich heran . . . mit Blicken . . . ich kann es Dir nicht schildern! . . . Und er streckte die Hände nach mir aus! . . . Ich wich entsetzt zurück . . . er folgte mir! . . . Er wollte mich gewaltsam an sich ziehen . . . Da stieß ich einen Schrei aus und bin davongelaufen wie eine Wahnsinnige! . . . Bei strömendem Regen, bei Blitz und Donner . . .

Hedwig. Mein armes Kind!

Marianne. Zum Glück fand ich einen Wagen . . . und nun bin ich bei Dir, Mutter. Und ich bleibe bei Dir! Gott verzeih' mir, wenn ich an meinem guten Vater Unrecht thue!

Hedwig. Du bist außer Dir! Sammle Dich nur! Es wird schon Alles gut werden. Dein Vater liebt Dich . . .

Marianne. Ja! Und ich bin nie undankbar, nie trotzig gewesen,

habe ihn nie durch Ungehorsam gereizt . . . Aber da kann ich nicht mehr bleiben . . . es geht nicht!

Hedwig. Sei außer Sorgen, Kind. Es soll Dir nichts geschehen! Du bist hier unter sicherem Schutze.

Marianne. Ach, wie so ein einzig Wort beruhigt! Was kann ich fürchten, wenn Du mir beistehst? Geliebte Mutter!

Hedwig (Mariannen streichelnd). Wir Alle helfen Dir: mein Bruder, unsere treuen Freunde, da . . der gute Martenstädt, der Dich wie ein Vater liebt . . . und Hartung . . .

Marianne (die jetzt erst die Herren sieht). Ach, Herr Hartung! . . ich hatte die Herren gar nicht bemerkt . . .

Hartung. Jawohl, Herr Hartung! Mit Ihrer gütigen Erlaubniß, ja! . . Und auch ohne Ihre Erlaubniß, wenn es Ihnen so beliebt!

Marianne (zu ihrer Mutter, gereizt). Hörst Du? Das ist der Ton, in dem der Herr beständig mit mir verkehrt!

Hartung (immer erregter und ärgerlicher). Der Ton! Der Ton . . . ich bin auch gerade in der richtigen Verfassung, um meinen Ton harmonisch abzustimmen! Endlich läuft mir die Galle über! Zu viel ist zu viel, und ich bin ein ausgewachsener Mensch . . .

Marianne. Ich bin auch ausgewachsen! . .

Hartung. Das fragt sich sehr! Und nun will ich Ihnen endlich meine Meinung sagen, junges Mädchen! Ah, Sie haben schöne Dinge angerichtet!

Marianne. Mein Gott, was habe ich denn gethan?

Hartung. Nichts! Gar nichts haben Sie gethan! Das ist es ja eben! Wenigstens nichts Gescheides! Im Augenblicke der Gefahr davonlaufen — bei strömendem Gewitterregen, mit einer malerischen Spitzenmantille drapirt — das ist kein Kunststück, das kann jede überspannte Romanheldin auch! Dazu braucht man kein so hübsches und kluges junges Mädchen zu sein! Und nun haben wir den Skandal! Kinderthänen, Mutterzähren — es kann ja noch hübsch werden! Und womöglich noch die Polizei! Und Alles hätte vermieden werden können . . .

Marianne. Aber wie denn?

Hartung. Wie? Durch Sie. Durch Sie ganz allein, junges Mädchen! (Starr.) Weshalb haben Sie sich nicht verheirathet?

Marianne. Verheirathet?

Hartung. Oder wenigstens verlobt? Weshalb haben Sie nicht einem anständigen Manne das Recht eingeräumt, vor Ihren Vater zu treten und ihm zu sagen: Erlaube, lieber Papa. Da habe ich, als zukünftiger Mann Deiner Tochter, doch auch noch ein Wörtchen mitzureden . . . Du liebst Deine Bequemlichkeit und gehst unangenehmen Auftritten gern aus dem Wege? Schön! Eine große Tochter und eine junge Stiefmutter — bisweilen geht's ja gut, aber es kann auch höchst unbequem werden und zu

den peinlichsten Auftritten führen . . . Du willst mit Deiner jungen Frau in die-Weite ziehen? Schön! Gerade deswegen wollen wir hier bleiben. Besser als unter der Obhut ihrer Mutter und ihres Oheims kann Deine Tochter nicht aufgehoben sein! Vor Allem aber . . . Du liebst Dein Kind? Schön! Dein Kind wird indessen auch noch von einem Andern geliebt, anders, aber nicht minder, am Ende sogar noch ein bißchen mehr! — Nämlich von mir . . . Und sie liebt mich auch . . . und sie wird unglücklich, wenn Du unsere Verbindung verhinderst . . . und Du wirfst Mariannen doch nicht unglücklich machen wollen . . . denn Du hast sie lieb . . . und . . . und so weiter!! Ich schwaze lauter dummes Zeug, aber ich weiß ganz genau, was ich sagen will. Und wenn Sie geschaidter gewesen wären, hätte ich jetzt keinen Unsinn zu reden brauchen. Item, Sie allein sind an Allem schuld, Sie junges Mädchen! Punktum!

(Der Diener überreicht Hedwig eine Karte.)

Hedwig. Was giebt's?

Diener. Der Herr macht es sehr dringlich.

Hedwig (liest). „Bassili Worosoff . . . im Auftrage des Herrn Düringen.“

Hartung. Ich sagte es ja, nun haben wir die Bescheerung. (Auf Mariannen weisend, die sich erschrocken zu ihrer Mutter flüchtet.) Und nun läuft sie wieder davon!

Hedwig. Soll ich ihn empfangen?

Marianne (schneht). Nein, Mutter.

Hartung. Ganz entschieden, ja!

Martenstädt. Versteht sich! Wir müssen doch erfahren, was er will! Soll ich als alter Notar . . .

Hartung. Laß mich nur machen! Ich werde am besten mit ihm fertig. (Hedwig giebt dem Diener die betreffende Weisung. Inzwischen sind Lampen hereingebracht. Helle Beleuchtung.)

Martenstädt. Wenn Du mich brauchst . . .

Hartung. Jawohl, jawohl . . . Ach, diese jungen Mädchen! (Zu Mariannen.) Jawohl, diese jungen Mädchen! Sie sind an Allem schuld, Sie ganz allein! . . .

Marianne. Natürlich.

Hartung. Ganz allein!!

Marianne (zu ihrer Mutter). Verstehst Du das?

Hedwig (lächelnd). Sehr gut!

Marianne. Er kann mich nicht ausstehen!

Hedwig. Er liebt Dich.

Marianne (leise). Ah! . . . (Sich wieder zu ihrer Mutter wendend.) Aber er beleidigt mich doch in einem fort?

Hedwig. Er liebt Dich . . . Nichts weiter.

Hartung. Aber so geht doch nur.

Marianne. Ja doch, ja doch! (An der Thür.) Brummbär! (Alle ab.)
Hartung (während er der Thür zuschreitet). Es ist doch gut, daß sie da ist!
Nun haben wir sie, und nun halten wir sie.

Siebente Scene.

Hartung. Borosoff.

Borosoff (überrascht, als er Hartung vor sich steht, grüßend). Mein Herr . . .

Hartung. Mein Herr . . .

Borosoff. Ich bin überrascht, Ihnen hier zu begegnen.

Hartung. Ich war im Gegentheil auf das Vergnügen schon vorbereitet.

Borosoff. Ich habe indeß nur mit Herrn Dr. Wilhelmi zu sprechen . . .

Hartung. Der leider nicht zu Hause ist . . .

Borosoff. Wirklich nicht zu Hause?

Hartung. Wie ich die Ehre hatte, Ihnen zu sagen.

Borosoff. Ich komme als Bevollmächtigter des Herrn Generalconsuls Düringen, um mich nach dem Verbleiben des Fräulein Marianne zu erkundigen . . . Ist der Herr Doctor noch immer nicht zu Hause?

Hartung. Noch immer nicht.

Borosoff. Es ist das zweite Mal, daß ich mit Ihnen zusammen-
treffe; und es macht auf mich den Eindruck, als ob ich auch diesmal mich
in einen gewissen Gegensatz zu Ihnen zu stellen hätte.

Hartung. Ihre Ahnung täuscht Sie nicht.

Borosoff. Dann möchte ich Sie gehorsamst darauf aufmerksam
machen, daß zwischen uns eine Kleinigkeit noch nicht geregelt ist.

Hartung. Sprechen wir nicht von der Kleinigkeit. Ich habe die
Schuld zu den verlorenen geschrieben und Ihr Conto in meinen Büchern
ausgeglichen.

Borosoff. Sie scherzen . . . In Ehrenhändeln sollte man eigentlich
nicht scherzen.

Hartung. Ich nehme dergleichen auch bitter ernst, und ich scheue
eben nur eines: die Lächerlichkeit. Deswegen habe ich mich auch unter der
Hand bei einem meiner Freunde, der in russischen Personalien sehr bewan-
dert ist, zunächst ein wenig erkundigt . . . bei Ihrem Botschaftssecretär, dem
Grafen Ostrow . . .

Borosoff. Ah!

Hartung. Sie kennen ihn ja?

Borosoff. Sehr oberflächlich . . .

Hartung. Nun, Graf Ostrow ist der Typus des vornehmen Russen . . .
ein Cavalier vom Scheitel bis zur Sohle . . .

Borossoff. Eine Bemerkung, bevor Sie weiter gehen!.. Das etwaige Leumundszeugniß eines russischen Beamten würde ich entschieden zurückweisen müssen. Ich habe, als des Nihilismus verdächtig, meine Heimat verlassen müssen...

Hartung. Von Nihilismus ist hier gar nicht die Rede. Graf Ostrow hat mich ermächtigt, Ihrem Gedächtniß durch den Hinweis auf eine durchaus unpolitische Geschichte zu Hülfe zu kommen. Er hat mir nämlich erzählt, daß Sie vor einigen Jahren in einem vornehmen Petersburger Club mit auffallend andauerndem Glücke gespielt haben... Soll ich fortfahren?

Borossoff. Ich bitte darum.

Hartung. Nun... eines Nachts zu vorgerückter Stunde — die Köpfe waren erhitzt — will einer der Anwesenden — ich glaube, Graf Ostrow war's selbst — bemerkt haben, daß Sie sich mehrfach beim Kartengeben geirrt und einigemale aus Versehen eine Karte zuviel auf Ihr Knie haben gleiten lassen, die Sie dann mit großer Gewandtheit mit einer Karte aus der Hand vertauscht hätten... Soll ich fortfahren?

Borossoff. Ich bitte darum.

Hartung. Der Herr war so ungalant, Sie und Ihre Mitspieler auf den Irrthum aufmerksam zu machen. Scene... Beleidigung... Herausforderung... Sie hatten nun einige Mühe, in der bekannten Petersburger Gesellschaft einen Cartelträger zu finden... oder vielmehr: Sie fanden keinen. Die Wahl der Persönlichkeit aber, welche sich endlich dazu herbeiließ, machte Ihren Gegner und dessen Freunde stußig. Es wurden umfassende Ermittlungen angestellt, und das Resultat war: Sie wurden ausballotirt, und der vom Club eingesetzte Ehrenrath verbot Ihrem Gegner, sich mit Ihnen zu schlagen. Deshalb hat Graf Ostrow gelächelt, als ich ihm meinen Fall vortrug; und dies Lächeln war für mich gerade genug; denn ich möchte mich auf keinen Fall auslachen lassen.

Borossoff. Sind Sie nun fertig?

Hartung. Vollkommen.

Borossoff. Dann habe ich Sie nur zu ersuchen, mir das Alles noch einmal zu erzählen, — und zwar in Gegenwart des Grafen Ostrow.

Hartung. Gern! Sie kommen unsern Wünschen nur entgegen.

Achte Scene.

Die Vorigen. Wilhelmi.

Wilhelmi (mit dem Hut auf dem Kopfe aus dem Wartezimmer tretend und in dasselbe sprechend). Also bitte, folgen Sie mir... (Er erblickt die Herren, nimmt grüßend den

Gut ab und wendet sich wieder nach dem Wartezimmer.) Noch einen Augenblick, meine Liebe! Ich rufe Sie gleich. . . (Nach vorn tretend.) Verzeihen Sie! Draußen verlangt Jemand nach dem Arzte. (Hartung die Hand drückend, dann zu Borosoff.) Was verschafft mir die Ehre?

Borosoff. Ich bin von meinem Schwager Düringen bevollmächtigt, an Sie das Ersuchen zu stellen, daß Fräulein Marianne, die das elterliche Haus heimlich verlassen und sich hierher geflüchtet hat, meinem Schutze übergeben werde. Hier meine Vollmacht. (Er überreicht ihm ein Schreiben.)

Wilhelmi (erstaunt). Marianne?

Hartung. Es ist richtig! Marianne hat sich den Zubringlichkeiten, denen sie im Hause ihres Vaters von Seiten dieses Herrn ausgesetzt war, durch die Flucht entzogen und sich dem Schutze ihrer Mutter und ihres Oheims anvertraut.

Wilhelmi. So, so?

Borosoff. Mein Schwager ist gesonnen, seine unzweifelhaften Rechte zur Geltung zu bringen . . . mit allen verfügbaren Mitteln; wir erwarten, daß Sie keinen Anstand nehmen werden . . .

Wilhelmi. Mariannen Ihnen auszuliefern? Das muß ich mir doch noch überlegen.

Borosoff. Sie weigern sich also?

Wilhelmi. Meine Antwort sollen Sie gleich hören! Nur einen Augenblick Geduld! Ich muß eine Patientin abfertigen, die seit einer Stunde auf mich wartet. Es ist gleich geschehen! (Er hat Borosoff in den Erker geführt. Borosoff macht eine Verbeugung und setzt sich dort. Wilhelmi, sich an Hartung wendend.) Bitte, warte! (Hartung bleibt hinten stehen, ohne sich um Borosoff zu kümmern.)

Neunte Scene.

Wilhelmi. Brigitte. — Borosoff und Hartung (im Erker).

Wilhelmi (tritt an die Thür des Wartezimmers, die er öffnet). Nun stehe ich zu Ihrer Verfügung. (Brigitte tritt ein. Als Borosoff sie erkennt, erhebt er sich schnell, setzt sich jedoch gleich wieder. Während Wilhelmi Brigitten nach vorn führt.) Ich hätte im Laufe des Abends auf alle Fälle bei Ihnen vorgesprochen . . . Wie steht's zu Hause? Hat sich der Zustand der Kleinen seit heute Nachmittag verschlimmert?

Brigitte (mit tiefer Ergriffenheit, leise, ohne Thränen zu vergießen). Sie ist todt, Herr Doctor. (Wilhelmi nicht langsam, als beständige dies seine Annahme.) Wirklich todt! . . Ich habe ihre kleine Hand erfaßt, sie ist schwer auf die Decke gefallen. Nun liegt sie ruhig da, wie befreit. Meine Nachbarin wacht bei ihr. Und ich bin zu Ihnen gekommen, Herr Doctor, um Sie zu bitten, beim Hausherrn ein gutes Wort für mich einzulegen. Während der Krankheit des Kindes habe ich wenig arbeiten können und wenig verdient. Ich schulde

dem Wirth den letzten Miethszins, und er hat mir heute sagen lassen, daß ich morgen das Zimmer zu räumen hätte, er habe anderweitig darüber verfügt. Und wo soll ich jetzt hin? Mit dem Kinde?

Wilhelmi. Machen Sie sich keine Sorgen! Es wird für Alles Rath geschafft werden. Ich stehe Ihnen dafür ein. Es steht nicht in meiner Macht, Ihren Schmerz zu lindern, aber vor bitterer Noth werde ich Sie mit guter Menschen Hülfe schützen. Verlassen Sie sich darauf!

Brigitte. Sie sind sehr gütig, Herr Doctor, und ich danke Ihnen von Herzen. Daß ich mich gerade jetzt um mein Unterkommen bekümmern sollte, — es war mir wie eine Entweihung meines Schmerzes. Und mein Schmerz — glauben Sie mir, Herr Doctor — es ist noch das Einzige, was mir in diesem Dasein lieb und heilig ist. Das kleine Wesen, das der Tod mir genommen hat — was war es für die Uebrigen? Ein blaßes, hübsches, zartes Kind, sonst war es nichts. Für mich war es Alles! Mein ganzes Herz hing an dem Kinde, und mit ihm habe ich Alles verloren.

Wilhelmi. (sehr sanft) Aber liebste Brigitte!

Brigitte. Sie brauchen mich nicht zu trösten, Herr Doctor! Mich verlangt's gar nicht nach Trost. Es ist gewiß gut, daß Alles so gekommen ist, wie es hat kommen sollen. Hätte die Kleine gelebt, — was wäre aus ihr geworden? In der Dürftigkeit wäre sie aufgewachsen, und vielleicht wäre es ihr ergangen wie mir selbst . . .

Wilhelmi. Lassen Sie das Unabänderliche!

Brigitte. Ich kann es nicht! Ich muß an Ihn denken, der alles das verschuldet hat! Nicht mit Haß, aber mit Verachtung muß ich des Elenden gedenken, der nicht einmal weiß, was er verloren hat, dem nicht einmal das Recht zusteht, um den Tod seines eigenen Kindes zu trauern! Ich allein darf es . . . Ja, Doctor! Man ist rechtschaffen und brav, der Stolz der Seinigen . . . bis Einer kommt, der Alles das für nichts achtet, und der das arglose Mädchen zu Grunde richtet, damit er einige lustige Stunden mehr in seinem lustigen Leben zählen könne! . . . Sie haben die Briefe jenes Menschen gelesen — dieses wohlüberlegte, planmäßige Vergiften meiner Seele. Sein Weib — „schon heute vor Gott, und so Gott es will, in wenigen Tagen vor den Menschen“ — hat er mich geheißt. Und wie eine zugelaufene Dirne hat er mich wieder laufen lassen, als seine hungrigen Sinne gesättigt waren! Und das sollte unvergolten bleiben? Nein, ich glaube es nicht! . . . Vergeben Sie mir, Herr Doctor! Seit langen Jahren habe ich mein Herz nicht ausschütten können. Und in den einförmigen Tagen und endlosen Nächten füllt sich das Herz, und der Mund geht davon über. (Sie reicht ihm die Hand, die Wilhelmi herzlich drückt und in der seinigen senkt.) Vergeben Sie mir!

Wilhelmi. Ich komme noch heute zu Ihnen. Es wird Alles

geordnet. Ich komme heute noch! (Wilhelmi begleitet sie bis zur Thür und brückt ihr nochmals die Hand. Währenddem sagt)

Brigitte. Ich danke Ihnen . . . Ich will nun gehen . . . zu meinem Kinde. (Langsam ab.)

Zehnte Scene.

Wilhelmi. Hartung. Borosoff.

Borosoff (herdortretend; für sich). Das Spiel ist hoffnungslos. Verlieren wir die Partie mit Anstand. (Auf Wilhelmi zugehend; zu diesem halblaut, mit eindringlichem Tone.) Ich brücke die Hand, die mich so grausam züchtigt. Ich werde meine Schuldigkeit zu thun wissen. Denn ich bin wirklich kein schlechter Mensch. Wahrhaftig nicht!

Wilhelmi. Wollen Sie nun Herrn Düringen mittheilen, daß ich mich entschieden weigere, meine Richte Ihnen anzuvertrauen.

Borosoff. Sehr wohl! Und ich nehme allerdings Anstand, gleich bis an die äußerste Grenze meiner Vollmacht zu gehen. Schließlich . . . was geht's mich an? Mag Herr Düringen selbst sein Kind fordern, da er darauf besteht, daß Fräulein Marianne ihn nach Italien begleite . . .

Hartung. Also wirklich . . . nach Italien? Und mit Ihnen? Da hätte ich doch auch noch ein Wörtchen mitzusprechen.

Borosoff. Wieso?

Hartung. Wieso? Nun . . . weil ich meine Zustimmung versage . . . Jawohl! Ich, Franz Hartung, Gutsbesitzer und Amtsvorsteher, Fräulein Mariannens angelobter Bräutigam!

Borosoff. Fräulein Mariannens Bräutigam?

Hartung. Zu dienen . . . wenn es Ihnen nicht weiter unangenehm ist.

Borosoff (zu Wilhelmi). Dann möchte ich Sie nur noch bitten, Fräulein Marianne in meiner Gegenwart zu fragen: ob sie ungeachtet der väterlichen Vorstellungen freiwillig in diesem Hause bleibt, und ob hier irgend jemand mit den Rechten eines Verlobten für sie eintreten darf?

Wilhelmi. Mit Vergnügen. (Er wendet sich nach links.)

Hartung (zu Wilhelmi, dem er gefolgt ist, leise). Woher denn dieser plötzliche versöhnliche Umschwung?

Wilhelmi. Er ist der Vater . . .

Hartung. Des verstorbenen Kindes?

Wilhelmi. Ja.

Hartung (mit einem Blicke verächtlichen Bornes auf Borosoff). Der Lump! (Seine Erregung beherrschend.) Eine gewisse Vielseitigkeit läßt sich dem Herrn nicht absprechen!

Borosoff (der nach der anderen Seite herübergegangen ist, für sich). So wird es mir noch leidlich bequem gemacht, den Kopf aus der Schlinge zu ziehen.

Elfte Scene.

Die Vorigen. Marianne, der Hedwig und Martenstädt folgen.

Wilhelmi (an der Thür). Marianne, darf ich Dich bitten? (Marianne bleibt einen Augenblick abgernd an der Schwelle stehen. Dann wirft sie sich an Wilhelmis Brust, der sie herzlich umarmt.)

Marianne. Geliebter Onkel!

Wilhelmi. Mein gutes Kind, sammle Dich! . . . Du sollst dem Herrn, der von Deinem Vater abgesandt ist, einen wichtigen Bescheid geben . . .

Hartung (der an sie herangetreten ist, leise und schnell). Was immer Sie hören mögen, wundern Sie sich über nichts, und sagen Sie zu Allem: ja!

Wilhelmi. Herr Borosoff will also aus Deinem Munde vernehmen, daß Du keinem Zwange gehorchst, wenn Du bei uns bleibst, und daß Du Dich unter unserm Schutze — unter dem Schutze Deiner Mutter, Deines Oheims und (auf Hartungweisend) Deines Bräutigams (Marianne fährt auf) genügend sicher fühlst. Antworte frei und offen: ist dem so?

Marianne (nach einer kleinen Pause, freudig, mit fester Stimme). Es ist so!

Borosoff. Dann ist mein Auftrag zu Ende . . . Also: „es ist so!“ Mit diesen drei grausamen Worten haben Sie den reinsten und schönsten Traum meines Daseins vernichtet. Möchten Sie es nie zu bereuen haben! Sie haben meinem Herzen zu nahe gestanden, als daß ich Sie je vergessen könnte. Gedenken Sie bisweilen auch eines einsamen Unglücklichen, der Sie über Alles liebt! . . . Mich rufen andere Pflichten. Leben Sie wohl! (Er geht ab.)

Zwölfte Scene.

Die Vorigen ohne Borosoff.

Hartung. Das war aber schön gesagt!

Marianne (sich an Hedwig anschmiegend). Und nun bleibe ich bei Dir, Mutter! Nicht wahr? Immer!

Hedwig (gerührt). Wer weiß, Kind!

Martenstädt. Und Du, mein Herr Schwager, — Du verlobst Dich so . . . ohne Weiteres?

Hartung (zu Mariannen). Verzeihen Sie mir die Nothlüge! . . . Zeit gewonnen . . .

Marianne (an Hedwigs Brust, halb zu dieser, halb zu Hartung). Man sollte eigentlich niemals lügen, auch nicht in der Noth . . .

Hartung (sehr freudig). Wie war das? Aber ein Wort! Ein Blick. Und ich mache es zur Wahrheit! . . . Marianne, soll es wahr sein? . . . Hedwig? . . . (Hedwig streckt ihm die Hand entgegen, die er stürmisch ergreift. Sie legt sie in Mariannens Hand und tritt lächelnd zurück. Hartung schließt Mariannen leidenschaftlich an sich.) Sind wir nun endlich einig?

Marianne. Ja! Endlich!

Hartung. Und wir zanken uns nie wieder?

Marianne. Nie! Weßhalb haben wir uns nur beständig gezanzt?

Hartung. Daran war ich ganz allein schuld! . . . Mit meiner Bauernderbheit . . .

Marianne. Nein. Meine Empfindlichkeit! . . .

Hartung. Erlaube! . . . (Sich lächelnd unterbrechend.) Ganz wie Du willst! . . . Wir sind ja einig!

Wilhelmi. Wir wußten es längst.

Marianne. Aber mein Vater?

Hartung. Ah! . . . Das laß meine Sorge sein! Ich werde ihm sagen: Erlaube, lieber Papa! Du liebst Dein Kind und willst es glücklich sehen? Schön! Du gehst nach Italien? Schön! Dann bleiben wir hier . . . Denn eine große Tochter und eine junge Stiefmutter . . .

Marianne (lächelnd einfallend). Das hast Du ja Alles schon einmal gesagt!

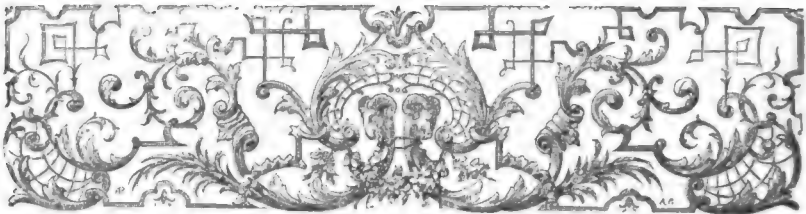
Hartung. Dann sage ich es ihm eben noch einmal! Und auf der Hochzeitsreise besuchen wir ihn! Punctum! (Er umarmt Mariannen noch einmal.)

Hedwig. Du wirfst mir wieder genommen. Aber Du bleibst mir doch! Nicht wahr, mein Kind?

Marianne (sich aus der Umarmung losmachend und Hedwig, die ihr Tuch an die Augen drückt, zärtlich umschließend). Weine nicht, Mutter!

Der Vorhang fällt.





Realismus und monumentale Kunst.

Von

Wilhelm Lübke.

— Karlsruhe. —



Ueberblicken wir den historischen Entwicklungsgang der bildenden Künste, so bemerken wir alsbald zwei Strömungen des künstlerischen Lebens, im Wesen entgegengesetzt, manchmal selbst einander ausschließend, doch auch oft sich gegenseitig bedingend. Das eine ist die unbefangene Hingabe an die Welt der Erscheinungen; deren schlichte Spiegelung in der Kunst wir Realismus nennen. Ihm gegenüber tritt schon früh das Bestreben auf, über die Schranken des sinnlich Wahrnehmbaren hinaus zu inneren Anschauungen ewiger Gedankenwelten vorzudringen, diese im Bilde zu verklären, in dauernden Formen für alle Zeiten festzuhalten. Wir bezeichnen dies als monumentale Kunst.

Am prägnantesten haben beide Richtungen sich vor vielen Jahrtausenden schon in der Kunst der alten Ägypter ausgesprochen. Zum Frühesten, was sonst irgendwo von künstlerischen Schöpfungen sich erhalten hat, zählen bekanntlich die Pyramiden von Gizeh, die kolossalsten Zeugnisse, welche der Monumentalsinn jemals auf Erden hingestellt hat. Aber kaum minder früh sind jene gleichfalls dem ältesten Reiche von Memphis angehörenden Einzelgestalten, welche wie der bekannte hochende Schreiber im Louvre oder die merkwürdige Holzfigur des Museums von Vula mit der vollen Schärfe des frappantesten Realismus das individuellste Leben wiedergeben. So weit entfernt sind diese Werke von dem typisch Conventionellen der späteren ägyptischen Kunst, daß, als die Fellaharbeiter die letztgenannte Figur, einen wohlbeleibten kahlköpfigen Mann mit dem Knotenstock in der Hand, an's Licht zogen, sie mit dem einstimmigen Schrei „unser Dorfschulze“ ihrem Staunen

Ausdruck gaben. Wie ein aus der unmittelbaren gegenwärtigen Wirklichkeit geschöpfter Eindruck wirkte dies über fünftausend Jahre zählende Werk. Derselbe starke Zug zum Realismus verläßt aber auch in der späteren Entwicklung die ägyptische Kunst keinen Augenblick. Denn als der Monumentalsinn sich zu jenen gewaltigen Tempeln und Grabanlagen steigerte, wie sie keine Zeit und kein Volk so staunenswerth wieder hervorgebracht, und als in den strengen, typisch gebundenen Kolossalgestalten der Plastik ein nicht minder monumentaler Schmuck hinzugefügt wurde, blieb in den Gemälden und Skellanaglyphen, welche sämtliche Flächen, selbst Säulen und Pfeiler bekleiden, ein Rest jener ältesten Realistik zurück. Gewirkten Teppichen gleich in leuchtender Farbenpracht schildern sie größtentheils mit erstaunlicher Naivität das Leben der Pharaonen, das Volk bei seiner Arbeit, aber stets mit Beziehung auf den Herrscher, Kriegszüge, Jagdszenen, friedliche Thätigkeiten aller Art voll realistischer Treue und Schärfe. Dem genauen Betrachter entgeht aber nicht, daß eine gewisse Dissonanz zwischen dem großen monumentalen Stil der Bauten sammt ihren plastischen Einzelfiguren und diesem naiven Chronikenstil der erzählenden Decorativkunst besteht. Dies war jedoch die nothwendige Folge der Aufgaben, die hier den Künstlern gestellt wurden: die monumentale Verherrlichung des Pharaonenthums in Denkmälern des riesigsten Maßstabes, deren Schmuck völlig realistisch sich auf das Leben der Herrscher bezog. Schon hier zeigt sich, daß die bildende Kunst im Wesentlichen das zu gestalten hat, was das allgemeine Bewußtsein, was die herrschenden Mächte von ihr verlangen. Denn während Poesie und Musik frei aus dem Inneren strömen, keinem Zwange unterthan, keinem äußeren Gebot gehorchend, sind die bildenden Künste meist an die Aufgaben gebunden, die ihnen gestellt werden, abhängig von dem allgemeinen Verlangen, das sie umgiebt.

Ganz anders wurde es aber bei den Griechen. Zwar die ältere Kunst der heroischen Zeit, die noch unter dem Einfluß des Orients stand, folgte den realistischen Antrieben, die sie von dort empfing. Wenn wir bei Homer die Beschreibung des von Hephästos selbst gearbeiteten Schildes des Achill lesen, Darstellungen des menschlichen Lebens im Frieden und im Kriege, in der Stadt und auf dem Lande, der Beschäftigungen der Jahreszeiten, Säen und Ernten, friedliches Weiden der Heerde, Angriff zweier Löwen auf die Kinderheerde, Hochzeitszug, Reigentanz und Volksversammlung, so glauben wir die Gemälde ägyptischer Tempel und Gräber, die Reliefs assyrischer Königspaläste vor Augen zu sehen. Dieselbe schlicht realistische Sitten-
 schilderung finden wir auf mancher silbernen Schale und manchem Bronce-
 schilde Etruriens und Cyperns, wo die Ausgrabungen Cesnolas neuerdings vieles Derartige an's Licht gezogen haben; wir finden sie ferner in den merkwürdigen Funden Schliemanns und endlich in großer Fülle auf den griechischen Vasen des ältesten Stils. Sobald aber der griechische Geist genugsam erstarrt war, um sich von diesen orientalischen Anschauungen zu

befreien, trat sofort ein Umschwung ein zu Gunsten jener großen monumentalen Kunst, in welcher Alles den erhabensten Ideen des Volksgemüthes, dem Cultus der Götter zu dienen bestimmt war. An die Stelle des Herrscherpalastes der heroischen Zeit tritt der Tempel, an die Stelle jener naiven Genrebilderei die große Idealkunst eines echt monumentalen plastischen Stils. Ihre Themata sind fortan der Göttermythos und die Heroensage, die besonders in den Metopen, Friesen und Giebelfeldern zu vielfacher Verwendung kommen. Wenn wir die uns gebliebenen Denkmäler dieser Art von jenen ältesten Metopen zu Selinunt, der Gigantomachie am Schatzhaus der Megarenser zu Olympia, dem Zeustempel daselbst und dem Tempel zu Aegina bis zu den Wunderwerken des Parthenon und Theseion betrachten, so erkennen wir einen stetigen Fortschritt von alterthümlicher Gebundenheit zu höchster Freiheit, herbeigeführt durch ein fortgesetztes, tief eindringendes Studium der Natur. Gewiß giebt es nichts Feierlicheres, Großartigeres, Monumentaleres als die Giebelsculpturen des Parthenon, und doch verbindet sich in jeder Figur die feinste Naturwahrheit, der unmittelbarste Ausdruck des Lebens mit den großen Gesetzen monumentaler Composition, und so wird hier eine Harmonie architektonischer und plastischer Schöpfungen erzielt, wie sie den Aegyptern und dem gesammten Orient unerreichbar war. Diese große Kunst wurde aber getragen und gefördert von dem hohen monumentalen Sinne eines Volkes, dem nach dieser Seite die größten Opfer nicht unerschwinglich waren, das aus der marathonischen und salaminischen Siegesbeute die erhabensten Kunstwerke errichten ließ und für das Tempelbild der Athene allein an Gold die Summe von vierundvierzig Talenten, gegen 2 1/2 Millionen Mark, aufwandte. Ohne solche opferwillige Hingebung giebt es nirgends eine hohe Monumentalkunst.

So ist in dieser großen Zeit bei den Griechen Alles ausschließlich monumentale Kunst, wie denn das private Leben zunächst keinen Ausdruck in der Kunst findet, und die Wohnhäuser selbst der angesehensten Männer und Führer des Staatswesens die äußerste republikanische Einfachheit verriethen. Namentlich die Plastik bewegte sich fast ausschließlich in den großen Formen des monumentalen Stils, und nur die neueren Gräberfunde von Tanagra haben uns in jenen zierlichen graziösen Thon-Figürchen, die schon durch ihren Farbenreiz den Eindruck des unmittelbarsten Lebens machen, Beispiele einer fast realistisch zu nennenden Genrekunst vor Augen gestellt. Denn neben Figuren eines mehr idealen Gepräges begegnen uns besonders die anmuthigen Gestalten griechischer Frauen und Mädchen ganz in der Weise wie das tägliche Leben sie zeigte; dann aber auch humoristische Scenen, wie jene kleine Gruppe, die uns auf's Lebendigste in die Bude eines böotischen Barbiers versetzt. Darstellungen ähnlicher Art fehlten auch der griechischen Malerei in der späteren Zeit nicht, wie denn Piraios wegen seiner zierlich ausgeführten Bilder von Barbier- und Schusterbuden in der alexandrini-schen Zeit berühmt war. Freilich deutet der Scherzname *Atthyparographie*

(Schmutzmalerei) darauf hin, daß es nicht an Spottreden über diese den Griechen sonst so fern liegende Kleinmalerei im Stil der Niederländer fehlte, wenngleich diese Bildchen von den Liebhabern zu hohen Preisen gekauft wurden. Dies sind aber auch die einzigen Spuren einer realistischen Genrekunst bei den Griechen, deren Streben nach hoher Monumentalkunst so durchgreifend war, daß sie selbst in der spätesten Zeit noch ein so großartiges Werk wie die pergamenische Gigantomachie hervorbringen konnten. Und obwohl dies eine königliche Stiftung war, bestimmt, die Heldenthaten des attalidischen Herrschergeschlechtes zu feiern, so geschah dies doch nicht im realistischen Sinn des Orients, sondern in dem hohen griechischen Idealismus, der den Göttern die Ehre gab und die menschlichen Ereignisse im mythischen Spiegelbilde verklärte.

Mit dem Auftreten des Christenthums vollzieht sich ein tief einschneidender Umschwung im Leben der bildenden Künste. Wie in allen Epochen die durch das religiöse Pathos beherrscht werden, wendet sich auch jetzt wieder die gesammte Thätigkeit der Phantasie einzig darauf, den erhabensten Ideen, den Anschauungen vom Göttlichen zu machtvollem monumentalen Ausdruck zu verhelfen. Mehr als je ist es die Architektur, welche den Reigen führt; aber zur Vervollständigung ihrer Wirkungen nimmt sie zunächst nicht mehr wie bei den Griechen und Römern die Plastik zu Hülfe, sondern beruft die Malerei in die erste Stelle. Die Religion der Innerlichkeit braucht zur Ausprägung ihrer Gedankentreise die innerlichste unter den bildenden Künsten. Und nicht minder bezeichnend ist, daß diese sich nicht am Aeußern, wie die Plastik der Griechen, sondern im Inneren der Gotteshäuser zu bethätigen hat. Es entstehen jene gewaltigen Mosaikcyclen, welche an Wänden und Gewölbsflächen der Basiliken und der centralen Kuppelbauten noch jetzt mit ihrem strengen Ernst und ihrer feierlichen Farbenpracht auf goldstrahlendem Grunde das Gemüth in mythische Stimmung versetzen und mit der Ahnung des Unendlichen erfüllen.

Dieser ausschließliche Zug auf's Monumentale bleibt der mittelalterlichen Kunst während ihres mehr als tausendjährigen Bestehens treu, und es hat wohl nie die Menschheit eine so lange Zeit hindurch in ihrem künstlerischen Schaffen so unverwandt diese eine Richtung verfolgt. Und das gilt nicht bloß von den ausgedehnten Gemäldecyclen der romanischen Zeit, wie sie uns schon in der Frühperiode in den Wandbildern jener kleinen Basilika auf der Reichenau entgegen treten, sondern auch von den unermesslichen in Stein gehauenen Riesengebichten, wie sie im 13. Jahrhundert die Facaden der Kathedralen von Paris, Chartres, Amiens, Rheims, Straßburg und so vieler anderen Dome schmücken. Aber wir wissen auch aus zahlreichen Beispielen, wie die religiöse Begeisterung überall zu kirchlichen Stiftungen und Monumentalwerken hindrängte, wie gelegentlich bei Bauten dieser Art Alt und Jung, Vornehm und Gering, Männer und Frauen sich nicht scheuten, sogar Handlangerdienste zu thun. Einer der liebenswürdigsten

Züge, die uns berichtet sind, bezieht sich auf den Neubau der Klosterkirche zu Walkenried im Harz, wo ein Bäuerlein eine Fuhr Steine zum Geschenk bringt, dann aber den Wagen sammt den Pferden hinzufügt und selbst die Peitsche zurückläßt, um nichts für sich zu behalten. Bei diesem, alles Andere zurückdrängenden Monumentalsinn ist es bezeichnend für den Geist der Epoche, daß in formaler Hinsicht die ganze Kunst im Typischen festgebannt blieb. Selbst Giotto, der große Erneuerer der italienischen Malerei, der sie aus den byzantinischen Fesseln befreite, hat bei aller Kraft und Tiefe des Naturgefühls noch nicht das Verständniß des menschlichen Organismus, um seine Gestalten naturwahr durchzubilden zu können. So tief verschleiert war dem ganzen Mittelalter die Natur, so ausschließlich blieb die Kunst der ganzen Zeit im Symbolischen und Mythischen gefangen.

Und doch, wenn man genauer zuschaut, schlummert auch in dieser Epoche nicht ganz der dem Menschen tief eingepflanzte Sinn für die unmittelbaren Äußerungen des alltäglichen Lebens: in die feierlichen Statuenreihen der Kathedralen mischen sich kleine Relieffscenen des menschlichen Treibens, wie es der Wechsel der Jahreszeiten mit sich bringt; voll naiven Reizes sind auch die auf Giotto zurückzuführenden Reliefs mit den Schilderungen der menschlichen Culturentwicklung am Campanile des Domes zu Florenz; frei und heiter spielt die Miniaturmalerei bei der Ausschmückung der Dichterhandschriften, indem sie ritterliches Gebahren und Minnetreiben anmuthvoll uns vor Augen stellt; ja mit derbem Humor und tollem Mummenschanz ergeht sich die Laune der Bildschnitzer in den genrehaften und nicht selten possenmäßigen Bildwerken an den versteckteren Stellen der Chorstühle, besonders an den Misericordien.

Was hier überall, namentlich gegen Ausgang des Mittelalters, immer unaufhaltsamer zu Tage ringt, fröhliche Weltlust, unbefangene Freude an Natur- und Menschenleben, sollte nun im Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts, getragen von dem mächtigen Frühlingsswehen, das eine neue Zeit, die Zeit des Forschens und Erkennens, begleitete, zu einer vollständigen Erneuerung der Kunst führen. Der heiße Drang der Menschheit, der die Grenzen der bekannten Erde in's Unermeßliche erweiterte und in der Entdeckung einer neuen Welt gipfelte, suchte und fand im künstlerischen Schaffen seine Befriedigung in jener wissenschaftlichen Vertiefung, die wir als die Entdeckung der Natur und des Menschen bezeichnen können. Erstaunlich, mit welcher Gewalt, einem Alpenstrom gleich, der aus tief versteckten Klüften auf einmal hervorbricht, diese Tendenz sich zu Tage ringt und zu gleicher Zeit im Norden wie im Süden sich in großartigen Schöpfungen bethätigt. Wie ein Wunder tritt die Kunst der Brüder van Eyck sogleich mit dem größten Meisterwerke des 15. Jahrhunderts dießseits der Alpen in die Erscheinung, und um dieselbe Zeit weisen in Florenz die großen Bahnbrecher Brunellesco, Ghiberti, Donatello, Masaccio der Kunst völlig neue Wege. Der Organismus der menschlichen Gestalt, die Gesetze der Proportionen und der Per-

spective, von denen die Menschheit über ein Jahrtausend lang keine Ahnung gehabt hatte, werden in angestrengtem Studium erforscht, und so groß war der wissenschaftliche Eifer unter den Künstlern, daß es nicht vereinzelt steht, wenn Paolo Uccello sich abmühte, „Körper mit 72 Flächen wie Diamantspitzen, dabei auf jeder Fläche Stäbe, die von unten auf gewunden waren, darzustellen,“ und daß er ganze Nächte mit solchen Studien zubachte und seiner Frau, wenn sie ihm zugeredet, er möchte sich schlafen legen, nur entzückt antwortete: „O, welch ein anmuthig Ding ist diese Perspective.“

Bei den Italienern aber war neben der Natur die wiedererentdeckte Herrlichkeit der Antike ein mächtiges Förderungsmittel, durch welches vor Allem ihr Sinn für Größe des Stils und monumentale Auffassung sich immer höher steigerte. So entstand denn jene große Kunst, die uns besonders in den Fresken eines Masaccio, Fra Filippo und Filippino Lippi, Mantegna, Pier della Francesca, Signorelli, Botticelli, Domenico Ghirlandajo, Benozzo Gozzoli und so vieler Andern noch jetzt durch die unerschöpfliche Kraft und Lebensfülle in Erstaunen setzt. So quellenfrisch sprudelte diese Fähigkeit, daß es uns nicht Wunder nimmt, wenn der große Ghirlandajo nach Vollendung seiner Fresken in Sta. Maria Novella und Sta. Trinita dem Bedauern Ausdruck giebt, daß es ihm nicht vergönnt sei, die ganzen Stadtmauern von Florenz mit Fresken zu bedecken. Was die Florentiner des 15. Jahrhunderts so in frischer Lebenskraft begonnen hatten, führten Michelangelo und Rafael in ihren vaticanischen Fresken zur höchsten Vollendung, das tiefste Naturgefühl mit einer durch das Studium der Antike geläuterten Form verbindend und die monumentale Malerei zu einer nie wieder erreichten Vollendung führend.

Fragen wir aber, was diese Vollendung ermöglichte, so ist es der Umstand, daß mit dem höchsten Monumentalsinn das tiefste Naturgefühl sich in der Durchbildung bis in's Einzelne hinein vermählte. Bezeichnend ist, daß Lionardo, als er an die Ausführung seines Abendmahls ging, in jenem sich nie genuthuenden Verlangen nach höchster Vollendung anstatt des Freskos die Delmalerei wählte, dadurch freilich seinem Werke den Keim der Vernichtung einpflanzend. Gewiß wäre aber das allen Meistern jener Zeit gemeinsame Streben nach Vollendung nicht so lange auf der Höhe erhalten worden, wenn nicht die ganze Nation freudigen Antheil an ihren Schöpfungen genommen hätte, wenn vor Allem nicht eine Schaar hochgebildeter Kunstfreunde, Päpste wie Nikolaus V., Pius II., Julius II. und Leo X., Prälaten, städtische Magistrate, bürgerliche Corporationen gewetteifert hätten, die edelsten Schöpfungen der Kunst nicht bloß als Stiftungen der Frömmigkeit, sondern auch als ruhmverleihende Werke hinzustellen. Denn davon war die ganze italienische Renaissance auf's Tiefste durchdrungen, daß nichts so sehr geeignet sei, unverblichen Nachruhm zu verleihen, als die Schöpfungen der Kunst. Diese große Gefinnung, ohne welche die ganze Herrlichkeit der damaligen Kunst nicht zu denken wäre, ist uns durch unzählige Beispiele be-

zeugt. Der große Cosimo Medici verwendete auf Bauten, Almosen und Steuern die für die damalige Zeit enorme Summe von 400 000 Goldgulden und meinte, in 50 Jahren werde von Besitz und Herrlichkeit des Hauses Medici nur übrig sein, was er gebaut habe. Auch die Kleineren wurden von diesem monumentalen Ruhmsinn ergriffen, wie jener von Burdhardt citirte Catanese, der sich an enormen Fundamenten arm baute und sich damit tröstete, schon daraus werde wenigstens die Nachwelt schließen, daß er ein großer Herr gewesen. Das prägnanteste Zeugniß aber liefert der große Seneschall Niccolò Acciajuoli, der mit großem Aufwand die ungeheure Certosa bei Florenz bauen ließ, mit den bezeichnenden Worten: „Und wenn die Seele unsterblich ist, wie Monsignor der Kanzler sagt, so wird meine Seele, wohin ihr auch befohlen werde zu gehen, sich dieses Baues freuen.“ Was damals in Italien unter dem mächtigen Impuls solcher Gesinnungen tausendfach an Werken monumentaler Kunst ausgeführt wurde, ist ein Schatz von so unvergleichlichem Reichthum, wie kein anderes Land ihn aufzuweisen vermag.

Wieder einmal war eine Zeit gekommen, die sich fast ausschließlich in monumentalem Schaffen Genüge that, und zwar mit einer so durchgreifenden und großen Tendenz, daß dem Realismus wenig Spielraum blieb. Freilich wurden sogar Meister wie Lionardo und Rafael auch zu Bildnißdarstellungen herangezogen, aber selbst ihre Portraits verrathen jenen großen Stil, der aus der Beschäftigung mit monumentaler Kunst sich über alles Gleichzeitige zu verbreiten pflegt. Wenn von Realismus bei den Italienern gesprochen werden soll, so kann nur von den Venezianern die Rede sein, wo freilich Künstler wie Carpaccio und Gentile Bellini schon im Ausgang des 15. Jahrhunderts Mirakelszenen und legendarische Darstellungen zum Vorwand für ihre naiven Schilderungen des zeitgenössischen Lebens nahmen, und selbst Catharina Cornaro sammt den Damen ihres Hofstaates bei einer dieser feierlichen Processionen als Staffage verwendet wird. In der Folge sollte dann Paolo Veronese diese Richtung in seinen herrlichen Gastmahlbildern bei aller realistischen Bestimmtheit zur Höhe eines echt historischen Stils erheben.

In ganz anderen Bahnen sehen wir zur selben Zeit die nordische Kunst sich bewegen. Von demselben Naturgefühl ausgehend wie die italienische gelangt sie unter den völlig verschiedenen Bedingungen von Land und Volk zu fast entgegengesetzten Ergebnissen. Tiefere Naturwahrheit, schärfere Auffassung der Wirklichkeit, herzlichere Freude an der gesammten Außenwelt, als sie uns in den Brüdern van Eyck entgegentritt, ist weder im Süden noch im Norden zu finden. Mit der Transcendenz des Mittelalters schwindet der abstracte Goldgrund, der als echter Ausdruck derselben bezeichnet werden kann, und die frei bewegten Gestalten, meistens im prachtvollen Zeitcostüm mit Sammet und Goldbrokat und blitzendem Geschmeide, treten auf weitem blumenreichen Wiesenplan, aus schattigen Baumgründen, in denen sich die

Vegetation des Nordens mit der südlichen mischt, uns lebenswahr entgegen, ein heiterer Frühlingshimmel, von lichten Wölkchen durchzogen, spannt sich darüber aus, und den Hintergrund schließen Alpengebirge mit schimmernden Firnen. Ober auch die heilige Versammlung zeigt sich in den weiten Hallen mittelalterlicher Dome, in deren Darstellung die neue Kunst der Perspective sich mit Vorliebe ergeht. So sehr aber hier überall mit Ulgewalt die Wirklichkeit hereinbricht, so ist und bleibt doch die Gesinnung durchaus eine kirchliche, und in dem Genter Altar vollzieht sich eine Verschmelzung des neuen Realismus mit der überlieferten typischen Symbolik, die den feierlichen Rhythmus eines echten Monumentalwerks zur Geltung bringt. Die gesammte weitere Entwicklung der flandrischen Schule hat nichts Aehnliches mehr aufzuweisen. Sie streift immer mehr die Geseze rhythmisch monumentaler Composition ab, und würde sich dem realistischen Zuge, der ihr im Blute fließt, ungehemmt hingeben, wenn nicht die religiöse Tradition sie daran hinderte. So weit diese es irgend gestattet, ist schon die altflandrische Kunst durchaus realistisch, und die Scenen der Kindheit oder des Leidens Christi, die Legenden und Martyrien der Heiligen werden in die unmittelbare Gegenwart versetzt und wirken dadurch nur um so ergreifender.

Die gesammte deutsche Kunst der Epoche empfängt bekanntlich die stärksten Einwirkungen von den Flandernern, und die ältere Generation des 15. Jahrhunderts trägt durchaus das Gepräge dieses Einflusses. Hier aber zeigt sich schon der Unterschied der deutschen Art von der flandrischen: Deutschland erreicht nirgendß die hohe technische Vollendung, die meisterliche Durchführung der flandrischen Kunst, aber es übertrifft diese an Phantasiefülle und geistiger Beweglichkeit. Und dabei vermag sie sich noch weniger zu monumentalen Schöpfungen zu erheben als jene. Wir kennen die naive Klage, welche Meister Lucas Moser seinem Magdalenen-Altar der Kirche zu Tiefenbrunn anvertraut hat: „Schrie Kunst schrie und klag dich sehr, din begert jetz niemen mer. So, o we.“ Wir dürfen annehmen, daß diese Worte vielleicht keine Uebertreibung enthalten, denn trotz der massenhaften Production kirchlicher Werke scheint im Ganzen mehr die Devotion als der Kunstsinne an ihrer Herstellung theilhaftig zu sein. Wir kennen die erbärmlichen Honorare, für welche der ältere Holbein meist arbeiten mußte, der für das große Bild der Basilika Maria Maggiore 60 Gulden, für die Wetter'sche Botivtafel gar nur 26 fl. erhielt; wir wissen, daß er trotz großen Fleißes in den kümmerlichsten Verhältnissen lebte und wiederholt um wenige Gulden gepöndet, ja einmal um 32 Kreuzer verklagt wurde. Daß unter solchen Verhältnissen die Künstler oft nur oberflächliche Duzendarbeit liefern konnten, liegt auf der Hand; wessen man sich zu angesehenen Meistern versah, geht aus dem Contract mit Michel Wohlgemuth wegen des Schwabacher Altars hervor, falls die Tafel „an einem oder mer Orten ungestalt wird“, so lange daran zu ändern, bis eine beiderseits ernannte Commission sie für „wolgestalt“ erkenne, „wo aber die Tafel dermaßen so große Ungestalt

gewinnt, der nit zu ändern were, so sol er soliche Tafeln selbst behalten und das gegeben Geld on Abgang und Schaden widergeben“. Allerdings mußte auch Andrea del Sarto, freilich als ganz junger Anfänger, seine herrlichen Fresken im Scalzo für 10 Dukaten das Stück ausführen, dagegen erhielt er aber auf der Höhe seiner Meisterschaft von Franz I. für das Portrait des Dauphins die damals ansehnliche Summe von 200 Dukaten. Immerhin will es scheinen, als ob man im Norden damals die monumentale Malerei nicht besonders geschätzt habe, denn der Rath von Basel sagt in einem bekanten Decret an Hans Holbein, man wisse wohl, daß seine Kunst zu gut sei, um an altes Gemäuer verschwendet zu werden. Und in der That, die Renaissance hatte mit dem gesteigerten Werth der Persönlichkeit den künstlerischen Ausdruck derselben, das Bildniß, in besondere Protection genommen. Aber in Italien war daneben doch, und zwar in erster Linie, eine große, monumentale Malerei erblüht. Von dieser hatte man offenbar im Norden keine Ahnung. Die einseitige Entwicklung der Gothik, welche alle Flächen in Gliederungen auflöste, hatte im Norden der Wandmalerei, die dort während der romanischen Epoche so glänzend geblüht hatte, den Todesstoß versetzt. Die Glasmalerei konnte dafür wohl an Pracht, nicht aber an freiem künstlerischen Gehalt Ersatz bieten. Auch darin war Italien ganz anders verfahren, und die Gothik, deren Hauptmeister wie Giotto, Orcagna, Gaddi, selbst zugleich Maler waren, hatte der Wandmalerei die großen Flächen nicht entzogen. Ohne die unermessliche monumentale Malerei Giotto's und seiner Schule wären die herrlichen Fresken-cyclen von Masaccio bis auf Michelangelo und Rafael schwerlich entstanden. Es gehörte der Monumentalsinn eines halben Jahrhunderts dazu, um eine solche Entwicklung zu zeitigen.

Von alledem, wie gesagt, finden wir im Norden so gut wie nichts. Im 13. Jahrhundert mit dem Auftreten der Gothik stirbt die Wandmalerei ab, um sich nicht wieder zu erheben. Die großen Meister, welche von Martin Schön bis auf Dürer und Holbein damals bei uns erstanden, waren, wenige Ausnahmen abgerechnet, auf Kunstschöpfungen kleineren Maßstabs beschränkt. Dennoch darf man sagen, daß in gewissen Andachtsbildern, wie Martin Schöns Madonna im Rosenhag, Stephan Lochners Dombild zu Köln, vor Allem dem halben Duzend großer Altartafeln Dürers und endlich Holbeins Madonna des Bürgermeisters Meyer zu Darmstadt etwas von jener Größe des Stils sich offenbart, die wir der monumentalen Kunst vindiciren. Aber mit diesen Werken war in Deutschland kein materieller Erfolg zu erzielen; wir kennen aus der Correspondenz Dürers mit Jacob Heller von Frankfurt, der bei alledem noch als wohlwollender Kunstfreund sich offenbart, die Klagen des Meisters über die großen Mühen der Arbeit und das geringe Honorar. Nachdem er ein Jahr daran gearbeitet, begnügt der bescheidene Mann sich mit einem Honorar von 200 Gulden und fügt nur die Bitte seiner Hausfrau um ein Trinkgeld bei, das denn auch gewährt

wird. Wir verstehen aber, daß er das „fleißig Pläiblen“ verschwört und künftig mehr seines Stechens zu warten sich vornimmt. Dieses Stechen ist nun überhaupt für die deutschen Meister das eigentliche Ausdrucksmittel, durch welches sie den Reichthum ihrer Phantasie, oder wie Dürer sagt „den versammelten heimlichen Schatz des Herzens“ zu gestalten suchen. Der Kupferstich und daneben der Holzschnitt spielen in der deutschen Kunst jener Epoche ungefähr die Rolle, wie in der italienischen die Wandmalerei. Wenn man nur die Kupferstiche Schongauers und Dürers, sowie das Holzschnittwerk des letztern durchmustert, so bekommt man den Eindruck einer unerschöpflich reichen Phantasie, die sich eben so wohl im Großen und Feierlichen, im Anmuthigen und Goldseligen, wie im scharf Charakteristischen zu Hause fühlt. Dies Alles aber ruht auf realistischer Grundlage, auf naiver Wiedergabe der Eindrücke der Wirklichkeit. Mag die Madonna dargestellt werden, mögen Scenen aus der Kindheit oder dem Leiden Christi, mögen legendarische Vorgänge den Gegenstand der Schilderung bilden, wir glauben stets in die Straßen Nürnbergs oder Colmars versetzt zu sein und die Mitbürger unsrer Meister in der vollen Bestimmtheit zeitlicher Erscheinung vor Augen zu sehen. Mit derselben Schärfe der Beobachtung wird aber auch das Treiben der Zeitgenossen in den verschiedensten Lebenskreisen geschildert, ritterliches Leben, das trugige Gebahren der Landsknechte, Handel und Wandel der Bürger und Bauern und die bunte Welt der Landstreicher und Zigeuner. Hier sind die ersten deutlichen Keime jener Sittenbildnerei, welche nachmals in den Niederlanden so üppig in Blüthe schießen sollte.

Ein reicheres monumentales Leben entfaltet die gleichzeitige Plastik, die schon in der unabsehbaren Fülle der Holzschnitzaltäre mit ihrem prächtigen Gold- und Farbenschmuck und mit ihrer meist derb realistischen Ausdrucksweise der Stimmung des Volkes am besten entsprach. In einzelnen Meistern wie Jörg Sürlin, Veit Stoss, Riemenschneider, Adam Kraft und Peter Vischer erreicht das plastische Vermögen der Zeit einen Höhepunkt wie er der gleichzeitigen Malerei kaum irgendwo bei uns beschieden war. Aber auch hier bildet die realistische Auffassung den Grundzug des Schaffens.

War in dieser Epoche fast überall die Kunst für kirchliche Bedürfnisse berufen und daher trotz ihres realistischen Hanges von einer religiösen Grundstimmung getragen, so wird der Realismus zu vollster Freiheit entjesselt in demjenigen Lande, welches ihn überhaupt zuerst in der Kunst zur Geltung gebracht hatte: in den Niederlanden. Und zwar sind es die nördlichen Theile, das heutige Holland, in welchem sich auf dem Boden politischer und religiöser Freiheit diese Neugestaltung der Kunst vollzieht. Denn, während die katholisch gebliebenen, durch den spanischen Despotismus niedergehaltenen südlichen Provinzen des Landes auch ferner in großartigem Umfange die kirchliche Kunst pflegen, in welcher ein Meister wie Rubens den energischen niederländischen Naturalismus durch die hinreißende Gewalt seiner Auffassung zu monumentaler Höhe zu steigern weiß, bringt in Holland

der Calvinismus eine vollständige Lösung von aller kirchlichen Kunst zu Wege, so daß zum ersten Mal, so weit geschichtliche Ueberlieferungen reichen, eine Kunst entsteht, die einen durchaus profanen Inhalt hat. Während die mittelalterlichen Kirchen ihrer alten Kunstwerke beraubt werden und bezeichnend genug an Stelle der früheren Hochaltäre die Monumente berühmter Staatsmänner und Seehelden treten, findet die neu entstehende Kunst ihr ausschließliches Genügen in der eingehenden und nachdrücklichen Schilderung der Wirklichkeit. Ungehemmt von traditionellen Anschauungen entfaltet sich eine Genremalerei, deren einziges Ziel ist, was unser Dichter so beredt mit den Worten bezeichnet: „Greift nur hinein in's volle Menschenleben, und wo ihr's packt, da ist's interessant.“ Mit wahrer Lust stürzen sich die Teniers, Brauner, Ostade und viele Andere in das Leben des niedern Volkes, das sie in seinen derben Ergötzlichkeiten, seinen Kirnmessen mit ihren wilden Gelagen und Raufereien, mit jener lebensprühenden Kraft eines festen Humors schildern, der diesen Schöpfungen das Bürgerrecht im Reiche der Kunst verleiht. Andere, wie Jan Steen, bewegen sich in den mittleren Bürgerschichten und wissen ihren Darstellungen durch besondere novellistische Züge einen pikanten Reiz zu verleihen, oder sie lassen uns wie Pieter de Hoogh in das sonnige Behagen stiller friedenvoller Häuslichkeit blicken, während die Dou, Terborgh, Mieris, Metscher das feinere Leben der höheren Stände schildern und durch bewunderungswürdig zarte Ausführung uns in die Atmosphäre eines verfeinerten Culturzustandes mit seinem abgemessenen Ceremoniel, seinen vielfachen Bedürfnissen und raffinirt ausgebildeten Formen, aber auch seinem anheimelnden Behagen blicken lassen. Und doch ist es überall nichts Anderes als die alltägliche Wirklichkeit, welche freilich durch die echt künstlerische Auffassung, die vollkommene Technik und den Reiz eines unvergleichlich harmonischen Colorits geadelt wird. Daneben aber erhält zum ersten Mal die Landschaft ihre volle künstlerische Ausbildung, und in den meist schlichten Flachlandschaften mit dem stillen Wasser der Canäle, die von reichem Gebüsch mit üppigem Baumschlag eingefast werden, in den fein abgetönten Mittelgründen, aus denen in der Ferne etwa eine Stadt mit mittelalterlichen Backsteinkirchen und Thürmen aufragt, in dem gedämpften, von Wolken halb verschleierten Licht, das mit dem feuchten Hauch der Lüfte die Formen zart umspinnt, erhebt sich die Landschaftsmalerei auf streng realistischer Grundlage oft, wie bei Rembrandt und Jacob Ruysdael, zu hochpoetischer Stimmung. Und das Gleiche gilt von den Marinen, mögen sie uns die ruhige oder die stürmisch bewegte See schildern, von den Hafenanblicken, den Städteprospecten, den architektonischen Interieurs, den Thierstücken mit ihren reichen landschaftlichen Gründen, endlich den Blumen- und Fruchtstücken, Frühstücksbildern und Stilleben aller Art. Mit einem Wort, diese völlig profane Kunst erobert das ganze Gebiet des sinnlich Wahrnehmbaren, erweitert in's Unermeßliche die Grenzen der malerischen Darstellung, indem sie gleichsam Spinozas pantheistische Lehre von dem in's Universum

ausgegossenem göttlichen Geist in künstlerische Sprache überseht. Denn hier wird die alltäglichste Wirklichkeit durch die höchste Vollendung malerischer Auffassung in's Reich des Schönen emporgehoben; die Kunst hat die engen Hallen der Kirche verlassen und ist in den unermesslichen Tempel der Natur hinausgetreten, wo sie Alles, was sie berührt, selbst das scheinbar Niedre und Geringe adelt und verklärt. Bei keinem freilich unter diesen Meistern zeigt sich die geistige Freiheit und die malerische Gewalt so siegreich wie bei Rembrandt, der in Gemälden und Radirungen dann auch wieder biblische Thematika behandelt, aber ebenfalls durchaus realistisch und nach Dürers und Schongauers Vorgänge völlig in den Lebensformen seiner Zeit. Was alle diese Werke nordischer Kunst den italienischen gegenüber an formaler Schönheit vermissen lassen, wird ausgewogen durch die ergreifende Gewalt der Innerlichkeit, die aus der tief erregten Subjectivität des Künstlers die Gestalten überströmt und durchgeistigt und durch das unvergleichlich fein abgetönte Colorit, den Zauber des Hellbunkels, das die Seele wie mit einer sanften Musik stimmungsoll bewegt. Wir dürfen hier wohl von einer eminent protestantischen Kunst sprechen.

In diesem uner schöp flich reichen Schaffen wo bleibt die monumentale Kunst? Scheint es doch, als ob sie völlig abgedankt habe und nach Verlust der kirchlichen Aufgaben in's Nichts zurückgekehrt sei. Und doch, wenn wir genauer zuschauen, finden wir auch hier ihre Spuren. Ich meine die Schützen- und Regentenstücke, in welchen der trohige und zugleich fröhliche Geist dieser stattlichen, nur auf sich selbst ruhenden, keine andere Autorität als die selbst geschaffene anerkennenden Männer sein Freiheitsgefühl und seinen Unabhängigkeitsinn verherrlicht hat. Im frohen Genuße, beim gemeinsamen Mahl oder beim Auszuge zum Schießplatz sind sie versammelt, diese wettergehärteten kampferprobten gebrungenen Gestalten, denen man es anmerkt, daß durch sie und ihresgleichen die letzten Reste mittelalterlicher Geistesknechtschaft, kirchlicher und staatlicher Bedrückung mit Stumpf und Stiel ausgerottet worden sind.

Hier hat die holländische Malerei ein Thema so recht nach ihrem Herzen gefunden und ohne allen Anspruch historischer Bedeutsamkeit Werke geschaffen, die gleichwohl voll historischen Lebens sind. Wenn man van der Helst's Friedensmahl, Rembrandt's Nachtwache, oder die ganze Reihe gewaltiger Schützen- und Regentenstücke von Franz Hals im Rathhaus zu Harlem sieht, so erkennt man, daß hier die holländische Kunst auf der Höhe ihrer Entwicklung sich zu einer Größe des Stils ausgeschwungen hat, wie die profane Kunst sie nur selten zu erreichen vermag. Allerdings dauerte diese Blüthe nur kurze Zeit und fiel schon im Beginn des 18. Jahrhunderts einer Verflachung anheim; doch wird das Sittenbild gerade in jener Epoche von den Franzosen aufgenommen und weiter gepflegt, wobei freilich die Welt, welche ein Watteau, Boucher, Lancret, Bataille u. A. zu schildern haben, in ihrem üppig frivolen Treiben sich weltentweit von der holländi-

schen Ehrbarkeit unterscheidet. Immerhin ist aber auch hier diese völlig weltlich gewordene Kunst von bedeutendem malerischen Reiz.

Als in unserem Jahrhundert die Kunst aus der Veräußerlichung wieder zu einem tieferen Inhalt und strengerer Formensprache emporstrebte, trat ein Umschwung ein, wie er so einschneidend kaum jemals in der Kunst stattgefunden hat. Es spiegeln sich darin die erschütternden Katastrophen jenes Weltgerichts, das in der französischen Revolution mit den verrotteten Zuständen einer innerlich verfaulten Civilisation aufgeräumt hatte.

Nicht minder radical verfuhr die Kunst eines Jean Louis David, die trotz der dürftigen Begabung des Meisters ungeheure Verbreitung durch eine überaus zahlreiche Schule fand. Bei uns war es bekanntlich der kleine aber erlesene deutsche Künstlerkreis, der sich in Rom zusammengefunden hatte und aus welchem Peter Cornelius wie ein Riese aufragt. Schon in den Fresken der Casa Bartholbi versuchten er und seine Genossen die Malerei wieder zur Höhe einer echten Monumentalkunst empor zu heben. Aber es gehörte die volle Begeisterung eines fürstlichen Mäcens, wie König Ludwig, dazu, um dies Streben durchgreifend zu verwirklichen. So entstanden die beiden großartigen Cyclen der Glyptothek und der Ludwigskirche, denen sich als dritter die im Auftrage Friedrich Wilhelms IV. entworfenen Campo santo-Compositionen für Berlin anschlossen. Hier war wieder monumentale Kunst im größten Stil, getragen von einer erhabenen Gesinnung, die in der Kunst nur das Ewige wollte, in ihr nur die Verkündigerin der Ueberzeugungen, Anschauungen und Schicksale einer ganzen Welt erkannte. Auf Alles, was nicht monumental war, auf die gesammten Gebiete des Sittenbildes, der Landschaft, der Kleinkunst, selbst des Bildnisses blickte diese Kunst mit Verachtung herab. Aber diese Verachtung rächte sich; denn in der scharfen Einseitigkeit ihrer idealistischen Tendenz verschmähten Cornelius und die Seinen das eindringende Studium der malerischen Technik und jenen tieferen Naturalismus, ohne welchen der großartigste Idealismus in's Schemenhafte sich verflüchtigt und künstlerisch nicht zur Vollendung gelangen kann. Wir wollen damit keinen Vorwurf aussprechen, sondern nur ein historisches Verhältniß bezeichnen, wie es in den einseitigen Entwicklungsstadien menschlicher Bestrebungen unvermeidlich ist und wie es den damaligen Erneuerern unserer Malerei durch den bewußten Gegensatz gegen eine technisch immer noch sehr geschulte, innerlich aber hohl und frivol gewordene Kunst aufgezwungen wurde. Dennoch ist nicht zu leugnen, daß eben jene formalen Mängel es waren, welche die allgemeinere Wirkung und die Popularisirung dieser Kunst unmöglich machten. Es war also nicht jene barbarische Gesinnung, welche die allerneueste Tageskritik dem damaligen Publikum von München in die Schuhe schiebt, wenn sie fast frohlockend ausruft: „Was gingen die Münchener der Trojanische Krieg und die griechische Göttermythe an?“

Wie sich namentlich die moderne Entwicklung fast immer in scharffen Sprüngen und Gegensätzen bewegt, so konnte ein Umschwung nach jener

herben Einseitigkeit nicht ausbleiben. Er vollzog sich durch eine fast vollständige Frontveränderung der heutigen Kunst, die mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiel in das Lager des Realismus und der Coloristik überging. Auf diesen Bahnen bewegt sich heut zu Tage fast ausnahmslos, nach dem Vorgange Frankreichs, die Kunst in Deutschland, den Niederlanden und England, in Oesterreich mit allen seinen verschiedenen Stämmen, ja sogar in Spanien und Italien, welch letzteres Land in einem schroffen, vielfach plebejischen Realismus einen Protest gegen seine alte große Kunst und ein Glaubensbekenntniß seines neuesten schier nordamerikanischen Demokratismus ablegen zu wollen scheint. Constatiren wir hier zunächst die außerordentliche Breite und Kraft dieser Bewegung, die sicherlich überall mit den demokratischen Tendenzen der Zeit zusammenhängt, constatiren wir ferner die allgemeine Theilnahme, welche dieser Kunst entgegen kommt und sie zu einer eminent volksthümlichen macht. Vergleichen wir die Anfänge dieser Kunstrichtung, wie sie vor mehr als einem Menschenalter sich mühsam Bahn zu brechen suchte, mit den heutigen Leistungen, so ist der ungeheure Fortschritt nicht zu verkennen. An Lebenswahrheit, Unmittelbarkeit und Frische der Auffassung, vor Allem an Feinheit malerischer Durchbildung steht die Mehrzahl der heutigen Schöpfungen hoch über den früheren, und es ist nicht zu verkennen, daß sich hier ein Realismus voll Gesundheit und Kraft entwickelt hat. Sein nächstes Ziel ist die Schilderung des gesammten Daseins unseres Volkes in Freude und Leid, in Scherz und Ernst, in seinen gemüthlichen Familienscenen und seinen öffentlichen Aeußerungen, in den schlichten Beziehungen des bauerlichen Lebens und den complicirteren Zuständen der bürgerlichen Kreise und der höheren Gesellschaftsschichten. Dazu kommt die ganze Natur in den wechselnden Erscheinungen der Tages- und Jahreszeiten, Hochgebirge, Flachlandschaft, Küsten- und Seebilder, wobei der Hauptreiz auf dem Spiele von Lust und Licht, in den mannigfachen Stimmungen atmosphärischer Vorgänge beruht. Kein Wunder, daß diese Jedermann bekannte Welt auch Jedermann besonders anzieht und fesselt, und daß durch ihre Allgemeinverständlichkeit diese Kunst in vollem Maße volksthümlich geworden ist. Und wer möchte sich nicht gern ihrem Zauber gefangen geben, die Fülle von Schönheit und Anmuth, Kraft und Leben, die Wahrheit der Empfindung und vor Allem den malerischen Reiz auf sich einwirken lassen! Auch darf dieser Realismus keineswegs mit der mechanischen Thätigkeit des Photographen verwechselt werden, denn die einfachste Erscheinung der Wirklichkeit muß, um zum Kunstwert umgestaltet zu werden, ihren Durchgang durch die auffassende Seele und die umbildende Phantasie des Künstlers nehmen. So steckt in dem schlichtesten aus dem Alltagsleben geschöpften Motiv immer ein Stück der geistigen Individualität des Künstlers.

Und dennoch ist nicht zu verkennen, daß auch hier eine Einseitigkeit droht, welche leicht zur Verflachung, ja zur Trivialität führen könnte. Schon jetzt sind die Auswüchse zu spüren, wie sie denn in den Impressio-

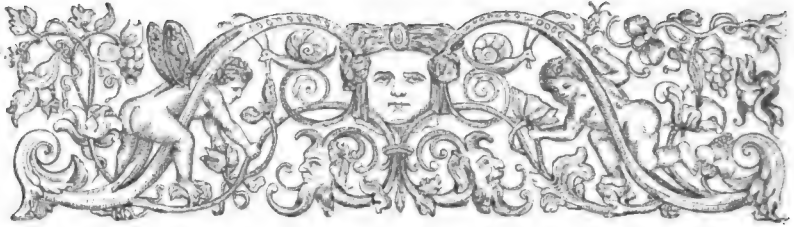
nisten, in Manet und seinen Nachfolgern sich in bedenklicher Weise breit machen und auch bei uns vielfach auf das berüchtigte „*le laid c'est le beau*“ hinsteuern. Solcher Entartung gegenüber muß immer der hohe Werth einer monumentalen Kunst betont werden, die aus dem zufälligen Anschauen alltäglicher Wirklichkeit den Geist auf die Höhe allgemeiner Gedanken, ewiger Ideen emporhebt, und die reichen Quellen idealen Gestaltens in Mythos, Sage und Völkerleben frisch erhält. Diese „Große Malerei“ ist nur zu lange vernachlässigt worden, und sie kann freilich nur da blühen, wo im Volke sich der Sinn für ideale Anschauungen regt, wo der Staat und die Gemeinden, Corporationen und Einzelne, wie in der Zeit der Renaissance, wettsiefern in der Stiftung monumentaler Werke. Nicht jeder Künstler freilich ist berufen, auf diesem Gebiet thätig zu sein, aber ohne Anregung von außen vermag auch die größte Begabung sich nach dieser Seite nicht zu entfalten, und selbst so geniale Naturen wie Rethel und Feuerbach, die für die monumentale Kunst begabt waren, wie wenig Andre, konnten die ganze Macht ihres Talenten nicht frei entfalten. Nur da wo die monumentale Kunst mit der realistischen gemeinsam gepflegt wird, kann sich ein allseitiges freies Kunstleben entwickeln, kann die reiche Gedankenwelt, welche der deutsche Geist in sich schließt, auch in der Kunst zum vollen Ausdruck kommen. Mehr als je aber müssen wir danach streben, dies Ziel in voller Ausdehnung zu erreichen, um das geistige Leben unserer Nation vor Einseitigkeit und Verkümmern zu bewahren. Ebenso ist nicht zu verkennen, daß nur die monumentale Kunst im Stande ist, in ausgedehnten Gedankencyklen feierlichen Aufbau, rhythmisch bewegte Composition, groß und machtvoll entwickelte Form, architektonisch gegliederten Zusammenhang zum Ausdruck zu bringen.

Nichts ist erfreulicher im Kunstleben der Gegenwart als der mächtige Aufschwung, den die Architektur in den letzten Decennien genommen hat. Getragen und gefördert durch die großartige Erneuerung des nationalen Lebens, durch die endliche Verwirklichung der Sehnsucht unseres Volkes nach Einheit und Macht, hat die Baukunst dem unendlich gesteigerten Gesamtleben einen Ausdruck verliehen, der gegen die frühere Armlichkeit auf's Glänzendste absteht und hier und da sogar schon in ein bedenkliches Gegentheil des Ueberladenen umzuschlagen droht. Aber diese Architektur, die im höchsten Maße den Ausdruck des Monumentalen anstrebt, bedarf zu ihrer Vollendung in ganz anderer Weise als es bisher geschehen der Mitwirkung von Malerei und Plastik. Anlaß genug, diese Künste in umfassenderer Weise zur Mitwirkung bei den monumentalen Schöpfungen heranzuziehen. Nur an solchen Aufgaben können sich Bildhauer und Maler für diesen höheren Monumentalstil heranbilden; vorauszusetzen ist aber dabei, daß die Erziehung unserer Künstler die seitherige Einseitigkeit abstreife, daß die jungen Maler und Bildhauer nach der Art der alten großen Künstler des Mittelalters und der Renaissance sich auch mit den Gesezen und Formen

des architektonischen Schaffens vertraut machen, sowie umgekehrt, daß die jungen Architekten gründlicher, als es bisher im Allgemeinen der Fall war, sich mit dem Studium der menschlichen Gestalt vertraut machen.

Es fehlt nicht an Anzeichen, die darauf hindeuten, daß die ausschließliche Herrschaft des Realismus zu Ende geht, und daß auch die monumentale Kunst wieder zu größerer Geltung gelangt. Immer mehr wird in einzelnen Ländern bei staatlichen Neubauten, bei Museen, Theatern, Justizgebäuden, Rathhäusern, höheren Schulen, die monumentale Kunst, namentlich die Malerei, zu umfassender Anwendung gebracht. Dieser schönen Gatte überall Bahn zu brechen ist eine Aufgabe, die für unser Culturleben nicht ohne Bedeutung bleiben kann. Wenn die realistische Kunst fast ausschließlich für die Wohnräume und die Sammlungen reicher Liebhaber arbeitet, so ist die monumentale Kunst berufen, wie es einst im Mittelalter war, als Lehrerin des ganzen Volkes aufzutreten, ihm seine höchsten Anschauungen und die entscheidenden Momente seiner Geschichte in lebensvollen Gestalten verkörpert vor Augen zu stellen, und durch die ergreifende Macht dieser Bilderchrift auf sein Gemüth und seinen Geist, auf seinen Willen und seine Ueberzeugung hinzuwirken. Was könnte es Größeres geben für unsre heutige Kunst, als in öffentlichen Bauten und Denkmälern die großen Thaten, durch welche das neue deutsche Reich herrlich erstanden ist, zu schildern und für alle Zeiten dem Volke zur Nachbildung hinzustellen. Was auch nach dieser Seite überall schon geschehen ist, es darf nicht als abschließend bezeichnet werden, denn genug monumentale Aufgaben bleiben noch zu lösen für die Verherrlichung der großen Männer der Nation, der Führer in den Schlachten des Geistes und des Schwertes, aber auch des Volkes selbst in seinem gemeinsamen Ringen und Kämpfen um die höchsten Ziele des nationalen Lebens und der Culturentwicklung. Für solche Aufgaben aller Orten die Gesammtheit zu begeistern, daß ein freudiger Wettstreit erwache, der Kunst die höchsten und würdigsten Aufgaben zu stellen, daß sie in immer breiterer und tieferer Wirksamkeit das gesammte innere und äußere Leben der Nation spiegle und dem ganzen Volke immer mehr eine Herzenssache werde, das ist ein Ziel, zu dessen Erreichung auch die Kunstwissenschaft ihre Kraft einzusetzen berufen ist.





Michelangelo und Vittoria Colonna in ihren freundschaftlichen Beziehungen.

Don

Friedrich Bodenstedt.

— Wiesbaden. —

Wie man von Dante nicht reden kann, ohne seiner Beatrice, und von Petrarca, ohne seiner Laura zu gedenken, so ist der Name Vittoria Colonnas unlösbar mit dem Namen Michelangelos verknüpft; allein sie selbst nimmt in weit höherem Grade unser Interesse in Anspruch als jene beiden ätherischen Frauengestalten, deren Bedeutung bloß in der poetischen Verherrlichung liegt, welche sie gefunden haben, während Vittoria Colonna schon durch sich selbst, ihr Schaffen und ihre Schicksale eine hochbedeutende, vielgefeierte Persönlichkeit war, lange bevor Michelangelo sie kennen gelernt. Er stand, als ein Sechziger, schon im Abend seines Lebens zur Zeit, da er ihr zuerst persönlich nahe trat; sie war um fünfzehn Jahre jünger, hatte aber, obwohl noch immer eine wegen ihrer seltenen Schönheit bewunderte Frau, längst der Eitelkeit der Welt entsagt, als sie in Rom mit Michelangelo zusammentraf und in längerem Verkehr einen so wunderbaren, immer wachsenden Einfluß auf ihn übte, daß er sich selbst wie in einem neuen, höheren Leben wandelnd vorkam und Alles, was ihm die Vergangenheit geboten, für nichts erachtete im Vergleich mit dem Glück und Hochgefühl, das er in Vittorias Freundschaft gefunden. Er war nicht der Einzige, der die sanfte aber immer siegreiche Gewalt ihres Einflusses fühlen sollte; seine bedeutendsten Zeitgenossen haben dies Schicksal mit ihm getheilt, allein auf keinen Andern hat sie so tief und nachhaltig eingewirkt wie auf ihn, dem in seiner herben Abgeschlossenheit und bei seiner rauhen Außenseite am schwersten beizukommen war. Er hat die Art dieser Einwirkung selbst am klarsten ausgedrückt in den Versen:

Nehm' ich dem Marmorblock die raue Hülle,
 Zu lebensvollem Bild ihn zu gestalten,
 Gewinnt er durch Verlust der Ueberfülle
 Weit höh'ren Werth als er zuvor enthalten,
 So kannst auch Du — mir nehmend, was zuviel
 Erdrückend mich umhüllt im Fleisch und Blute
 Und meinen Geist fernhält vom höchsten Ziel —
 Aus mir erlösen das verborg'ne Gute;
 Ausglätten kannst du meine raue Rinde,
 Daß sie sich mind're, meinen Werth zu mehren,
 Nicht Kraft, Vernunft und Tugend in mir binde,
 Den Flug zum höchsten Ziel mir zu erschweren.

Ihre Zeitgenossen sagten von der seltenen Frau, die unter den Dichterinnen Italiens noch heute den ersten Platz einnimmt, daß in ihr der Geist Petrarca's sich verschmolzen habe mit dem Geiste Platon's. Dies kann nur so verstanden werden, daß sie sich mit den Werken beider Männer innig vertraut gemacht und in den Formen ihrer Ausdrucksweise sich Beide zum Muster nahm. Sie selbst hat zwar keine Dialoge geschrieben, aber die Aufzeichnungen ihrer Unterhaltungen mit Michelangelo und andern bedeutenden Männern erinnern lebhaft an die Dialoge des Plato, ohne jedoch im Geringsten die tiefgehende Eigenart ihres Denkens und Fühlens zu verleugnen. Noch wärmer und überzeugender kommt diese Eigenart zum Ausdruck in ihren Sonetten, die nur durch die Form auf Petrarca als ihr Vorbild zurückweisen, während die besten unter ihnen mir einen weitaus tieferen und nachhaltigeren Eindruck hinterlassen haben als alle Sonette Petrarca's zusammen genommen.

Die Größe des genialen Sprachbildners und Meisters des Wohlklangs verliert nichts durch die Thatsache, daß einige seiner Nachfolger der von ihm geschaffenen Form einen bedeutenderen Inhalt zu geben wußten als er selbst vermocht oder gewollt hat. Ich halte die letztere Annahme für die wahrscheinlichere, da Petrarca mehr Gewicht auf seine lateinischen Schriften legte als auf seine italienischen Gedichte und sein Ruhm sich auch lange mehr auf jene gründete als auf diese. Aber gewiß haben die Italiener guten Grund, ihn noch heute als den größten lyrischen Dichter ihres Landes zu preisen, schon wegen des unübertroffenen Zaubers seiner Sprache, der in Uebersetzungen nicht wiedergegeben, kaum angedeutet werden kann und für fremde Ohren selbst an der Quelle mehr berauschend als begeisternd wirkt.

Meine Schätzung fremder Dichter von hervorragender Bedeutung, soweit mir dieselben in ihrer Sprache zugänglich waren, hat sich immer nach der Lebhaftigkeit des Dranges bemessen, mir Einiges aus ihren Werken durch Uebersetzungsversuche ganz heimisch zu machen. Ich habe darin den Schlüssel zum Verständniß ihrer Eigenart gefunden und leicht erkannt, ob diese die gesunde Farbe der Ursprünglichkeit trug oder nur angelünstelt war. Hohe

Kunstbildung, feiner Geschmack und reicher Silber Schmuck können in schönen Versen leicht über den Mangel an tieferem Gehalt hinwegtäuschen, aber keinen vollen Ersatz dafür bieten.

Mir ist selbst bei den hervorragendsten Sonetten von Petrarca nie so warm um's Herz geworden wie bei denen von Vittoria Colonna, in deren Dichtungen ein ernstes, dem Höchsten zustrebendes Menschenleben, dem nach strahlendem Glück die schwersten Prüfungen beschieden waren, in zugleich ergreifender und erhebender Weise sich offenbart. Sie schrieb nicht um zu glänzen oder den Beifall der Menge zu gewinnen, da ihr Eitelkeit so fern lag wie Ruhmsucht; erst der Schmerz hat sie zur Dichterin gemacht und den zündenden Funken in ihre Seele geworfen, deren Gluth ihre Verse entsprangen, so daß sie in Wahrheit von sich sagen konnte: „Ich schreibe nur aus tiefstem Herzensdrange.“ Ihre Gedichte sind der treue, ungekünstelte Ausdruck ihres geheimsten Denkens und Fühlens. Die Trauer um den ihr schon früh durch den Tod entriffenen Gatten wird verklärt und gesänftigt in der Erinnerung an das reine Glück, das sie einst an seiner Seite genossen, sowie durch den Glanz seines ihn, in Folge ruhmvoller Thaten, überlebenden Namens. Ihr ganzes Sinnen ist nun darauf gerichtet, seiner würdig zu leben, in dem festen Glauben, dereinst wieder mit ihm vereint zu werden in einer besseren Welt, wo es keine Trennung mehr giebt. Sie begreift nicht wie man ihr zumuthen kann, sich wieder zu vermählen. An fürstlichen Bewerber um ihre Hand fehlt es nicht, aber der bloße Gedanke an eine neue Ehe erscheint ihr als Sünde. Die Sonne ihres Lebens — wie sie den Verstorbenen nennt — ist untergegangen, allein in der Erinnerung leuchtet sie fort mit einem Glanze, den die Zeit nicht verbunkeln kann. —

Aus solchen Stimmungen der Dichterin ist die erste Sammlung ihrer Sonette entstanden, wovon hier ein paar in eigener Uebersetzung folgen mögen.

„Ich schreibe nur aus tiefstem Herzensdrange,
Mein Weh zu lindern quellen Lied und Zähren,
Nicht meines Lebens Sonne zu verklären,
Die noch fortglänzt nach ihrem Untergange.

Ich muß in meiner Trauer heiligem Zwange
Des Todten Ruhm vermindern, nicht vermehren,
Denn sonst würd' ich bewährtern Stimmen wehren
Zu rühmen ihn mit vollem Ruhmesklange.

Mein reiner Glaube und mein großer Schmerz
Sei mir Entschuldigung, daß mein glühend Herz
Nicht durch Vernunft noch Zeit zur Ruh' zu bringen.

Von bitt'ren Thränen, nicht von süßem Klang,
Von dumpfen Seufzern und von Ueberschwang
Der Wehmuth wird mein kunstlos Lied erklingen.“

*

*

*

„Welch' ruhiges Meer mit himmelflaren Wellen
Hat wohlbewahrt mein Fahrzeug schon durchzogen!
Mit reicher, edler Last geschmückt die Wogen,
Umhaucht von reinen Lüften, sonnighellen.

Doch nun verbergen sich die milden Quellen
Des Lichtes am getrübten Himmelsbogen:
Das Glück, so hold einst meiner Fahrt gewogen,
Dräut jetzt im Jorn mein Fahrzeug zu zerschellen.

Grausam und wandelbar in seinem Walten
Sucht's alle seine Schrecken zu entfalten
In Blitz und Hagel, Sturm- und Fluthgetriebe.

Doch mag es ringsum prasseln, stürmen, toben:
Mein treues Herz sieht durch das Dunkel oben
Unwandelbar noch seinen Stern der Liebe.“

* * *

Es bedarf kaum der Bemerkung, daß Gehalt und Gestalt der Urschrift in deutscher Nachbildung nicht ebenbürtig wiedergegeben werden kann; diese soll ja auch nur denen als Ersatz dienen, welche nicht selbst aus der Quelle zu schöpfen vermögen. Immerhin wird das Gebotene genügen, jedem empfänglichen Leser die poetische Eigenart Vittoria Colonnas zu veranschaulichen, wenn ich zum Vergleich hier eines der gepriesensten Sonette Petrarcas folgen lasse:

„Was, wenn nicht Liebe, macht mein Herz so schlagen?
Doch, ist es Liebe, Gott! wie mag sie sein?
Wenn gut, warum schläft sie so Herbes ein?
Wenn schlecht, woher so süß sind ihre Plagen?

Lieb' ich freiwillig — woher Leid und Klagen?
Und unfreiwillig — ist die Schuld dann mein?
O süßes Weh, lebendige Todespein,
Wie kommt's, daß ich gezwungen euch muß tragen?

Und ungezwungen — klagt' ich ohne Grund!
In morschem Rahn treib' ich auf hohem Meer
Ganz steuerlos, ein Spiel der Wind' und Fluthen.

So leicht an Wissen und im Wahn so schwer,
Daß, was ich möchte, selber mir nicht kund;
Im Sommer beb' ich, fühl' im Winter Stuthen.“

* * *

Man sieht hier, wie überall bei Petrarca, in vollendeter Form ein anmuthig geistreiches Spiel mit Bildern und Antithesen und einer Spitzfindigkeit in der Zergliederung der Empfindungen, welche keine warme Theilnahme aufkommen läßt, aber ganz dazu angethan ist, Schule zu machen. So hat denn auch Petrarca mehr Nachahmer gefunden als irgend ein anderer Dichter, weil seine poetische Dialektik entschieden verführerisch wirkt in der Harmonie, dem Schmelz und wechselvollen Reiz seiner Verse.

Darin erreicht ihn Vittoria Colonna nicht ganz; hingegen hat sie, was ihm fehlt und sich nicht nachahmen läßt: eine Gluth des Herzens und Ursprünglichkeit des Ausdrucks, welche unwillkürlich mit sich fortreißen und gleichsam auf jedes Wort das Gepräge ihrer Persönlichkeit drücken, wie beispielsweise aus nachfolgendem Sonett zu ersehen, welches zu einer Zeit entstanden ist, als sie schon eine gefeierte Dichterin war.

„Wenn ich nicht kunstvoll meine Verse feile,
Für kritische Augen nicht in allen Stücken
Bemüht bin sie zu läutern und zu schmücken,
Vielmehr im Schreiben oft mich übereile:

Geschieht's nur, weil ich nicht bei jeder Zeile
Erst ängstlich frage, wie's damit mag glücken:
Mich treibt's, was mich erregt, warm auszudrücken,
Ob's nun zum Ruhm führt, ob zum Gegentheile!

Ein göttlich Feuer fühl' ich in mir glühen,
Das weiter zünden will; ich kann's nicht halten,
Auch gegen meinen Willen sprüht es Funken!

So mögen sie in edle Herzen sprühen!
Zu reichem Danke wird sich mein's entfalten,
Blieb' es auch ganz in schönem Wahn versunken.“

*

*

*

Alfred von Neumont, einer der gründlichsten Kenner italienischer Literatur, hat im ersten Bande seines Werkes „Beiträge zur italienischen Geschichte“ (Berlin bei Deder 1853) eine fesselnde Schilderung der historischen Bedeutung des fürstlichen Hauses der Colonna und des Lebensgangs Vittorias gegeben. Hier, wo wir es hauptsächlich mit der Dichterin in ihren Beziehungen zu Michelangelo zu thun haben, mag es genügen, einen orientirenden Rückblick auf ihre früheren Lebensphasen zu werfen.

Am Saume der anmuthigsten Hügelgruppe Latiums, zwischen Albano und Frascati liegt das Städtchen Marino, dessen halbverfallene Burgwohnungen und Wachtthürme von schroffen, mit Gebüsch umkränzten Felsen in das waldbreiche Thal der Ferentina hinabschauen. Dort, auf dem alten Schlosse ihres Vaters Fabricio Colonna, wurde Vittoria im Jahre 1490 geboren als letztes Kind ihrer Mutter Agnes de Montefeltro, einer Tochter des Herzogs von Urbino. Sie erhielt eine sehr sorgfältige Erziehung, erregte schon früh durch ihre Schönheit Aufsehen und vermählte sich in ihrem neunzehnten Lebensjahre mit dem wenig älteren Francesco Ferrante d'Avalos, Marschese von Pescara. War diese Verbindung auch ursprünglich aus politischen Gründen geplant worden als eine Vereinigung der beiden mächtigsten und reichsten Familien Italiens, so erwies sie sich doch als eine ungetrübt glückliche bis zum Ausbruch der Kriegsstürme, die Vittorias Gatten von ihrer Seite rissen.

König Karl VIII. hatte Erbansprüche auf Neapel geltend gemacht und war von den Alpen bis zum Vesuv gezogen ohne Widerstand zu finden, weil die Zwietracht der italienischen Fürsten kein gemeinsames Handeln gegen den äußeren Feind aufkommen ließ. Es war die Zeit, wo die Fremdherrschaft sich festzusetzen begann, erst in Neapel, um dessen Besitz Frankreich und Spanien lange stritten, bis es diesem anheim fiel; dann in der Lombardei, deren Herrscher, die Sforza, die Hauptschuld an dem Uebel trugen und unter den Ersten dafür büßten. Papst Julius II. würde wohl der Mann gewesen sein, den heillosen Zuständen ein Ende zu machen, wenn nicht der Fluch der Vergangenheit ihn verfolgt hätte. Denn, als er noch Cardinal war, hatte er aus Haß gegen die Borgias den Franzosen die Hand geboten, und als er nun Papst geworden und die Republik Venedig nördliche Provinzen des Kirchenstaats besetzt hielt, mußte er noch einmal die Franzosen zu Hilfe rufen. Nachdem nun aber, in Folge der Ligue von Cambray, Venedig an den Rand des Abgrunds geführt war, änderte sich des Papstes Politik. Mit den alten Feinden wandte er sich gegen die zu mächtig gewordenen Freunde, aber er mußte die Spanier zu Hilfe rufen. Bei Ravenna in der Romagna siegte zwar das Heer der Franzosen über die Verbündeten, allein bei der Verfolgung der Besiegten fand Gaston de Foix den Tod, und der Sieg wurde so schlecht benutzt, daß bald die Franzosen den Rückzug über die Alpen antreten mußten.

An diesem Kriege nahmen auch Vittorias Vater und Gatte Theil. Auf der Insel Ischia, diesem kleinen Paradiese im Golf Neapels, welches der Familie d'Avalos als Lehn gehörte, hatte das junge Paar zwei sonnige Jahre verlebt, mit ernstern Studien beschäftigt und in lebhaftem Verkehr mit auswählten Gästen aus der Nähe und Ferne, Staatsmännern, Gelehrten und Dichtern. Unter diesen standen ihnen am nächsten Sannazar, Verfasser der *Arcadia*, Bernardo Tasso, Torquatos Vater, und Paolo Giovio, der Historiker. Der Krieg machte diesem glücklichen Leben ein Ende. In der Schlacht von Ravenna, in welcher Vittorias Vater, Fabricio Colonna, die schwere Cavallerie befehligte und der Marchese von Pescara die leichte, wurde dieser, schwer verwundet, mit seinem Schwiegervater gefangen genommen. Man brachte Beide in das Castell von Mailand. Vittoria, welche ihren Gemahl beistärkt hatte in seinem Vorsatz, zum Heere zu ziehen, war auf ihrer Insel zurückgeblieben, mit der Erziehung ihres Neffen Alfonso d'Avalos — des späteren Marchese del Vasto — beschäftigt, da sie selbst kinderlos war. Da erhielt sie die Kunde von der verlorenen Schlacht und der Gefangenschaft der beiden Lieben; es war, wie sie selber schreibt, am Dinstage, ein finsterner Nebeltag, an welchem der Avernensee kochte und die Meeressgottheiten um Ischias Strand zu weinen schienen. Die Nachricht, daß ihr Gatte, wenngleich verwundet, doch geborgen sei, war ihr Trost; sie richtete an ihn eine poetische Epistel, in welcher sie ihre Gefühle schildert und wie das Beginnen der Männer ihren Angehörigen so oft Leid bringe. Wer ein

d'Abalos sei oder Colonna, schließe mit dem falschen Glück nie Waffenruhe. Indem er sie, Vittoria, verlassen, habe er den Sieg verlassen; es sei nicht gut, daß die für das Leben Vereinten getrennt würden durch das Leben. — Es ist dies die älteste Dichtung, die wir von ihr besitzen. Pescaras Gefangenschaft, wie die seines Schwiegervaters, sollte nicht lange dauern. Die Gatten wurden bald wieder vereint, aber nur bis die Wunden Pescaras geheilt waren. Inzwischen hatte Leo X. den päpstlichen Stuhl und Karl V. den Kaiserthron bestiegen. Pescara war bei ihm in Flandern mit den Abgeordneten Neapels und nahm Theil an den Feldzügen in der Lombardei und Provence unter Karl gegen König Franz I. Während der langen Trennung von ihrem Gemahl leitete Vittoria die Erziehung ihres Neffen und trieb Studien wie ein Gelehrter. Man rühmt ihr nach und es sind Beweise dafür vorhanden, daß sie ebenso meisterhaft Latein schrieb wie Italienisch. Ihre Stellung brachte es mit sich, daß sie auch an großen Hoffesten theilnehmen mußte, wo sie dann durch ihre Schönheit und fürstlichen Glanz ihres Aufzuges Alles überstrahlte. Ich werde später darauf zurückkommen, um hier noch mit ein paar Worten den Schluß der glänzenden, aber kurzen Laufbahn des Marchese von Pescara zu schildern, der als Sieger in der großen Schlacht von Pavia den Höhepunkt seines Ruhmes erreichte, welcher zugleich der Wendepunkt seines Glückes werden sollte.

Nach der Schlacht von Pavia, bei welcher die Blüthe des französischen Adels fiel und der gefangene König Franz I. ausrief, daß Alles verloren sei, nur die Ehre nicht — suchten die Verbündeten den Sieger gegen den Kaiser zu gewinnen und ließen ihm sogar durch den Kanzler des Herzogs von Mailand die Krone von Neapel anbieten. Clemens VII. verstärkte diese Verheißung durch Domenicus Sauli, welchen er ihm von Rom aus zusandte; denn auch bei ihm wie früher bei Julius II. und Leo X. überwogen entschieden die gemeinsamen Interessen Italiens. — Vittoria, welche damals auf Aschia lebte, schrieb an ihren Gemahl: er möge sich durch keine Lockung verblenden lassen, sondern seiner bewährten Tugend eingedenk bleiben, deren Ruf und Preis schon das Geschick vieler Könige überflügelt habe; nicht die Größe der Reiche und Titel bringe die wahre Ehre, sondern diese werde nur auf dem geraden Wege des Rechts und der Tugend errungen, um dann in reinem Glanz auf die Nachkommen zu vererben. Sie verlange nicht das Weib eines Königs zu sein, wohl aber das eines großen Feldherrn, welcher nicht bloß im Kriege durch Tapferkeit, sondern auch im Frieden durch jenen Seelenadel hervorrage, der die größten Könige besiegt habe.

Der Brief hatte die gewünschte Wirkung; Pescara nahm die Königskrone von Neapel nicht an und wurde vom Kaiser zum Oberfeldherrn von ganz Italien ernannt; starb aber in Folge seiner übergroßen Anstrengungen schon im Jahre 1525, kaum 35 Jahre alt geworden, doch mit dem Ruhme des größten Feldherrn Italiens. Ein paar Jahre vorher hatte Vittoria ihre Mutter verloren; ihr ältester Bruder und ihr Vater waren kurz nach

einander gestorben. Nun als junge Wittve fühlte sie sich ganz vereinsamt in der Welt und zog nach Rom, wo sie in dem Clarissenkloster S. Silvestro eine stille Zufluchtsstätte fand, die ihrer Gemüthsstimmung mehr zusagte als die Paläste ihrer Verwandten. Papst Clemens VII. aber hielt es für nöthig, den Nonnen bei strenger Kirchenstrafe zu verbieten, die Marchesa ohne seine besondere Genehmigung den Schleier nehmen zu lassen, falls sie, ihrem Schmerze mehr als reifer Ueberzeugung folgend, die Welt verlassen wollte. Doch auch im Kloster war ihr keine lange Ruhe beschieden; denn es bereiteten sich die grauenvollen Scenen vor, welche die Regierung Clemens VII. zu der unheilvollsten machten, die Rom seit Jahrhunderten gesehen. Das Bündniß des Papstes mit Frankreich führte zu einem Aufstande der kaiserlichen Partei, an deren Spitze die Häupter der Familie Colonna standen. Sie überfielen in der Morgenfrühe des 20. September 1526 den Vatican, plünderten die Peterskirche und die umliegende Hauptstadt. Der in der Engelsburg eingeschlossene Papst ward zum Vergleich genöthigt. Diesem Vorspiele sollte die eigentliche Tragödie erst folgen; ein kaiserliches Heer wälzte sich nach Rom, um dort Monate lang Greuel ohne Gleichen zu verüben.

Um dem Elend des ausgehungerten Volkes zu steuern, opferte Vittoria ihr ganzes Vermögen, und es gelang ihr auch sonst, als Vermittlerin zwischen den feindlichen Parteien, eine Wendung zum Besseren herbeizuführen. Sie zog sich dann nach Ischia zurück, von wo sie bald wieder durch die Pest vertrieben wurde und Zuflucht in dem Bergstädtchen Arpino, dem Geburtsort Ciceros suchte. So vergingen mehrere Jahre, ehe sie wieder zu längerem Aufenthalt nach Rom kam, bald nachdem dort Michelangelo (1534) sich niedergelassen hatte.

Vittoria Colonna war inzwischen schon durch die dem Andenken ihres unvergeßlichen Gatten geweihten Sonette eine in ganz Italien hochgefeierte Dichterin geworden. Von Paul III., dem Nachfolger Clemens VII. auf dem päpstlichen Stuhle, wurde sie mit großer Auszeichnung empfangen und auch Kaiser Karl V. versäumte nicht, ihr durch seinen Besuch zu huldigen, als er seinen prunkvollen Einzug in Rom hielt. Doch alle weltlichen Ehren und Auszeichnungen hatten für sie keinen Reiz mehr, seit sie dieselben nicht mehr mit ihrem Gatten theilen konnte. Ihre Seele trauert mehr darüber, daß sie noch festgehalten ist im irdischen Kerker, als daß der Geliebte ihn schon gesprengt hat. Die grauenvollen Eindrücke, welche nach seinem Tode auf sie einstürzten, konnten nur dienen, ihren Lebensüberdruß noch zu erhöhen. Krieg, Aufruhr und Pestilenz folgten einander wie die verschiedenen Acte eines Trauerspiels, dem kein Ende abzusehen war als der Untergang alles Großen, Schönen und Heiligen. Italien, die Leuchte der Welt in Glauben, Kunst und Wissenschaft, war zur Brandsackel geworden, die schlimmsten Leidenschaften entzündend. Wo blieb der so hoch gepriesene veredelnde Einfluß der Kunst, wenn selbst in Rom, wo die größten Künstler unsterbliche Werke schufen, allgemeine Verwilderung herrschte und während das Volk in

Noth und Elend verkam, der übermüthige Adel in Glanz und Ueppigkeit schwelgte. Welche Früchte konnte ein Glaube tragen, dessen Priester das Gegentheil von dem thaten was sie predigten, und was nützte eine Wissenschaft, die gegen die Verderbniß der Zeit kein Heilmittel zu finden wußte!

Solche Gedanken bedrängten Vittorias Gemüth noch schmerzlicher als die Trauer um ihren Gatten, zumal ihre eigenen Verwandten zu den größten Unruhstiftern gehörten. Sie sehnte sich nach dem Tode, wie ein Wanderer, dem die Kräfte versagen, nach Ruhe. Offen gestand sie, daß nur die Religion sie vor einem gewaltsamen Ende bewahre. In Paul III., der sich mit erleuchteten und gelehrten Männern umgab, begrüßte sie den Papst, der berufen sei, die Kirche wieder mit wahrhaft christlichem Geist zu erfüllen. Sie schlägt jezt in ihren Sonetten, denen sie Alles anvertraut was ihr Gemüth bewegt, nur religiöse Töne an und hält strenges Gericht über sich selbst, um ihr Herz von allen Schladen zu läutern und ganz nach Christi Vorbilde zu leben. Dieses Streben nach Vollendung durch Ueberwindung aller Selbstsucht giebt vielen ihrer späteren Gedichte noch einen höheren Schwung als wir in den früheren, dem Andenken ihres Gatten gewidmeten finden. Hier ein Beispiel:

„Durchleuchtet mich im dunklen Weltgetriebe
Das Lebenslicht geklärter Hoffnung wieder,
Sprengt sie das starre Eis, das Herz und Glieder
Bedrückt, daß es zergerhe und zerfließe.

O daß dies Gnadenlicht mir immer bliebe!
Es zieht der Sünde dunklen Mantel nieder,
Im weißen Kleid fühl' ich die Keinheit wieder
Der ersten Unschuld und der ersten Liebe.

Und such' ich sorgsam auch den Strahl von oben
Mit sicherem Schlüssel in mir zu verschließen:
Er weilt nicht bei unwürdigen Gedanken. —

Bald flüchtig hat er wieder sich erhoben.
Ich bete, während bitt're Thränen fließen:
Komm wieder, laß mich nicht im Dunklen schwanken!“

* * *

Die gewaltige Bewegung, welche die Reformation in Deutschland hervorgerufen hatte, warf ihren Wellenschlag auch nach Italien, wo viele erleuchtete Köpfe sie als einen willkommenen Anlaß begrüßten, auf eine gründliche Läuterung der katholischen Kirche hinzuwirken, um ihrem gänzlichen Verfall zu steuern und ihr neues Leben einzuflößen. Berathen von so aufgeklärten Männern, wie die Cardinäle Pole, Contarini und Bembo waren, schien Paul III. wirklich geneigt, zu einer Versöhnung der Gegensätze die Hand zu bieten. Vittoria Colonna, zu deren Bekanntenkreise die genannten Kirchenfürsten gehörten, theilte sich mit ganzer Seele an ihren Bestre-

bungen. Sie stand auch in lebhaftem Verkehr mit dem gelehrten Franciscanermönch Occhino, der, dem Beispiele Luthers und Zwinglis folgend, aus einem Manne der Wissenschaft ein flammender Volksredner geworden war und in allen Kreisen großen Anhang gewann. Nichts spricht stärker für die Macht seiner Beredtsamkeit, als daß sie selbst auf so ernste Geister wie Michelangelo und Vittoria Colonna zündend wirkte. Ihr felsenfester Glaube wurde nicht dadurch erschüttert, sondern vertieft und von allerlei störendem Beiwert befreit. Vittoria selbst hat über die Kirche ihrer Zeit Sonette geschrieben, die an bleibendem Werth die Reden Occhinos weit überragen. Die Anführung eines einzigen wird genügen zu zeigen, daß ihr klarer Blick nicht getrübt wurde durch ihre Frömmigkeit.

„Ich seh' den heiligen Geist die Fackel schwingen,
Der morsche Kirchenwust fängt Gluth wie Zunder,
Zum Himmel stinkt in Rauch der alte Plunder,
Erneuerung soll die Gluth der Kirche bringen.

Aus ihrer echten Helben Augen springen
Der Wahrheit Funken wie Erlösungswunder,
Sie künden siegbewußt: nur ein gesunder
Kampf gegen Wahn kann wahren Frieden bringen.

Vom Himmel hör' ich schon Posaunen tönen,
Die Götzenbiener rufend zum Gerichte,
Die nur dem Gaumen und der Wollust fröhnen.

Das Laster — selbst vom Heiligentkleid umgeben —
Verbirgt sich nicht vor Gottes Angesichte:
Er fordert neuen Willen, neues Leben.“

*

*

*

Die schönen Hoffnungen Vittorias und ihrer Freunde, in dem neuen Papst einen Heiland der alten, an allen Gliedernranken Kirche zu finden, sollten sich nicht erfüllen. Die Gegenpartei gewann bei ihm bald wieder die Oberhand unter der Führung des energischen Pietro Carafa von Theate, der nach einander drei Päpste beherrschte und dann selbst (als Paul IV.) den heiligen Stuhl bestieg. Er gab zu, daß die Kirche an mancherlei Gebrechen leide, hielt die Heilung derselben aber nicht für so wichtig als die Aufrechterhaltung der unfehlbaren Autorität des Papstes, die keinen Widerspruch dulde und keinen Widerstand ungestraft lassen dürfe. Seine Handlungsweise entsprach völlig dem Satze Machiavellis, daß es in allen menschlichen Dingen weder auf Religion noch auf Moral, sondern lediglich auf Klugheit, Macht und Gewalt ankomme.

Paul III., der als Alessandro Farnese längst eines der angesehensten Mitglieder der Curie gewesen war, ausgewachsen und grau geworden in einer Zeit völliger Kirchenverwilderung, wurde nach seinen fruchtlosen Versuchen, durch Legaten in Worms und Regensburg eine Verständigung mit

den Protestanten herbeizuführen, unter dem Einflusse des fanatischen Carafa der eifrigste Ketzerverfolger, Jesuitenfreund und Kirchenbespot. Nun ließ er die Inquisition darüber wachen, daß an dem Buchstaben der römischen Sakung nicht ferner gedeutelt werde. Der Legat Contarini wurde aus Deutschland abberufen, wohin sich Ochino vor dem Ketzergericht rettete und dann heftige Proteste gegen die Wendung der Dinge in Rom erließ. Cardinal Pole wurde nach Viterbo verbannt; selbst Vittoria Colonna fiel in Ungnade und folgte dem Cardinal, überwacht von der Inquisition. Die Sonette, welche sie in dieser Zeit äußerer Unfreiheit geschrieben, gehören zu ihren schönsten und bedeutendsten. Es war, als ob der Himmel ihr Flehen erhört hätte, daß sie in einem ihrer frühesten geistlichen Sonette an ihn gerichtet, ihre Kraft des Liebes wachsen zu lassen zu seinem Preise. Das Sonett lautet:

Wohl Manchem überschwänglich scheint mein Streben,
Zu reden von unnahbar ewigen Dingen,
Die unsre Augen aufzublicken zwingen,
Doch nie vor Sterblichen den Schleier heben.

Der Zweifler mag nicht in der Demuth leben,
Ruhm, Ehr' und Gut als Opfer darzubringen
Und, um den Geist zum Himmel aufzuschwingen,
Der Eitelkeit der Welt sich zu begeben.

Der Glaube lehrt die höchsten Pflichten kennen
Den, der sie üben will; fest eingegraben
Steh'n sie in meinem Herzen, mir zur Lehre.

Dich bitt' ich, den wir den Allmächtigen nennen,
Den Geist mit Kraft des Liebes zu begaben,
Daß er die Zunge löse, Dir zur Ehre!

* * *

Ein anderer, jaßt männlicher Ton geht durch die späteren Gedichte, welche über die Verderbniß der Kirche klagen, wie das vorlezt angeführte Sonett, dem hier noch ein ähnliches folgen möge:

Mit Schlamm und Meertang seh' ich überladen
Dein Neß, o Petrus! Die Gefahr zu mehrren
Braucht nur ein Wogensturz es zu verschren
Und es zerreißt, dem Schifflein selbst zum Schaden,

Daß nicht mehr friedlich auf gewohnten Pfaden
Hingleitend, sich der Wogen nicht kann wehren,
Die grollend gegen seinen Bau sich lehren,
Der nur noch abhängt von der Sturmfluth Gnaden

Der Steuermann — im höchsten Rath erkoren,
Nachfolger Dir zu sein — rührt Herz und Hände,
Daß er die Fahrt zum sichern Hafen wende.

Doch ohne Dich bleibt alle Müß' verloren;
Ein Spielball böser Mächte, treibt schon lange
Dein Schiff entgegen seinem Untergange.

* * *

Schon nach den hier mitgetheilten Proben wird man sich eine Vorstellung von der Begeisterung machen können, mit welcher Vittoria's geistliche Sonette — deren Zahl in der Ausgabe von Visconti 200 übersteigt — von ihren Zeitgenossen aufgenommen wurden. Aber nach den Zeugnissen aller bedeutender Männer, die in näherem Verkehr mit ihr standen, muß der Zauber ihrer Persönlichkeit noch größer gewesen sein als der ihrer Dichtungen. Am tiefsten hat das der gewaltigste Mann ihrer Zeit, Michelangelo, noch in seinen alten Tagen empfunden, dessen in Welt- erfahrung zur Weltverachtung gereifte Seele sich ihr in so glühender Verehrung erschloß wie nie zuvor einem andern weiblichen Wesen.

Jeder Versuch, in Prosa die wunderbare Wirkung Vittoria's auf Michelangelo zu schildern, kann nur zu einem Nachstammeln seiner eigenen poetischen Bekenntnisse führen, durch welche er sich noch am Abend seines Lebens den Vorbeer des Dichters zu seinen andern Ruhmeskränzen errungen hat. Darum lassen wir ihn für sich selbst reden.

Nimmt in sich auf die Kunst, die göttlich reine,
Ein Menschenbild, so ist ihr erstes Streben,
In niederem Thon es sichtbar zu beleben,
Daß es als Erstgeburt des Geists erscheine.

Dann kommt die zweite, wo im harten Steine
Der Hammer hält das Wort das er gegeben:
Er läßt das Bild erstehn zu schönern Leben,
Daß seinem Dasein ewiger Ruhm sich eine.

So kam auch ich nur als Entwurf zur Erde,
Daß erst durch Dich ein Kunstwerk aus mir werde,
Erhabene Frau! Drum hilf, mich zu vollenden!

Bermindre mein Zuviel, tilg' meine Mängel
Durch Mitleid, werde mein Erlösungengel,
Laß nicht mein wilbes Herz in Unheil enden!

* * *

Herrin, wie mag's nur sein — und doch bewährt
Es die Erfahrung — daß weit längeres Leben
Dem Bildwerk als dem Bildner wird gegeben,
Deß Meisterhand den rohen Stein verklärt?

Der Schöpfer schwindet, das Geschaffene währt,
Kurzlebig muß Natur vor Kunst erbeben;
Ich weiß es, der ich, ganz der Kunst ergeben,
Klar sehe, wie die Zeit mit mir verfährt.

So könnt' ich langes Leben wohl uns Weiden
Verleih'n, ob Stein, ob Farbe Dir beliebt,
Ließ' ich ein Bild von uns ganz treu und wahr:

Daß man noch tausend Jahr nach unserm Scheiden
Säh', wie Du schön warst, wie ich Dich geliebt,
Und daß mein Lieben keine Thorheit war!

* * *

Das Feuer darf der emsige Schmied nicht scheuen,
Sein Eisen neu und kunstvoll zu gestalten:
Mit Kraft des Feuers muß der Meister schalten,
Will er des lautern Goldes sich erfreuen.

Der einzige Phönix kann sich nicht erneuen
Eh' er verbrennt. So auch in Bluthgewalten
Hoff' ich zu sterben, mit den Lichtgestalten
Bereint, die Tod und Zeit nicht mehr bedräuen.

O süßes Sterben! Selig wer so brennt!
Wenn ich zu Asche nach und nach verstoßen,
Nicht unter Todten leben muß fortan.

Ja, wenn sich von Natur dies Element
Zum Himmel hebt, steig' ich, mit ihm erhoben,
Gradauf, in Feuer verwandelt, himmelan!

* * *

Ein Schwefelherz in einem strohernen Leibe,
Mit Knochen wie geschnitten aus dürrn Aesten,
Ein Flackergeist, der sich der Ersten, Besten
Pingiebt, bethört von jedem üppigen Weibe;

Ein Scheinmensch, blind für Höh'res, mürb' wie Zunder,
Vergleichen viele auf der Glücksjagd rennen,
Mag lichterloh im Augenblick entbrennen
Gleichwie vom Blitz gerührt: es ist kein Wunder!

Mir konnte nur die höchste Schönheit taugen,
Zu ewigen Werken heilige Gluth zu schüren:
Ihr Glanz allein ließ mich so hoch erheben.

Klein schien mein Größtes mir in Deinen Augen:
Ich floß das Volk, Dich Einzige zu erküren:
Mein Werk gab meiner Liebe ewiges Leben.

* * *

In den letzten sechs Verszeilen des vorstehenden Sonetts giebt der Meister selbst klares Zeugniß von dem großen Einflusse Vittorias auf sein Schaffen. Die wichtigen Verse lauten in der Urschrift:

Ma non potea se non somma·bolezza
Accender me, cho da lei sola tolgo,
A far mie opre eterne, lo splendore.

Vidi umil nel tuo volto ogni mia altezza;
Rara ti sciolsi, e me tolsi dal volgo;
E sia con l'opre eterno anco il mio amore.

Man hat besonders das Jüngste Gericht in Beziehung gesetzt zu denjenigen Sonetten Vittorias, in welchen sie von der Verderbniß der Kirche und den drohenden Strafgerichten Gottes spricht, wie in den beiden bereits angeführten, wovon das eine beginnt:

„Ich seh' den heiligen Geist die Fadel schwingen '
und das andere:

„Mit Schlamm und Meertang seh' ich überladen
Dein Reß, o Petrus!“

Hier mag noch ein drittes, in demselben Sinne geschriebenes folgen:

„Fest ist mein Hoffen auf den Herrn gegründet,
Der uns aus Liebe nur mit Strafen trifft,
Und durch des Himmels heilige Blickeschrift
In kalten Herzen neue Gluth entzündet.

Er trifft den Felsen, drauf der Tempel gründet,
Der durch die Welt, die er beherrscht, sein Licht
Ausstrahlt für Alle, — und hält streng Gericht,
Wo Gleichnerei sich Göttlichem verbündet.

Sein großer Schlag wird zum Verderben Jenen,
Die heuchlerisch an Christi Fels sich lehnen:
Er stürzt sie in den Abgrund ihrer Sünden.

Doch auf die Andren, die sich rein bewahren,
Wird nicht sein Blik verderblich niederfahren:
Sie nur zu höherer Lebensgluth entzünden.

Ueber die Art des persönlichen Verkehrs zwischen Michelangelo und Vittoria Colonna wird man am besten belehrt durch die Aufzeichnungen eines portugiesischen Malers, Francesco d'Olanda, der in den dreißiger Jahren des 16. Jahrhunderts von seinem Könige auf längere Zeit nach Italien geschickt wurde und bei seiner Rückkehr schriftlichen Bericht von seinen Beobachtungen und Erlebnissen gab. Graf Maczynski erhielt in Lissabon Einsicht in das Manuscript und theilt Uebersetzungen daraus mit in seinem französisch geschriebenen Buche über die Kunst in Portugal. — Francesco d'Olanda, der das Glück hatte, die Marchesa von Pescara in ihrem Verkehr mit Michelangelo Buonarroti näher kennen zu lernen, sagt von ihr, daß alle Tugenden sie zierten, die einer Frau zum Lobe gereichen. Er rühmt ihre anmuthig geistvolle Art, Michelangelo zum Sprechen zu bringen, und weiß den Gang der Unterhaltung mit lebensvoller Anschaulichkeit wiederzugeben. Charakteristische Auszüge aus diesen fesselnden Schilderungen giebt

Hermann Grimm in seinem eingehenden „Leben Michelangelos“. Hier kann nur darauf hingewiesen werden als ganz der Vorstellung entsprechend, zu welcher das Studium des eigenen Nachlasses der beiden erlauchten Geister führt. Der Ausdruck der Begeisterung, mit welcher der große Meister die von ihm vergötterte Marthesa in seinen Versen preist, ist nicht zu überbieten, und ebensowenig der Ausdruck ihrer Verehrung für ihn in ihren Briefen. Einer derselben, worin sie ihren Dank für ein ihr von ihm gemaltes Christusbild ausdrückt, beginnt: „Was Ihr zu schaffen im Stande seid, reizt fast zu dem übermüthigen Begehren, mit Augen zu sehen, ob es möglich sei, das Vollkommene noch zu übertreffen. Und Euch gelingt es! Omnia sunt possibilia credenti: man braucht nur zu glauben und die Dinge geschehen . . .“ Sie bewundert seinen Muth, sich den Ansprüchen der Welt ganz zu entziehen, um die Arbeit eines ganzen Lebens als ein einziges großes Werk hinzustellen, und er findet das Glück ihrer Freundschaft größer als Alles, was die Welt sonst bieten kann. Sein Schüler und Biograph Condivi erzählt, sie habe den theuern Meister herzlich gebeten, ihr nicht so oft seine glühenden Briefe und Verse zu schicken, sonst werde sie darüber versäumen ihre Abendandacht zu halten, und er, die Morgenstunden bei seiner Arbeit in der Peterskirche zuzubringen.

Zu diesen glühenden Versen mögen wohl folgende gehören:

„Natur ließ allerwärts
Versuchsweis' Würd' und Schönheit erst in Frauen
Und Mädchen uns, bis zu der Einzigen schauen,
Die glühen und erstarren macht mein Herz
Zu gleicher Zeit. Drum hat mein großer Schmerz
Mit andern Menschenleiden nichts gemein:
Denn meine thränenwolle Liebespein,
Weil tiefer gründend, muß auch höher reichen:
So hat sie mir im Leben
Zugleich ein Glück gegeben,
Dem sich kein anderes jemals kann vergleichen!

*

Ein schönes Antlitz spornt mich himmelan;
Nichts Andres freut mich mehr, da schon im Leben.
Ich darf empor zu seligen Geistern schweben —
Ein Glück, wie selten es ein Mensch gewann.

So sehr zum Schöpfer stimmt sein Werk: ich kann
Durch Gottgedanken mich zu Gott erheben,
Vom Himmel wird mir Geist und Wort gegeben,
Seit ich erglüht in holdem Liebesbann.

Drum kann ich von zwei schönen Augen nimmer
Den Blick abziehen, als ob zum höchsten Glück,
Empor zu Gott ihr Licht den Weg mir wiese —

Und fühl' ich mich durchglüht von ihrem Schimmer,
Strahlt mir aus ihrer edlen Gluth zurück
Das ewige Lächeln seliger Paradiese.

*

*

*

Durch's Auge bringt in's Herz mit Blüthgewalten
Jedwede Schönheit: gleich beim ersten Raß'n
Sind ihr die Pforten soweit aufgethan,
Daß keine Kraft vermag, sie fernzuhalten.

Deum schwant' ich furchtsam vor des Irwahns Walten,
Der jeden Geist verlockt auf falsche Bahn,
Denn keinen sah ich noch, der nicht am Bahn
Des kurzen Menschenglücks sich festgehalten.

Nur wenige streben himmelan: wer lebt
In Liebesglück und trinkt ihr Gift (denn Liebe
Ist unsres Lebens Mitgift hier auf Erden),

Und wen nicht Gnade zum Urschönen hebt,
Wer nicht zum Höchsten wendet alle Triebe,
Ach, welch ein Elend muß ihm Liebe werden!

* * *

Wenn Herzensfreude das Gesicht verschönt
Und Gram es mißgestaltet,
Und scharf zu unterscheiden sich gewöhnt
Mein Auge, wie sich Reiz um Reiz entfaltet
In meines Sternes Formenspiel und Schimmer,
Dann stimmt die Schönste aller Schönen immer
Mich traurig, sich zum Schaden, nimmt's im Scherz
Und sagt oft: schuld sei nur mein eig'nes Herz
An meinen bleichen Wangen.

Nie kann ganz unbefangen
Der Künstler schaffen; will er Andre schildern,
Walt er sich selbst zugleich in seinen Bildern.
Er kann, was in ihm glüht, nicht unterdrücken.
Wie aber könnte mir Dein Bild nun glücken,
So lang' mein Auge trüb von bitt'ren Zähren?
Laß Deine Fuß die Seele mir erklären!
So mal' ich schön Dich, wenn ich nicht muß weinen,
Und minder häßlich werd' ich selbst mir scheinen.

* * *

Vasari und Cellini berichten, daß Michelangelo in der Jugend von Larrigiano das Nasenbein eingeschlagen wurde, wovon er Zeitlebens die Spur behielt. Darauf mögen sich die letzten Verszeilen des vorstehenden Gedichtes beziehen, welches, trotz der Thränen, davon es singt, doch an schönere Tage erinnert als die waren, welche die Marchesa in Viterbo erleben mußte. Zu den Bedrängnissen der Seele gesellte sich ein schweres Körperleiden, welches wohl durch ärztliche Kunst gemildert, aber nicht geheilt werden konnte. Gegen Ende des Jahres 1544 kam sie nach Rom zurück, um im Kloster der Benedictinerinnen von St. Anna bessere Pflege zu suchen, als sie in Viterbo finden konnte. So siechte sie noch ein paar Jahre dahin, körperlich gebrochen, aber geistesstark bis zum letzten Athemzuge. Erst nachdem die Aerzte alle Hoffnung aufgegeben hatten, sie länger am Leben zu

erhalten, wurde sie in den nahen Palaſt ihres Vetterſ ſiuliano Ceſarini gebracht, wo ſie Ende Februar 1547, im Alter von 57 Jahren, ſtarb.

Als Michelangelo die Kunde von ihrem Tode erhielt, eilte er in den Palaſt Ceſarini, kniete, überwältigt von Schmerz, am Lager der Geſtorbenen nieder, drückte ihre Hand an ſeine Lippen und weinte bitterlich. Sein Freund Condivi erzählt; Michelangelo ſei von der Leiche gradeſwegs zu ihm gekommen, um ihm zu klagen, wie ſehr es ihn gereue, „nur Vittorias Hand auf dem Todesbette geküßt zu haben, nicht auch Stirn und Wange“. Er hat die Verklärte noch in manchem tieſempfundnen Sonett geſeiert. Hier eines davon:

„Als meiner Sehnſucht Urquell aus den Schranken
Deſ Staubeſ erlöſt ward auf deſ Himmels Ruf,
Stand die Natur, die Schöneres nie erſchuf,
Beſchämt; — in's Grab viel heiße Thränen ſanken.

Wo finden Dich fortan die ſehnſuchtkranken,
Verweinten Augen, mein verlorenes Glück?
Die Erde nahm den ſchönen Leib zurück,
Der Himmel Deine heiligen Gedanken.

Doch mühte ſich der falſche Tod vergebens,
Auch Deines Ruhmes reinen Klang auf Erden
Zu trüben, mit dem Leib ihn zu vernichten:

Er blüht und klingt aus Blättern ewigen Lebens,
Die unvergänglich von Dir zeugen werden,
Wie rein Du warſt im Leben und im Dichten.“

* * *

Es mag hier noch ein Wort über die äußere Erſcheinung Beider geſagt werden. Michelangelo ſpricht ſelbſt oft in ſeinen Gedichten von ſeiner Häßlichkeit, womit jedoch nur die durch eine Verletzung etwas entſtellte Naſe gemeint ſein kann; denn auf den von ihm vorhandenen Bildern zeigt ſein Geſicht ſonſt nicht unſchöne, aber ſtark ausgeprägte Züge. Es geht Alles darin über das Gewöhnliche hinaus: Die gewaltige Stirn, das mächtige Auge, der etwas große, aber wohlgeformte Mund. Die Bildung deſ Kinneſ iſt wegen deſ verhüllenden Bartes nicht zu erkennen. Es iſt ein Herrſcherkopf, groß angelegt und aus einem Guſſe, wie Alles was daraus hervorgegangen. Man begreift beim Anblick dieſeſ geiſtprühenden Geſichtſ den Auſſpruch Vittoria Colonnaſ über Michelangelo, daß wer nur ſeine Werke bewundert, deſ Geringſte an ihm ſchätzte.

Bei genauer Betrachtung deſ Bildes von Vittoria in der Gallerie deſ Palazzo Colonna in Rom fiel mir auf, daß ſich in der Eigenthümlichkeit ihrer Geſichtsbildung eine gewiſſe Ähnlichkeit mit derjenigen Michelangeloſ offenbart, nämlich in den ungewöhnlich weit von der Naſe abſtehenden Augen und den etwas ſtark hervortretenden Wadenknochen. Daſ beeinträchtigt die reine Schönheit ihreſ geiſtvollen Geſichtſ durchaus nicht, ſondern giebt ihr nur einen eigenartigen Auſdruck.

In den Tagen ihres Glückes gab die Marchesa von Pescara ihrer schönen Gestalt auch gern eine schöne Hülle. Ein Augenzeuge schildert den Aufzug, in welchem sie bei der Vermählungsfeier König Sigismunds von Polen mit Bona Sforza, einer Tochter der Herzogin von Mailand, Isabella von Aragonien, erschien: „Die berühmte Marchesa Colonna ritt auf einem schwarz und weißen Zelter, den eine Decke zierte von dunkelrothem Sammet mit goldenen und silbernen Franzen besetzt. Sechs Lanzenknechte umgaben sie, deren Wamms und Rock von rothem und gelbem Atlas war. Sie selbst trug ein Kleid von carmoisin roth durchwirktem Sammet, mit großen Zweigen von geschlagenem Gold übersät; auf dem Kopfe eine Haube von Gold und darüber ein Barett von carmoisinrothem Atlas mit gleicher Arbeit von geschlagenem Golde. Ihr folgten sechs Kammerfrauen in himmelblauen kreisförmig durchwirkten Damast gekleidet.“ . . . Wahrscheinlich datirt aus dieser Zeit das Bild, welches Gaudentio Ferrari, ein Schüler Raffaels, von ihr malte. — Nach dem Tode ihres Gatten trug sie bis an ihr Lebensende immer nur ein schlichtes Trauergewand und blieb auch darin mit dem edlen Oval ihres Gesichtes und den großen sinnigen Augen die Bewunderung Aller, die sie kennen lernten.

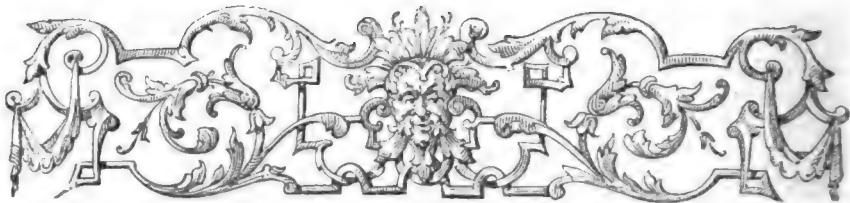
*

*

*

Michelangelo Buonarroti und Vittoria Colonna, Marchesa von Pescara waren nach allen Richtungen hin so tief in das Leben ihrer Zeit verflochten, daß man sie nur im Zusammenhang mit dieser in ihrer ganzen Bedeutung schildern kann. Ich mußte mich hier darauf beschränken, ihr in der Welt einzig dastehendes Freundschaftsverhältniß zu veranschaulichen und meine Aufgabe war, sie in der Hauptsache mit ihren eigenen Worten reden zu lassen.





Die Freilegung des Tempels von Luqfor mit einem Worte über die Verschleppung der Obelisken und ihre Aufstellung in modernen Städten.

Von

Georg Eberß.

— Leipzig. —

Wenn der Tempel von Luqfor sich auch keineswegs rühmen darf, der größte oder schönste in Aegypten zu sein, so ist er doch der berühmteste von allen. Seine Verstümmelung, und zwar durch die Franzosen, hat ihm einen so großen Namen gemacht. Zu beiden Seiten des Thores, welches an der Nordseite des Tempels Einlaß in sein Inneres gewährte, hatte je ein stattlicher Obelisk gestanden, und eine von diesen Spitzsäulen war in Folge eines Vorschlages des großen Champollion und als Geschenk Muhamed Ali's an Louis Philipp am 31. October 1831 von Frankreich in Besitz genommen und dann mit Sorgfalt und Geschick auf das eigens zu diesem Zwecke nach Theben gesandte Schiff „*Bougor*“ geladen und endlich über Rosette, Alexandria, Toulon, Gibraltar, Cherbourg und Rouen nach Paris befördert worden, wo er Ende September 1833 anlangte, aber erst 1836 auf der place de la concorde aufgestellt werden konnte.

Wenn Victor Hugo, fortgerissen von dem gewaltigen Schwung seiner patriotischen Begeisterung, Paris als den Mittelpunkt und die Sonne der Welt proclamirt hat, so ist er damit viel zu weit gegangen, aber sicher wird nichts so weithin gesehen und von der gesamten gebildeten Welt bemerkt, als was sich in der Seinestadt Bedeutendes ereignet. Die Errichtung eines großartigen Monumentes in Mitten des schönsten Platzes dieser merkwürdigen Capitale, eines Denkmals, welches bald zu ihren Wahrzeichen gezählt werden mußte, konnte nicht verfehlen, alle Augen auf sich zu ziehen

und „der Obelisk von Luqfor“ gehört längst zu denjenigen Gegenständen, welche in der Vorstellung keines Gebildeten fehlen. Freilich wissen unter diesen nur wenige von dem vielgenannten Luqfor mehr zu berichten, als daß es ein Ort in Aegypten sei. Wir gedenken den Leser zu demselben hinzuführen, und hoffen seine Theilnahme für die großartige Unternehmung zu erwecken, welche, während wir diese Zeilen schreiben, der ausgezeichnete Hüter und Conservator aller Denkmäler in Aegypten, Dr. Maspero, daselbst zu Ende zu führen bestrebt ist.

Er hat die Riesenarbeit auf sich genommen, den Tempel dieses Ortes von Allem, was sich zwischen seinen Mauern und Säulen aufgehäuft, eingebrängt und genistet hat, zu befreien und was von ihm erhalten blieb, unbeeinträchtigt von Weimert, heiße es wie es wolle, dem Bewunderer und Forscher vor Augen zu stellen.

Bevor wir nun auf die Geschichte und Gestalt dieses Heiligthums, sowie auf den Erfolg der Thätigkeit Masperos näher eingehen, mag es uns gestattet sein, ein Wort über die Verschleppung der Obelisken und ihre Verwendung als Zier öffentlicher Plätze in Europa zu sagen.

In Alexandria hatten sich nur noch drei Wahrzeichen der Größe dieses Weltortes in alter Zeit erhalten: Die „Pompejusssäule“ und die sogenannten Nabeln der Kleopatra. Nach der ersteren hat noch niemand die Hand ausgestreckt, die letzteren sind nach London und New-York transportirt worden, nehmen sich in ihrer neuen Heimat recht fremdartig aus, und was ihr Geschick in regenreichen Zonen sein wird, lehrt der Obelisk auf der place de la concorde, welcher jetzt schon über und über von Sprüngen und Rissen entstellt wird, während sein in Theben zurückgebliebener Genosse so untadelig und wohl erhalten dasteht, wie bei seiner Errichtung vor länger als 3000 Jahren. — Einsam steht eine ihrer Gefährtin beraubte Spitzsäule gegenwärtig vor dem hohen Pylon des herrlichsten Tempels. Ist dieser freigelegt, was bald der Fall sein dürfte, so wird jeder seinen verstümmelten Eingang beklagen. Dort, zur Seite der von Kolossen bewachten Tempelpforte, waren die Obelisken am rechten Platze, waren sie unentbehrlich als sinnvolle und einem architektonischen Kunstwerke organisch zugehörnde Glieder. Wie mächtig das Obeliskenpaar gewirkt hat, als es noch ungetrennt vor der Pforte des Heiligthums von Luqfor stand, dem giebt Savary, ein Franzose, Ausdruck, dem es noch vergönnt war, es unbeeinträchtigt zu dem reinen Blau des ägyptischen Himmels hinaufweisen zu sehen. „Nichts“, sagt dieser Reisende, „giebt eine bessere Vorstellung von der ganzen Großartigkeit des Bauwerkes von Luqfor, als zwei Obelisken, die zu seiner Ausschmückung gehören. Beide bestehen aus einem einzigen Granitblock, und die Härte dieses Gesteins hat sie vor jeder Unbill der Witterung geschützt. Die majestätische Wirkung, welche durch diese Obelisken hervorgebracht wird, ist ganz unvergleichlich, und Aegypten ist auch das einzige Land, wo dergleichen hergestellt werden konnte.“

Indem man die eine Spitzsäule nach Paris verschleppte, hat man die Wirkung der ganzen Tempelfaçade verdorben, das herrliche Eingangsthor ist seiner majestätischen Wirkung beraubt worden, und es sieht nunmehr aus wie ein schönes Gesicht, das ein Auge verloren. Ist noch ein Jahrhundert in's Land gegangen, so wird die „Unbill der Bitterung“, die in Theben dem Granit nichts anhaben kann, das Monument auf dem schönen Plage an der Seine in einen Pfeiler mit abgebröckelten Flächen, auf denen einst Inschriften gestanden, verwandelt haben. Die Pariser empfinden selbst, daß es zu theuer erkauft worden ist. „Jedes Pfund dieses Obelisten,“ kann man sie spotten hören, „kann auf vier Francs zu stehen.“ Und das ist richtig; denn das Denkmal auf der place de la concorde wiegt 500 000 Pfund und sein Transport von Lugsor nach Paris hat an 2 Millionen Francs gekostet. Ein hoher Preis für eine granitene Spitzsäule!

Und ist die Wirkung denn schön, welche ein einzelner Obelisk auf modernen Plätzen hervorbringt? Wir meinen diese Frage verneinen zu sollen. So stattlich sich diese Kunstwerke zu zweien an der Front der ägyptischen Pylonen ausnehmen, so berechtigt der Platz ist, welcher ihnen im Organismus des ägyptischen Tempelbaues zukommt, so nackt, mager und unberechtigt erscheinen sie in Mitten moderner Plätze, besonders wenn sie dort (was in Paris nicht der Fall ist) den Mittelpunkt eines Kranzes von breiten Häusern bilden, die sie hoch überragen. Zu Rom hatte man sie verständnißvoll in ägyptischer Weise zu zweien, gleichsam als Wächter am Eingange des Mausoleums des Augustus aufgestellt, auf dem weiten und freien Marsfelde diente ein Obelisk als Sonnenweiser, im Circus standen Spitzsäulen auf der Spina, der Mauer, welche die Bahn der Länge nach theilte, und konnten dort dem Auge der Agitatoren als Richtpunkte dienen. An der Tiber wie am Nil hingen sie, wenn sie nicht, wie auf dem Marsfelde, einem bestimmten Zwecke dienten, stets mit einem monumentalen Bau zusammen, und Obelisten aus vielen Theile zusammenzusetzen, wäre für die feine Kunstempfindung der Alten etwas geradezu Unmögliches gewesen.

Bei uns geschieht das ohne Bedenken, und so hat denn einer der geschmackvollsten Kunstkritiker unserer Zeit, Jakob Burckhardt, ganz recht, wenn er ausruft: „Neue wundern sich bisweilen mit Unrecht, wenn ein aus Hunderten von Steinen zusammengesetzter Obelisk, einsam in die Mitte eines großen, viereckigen Platzes einer modernen Hauptstadt hingestellt, trotz aller Höhe und trotz allen Ornamenten nur als reinster Ausdruck der langen Weile wirkt.“

Mögen doch diejenigen, welche in unserer immer schöner erblühenden Reichshauptstadt einen Obelisten aufzustellen gedenken, diese Mahnung beherzigen! Man hat von einer neu herzustellenden Spitzsäule gesprochen, aber was kann an einer solchen interessiren? Ein antiker Obelisk hat wenigstens den Reiz alles dessen für sich, was grau vor Alter, merkwürdig und fremd ist! Doch woher man einen solchen auch nehme, unvermeidlich

wird dabei jedenfalls sein, daß man ein schönes Bauwerk verstümmelt oder eine ehrwürdige Stätte ihres Wahrzeichens beraubt. Als letzter von den vielen Obeliskten, welche den berühmten Sonnentempel von Heliopolis geschmückt haben, dessen priesterliche Vorsteher die Lehrer des Pythagoras, Plato und Eudox gewesen sind, ist einer aus sehr alter Zeit im freien Felde stehen geblieben. Die Nadeln der Kleopatra und viele der nach Europa gebrachten ägyptischen Spitzsäulen sind, wie die Inschriften lehren, seine Genossen gewesen. Man könnte ihn fortschaffen, ohne ein architektonisches Bild zu beeinträchtigen; aber wäre es recht, eine der ehrwürdigsten Stätten des gesammten Alterthums ihres letzten Erinnerungszeichens zu berauben?

Will unsere liebe Vaterstadt durchaus einen Obeliskten haben, und scheuen sich die Berliner nicht das großartigste Baudentmal auf Erden zu plündern, so mögen sie doch gleich in das Heiligthum von Karnak, dem älteren und größeren Bruderbau des Tempels von Luqsor, greifen! Dort erheben sich die herrlichsten von allen Monumenten dieser Art, und zwar unter architektonischen Gruppen, welche ohnehin längst beschädigt sind. Den großen Obeliskten der Hatschepsu fortschaffen, hieße eine gigantische aber durchführbare Aufgabe lösen; denn es ist ja den Römern mit ihren weit hinter den unseren zurückstehenden technischen Mitteln gelungen, den großen lateranischen Obeliskten*), welcher den pariser an Höhe weit überbietet, vom Nil an den Tiber zu schaffen. Dabei würde dieser Raub das architektonische Gesamtbild des Tempels von Karnak verhältnißmäßig wenig beeinträchtigen, während durch die Fortführung des pariser Obeliskten das Heiligthum von Luqsor eine schwere und nie zu ersetzende Einbuße erfahren hat. Solch Monument ersten Ranges ist wohl Werth einer Sünde; aber rathen möchten wir doch nicht zu diesem Raube, denn so wundervoll ausgeführt und grandios das bezeichnete Denkmäl auch sein mag, hat es doch, wie jeder andere Obelisk, nur am Platze seiner ersten Aufstellung rechten Sinn und Werth. Dort sollte es zu den spätesten Nachkommen reden, dort den Zusammenhang der versunkenen mit den bestehenden und neu erblühenden Geschlechtern herstellen; und es von dort entfernen, um es Zwecken dienen zu lassen, die ihm ursprünglich fremd waren, heißt wenn nicht vandalisch, so doch pietätlos und selbstsüchtig handeln.

Edele Monumente der Vorzeit verunstalten oder gar zerstören, um sie niedrigen, nützlichen Zwecken dienen zu lassen, ist schändlich; und dergleichen Frevel ist nirgends häufiger und sorgloser geübt worden als gerade in Aegypten. Wir haben daselbst viele schöne Denkmale auseinanderreißen und die von den Alten sorgsam behauenen Werkstücke zum Bau von Häusern, mehrmals, wie zu Erment, von Zuckerfabriken des Chebiw, verwenden, haben andere

*) Der pariser Obelisk ist 22,83 Meter hoch, der vom Lateran 45,5 Meter. Als Sixtus V. ihn aufrichten ließ, bestand er aus drei Stücken. Der der Hatschepsu zu Karnak, auf den wir hinwiesen, ist 33,20 Meter hoch, also über 10 Meter höher als der pariser.

Monumente in Oefen wandern und fie zu Kalk verbrennen fehen. Aus dem harten Granit eines köftlichen Koloffes find in unferer Zeit von den Fellachen fcheibenförmige Steine für ihre Handmühlen hergeftellt worden, und viele liebevoll und reich mit Bilderschnud verfehene Gräfte sowie fchöne Tempelbauten dienen heute noch armseligen Fellachenfamilien zur Wohnung. Wie Eulen unter dem Dach, wie Bettelgefindel in den Sälen und Matten fih in den Kellern eines verlassenen Königsfalastes einniften, haben obdachlofe Bauern und Bürger Befiß von den Heiligthümern genommen, deren Gottheit ihrer Würde, deren Priefterfchaft ihres Unterhaltes beraubt ward, und diefes Schickfal hat ganz befonders, und zwar fchon recht früh, den Tempel von Luqfor betroffen. Dieß Luqfor ift die größte der verfchiedenen Fellachen-Niederlaffungen, die fih unter den Trümmern des hundertthorigen Theben gebildet haben. Wir möchten es einen Flecken nennen, und der größte Theil deffelben hat fih in den herrlichen Tempel eingebaut, den eine Reihe von mächtigen Königen hart am Ufer des Nils, im Süden ihrer Refidenz, für Amon, den größten unter den Göttern Thebens, errichteten. Der Name Luqfor bedeutet „die Schläffer“ (el-qusâr) und bezieht fih auf die majestätifchen Säulenhallen, Pylonen und Gänge, an die fih der Flecken knüpfte, und in welche er eindrang.

In einem anderen Hefte diefer Zeitschrift haben wir das weftliche Theben mit feiner Tobtenftadt gefchildert*); der Tempel von Luqfor erhob fih in der öftlichen, von den Bürgern und Königen bewohnten „Stadt der Lebendigen“ am rechten Ufer des Nils. Er hing mit dem gewaltigen Reichsheiligthume, welches wir heute, gleichfalls nach einem Fellachendorfe, den Tempel von Karnak nennen, durch Sphingreihen und jene hohen Pylonen zufammen, welche die Griechen veranlaßten, Theben das Hundertthorige zu nennen.

„Hundert hat fie der Thor', und es ziehen zweihundert aus jedem
Rüftige Männer zum Streit auf Roffen daher und Gefchirren.“

So fingt Homer, der ehrwürdigfte Dichter des Abendlandes, und auch die ehrwürdigfte Schrift des Orients, die Bibel, erwähnt Theben und nennt es No Amon, den Amonsort. Die Aegypter felbst bezeichneten beide Heiligthümer, das füblichere Luqfor und das nördlichere Karnak zufammen, mit dem Namen der Äpu, und aus diefem Worte (mit dem femininen Artikel T-äpu) fcheint das griechifche Ἐθβαί (Thebai oder Thebe) mit Rückfichtnahme auf die ägyptifche Pluralform entftanden zu fein. Der Tempel von Luqfor war das t-äpe des Südens, und er ift fpäter als das Reichsheiligthum von Karnak entftanden, denn während dieß fchon im alten Reiche gegründet worden ift, hat fih in Luqfor bißher kein älterer Königsname gefunden, als der des Pharaon Amenophis III., welcher zu der 18. Herrfcherreihe im

*) Mein Grab in Theben. Nord und Süd, 10. Heft, Januar 1878. Deutfche Bücherei. (S. Schottlaender, Breslau).

Anfang des neuen Reiches gehört. Die wunderlich winkelige Weise, mit der sich einer seiner Haupttheile an den anderen schließt, scheint zu beweisen, daß die Architekten, welche unter Ramses II. neue Stücke an den älteren Bau zu fügen hatten, dem Bestreben gefolgt sind, den Tempel von Luqsor in organischen Zusammenhang mit den südlichen Theilen des älteren von Karnak zu bringen. Zwischen den beiden genannten großen Tempelgruppen hat sich, gleichsam vermittelnd, ein stattliches Heiligthum erhoben, welches mit seinen Vorhöfen und den beinahe 600 Statuen der kakenköpfigen Göttin Seseht, die sie umstanden, demselben Amenophis III. den Ursprung verdankt, den wir als Gründer des Tempels von Luqsor kennen, und dessen Person die berühmten Memnonskolosse auf dem andern Ufer des Nils zur Darstellung bringen. — Er ist ein gewaltiger Bauherr gewesen, und das Schicksal hat uns auch mit dem Namen des ägyptischen Leonardo da Vinci bekannt gemacht — Amenophis Sohn des Hapu ward er gerufen — der nicht nur in der Staats- und Kriegskunst Hervorragendes leistete, sondern auch als vorzüglichster Baumeister seiner Zeit dem Pharao diente. Unter seiner Leitung ward wohl auch der Grundplan des Tempels von Luqsor entworfen; aber die Vollenbung dieses groß angelegten Bauwerkes mußten er und sein Monarch späteren Herrschern überlassen.

Zwar trägt das Sanctuarium, bei dem regelmäßig der Bau eines Tempels begonnen wurde, den Namen Alexanders II.; aber dieser späte macedonische Fürst hat das alte Allerheiligste nur restaurirt, während die Inschriften, von denen es umgeben wird, lehren, daß sowohl das Sanctuarium als die Kammern und Säle in seiner Nähe von Amenophis III. hergestellt worden sind. Dieser Pharao vollendete auch die gewaltige Halle, in der $4 \times 8 = 32$ Säulen die Decke trugen und den weiten Vorhof, an dessen östlicher und westlicher Seite sich je eine Colonnade mit langen doppelten Säulenreihen hinzieht. Ein Pylon schloß dieses weite Peristyl an, und mit ihm setzte Ramses II. den großartigen Vorberrtheil des Tempels durch einen Säulengang in Verbindung, welcher im stumpfen Winkel von dem älteren Bauwerke ausging und dessen mit Glöckencapitälen gekrönte 2×7 Säulen auch vom Strome her einen majestätischen Anblick gewährten. Er mündete bei einem anderen hohen Pylon, welcher das große Peristyl Ramses II., den lange Colonnaden mit doppelten Säulenreihen (2×12 an jeder Seite) rings umgeben, nach hinten abschließt, und zu dem ein dritter Pylon, der größte und höchste von Allen, Einlaß gewährte.

Die ProzeSSIONen, welche sich diesem gewaltigen Thorbau näherten, bei dem, wenn irgendwo das ägyptische Kunstelement der Großartigkeit sich mächtig entfaltet, hatten die Sphingallee zu passiren, welche die ersten Heiligthümer und Pylonen der südlichen mit denen der nördlichen Tempelwelt verband, und Ehrfurcht erweckend und wie abwehrend traten ihnen seine wie Festungswälle geböschten himmelhohen Wände entgegen, auf denen Schlacht-

bilder und lebendige Darstellungen von Lagerscenen an den Kriegsruhm ihres gewaltigen Erbauers erinnerten und an den Dank mahnten, den er und das Volk dem Vater Amon für erfochtene Siege schuldeten. Die Obeliskten an der Eingangspforte feierten mit stolzen Worten die göttliche Größe des Fürsten, der den Himmlischen solches Denkmal errichtet, und die Kolosse zu ihren Seiten zeigten den Thebanern ihren König und dienten den beiden Flächen des ungeheueren Thorbaues zum Schmucke.

So leicht es nun auch sein mag die Anordnung dieses schönen und großen Tempels (er hat eine Längenausdehnung von etwa 255 Meter) mit einem von kundiger Hand unter schweren Mühen hergestellten Plane vor sich, zu beschreiben, so schwer ist es noch vor Kurzem dem Reisenden gefallen, sich an Ort und Stelle eine rechte Vorstellung von dem Grundriß dieses merkwürdigen Heiligthumes zu bilden; denn wenn man von Karnak aus darauf zusam, machten zwar die vordersten Pylonen Ramses II. einen großen Eindruck, aber man mußte sich sagen, daß sie noch weit gewaltiger hätten wirken können; war doch ihr ganzer unterer Theil so tief verschüttet, daß die Kolosse an der Seite der Obeliskten nur von den Oberarmen an sichtbar waren. Wenn man vom Strome, also von Westen her, den Tempel zu überblicken versuchte, so übte die Höhe der Säulen und Mauern, besonders aber die den älteren und jüngeren Theil des Bauwerks vermittelnde Colonnade eine großartige Wirkung, doch es war unmöglich den Intentionen der Architekten zu folgen, denn neue Bauten von jeder Gestalt und Größe mischten sich störend in alle Theile des Tempels. Groß, eigenartig und malerisch im höchsten Grade war immerhin das Gemälde, welches dieses Convolut von alten, schön gestalteten, gigantischen Architekturgliedern und kleinen, regellos an einander geklebten elenden Nüchlichkeitbauten bot, wenn die Sonne hinter den libyschen Bergen im Westen unterging und ihr Widerschein den östlichen Horizont röthete. Dann stellten sich in diesem ungeheueren Gebäudecomplex Lichter und Schatten in wunderbar wirkungsvollen Contrast, das rauhe gelbe Gestein der Alles überragenden Glockensäulen glänzte wie lauterer Gold, und zwischen ihren Schäften hindurch leuchtete wie ein purpurner Vorhang das feurige Roth des abendlichen Himmels. Stand der Vollmond am Himmel, so verwandelte sich in Silber, was Gold vor Einbruch der Nacht gewesen, und statt des Purpurs breitete sich fattes, mit glühenden Sternen geschmücktes Schwarzblau hinter den Säulen aus.

Die Etesien, Aegyptens periodische Winterwinde, welche schon das Schiff Herobots von Norden nach Süden getrieben, wehen frischer und kräuseln die Oberfläche des Stromes. Aus den Furchen des Wassers werden höhere Wellen, die unsere Feluka auf und nieder werfen. Das Spiegelbild des Tempels, das noch vor Kurzem regungslos auf der glatten Fläche des stillen Wassers gelegen, beginnt mit den Wellen zu schwanken, die Formen des Riesenbauwerkes schieben sich in- und auseinander, und der Träumer sieht

es sich neigen, sieht Säulen, Pylonen und Mauern lautlos zusammensinken und den Strom rauschend über seine Trümmer hinweggehen. Aber der Wind hat ermunternde Kraft. Wachen Auges schauen wir uns um, und nun nehmen wir wahr, daß unser Traum gar bald zur Wirklichkeit werden muß, wenn der Mensch der rastlosen Arbeit des Elementes nicht Einhalt gebietet. Schon hat das Wasser Stück für Stück losgelöst von dem braunen, fruchtbaren Uferlande, auf dem das Heiligthum steht. Die Ueberschwemmung jedes Jahres reißt neue Erdschollen von der östlichen Lehne des Flußbettes ab, und wenn Niemand dem gefährdeten Tempel heispringt, wird er, bevor ein Menschenalter vorbei ist, sein Grab auf dem Boden des Stromes gefunden haben, der schon so viel edles Menschenwerk, das sich am Saum seines Laufes erhoben, zum Opfer gefordert. —

H. Maspero hat Recht, wenn er Alles einsetzt, um das Ufer von Luqfor durch Mauerwerk zu stützen. Das Denkmal dieses Ortes zu Grunde gehen lassen, würde heißen, eine der ehrwürdigsten und vollendetsten Proben menschlichen Kunstvermögens dem Untergang preisgeben, und erst jetzt wird gestattet sein, recht zu erkennen, ein wie herrliches Meisterwerk der ägyptischen Architektur wir in diesem Heiligthum besitzen, dessen Größe und Schönheit voll zu würdigen dem Beschauer durch tausenderlei Nebenwerk verwehrt wird.

Schon bald nachdem die letzten Gebete und Opfer dem Amon in seinen Räumen dargebracht worden waren, hatten sich Belenner der neuen Religion Jesu Christi in dem älteren (hinteren) Theile des Tempels eine Stätte für ihren Gottesdienst eingerichtet. Um die Blicke der Frommen vor dem verderblichen Anblicke der alten Götzenbilder und heidnischen Schriften zu schützen, war es ihnen nöthig erschienen, die mit Darstellungen und Hieroglyphen geschmückten Wände mit Stuck zu bewerfen; den aber hatten sie mit Bildern bedeckt, welche den Christen kein Vergerniß boten, und die theilweis bis heute erhalten blieben. In einer überwölbten Nische stellten sie zwischen Säulen ihren Altar auf, welche der korinthischen Ordnung am nächsten stehen, und, wie die erwähnten Bilder, von guten Künstlern aus früher byzantinischer Zeit — vielleicht aus dem sechsten Jahrhundert — hergestellt worden zu sein scheinen.

Später bauten Kopten, ägyptische Christen, welche sich zu der monophysitischen Lehre bekennen, ihre Kirche mitten in den Tempel hinein. Ueber den ordnungslos umbauten, ausstulpirten Votosknochen Säulen aus der Zeit Amenophis III., eine der edelsten Ordnungen der Pflanzensäule, erhob sich ein großes rohes Gebäude von gemeinen Mitziegeln, das nach den französischen Ingenieuren, die sich darin niedergelassen, als es den Obelisken von Luqfor nach Frankreich zu schaffen galt, die Franzosenburg (Qasr fransawi) genannt wird. Hier hatten Araber, dort Kopten ihre elenden Wohnhäuser, Viehställe und Taubenschläge zwischen majestätischen Säulen eingeklebt. Das wunderliche runde Gebäu von Mischlamm, das sich dort neben anderen Behmcy lindern, in denen die Fellachen ihre Brotfrüchte aufbewahrten, erhob,

war ein Brütöfen, in dem Kopten junge Hühner auf künstlichem Wege zum Auskriechen brachten — eine schon dem Aristoteles bekannte Kunst der Aegypter — und von Ziegelwänden umgeben, welche man wie Schranken zwischen Säulen eingebaut hatte, saß dort eine Schaar von arabischen Vuben und sprach mit der Blechtafel in der Hand und auf und nieder pendelndem Oberkörper dem Fikih, vor dessen Füßen Hühner und Tauben Körner aufspickten, die Koranverse nach, welche er ihnen vorrecitirte. Ein Esel schrie aus seinem Stall, den er mit zwei Kameelen theilte, in den Unterricht hinein. Neben der Wohnung eines italienischen Photographen hauste in einer Wohnung, die er mit Ziegen und Hühnern theilte, ein Mann, der mit Antiken Handel trieb. Sein Sohn unterstützte ihn bei diesem Geschäft durch die Herstellung von falschen Skarabäen. — Dem gleichen Gewerbszweige (nicht gerade der Skarabäenfälschung, sondern dem Antikenhandel) widmete sich, wenn auch in größerem Stil, der Herr, welcher das größte und schönste unter diesen Sperlingsneestern im Adlerhorst besaß: Mustafa Aga, ein ehrwürdig aussehender alter und reicher „dunkler Ehrenmann“, der nur zu geschickt falsche unter die echten Monumente zu mischen versteht, und dessen sich Fellachen aus der Todtenstadt gern zum Zwischenhändler für die Alterthümer bedienen, die sie in ihrer Heimat finden. Mustafa ist englischer und belgischer Viceconsul, und diese Würde, welche ihn gegenüber der Regierung des Landes unantastbar macht, weiß er geschickt auszunutzen. Was von britischen Reisenden in Theben landet, findet bei ihm die erwarteten Briefe, und indem er jene zu Abendgesellschaften einlädt, bei denen arabische Tänzerinnen und Musikanten ihre Künste zum Besten geben, wirbt er Käufer für seine Antiquitäten. Sein Haus hat bisher nicht angetastet werden dürfen; aber auch seine Stunde schlägt, und der eiserne Besen des begeisterten Alterthumsfreundes wird es wie all die anderen Tempelparasiten aus dem entweihten Heiligthume fegen.

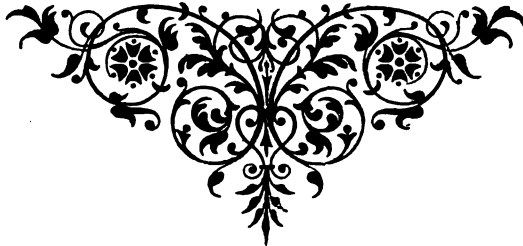
Es war nichts Kleines, die vielen Hunderte der zwei- und vierbeinigen, gefiederten und behaarten Eindringlinge, welche seit Generationen im „Hause des Amon“ Unterkunft gefunden, wie weiland die Wechsler und Händler aus dem Tempel zu jagen; aber Maspero hat ihre Ermittlung durchzusetzen verstanden. Sein Vorgänger im Amte, Mariette, hatte ihm den Weg gezeigt, als er das große Dorf, welches seit Jahrhunderten mit Mann, Weib, Kind und Vieh in dem Tempel von Edfu eingemischt gewesen war, aus demselben entfernte und seinen Bewohnern eine andere Ansiedelungsstätte anwies. Wie wenige Tage und Thaler bedarf auch der Fellach, um sich ein neues Haus aus Mischlamm zu erbauen und es mit dem Holz und den Wedeln der Palme oder thönernen Töpfen zu bedachen! — Masperos Aufgabe war schwerer, denn Luqso verhielt sich zu Edfu wie ein Flecken zu einem Dorfe, die Häuser im Innern seines Tempels waren zum Theil von ziemlicher Größe und ihre Bewohner weber, wie die ältere Generation, der Zwangsarbeit unterworfen, noch, wie in den Glanztagen des abgesetzten Chebiv

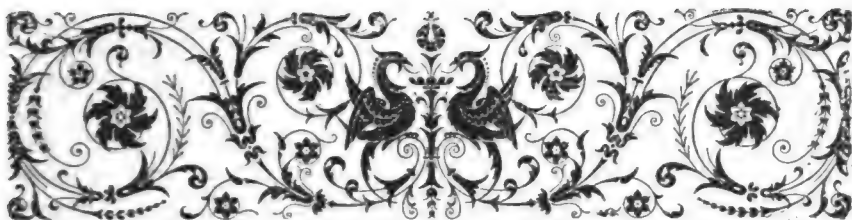
Isma'il — willig, sich jeder Maßregel der Regierung widerstandslos zu unterziehen. — Aber der umsichtige und für seine Aufgabe begeisterte Gelehrte ist doch zum Ziele gekommen! Die Freilegung des Tempels von Luqfor darf eine vollendete Thatfache genannt werden, und an die Stelle eines Gebäudecomplexes wird in kurzer Zeit einer der herrlichsten Tempel getreten sein. Wir dürfen auf die Möglichkeit rechnen, seine ganze Großartigkeit bald erfassen und jeden seiner Theile studiren zu können. Noch vor kurzem war es nicht thunlich, das Epos des Pentaur, die schönste Dichtung aus den Glanztagen der Pharaonenherrschaft, mit der auch hier der Bau Ramses II. geschmückt ist, ganz zu copiren, und wie dieses wichtige Stück der ägyptischen Literatur wird nunmehr manche andere Inschrift für die Forschung zugänglich werden.

Herr Maspero theilt uns in seinem letzten Briefe das Folgende mit: „Der ganze südliche Theil des Tempels liegt schon frei bis zum Hause Mustafa Aga, und auch auf dem nördlichen Theile haben wir die meisten Häuser niedergelegt. Der Tempel wächst im eigentlichen Sinne des Wortes aus der Erde heraus. An einigen Stellen habe ich schon den Schutt in einer Höhe von 8 Metern abräumen lassen, und ich bin noch wenigstens 5—6 Meter vom Boden entfernt. Es wird sich ein wundervolles Gesamtbild ergeben. Die Säulen, welche umzufinken drohen, lasse ich stützen und vor dem Einsturz bewahren. Luqfor ist nicht mehr wieder zu erkennen, und sobald eine Photographie hergestellt sein wird, sollen Sie sie haben, damit Sie sich selbst überzeugen können, welch' eine wunderbare Veränderung da vor sich gegangen ist. Sie können sich wohl denken, daß dies Alles nicht mühelos zu bewerkstelligen war: Die Bewohner des alten Heiligthums haben Widerstand geleistet und Intriguen geschmiedet, und was ich noch an Nachschick auszugeben habe, ist ganz unglaublich. Dieser Kampf gegen die orientalische Spitzbüberei hat mich mehr angegriffen als Alles, was mir sonst in Aegypten zu leisten oblag. Alle Hindernisse sind freilich noch immer nicht beseitigt, aber nach und nach schaff' ich sie doch aus dem Wege. Was die Kosten der Freilegung angeht, so hab' ich sie mit Hülfe einer Subscription bestritten, die ich voriges Jahr in Frankreich eröffnet hatte, und welche in drei Tagen 22 000 Francs ergab. Auch die ägyptische Regierung hat viel guten Willen gezeigt, und vielleicht hab' ich schon genug beisammen, um zu Ende zu führen, was ich begonnen.“

An einer anderen Stelle versichert Maspero, der freigelegte Tempel von Luqfor werde an Großartigkeit nicht weit hinter dem von Karnak zurückstehen. Die Hoffnung, daß die Engländer, welche so viel Unheil über Aegypten gebracht haben, sich wenigstens der Alterthümer annehmen und sich für ihre Conservirung interessieren würden, ist eitel gewesen. Sie haben die Verbrecher aus den Gefängnissen entlassen und eine Unsicherheit in Aegypten hergestellt, welche in den letzten Jahrzehnten unbekannt war, und daß Alles, um — wenn mein zuverlässiger Gewährsmann Recht hat — um

eine augenfällige Ursache für die Nothwendigkeit ihres Verbleibens am Nil aufweisen zu können. Wie eine furchtbare Landplage ist ihre Occupation auf alle Gebiete des Lebens gefallen, und niemals, seit dem Verstehen des Museums von Bulaq, ist so wenig für die Denkmäler und Ausgrabung geschehen, als seit der Schandthat von Alexandria und der Herrschaft Albions über Aegypten. — Von Großbritannien aus ist wenig für Maspero's schöne Bestrebungen zu erwarten; aber auch in Deutschland leben viele Freunde des ägyptischen Alterthums, giebt es Hunderte, die am Nile selbst an der Großartigkeit der ägyptischen Tempelwelt das Herz erhoben haben, und wenn der Tempel von Luqso freigelegt ist und es gelten wird das Ufer zu stützen, welches ihn trägt, dann gedenken wir unsere Landsleute zu einer Subscription aufzurufen, welche hoffentlich dem waderen französischen Hüter der Alterthümer in Aegypten schöne und reichliche Subsidien zuführen wird.





Die Ehestandspredigt.

Eine Dorfgeschichte aus Steiermark

von

P. H. Hofegger.

— Graz. —



Im Dorfe Sanct Stajen wird was.

Schon den ganzen Tag ist die Unruh. Der Kirchplatz und die Gassen werden mit Besen ausgefegt und etwas ganz Besonderes geschieht, die Leute kehren vor ihren eigenen Thüren. Der Fleischauger hat zwei Kälber geschlachtet und eben so viele Ferkel, auch noch welche in lebendem Zustande vorbereitet, denen der morgige Tag ebenfalls das Leben kosten kann, wenn die Frömmigkeit besonders zahlreich zugelaufen kommen sollte. Der Bäcker backt tausend Semmeln, und noch schwant ihm, es würden ihrer zu wenig sein, daß auch Brotlaibe aufgeschnitten werden müßten. Der Kranzelwirth ist heut schon den ganzen Tag im Keller; „ja, Narren,“ sagt er, „wenn so schlechte Jahre sind, da ist's eine Kunst, gute Weine zu haben!“ Zum Glück versteht er die Kunst, sie wenigstens „süffig“ zu machen.

„Man merkt das Kirchenfest gleich an den vielen Juden, die anrücken mit ihren Bündeln,“ sagt der alte Steffel, der auf seiner Hausbank sitzt und den Krämern zusieht, wie sie auf dem Platz ihre Buden aufrichten. Das Thor der zweithürmigen Kirche wird mit einem Reiserkranz geziert, an der Kirchhofsmauer unter der Linde wird aus rauhen Brettern eine Kanzel errichtet, denn an solchen Sommertagen predigt der Pfarrer lieber im Freien als in der dunstigen Kirche, gleichwohl der alte Steffel, der sein Salz überall dazu geben muß, der Meinung ist: der Pfarrer hätt' freilich leicht predigen im Baumschatten, aber die Zuhörer müßten parhauptig dastehen in der Sonnenhitze und sei es kein Wunder, wenn der Spielmichel

immer sage, alle guten Vorsätze, die er sich während der Predigt in den Kopf gesetzt, seien ihm allemal wieder geschmolzen.

So schwäzen sie und wissen nicht, wie mühevoll eine Festpredigt herzustellen ist. Vom Dorfe geht ein breitgetretener glatter Fußweg mäßig zwischen etlichen Gärten und Feldern hinan und oben auf flacher Höhe in den Wald hinein. Es stehen fast lauter Birken dort, mit ihrem lustigen Laub sachte rieselnd, und auch einige junge Lärchen wachsen am Wege, so daß es aussieht, dieser Weg sei zu Ehren eines Wandernden so freundlich geschmückt.

Wer am Waldrand Ausschau hielt, der sah das weite Rund des Gebirges und den Thalfessel, durch welchen ein stattlicher Fluß, die Plein, sich schlängelte bis weit hinaus, wo er sich in einer felsigen Engschlucht verlor.

Heute hielt aber Niemand Ausschau. Auf unserer Höhe, zwischen den Birken und Lärchen wandelt langsam der Pfarrer von Sanct Stafen dahin. Die eine Hand hält er auf den Rücken hinüber, wo sie mit einem braunen Spazierstücklein spielend so ein wenig auf die schwarzen Rockschößen klopft, als wolle sich der Herr selber damit vorwärts treiben oder zu etwas anspornen. In der andern Hand hält er ein Stück Papier, auf das er manchmal einen Blick wirft, um ihn dann wieder zerstreut in das grüne Gebüsch schlüpfen zu lassen. Der schon etwas betagte Herr schaut nicht besonders munter drein und bisweilen fährt er mit einem blauen Tuch, das er unter dem Papier zu einem Knollen gepreßt in der Faust hält, sich über das glatt rasirte Gesicht.

Da kam ihm etwas entgegen. Es war schon ein Weilchen früher zu hören gewesen durch die Büsche her, bevor man es sah. So ein Pipfen und Wispeln war das, als wäre ein ungeheures Vogelneft in der Nähe, und nun trotzte er heran, der kleine behendige Mann mit seinem forbartigen Rückenläfig, der drei Stodwerke hatte, in welchen junge Hühner pipfend und kreischend hin- und herflatterten. Das war der Hendl-Heinl, oder um es klarer zu sagen, der Hühner-Händler-Heinrich.

Das Männlein stand in einem grauen Lobengewand, das über und über voller Federchen war, wie sie aus dem Käfig flogen. Unter dem Leberschildbe einer aufgebrauchten Tuchmütze guckten ein Paar lede Neuglein hervor, die krumme scharfe Nase und das spitze graubartstoppelige Kinn hatten etwas hahnenartiges, wie es ja heißt, der Mensch nähme innerlich wie äußerlich von den Thieren an, mit denen er zumeist umgehe.

Als nun der Hendl-Heinl den Pfarrer erblickte, schrie er ihm mit dünner scharfer Stimme entgegen:

„Gott's Gruß, Bruder, hochwürdiger Herr Pfarrer!“

„Ja, ist schon recht,“ antwortete der Angesprochene und schaute auf sein Papier, „geh nur, Heinrich und laß' mich in Fried', ich muß Predig stubiren.“

„Ah, da hat er heut' seinen giftigen Tag!“ rief der Heint lachend aus.

„Bruder,“ sagte der Pfarrer und ließ die Hand mit dem Excerpt rasch sinken, „das muß ich mir ausbitten. Du kannst vielleicht Hühner rupfen und Kapauner stopfen, aber was Predigt studiren heißt, davon weißt Du einen Pappensiel. Es ist nicht das erste Mal, daß Du Dich lustig machst über meine Noth, die ich mit diesem verd— Predigtstudiren habe. Jedem ist's nicht gegeben. Der Eine kann gut predigen, hat aber kein Sitzfleisch zum Weichthören, beim Andern ist's wieder umgekehrt.“

„Ja, Bruder, muß es denn sein?“ fragte der Heint und stützte seinen Stod unter den Tragkäfig, „Deine Bauern zu Sanct Stafen wissen es eh schon lang, was Du von ihrem Lotterleben für eine Meinung hast und was Du ihnen für Zeit und Ewigkeit Gutes wünschst. Und wollen sie schon angewettert sein von der Kanzel herab, so ließ ihnen aus einem Büchel was vor und schreie es recht herab, ist just so gut, als hättest Dir selber ausstudirt, ist just so gut.“

„Oder besser,“ setzte der Pfarrer bei, „ich mach's auch so, wenn ich mit meinen Pfarrkindern allein bin. Aber morgen kommen fremde Wallfahrer von oben und unten, die wollen was Besonderes hören.“

„Ach Jesses!“ rief der Heint aus, „morgen ist ja Euer Athanasiafest zu Sanct Stafen! Ah, da nachher freilich. Das wird wieder was werden! Und wollen scharf angepredigt sein, daß nachher das Wirthshaus besser schmeckt. Wenn wenigstens nach einer guten Predigt des Kranzelwirths Wein nicht so hart Kopfweh thät machen!“

Der Pfarrer machte mit der Hand eine abwehrende Bewegung.

„Run also!“ sagte der Heint, „warum laufen sie nur auch so weit zusammen von weit her, das möcht' ich wissen.“

„In solchen Sachen,“ sagte jetzt der Pfarrer mit einem ruhigen Ernst, der ihm ganz trefflich stand, „in solchen Sachen bist Du gottlos unwissend, mein lieber Bruder. Und muß Dir's schon als kleines Kind unsere Mutter selig erzählt haben, wie sie mir's erzählt hat. Und kommst so oft auf Stafen herüber und bist schon so alt, und weißt das nicht?“

„Alles verschmigt,“ entgegnete der Heint, „ich hab' auf was Anderes zu denken, als auf Euer Athanasiafest. Ich hab' mich in den Siebengräben und in der Breitenau herumzukümmern, wo ich mein Geflügel auftreib', und hab' mich in Rindberg und Oberstätten zu bekümmern, daß ich mein Geflügel wieder anbring'. — Ah, ich werd' nicht der Narr sein und da stehen mit der Krage, ich setz' ab.“

Mit allerlei Umständlichkeit stellte er den Käfig auf den Boden und hockte sich selber neben hin. Der Pfarrer sagte: „Jetzt weil ich schon einmal herausen bin aus dem Sermon, jetzt ist's schon Alles aus.“ Und setzte sich auf einen bemooften Stein, der am Wege lag. „Weißt Du doch sonst allerlei Geschichten und Schnurren fortweg und bist voller Pöffen.

Daß Du nur gerade für unsere heilige Athanasia kein Gedächtniß hast, das verbrießt mich.“

„Willst mir was von ihr erzählen, Bruder, Herr Pfarrer, ist mir recht. Gib mir halt wieder einmal einen Löffelvoll Christenthum ein. Mußt aber laut, wenn Du mein Hendlvoll überschreien willst. Wer am lautesten schreit, dem glaub' ich.“

„Ist ganz gut,“ sagte der Pfarrer, und begann mit gehobener Stimme: „Die heilige Athanasia, das ist eine frommie Ehefrau gewesen. Hat zwei Männer gehabt.“

„Auf einmal?“ fragte der Heint drein.

„Als der erste gestorben, hat sie den zweiten genommen. Der zweite ist nachher Priester geworden und auch gestorben; die heilige Athanasia ist in's Kloster gegangen und seither eine Schutzpatronin für Eheleute geworden. In unserer Kirche zu Sanct Etsen ist das Bildniß dieser großen Heiligen aufgestellt und an ihrem Gedächtnistage, dem vierzehnten August, das ist morgen, kommen Andächtige herbei aus Nah und Ferne, Eheleute, um sich das eheliche Glück, den häuslichen Frieden und dergleichen zu erbitten. Zumeist sind's Frauenzimmer, denke mir, weil diese die schwächeren sind und zur Schutzheiligen ihre Zuflucht nehmen müssen, wenn deren Mann grob dreinfährt. Verstehst Du das?“

Der Hendl-Heint schüttelte den Kopf.

„Leuchtet es Dir nicht ein?“ fragte der Pfarrer und tippte ihm mit dem Zeigefinger auf die Stirn.

„Will mir nicht einleuchten,“ entgegnete der Heint, „im Ehekrieg bleibt, so viel ich weiß, schier allemal das Weib obenauf. Bei wem soll denn der Mann Zuflucht suchen? Die Athanasia hält's mit den Weibern. Wen haben denn die Männer? Die Männer sind arm, mein lieber Herr Pfarrer!“

„Du bist ein Lästlerer,“ antwortete der Pfarrer. „Uebrigens hast diesmal recht — nur diesmal, nicht allemal. Obzwar Unserer im heiligen Ehestand keine große Erfahrung hat, so viel weiß man doch, daß das Weib gern jede Schuld auf den Mann wirft und sich selber als eine Märtyrin betrachtet und hinstellt, und deswegen ist's ja, wenn sie kommen zu unserer heiligen Athanasia, daß man ihnen predigen muß, heiß zu Gewissen reden auf der Kanzel und im Beichtstuhl, und daß sie wenigstens um einen Groschen Selbsterkenntniß mitheimbringen von der weiten Wallfahrt.“

Jetzt hieb der Heint dem Pfarrer die flache Hand auf die Achsel: „Das ist ein geistlich Wort gewesen, Bruder, das ist ein schönes Wort gewesen! — Aber — mußt mir's nicht für übel halten, wenn ich's sag' — was man so hört und sieht und spürt auf der lieben Welt: das Predigen nugt nicht viel.“

„Leider Gottes!“

„Oft denk ich mir, wenn Einer recht schreit und mit der Faust dreinhaut in die Kanzel — Unserer thut's auch, in Breitenau — denk ich mir:

Ist Schab' die Lungen. Die Leut' haben zwei Ohren, bei einem hinein, beim andern hinaus. Nun gut, wem's Spaß macht, das Predigen, wie Unserm in Breitenstein, alsdann soll er predigen so viel und so lang er will. Aber wem's so hart ankommt, wie Dir Bruder, und doch Alles für die Rag' ist, da sag' ich: laß' den Krempel bleiben."

"Für morgen ist noch dazu eine ganze Proceßion von Eheweibern aus Neuhofen angesagt," theilte der Pfarrer nicht ohne Willkommenheit mit.

"So? Aus Neuhofen Eheweiber? Eine ganze Proceßion?"

"Die Männer zu Neuhofen — hab' ich gehört — sollen Flegel sein, sammt und sonder's," sagte der Pfarrer.

"Ich hab' jußt das Gegentheil gehört," versetzte der Heintz, "die Weiber sollen dort die Unverträglichsten sein. Die Stiegenbäuerin kenn' ich von meinem Fendtslaufen her, sie ist ein Vandal! Die Stofelhuberin und die Beuglerin sind Schlangen, die Oberbrunnerin ist ein Hausdrach', die Bäuerin von Steinschlag ist auch einer. Beim Steggerhaus ist der Mann nichts nutz, aber das Weib hat ihn verzagt gemacht, er ist ein Süßling worden. Beim Hochwindbauer ist's auch so. Der Lentner-Franz zieht mit einer Andern um, kein Wunder, sein eigen Weib hat ihm kein gutes Aug' gezeigt daheim, so lang' er sie auch noch gern hat gehabt. Der Weber-Martin spielt Karten, was er nicht verspielt das vertrinkt sein Weib in Brantwein. Der Stobel-Gies hat seinem Weib im Jähzorn einmal einen Streich gegeben, seitdem hat er die Höll' auf Erden und seine bessere Hälfte schrei's um, was er für ein Büffel wär'. Der Trentner-Schuster" —

"Geh, Bruder, laß' gut sein mit Deiner Litanei."

"Nicht wahr? Nicht wahr, in solchen Stücken weiß ich wieder mehr, als Du? Ja, Herr Pfarrer, das sind die Leut' von Neuhofen, wo herüber die Weiber morgen wallfahren kommen nach Sanct Etasen, und sich beschweren und beweinen und ihre Männer anklagen und wieder mit Scheinheiligkeit heimgehen und ihre Männer weiter quälen und alleweil noch schlechter machen als sie schon sind. — Bruder! Ich sag' Dir Eins. Die meinige kann ich aufnehmen, wenn ich mag — kann's auch mitzählen, wenn ich mag, die Geschichte ist so: Wenn in einem Haus Unfrieden ist, so hat der Mann daran ein Viertel Schuld und das Weib drei Viertel. Allemal! Schier allemal Herr Pfarrer!"

"Ich habe auch in meiner Pfarre Beispiele hiervon," gab der Pfarrer gern bei. "Und dann wenn gäh Eins stirbt! So als wir vor etlichen Wochen den Bergbauer von da oben begraben haben — ich habe meiner Tage keinen größeren Jammer gesehen. Das Weib hat in's Grab wollen nachspringen. Zwei Männer haben sie mit Gewalt müssen zurückhalten. Und immer geschrien: Ich bin die Schuld! Meinethweg hat's Dir das Herz zerrissen. Nur einmal, mein lieber Mann, nur einmal steh' mir noch auf, ich will recht sein, ich will gut sein auf Dich! Du bist ja mein tausend-lieber Mann! — Da habe ich mir gedacht: Ihr umstehenden Ehefrauen

allſammt, kommt nur herbei und höret was ſie ſagt, das greift wohl tiefer als die ſchönſte Predigt vom Vater Kochem.“

Der Heintl griff in ein Säcklein, das er ſich vorne an den Bauch gebunden hielt, zog aus demſelben eine Hand voll Broſamen und ſtreute ſie in den Korb auf und zwifchen die Hühner.

„Schau Du,“ ſagte er. „Die Hendln rauſen auch, wenn ſie was Gutes kriegen. Wenn's ihnen ſchlecht geht, haben ſie Fried'. Und die Mandeln und Weibeln ſind gerad' am biſſigſten aufeinander — ſind das Bieher! Weißt Du, hochwürdiger Herr, weßweg juſt die Mandeln und Weibeln ſo viel miteinander rauſen? — Ja, Narr, wenn ſie ſich einander laſſen kunnten, ſo thäten ſie nach dem erſten Rauſen ſchon auseinander gehen. Aber ſie können ſich halt nicht laſſen. Und weißt ja, wie unſer Vater gern geſagt hat, wenn die Eheleut' nichts zu ſtreiten hätten miteinander, ſo müßten ſie ſich vor lauter Lieb' auffreſſen. — Gieb' aber jezt einmal Ruß', vertracktes Naſel neidiſches! Das kleine Bieh iſt hell wie der Geier auf die Kameſaden.“ — Dieſe lezten Worte gingen ein kleines Hähnchen an, das während Händel ſtiſtete im Käfig und jedem andern die beſten Wiſſen wegſchnappte, aber nicht um ſie ſelbſt zu verzehren, ſondern um ſie zwifchen die Käfigſpangen hinauszuschnellen.

„Folge des erſten Sündenfalls!“ ſagte der Pfarrer mit Salbung. „Es bekriegt ſich alle Creatur.“

„Pfarrer!“ rief plötzlich der Heintl und fing ihn am Arm, „ich will Dir was ſagen. Gleichwohl ich nichts hab' gelernt als Hendl aßen und Fabeleien machen, wie Du ſagſt, ſo will ich dem Gefindel einmal meine Predigt halten, die ſtärker einſchlägt, als wie Deine geweihten Kanzelſprüche, die man nur anhört, wie man das Glockengebimmel anhört in der Kirchen weils ſo der Brauch iſt.“

„Du kannſt Deinen Hühnern predigen, wie der heilige Franziskus den Vögeln!“ verſetzte der Pfarrer ärgerlich, „Ihr Weltleut' wollt ja immer Alles beſſer verſtehen und trottet mitſammt Eurer Weiſheit ſchnurgerade der Hölle zu.“

„Thu' Dich nicht giſten, Bruder, es iſt nicht ſchlimm gemeint. Dich und Deine heilige Weiß' in Ehren, aber eine Predigt halt' ich doch, von der Du hören ſollſt. Jezt ſtudir' weiter. Ich muß anrücken, daß ich nach Oberſtätten hinüber komme, ehevors finſter wird. Ihr Sanct Staſener kauft's ſo keine Hendl.“

Damit ſchupfte das Männlein ſeinen Käfigkorb auf den Rücken, ſo ſcharf, daß drinnen Alles keuchend übereinander ſatterte; „behüt' Gott, Herr Pfarrer. Mach in Deiner Predigt, daß das Wort vor dem Amen ein gutes iſt, das iſt die Hauptſach! Behüt' Gott!“

Damit trottete der Hendl-Heintl haſtig davon und der Pfarrer hört noch lange das Pipſen und Schreien des Geflügels.

„Das Wort vor dem Amen ein gutes? Er hat Recht. Wenn der Heil' Geistlich worden wär, und ich Hendltrager . . . ?

Am nächsten Tage ging's los. Der Kirchplatz Sanct Stafen war voller Menschengewirr, wie es auf einem Kirchfeste eben der Fall ist. Bisweilen kam eine singende Kreuzschaar dahergezogen — lauter Weiberstimmen. Dicke, kugelrund, gar gutmüthig aussehende Frauen watschelten daher; schlanke, magere, zaundürre Matronen schritten in aufrechter Würde, und mancher zahnlose Mund schien besser zum Reisen eingerichtet zu sein, denn zum Beten und Singen. Andere richteten sich gar nicht nach dem Vorbeter, sondern steckten ihre Köpfe zusammen und erzählten sich gegenseitig — aber auch gleichzeitig, ohne das Eine auf die Andere hörte, ihr Hauskreuz. Hauskreuz und Hauskrieg! Ach Jerum, und was das für eine Schlampererei sein werde daheim, wenn der Mann der Hahn im Korbe ist! Es sei halt gar kein Verlaß auf die Männerleut', gar keiner! Und meinen sie, wenn sie das bißel Geld in's Haus bringen, so konnten sie weiters schon treiben was sie wollten. Mein Gott, das Geldverdien ist keine Kunst, wenn man ein Mannsbild ist! — Verblendete Leut', diese Mannsleut'! Jede wollte heute beten um den lieben Hausfrieden, und beten für ihren Mann, daß er sich bessere. Der Eine soll nicht trinken, der Andere nicht spielen, der Dritte nicht rauchen, der Vierte soll einmal die Nachbarin bei den Haaren nehmen, dieses „falsche Bradel“, der Fünfte soll nicht so viel schlafen, der Sechste soll kein solcher Dackmauser sein, lustige Leut' hat man gern! Der Siebente soll's im Wirthshaus nicht so toll treiben, soll hübsch ehrbar daheim bleiben, wie es sich schickt für einen ernsthaften Hausvater. Der Achte soll auf die Kinder nicht so grob sein, der Neunte soll die Kinder nicht so verhätscheln. Der Zehnte soll den schandbaren Geiz ablegen, tragen andere Eheweiber auch ihr Seidengewand! Der Elfte soll nicht so flegethaft dreinschlagen, der Zwölfte soll nicht gar so lahmcladig sein — zu schämen mit so einem Mann! — „Wenn er den und den Fehler nicht hätt', der meinige,“ sagt Jede, „er wäre der beste Mensch. Ich kunnt mir gar keinen besseren wünsch.“

So sangen und schwatzten sie sich in die Kirche hinein. Das Bildniß der heiligen Athanasia war mit einem dreifachen Rosenkranze umgeben und vor demselben auf dem steinernen Tische brannten zahllose Wachskerzen, weiße, blaue, rothe. Auch wächserne Herzen waren hingeopfert worden auf den Tisch, im schmerzhaften Gedenken an Männer, die kein Herz hatten. Auch wächserne Augen waren da, eine Liebesgabe solcher Weiber, deren Männer verblendet waren. Ein Bauernweibchen fragte draußen in einer Bude, ob nicht auch schlafende Opferaugen zu haben wären, derselbigen schien erwünscht zu sein, daß der Ihrige die Augen manchmal zudrücke.

Die Weiber von Neuhofen, die besonders andächtig in Sanct Stafen eingezogen waren, hatten zusammengeschossen auf ein feierliches Hochamt mit

Windlichtern, Trommeln und Trompeten — und die Herrlichkeit begann nun.

Nach dem Hochamt folgte die Predigt. Anfangs, nachdem der Pfarrer auf die Kanzel getreten war, betete er drei Vaterunser. Dann las er langsam und stockend, als ob ihm die Kunst des Lesens nicht recht geläufig wäre, das für Kirchweihfeste vorgeschriebene Evangelium vom Zachäus auf dem Feigenbaum. Hernach betete er wieder drei Vaterunser. Endlich begann er nach allerlei sonstigen Vorbereitungen mit dem Sacktuch, mit der Schnupftabaksdose, mit den Ärmeln des Chorrock's, die Predigt. Unbedachter Weise war er in derselben dem Zachäus auf dem Feigenbaum gefolgt. Da sprach er eine Weile herum von guten und schlechten Früchten, von Blättern, die verborren, von bürrem Holze und so weiter, und ward ihm allmählich unbehaglich auf dem Feigenbaum, und wußte er nicht, wie er jetzt vom Baume hinunterkäme und auf die Eheüber. Da fielen ihm zum Glück die Worte Christi ein: Zachäus, steig' vom Baum herab! „Und so will,“ knüpfte der Prediger an, „auch ich vom Baum herabsteigen, vom Feigenbaum. Hingegen auf den Baum des heiligen Ehestandes hinauf, der auch Früchte tragen soll, heißt das gute Früchte!“ Das war doch ein prächtiger Uebergang! „Aber leider Gottes!“ fuhr der Prediger fort, „der Ehestandsbaum wird allzuoft Wehestandsbaum, heißt das zu einem Giftbaum, auf welchem wohl der Apfel der Eva ist, aber auch die Schlange, heißt das, das böse Weib, welches gemeinlich die Hauptschuld trägt am Unfrieden und Unglück für Zeit und Ewigkeit. Darum, meine Lieben, soll man die Gebote Gottes halten, ein frommes christliches Leben führen, die heiligen Sacramente empfangen und fleißig beten. Alsdann wird der Gottesseggen über Euch kommen und Ihr werdet eingehen in die ewige Freud' und Seligkeit. Amen.“

Wohl war der Pfarrer gewahr geworden, daß ein langes Zwischen-
glied, an welchem er gestern so sorgfältig herumgeseilt hatte — es handelte von der christlichen Geduld — ausgeblieben war. Aber als er einmal bei den Geboten Gottes und bei den Sacramenten angekommen, da ging's auf diesem gewohnten Geleise unaufhaltsam dem Schlusse zu, und da er an dem allseitigen ‚Vergeltsgott!‘ merkte, daß die Zuhörer mit der Predigt zufrieden gewesen waren, war es auch er und war froh, dieses mühsame Geschäft für diesmal wieder glücklich hinter sich zu haben.

Nach dem Gottesdienst füllten sich die Wirthshäuser. Manches Ehe-
weib war jetzt schier traurig, den Mann nicht bei sich zu haben, und wie sie sonst auch brummte, er solle nicht so schreckbar viel Geld ausgeben, beim Braten griff sie doch tapfer zu, und beim Weinglas schließlich auch, besonders wenn Zucker drin war.

Hernach gingen die Wallfahrerinnen auch zu den Marktbuden, kauften
leine Andenken. Manche suchte für ihren Mann sogar ein Tabakspfeifen-
zeug aus, oder ein Uhrfettlein, oder gar noch was Feineres, und Mancher

wurde ganz warm um's Nieber, da sie jetzt an ihren abwesenden Mann dachte und wie sie ihm eine Freude mit heimbringen wolle.

Die Trentner-Schusterin aus Neuhofen besonders, die konnte nie an ihren Mann denken, ohne daß sie in eine innere Erregung kam. Entweder es war liebereiches Gedenken, Hinaufheben ihres kreuzdraben, herzensguten Mannes bis in den Himmel, oder es war giftiger Aerger über ihn. Das Letztere zumeist, wenn sie bei ihm, das Erstere, wenn sie ihm ferne war. Die Trentner-Schusterin war ein lebendiges Beispiel von dem Ausspruch, den der Hendl-Heinl einmal gethan: 'Es giebt gar nichts, was zwei Liebesleut' enger zusammenbringt, als das, wenn sie recht weit auseinandergehen. Und Liebesleute sind sie doch, die meisten Eheleute, sie mögen sich zeitweilig spinnefeind sein, Liebesleute sind sie doch. Dagegen hilft eben Alles nichts.

Am Nachmittag machten sich die Wallfahrer endlich wieder auf den Heimweg, die Einen oben, die Andern unten aus.

Die Kreuzschar der Neuhoserinnen ging unten aus. Diese Wallfahrerinnen hatten einen weiten Weg, und als sie zur Dreiwassermühle kamen, waren die Meisten schon so müde und durstig, daß man in der Mühle einkehrte. Es ging auch selten Eins vorüber, ohne in der Dreiwassermühle abzurasen. Sie war weitem das einzige Wirthshaus, hatte ein ganz passirliches Trinken und die Müllerischen waren gesprächige Leut'.

Die Weiber von Neuhofen besetzten zwei lange Tische. Sie nestelten ihre Handbündel auf, denn was sie an Brot und sonstigem Essen mithatten, das brauchten sie nicht zu kaufen. Obstwein tranken sie und tauchten Brotschnitten in die Gläser und tranken — Anfangs verschämt in kurzen, gar bescheidenen Zügen, später in längeren und kräftigeren. Und weil heute keine ihren Mann bei sich hatte, so mahnte sich Diese und Jene fortwährend selber: „Das ist schon völlig zu viel! Narr, ich bin heut' frei durstig worden. Der Wein ist gut. Aber jetzt muß ich aufhören, mir geht's schon Alles im Kopf um. Einmal muß ich mir noch nachfüllen lassen, einmal. Jetzt ist's schon Alles eins, ein wenig rauschig bin ich eh' schon. Geh, Kellnerin, sei so gut!“

Die Trentner-Schusterin drängte zum Ausbruch. Sie hätten noch über zwei Stunden auf heim. Und in die Nacht hineingehen, so ohne Mannsbild, das sei keine Sach'.

Jetzt trat der Hendl-Heinl in die Stube.

„Uh!“ murmelte er verwundert, „da giebt's Gäst'! Und lauter Weiberleut! Lauter faubere Weiberleut! Gehen gewiß auf den Kornschnitt hinüber in's Gressenthal. So, Kränzen, Du stehst mir gut da hinten im Winkel.“

Mit den letzten Worten stellte er seinen Käftkorb — er war leer — hinter den Ofen, rieb sich hierauf die Hände, faltete sie und neigte sein

Haupt vor, als ob er beten wolle. Dann setzte er sich an den Ofentisch und verlangte ein „Stamperl Zwetschgengeist“.

Der Wirth brachte ihm das verlangte Gläschen Branntwein und fragte in leutseliger Wirthsart, ob er heute dableibe.

„Heim muß ich!“ antwortete der Heintl kurz und stürzte den Inhalt seines „Stamperl“ in die Gurgel.

„Wie weit gehst denn her?“ fragte der Wirth.

„Hast keinen Stärker?“ knurrte der Heintl und schob das leere Gläschen hin.

„Dem ist heut' was Besonderes,“ dachte der Wirth; aber solche Leute geben das Vorhaben, von ihren Gästen Neuigkeiten und Grobchen herauszulocken, nicht sobald auf.

„Weißt heut' nichts Lustiges, Heintl?“ fragte er.

„Lustiges leicht wohl nicht heut,“ antwortete der Hühnerhändler. „Ich muß schaun, daß ich weiterkomm'.“

„Es muß ihm heute des viele Weibervolk nicht taugen,“ dachte der Wirth, beim Eintritt hat er noch sein lustiges Gesicht gehabt.

„Die da,“ sagte er und deutete mit dem ausgebogenen Daumen auf die Wallfahrerinnen, „die wollen heut' noch nach Neuhofen hinüber, da wirst Du auch noch nach Breitenau kommen.“

„Nach Neuhofen? So?“ versetzte der Heintl fast heiser, „haben Recht. Nur heim. Ich geh' auch zu meinem Weib. Ich sag' das, so lang' Eheleut' leben, sollen sie keine Stund' verlieren und schön beisammen bleiben. Dauert eh nicht lang' auf der Welt. — Wirst es ja gehört haben, das Unglück bei der Hirschwand!“

„Ein Unglück?“ fragte der Wirth. „Ein Unglück?“ rief die Wirthin. „Was für ein Unglück?“

Jetzt horchten auch die Wallfahrerinnen auf: Der Hendl-Heintl weiß ein Unglück!

„Das ist ja der Bruder vom Herrn Pfarrer zu Stafen!“ flüsterten sie sich zu. „Nu, da kann er schon was wissen.“ Alles wandte sich ihm erwartungsvoll zu.

Der Heintl stützte seine Faust auf die Tischkante, lehnte sich rückwärts an das Ofengeländer, legte den kleinen, kurzgeschorenen Kopf in den Nacken, drückte das eine Auge zu, mit dem andern schaute er längs der scharfen Schneide seiner Nase hinaus, gleichsam um zu beobachten, ob sie noch ihre richtige Linie habe; er guckte aber nur die Weiber an.

„Du magst Einen frei erschrecken,“ sagte jetzt die Wirthin.

„Habt Ihr denn noch nichts gehört davon?“ fragte der Heintl. „Bei der Hirschwand hat sich Einer in's Wasser gestürzt.“

„Jesus Maria!“ ging es — hier laut rufend, dort flüsternd — durch die Stube.

Der Heintl nickte nachdenklich mit seinem Haupt. „Dreißig Klaster

hoch," sagte er wie in sich hinein, „das ist höher als die Kirchtürme von Stafen, wenn man sie thät' übereinander stellen." Hierauf beugte er sich vor und ward lebhaft. „Untermwegs muß er an eine Felsrippe angeflogen sein, weil er so schauerlich zugerichtet ist."

„Wer denn? Wer denn?" fragten sie von den Tischen her.

„Unterhalb der Schlucht, wo die Sandbank ist, hat ihn die Plein ausgeschwemmet," fuhr der Erzähler fort. „Voller Schlamm über und über."

„Wann ist's denn g'west, wann?" wollte der Wirth wissen.

„Jetzt vor ein paar Stunden. Mir zittert noch der ganze Leib. Ich bin juist zurecht gekommen. Aber zugerichtet, Leut', ich sag's Euch, nicht ein Knochen kann ganz geblieben sein, und das Blut! Das Blut!"

„So sag' uns doch, Heinrich, wer? Wer?"

„Weiß ich's?" fuhr der Alte unwirsch drein. „Einer aus der Neuhofener Gegend soll es sein. Es war ja schier nichts zu erkennen. Der Kopf schreckbar zer schlagen — mitten auseinander über den Scheitel, daß man einen Finger kunnt hineinlegen. Eine Hand ist auch weggerissen. Mein Himmel, wie es ihn durchgearbeitet haben wird zwischen den Steinen, das wilde Wasser! Alles voller Wunden und Schlamm, oh Gott, mir wird schlecht wenn ich dran denke!" Er verdeckte mit beiden Händen sein Gesicht.

Die Wallfahrerinnen waren von den Bänken aufgestanden: „Einer von der Neuhofener Gegend, sag'it?"

„So habe ich gehört. Dem Gut nach — ein dunkler Filzhut ist daher geschwommen — muß es ein Bauers- oder ein Handwerksmann gewesen ein. Ich bin in Neuhofen nicht viel bekannt. Die Leut' — es sind bald Leut' dagwest — die haben ihn noch genannt beim Hausnamen. Ich hab's vergessen. Es ist so ein Schreck g'west. Und selber — haben die Leut' gesagt — soll er sich haben um's Leben gebracht. Seines Weib's wegen. Weil sie ein Drach' wär' geweest, ein grausam zuwiderer Drach'. Und sein Weib, die soll gar nicht daheim sein —"

„Gar nicht daheim?"

„Soll auf Sanct Stafen hinübergangen sein, Kirchfahrten —"

„Was meinst, Heint, auf Sanct Stafen?" fragten mehrere der Weiber.

„Soll von Allem noch nichts wissen, getraut's ihr auch Niemand zu sagen, wenn sie heimkommt, wesweg es geschehen ist. Schon gestern sollen sie ihn halbverzag't umgehen gesehen haben. In der Muttergotteskapelle, die unterhalb Neuhofen an der Straße steht, soll er hineingeschrien haben, ganz wahnfinnig hineingeschrien: ‚Sie geht jetzt hinüber auf Stafen und verklagt mich bei der heiligen Athanasia, und ich weiß nimmer, wie ich anders sein tunnt, als ich bin. Ich kann's nicht. Ich hab' wohl auch meine Fehler, aber bieweilen ich sie will ablegen, macht sie sie noch größer. Was ich sagen mag, 's ist ihr nichts recht; was ich thun mag, 's ist ihr nichts recht. Und unredlich ist sie gegen mich. Und schlecht macht sie mich vor den Leuten und peinigen thut sie mich, als wenn ich ihr leidigster Feind thät sein.‘

Und ich, Du meine liebe Mutter Gottes, Du bist mein Zeuge! — soll er ausgerufen haben — „wie ich diese Person lieb hab' gehabt. Mit Keiner kunnt ich leben, als mit ihr, mit Keiner! Und jetzt ist sie so grenzenlos unglücklich an meiner Seiten; wenn ich anders wär, als mich Gott erschaffen hat, so kunnt sie glücklich sein. Leben wir noch so weiter, ist's unser Beider Verderben für all' Zeit und Ewigkeit. Ich will ein End' machen. Ich will sie frei machen. Bitt' für mich, Du heilige Jungfrau Maria, und wenn sie einmal kommen sollt' und bei Dir beten, tröste sie, gieb ihr einen guten Rath. Sie soll glücklich werden! Behüt' Dich Gott, Maria, ich mach' ein End'!“ — So soll er laut gesprochen haben mit der Mutter Gottes, wie man noch keinen Menschen hat reden gehört, und ihm es hätt' am wenigsten zugetraut. Wohl tiefer muß es ihm zu Herzen gegangen sein, als er's gezeigt hat vor den Leuten. Und jetzt mücht man ihn gern trösten, und jetzt wird sie, wenn sie heimkommt, Alles gut machen wollen. Und jetzt ist's zu spät.“

„Oh du armer, armer Mensch!“ rief die Wirthin aus.

Die Wallfahrerinnen waren still. Keine that eine Frage mehr. Nur die Klein-Schneiderin, die ihren Mann drüben in den Siebengräben auf der Ster (Wochenarbeit) wußt, trat an den Heintl und fragte, ob er noch liege auf dem Sand?

„So viel ich weiß, haben sie ihn nach Neuhofen in die Todtenkammer getragen,“ berichtete der Hühnerhändler. „Wird ja draußen verscharrt, hinter der Kirchhofsmauer.“

Wer jetzt die Weiber angesehen hätte, sie waren todtenblaß im Gesicht, Eine wie die Andere. Die Wirthin legte ihren Arm um den Nacken ihres Mannes und weinte.

„Da ist mein Geld,“ sagte der Heintl, warf eine Münze auf den Tisch und nahm den Korb auf den Rücken. „Mitgeht wohl eh Niemand in's Breitenau hinüber. Muß ich halt allein fort in Gottesnamen. Behüt' Gott allmiteinander!“

Als er schon zur Thür hinaus war, schoß ihm ein rundes Weibchen nach, die Steinleitnerin aus Neuhofen, die saßte ihn draußen an der Haused am Korbrand und flehte: „Du Heintl, ich kann's nicht lassen. Des großen Unglücks wegen, hast wohl fein Alles gesagt, was Du weißt? Ich bitt' Dich!“

„Wißt Du leicht Eine von Neuhofen?“ fragte der Heintl. „Nachher wirßt es ja selber erfahren und genauer, als ich Dir's sagen kann.“ Damit riß er sich los und war fort.

Wirßt es ja selber erfahren! Das Wort war ihr wie ein Stich in's Herz gegangen. Vor den Augen ward ihr ganz blau, sie hörte nicht mehr das Mühlloß rauschen, in ihren Ohren war ein seltsames Klingeln.

Als die übrigen Wallfahrerinnen aus dem Hause traten — denn plötzlich war Jeder um's Heimgehen, um's eilige Heimgehen — kamen sie just

recht, um die Steinleitnerin zu Boden sinken zu sehen. Man labte sie mit kaltem Wasser, dabei war auch mancher Anderen schlecht zum Umfallen.

Eine Weile sprachen sie unterwegs — Jede scheinbar ruhig — von dem Ereignisse an der Hirschwand. Sie muthmaßten, wer und wer? Eine ist unter ihnen, die es getroffen, aber welche? Auf welche wartet das schreckbare Unglück, wenn sie nach Hause kommt?

„Es ist närrisch,“ sagte jetzt die Heidenbacherin, „daß man nur daran denkt, aber der Meine kann's nicht sein. Geschweige das Sonstige, aber der Meine steigt nicht auf die Hirschwand, der ist zu schwindlig.“ „Und der Meinige,“ sagte eine Andere, „trägt Gott Lob und Dank keinen dunklen Hut, sondern einen grünen.“

„Grün ist auch dunkel,“ meinte die Erste.

„Ich brauche mich nicht zu fürchten,“ versetzte die Trentner-Schusterin, „für meinen Mann sehe ich nicht auf den Hut an und nicht auf den Schwindel, bei dem trifft gar nichts zu, was der Heintl erzählt hat.“

Die Heidenbacherin that endlich den Vorschlag, ein lautes Gebet anzustimmen, wie es auf Wallfahrtswegen sich geziehe. So beteten sie und dabei wurde jedem der Weiber bang und banger, je näher sie der Gegend von Neuhausen kamen. Neben der Straße rauschte die Plein. Die Berge engten sich an beiden Seiten, die Wallfahrzerinnen kamen zur Schlucht, die das Wasser vor Urzeiten durch das Gebirge gerissen hat. In dieser Schlucht lag schon die Finsterniß des Abends. Steinige Hänge an beiden Seiten, und von einem der höchsten Risse derselben ging es senkrecht nieder in die Tümpel der Plein. Das war die Hirschwand. Sie war grau wie Blei und nur an den Rissen und Klüften mit wenigem Moos und Geträute bewachsen. In einer der Klüfte schienen Falken zu horsten, einer dieser Vögel schoß an dem Gewände hin und her und stieß scharfe Pfiffe aus. Zwischen der Hirschwand und der Straße war die gischtende brausende Plein, die in hohen Wellen über ihr Grundgestein dahinfluthete. Mitten aus dem Wasser ragten mächtige Felsblöcke, stumpfzantig und mit dem dunkelgrünen Sammete des nassen Moses überzogen. Das Wasser umwallte sie trotzig, sprang manchmal mit Born über sie hin. Es hatte sich tief unter die Wand eingegraben und in den Tümpeln kreiste der Schaum und spritzte empor an das überhängende Gestein, um dann von demselben wieder träge niederzutiefen. Es lag in diesem Felsen und in diesem Wasser eine große Wildheit der Natur, und der sich von da oben herabstürzen konnte, dem mußte es furchtbar Ernst gewesen sein mit dem Sterben.

Die Weiber warfen kurze, scheue Blicke hinüber auf den graufigen Hang, aber sie hielten nicht an, eng aneinandergedrückt, wie ein Rudel von Schafen, die sich fürchten, so eilten die Weiber, leise ihrem Psalter murmelnd vorüber.

Etliche hundert Schritte weiter unten lichtet sich die Schlucht, das Wasser flacht sich weiter auseinander und am Ufer straßenseitig ist weißer

Sand. Da also hatte es ihn ausgeworfen, den Armen, den Unseligen, den selbst die Elemente, in welchen er Zuflucht gesucht, von sich gestoßen! Im Sande sah man noch etwas wie die Fußspuren der Männer, die ihn hinweggetragen hatten. Die Weiber ließen auch da ihre Blicke nur kurz und scheu hingucken und eilten von dannen.

Als sie in's breite Thal hinauskamen und die Mauern des Dorfes Neuhofen im Schein des Abendrothes erglühend vor ihnen dastanden, trennten sie sich allmählich, die Eine ging über den Feldweg hin, die Andere über den Wiesensteig, die Dritte blieb auf der Straße, um später abzuzweigen gegen ihr Haus, gegen ihren Hof. Der Abschied von einander war fast kurz und gedämpft; nur Eine oder Zweie lachten überlaut auf, um eben so laut aufzufeuern, als sie mit sich allein waren.

Die Trentner-Schusterin ging ihrem Häuslein zu, das außerhalb des Dorfes, halb unter Ulmen versteckt, sich an einem Berghang kauert. Je näher sie der Behausung kam, desto zögernder wurden ihre Schritte. Es ging ihr nicht aus dem Sinn, was der Hendl-Heinl erzählt hatte; jedes Wort überdachte sie und kam ihr vor: „Mein Mann, just so kunnt er geredet haben bei der Kapelle, just so kunnt er's gemacht haben!“ — Dort stand sie ja, die Kapelle, die rothe Ampel schaute der Schusterin entgegen wie ein betrübtet vurmursvolles Auge aus tiefer finsterner Höhle. Das Weib ging hin, kniete nieder vor dem lebensgroßen Bildniß der Mutter Gottes und that ein heißes Gebet. In dieser ernsten Abendstille, bei diesem Gedanken an ihren Mann, fielen ihr allerhand Sachen und Vorgänge ein, die sich in ihrem Eheleben zugetragen. Wie mancher Haber und Streit! Wie manch herzlose Bosheit und Feindseligkeit, wie wenige Stunden des häuslichen Friedens! Und seltsam, sonst war sie stets überzeugt gewesen, daß er an Allem die Schuld trage — warum that er das? Warum unterließ er jenes? Er war Schuld! Heute kam es ihr vor, es wäre umgekehrt gewesen. Er war sanftmüthig, da hatte sie ihn aufgestacheln, denn sie konnte die sanftmüthigen Männer nicht leiden. Er wurde ärgerlich, da hatte sie ihn gespottet, verhöhnt, den Aerger muß man züchtigen. Er gerieth endlich in Zorn, da hatte sie ihn gereizt bis zur Wuth, und versetzte er ihr einmal etwas Derbes, dann sank sie wie gebrochen hin und weinte kläglich, weil sie wußte, dieses Weinen drehte ihm das Herz um. Und hierauf konnte sie ihn schmähen und quälen nach Belieben, er war ein Haustyrann, ein Wütherich, ein Höllenlasten auf zwei Füßen, ein neundoppelter Lumpenschelm, der nur ein Weib genommen, um sie unglücklich zu machen. Er war entwaffnet und sie triumphirte unter ihren falschen Thränen. — Der Heinl hatte erzählt von dem Weibe des Selbstmörders, das nach Sanct Stefan gegangen. Von Kindern war keine Rede. Schier die meisten Ehe männer in und um Neuhofen haben Kinder, der Trentner-Schuster hatte keine und mußte schon auch darum von seinem Weibe manch giftig Wort einsticken. So ist er oft gar verzagt worden. Hat sogar mehrmals gesagt, das

Beste für ihn, wen's aus wäre. O Gott, Alles stimmt! — Die Angst des Weibes wurde immer größer.

Zur Angst kam plötzlich auch das Grauen wie ein kalter Hauch von Gräbern her. Sie raffte sich auf und schlich ihrem Hause zu. Da war's so still drinnen, zum Herzabdrücken still. Sonst hört man den Schuster doch hämmern auf's Leder, auf die Leisten. Aus dem Fenster fiel kein Lichtschein; und sonst arbeitet er noch um solche Zeit, denn er ist ein fleißiger Mann. — Sie hat nicht den Muth, in's Haus zu treten.

Auch dem Fenster weicht sie aus, es könnte die Magd heraus schauen und ihr das schreckbare Wort in's Ohr schreien. Sie will noch etliche Athemzüge thun, ehe sie Gewißheit hat und ganz und gar verdammt ist.

Eine Weile steht sie da unter den Bäumen und horcht und hört sonst nichts, als das Rochen ihres Herzens. Dann wankt sie davon. Sie will in's Dorf hineingehen, aber wo sie in der Dunkelheit einen Menschen sieht, da weicht sie ihm aus. Sie wird's noch früh genug erfahren. Sie geht über die thaunassen Felder hin und dem Friedhofe zu, der abseits vom Dorfe liegt. Die weißen Punkte dort, das sind die Kreuze. Liegen viele Bekannte und Verwandte darunter. Gott geb' ihnen die ewige Ruhe! Sie fürchtet sich heut gar seltsam vor den Todten, sie sträubt sich, aber sie wird hingezogen wie mit tausend unsichtbaren Armen. Die blasser Wand dort, da ist die Todtenkammer. In die Todtenkammer haben sie ihn getragen. Aus dem Fenster schimmert ein Lichtlein. Sie redet sich ein, sie fürchte sich nicht, sie will hin, obgleich ihre Füße bei jedem Schritt wie an die Erde gewachsen sind. Aber im Fenster ist Alles schwarz und was sie für ein Lichtlein gehalten, das war das Glänzen eines Johanneswürmchens.

Sie kehrte wieder um und da war ihr, als husche etwas hinter ihr her, dann schwirrte es über ihrem Kopfe hin. — Es kann eine Fledermaus gewesen sein, es kann aber auch die arme Seele eines Verlorenen gewesen sein. — Im Kirchturm läutet jezt eine Glocke. In alten Zeiten haben sie nicht geläutet, wenn sich Einer selber das Leben genommen, dachte die Trentner-Schusterin, heute sind sie barmherziger. Und haben wohl Recht. Die sich selber das Leben nehmen können, das sind Märtyrer. Die müssen ein schweres, schweres Leben gehabt haben, daß sie es nicht mehr haben ertragen können.

Das Weib brach in ein bitterliches Weinen aus, und hatte heiße Reue und machte heiliges Fürnehmen.

Die Glocke schwieg. Die Schusterin raffte sich neuerdings auf.

„In Gottes Namen!“ stöhnte sie, „einmal muß es doch sein,“ und ging zur Straße hinab und ihrer Behausung zu. — Da sieht sie vor sich eine Gestalt. Die kommt ihr entgegen, scheint aber unschlüssig zu sein. Leicht zu denken, mit der Unglücksbotschaft!:

„Na endlich, da ist sie!“ rief die Gestalt, „aber so spät! Nach dem Betläuten erst! Grüß Dich Gott, Agatha, bist recht müd' worden?“

Mit einem Freudenschrei sprang sie ihm an die Brust. Er war's, ihr Mann, und lebendig.

Nachher hätt's ihr schier einen Augenblick leid gethan, daß sie ihm ihre ganze Liebe so plötzlich gezeigt; Männer sollen nie wissen, wie gern man sie hat! Aber sie kehrte doch wieder zurück zu ihrer redlichen Freude und legte ihre feuchte Wange an die seine und flüsterte: „Du bist mein lieber Mann!“

Der Schuster war völlig starr vor Verwunderung.

„Wär's doch richtig?“ murmelte er wie verloren in die finstere Nacht hinein. „Ich hab nie was gehalten auf die Sanct Stasener Wallfahrt. Sollt's mich betrogen haben? Soll sie doch was nuß sein?“

Ähnlich wie die Trentner-Schusterin erging es den Anderen. Fast keine von denen, die auf der Wallfahrt waren, getraute sich heute auf dem kürzesten Wege nach Hause; sie irrten umher, die Eine auf den Feldern, die Andere im Schachen oder in den Gärten. Den Dorfleuten, wie sie noch am Abende umhergehen, wichen sie aus und wollten doch wieder Näheres über die Neuigkeit erfahren und hatten nicht den Muth dazu. Die Hochwindbäuerin verbarg sich an einem Heisighaufen und erst als der Frost kam, schlich sie zähneklappernd in ihr Haus, in ihre Stube. Das Bett ihres Mannes war leer.

Der Hochwindbauer hatte lang in die Nacht hinein auf sein Ehegespons gewartet, endlich aber gesagt: „Wenn sie nicht kommt, gehe ich auch davon.“ Und war hinabgestiegen zum Dorfwirth. Am nächsten Morgen bekam er sein Theil von der Hausfrau: Ob bei ihm denn gar nichts nütze? Ob er denn wirklich als Sausaus sterben wolle?

„Nur kein Wasser nit!“ trällerte der Bauer.

„In Gottes Namen, so trink' Dein Tröpfel Wein daheim, kannst einen besseren haben als im Wirthshaus. Nur nicht fortgehen! Schau, Mann, ich habe Dich ja so viel gern daheim. Wenn ich auch bißweilen brummen thu', 's ist nicht so schlimm gemeint. Mußt halt auch ein wenig Geduld haben mit mir.“

Laut hub er an zu heulen, der Hochwindbauer, vor Rührung über ein solches Wort von seinem Weibe. Alle zehn Finger hob er auf zum Schwur, ihr zu Liebe nicht mehr in's Wirthshaus zu gehen.

Freilich erkundigten sich die Frauen alsbald auch nach dem Hergang an der Hirschwand und wer es denn sei, den die Gnade Gottes so sehr verlassen? Man wußte von nichts.

Darüber war die Eine und die Andere so aufgebracht, daß sie den Hengel-Geinl, diesen „verdächtigen Lugenschippel“, zerreißen wollte. Als die Weiber allmählich in's Gleichgewicht kamen, meinten sie doch, es sei besser, daß es nicht wahr wäre. Aber er soll ihnen nur wieder einmal kommen, Hengel einkaufen, sie würden ihn lehren, ehrliche Leute anschwätzen, sie würden ihm die Wahrheit schon sagen!

Ein gutes Weilschen später war's, zur Zeit um das Allerheiligensfest, als die beiden Brüder wieder einmal zusammen kamen und bei einem Glas Apfelwein saßen im Pfarrhof. — Wieder war vom Predigtstudiren die Rede und sagte der Pfarrer zum Heint:

„Zehnmal so gern und zehnmal so leicht studire ich jeunter, seit ich Erfahrung hab', daß meine Predigten auch was ausrichten.“

„So?“ antwortete der Heint.

„Hast es wohl auch schon gehört, daß seit meiner letzten Ehestandspredigt am Athanasiasfeste die Eheweiber, besonders die in der Neuhosener Gegend ganz anders worden sind, gar nicht mehr zu erkennen gegen voreh. Ich habe ihnen aber auch Etwelches an den Kopf gepfiffen, daß es nur so geblüht und gedonnert hat in der Kirche. Sie sind Alle befehrt!“

„So,“ sagte der Heint, und machte aus seinem Glase einen bedächtigen Schluß. Dann wischte er sich den Mund mit der umgekehrten Hand und sprach: „Alle Ehr' vor Deinem Gotteswort, hochwürdiger Herr Bruder. Aber diesmal hat eine andere Ehestandspredigt gewirkt. Sie haben ihre Männer sterben gesehen, und auf der Bahre gesehen, sie haben ihre Männer begraben, und da ist am Grabe ein Gespenst, das böse Gewissen, aufgestanden, und daß, mein Herr Pfarrer, das hat ihnen erst die richtige Ehestandspredigt gehalten. — Hast denn nichts gehört davon, daß sich am Athanasias-tag Einer über die Hirschwand gestürzt hätt?“

„Ist ja eine Zug gewesen.“

„Freilich ist's eine gewesen. Denn nicht Einer, Alle haben sich über die Hirschwand gestürzt, alle die Männer der ehrenwerthen Frauen von Neuhosen, die auf der Wallfahrt waren. Und wieder von den Todten auferstanden! Kannst Du das machen, hochwürdiger Herr? Nicht? Ich kann's. Mag aber gar nicht übermüthig sein deswegen. Die Weiber fallen wieder zurück. Da giebt es nichts, keine Lehr' und keine Mär' und kein Fürnehmen — die Weiber fallen wieder zurück. — Ich habe nur zeigen wollen — ich, der kleine Heint dem Herrn Pfarrer — wie man die Herzen schütteln muß, bis sie einmal aufwachen. Ich will Dir aber auch sagen, wann Deine Predigt angreift. Am Grabe des Mannes halte sie, und Du wirfst das Weib befehren.“

Als er so gesprochen hatte, der kleine Alte, schier ernsthaft, da ward er auf einmal gemüthlich. Er streichelte den Pfarrer, der gar nachdenklich darsaß, am Arm, guckte ihm in's würbige Gesicht hinein und sagte:

„Bißt mir aber nicht böse, Bruder, gelt? — Ich habe ein Kapaunlein daheim, das ist schon hübsch rund und wird noch alle Tage runder. Und wenn es ganz rund ist, kugelrund, alsdann bringe ich Dir's. Behüt' Dich Gott!“



Englisches Zeitungsdeutsch.

Von

Carl Abel.

— Berlin. —



ie Hast, mit welcher unsere Zeitungen in diesen telegraphischen Tagen geschrieben werden, hat ihrem Styl einen merkwürdigen Zuwachs an Schärfe und Kürze, und eine kaum weniger fühlbare Einbuße an feinen, treffenden und ermäßigenden Ausdrücken gebracht. Beides war unvermeidlich. Was der einzelne Schriftsteller zu thun vermag, um die Bewegung möglichst wohlthätig zu gestalten, liegt in der Vermeidung von Extremen.

Gleichzeitig mit diesem Anlaß zu einer allmählichen Veränderung der Tagesprache ist ein anderer, ähnlich wirkender aufgetreten. Die Menge übersehtter Mittheilungen, welche aus der fremden Presse in die deutsche dringt, ist eine außerordentlich große geworden. Zumal englische und französische Citate werden uns in einer Fülle zu Theil, welche die Ansichten unserer Nachbarn in reichster und dankenswerthester Weise wiederzugeben pflegt.

Diese journalistischen Uebersetzungen ihres ursprünglichen Styles zu entkleiden, würde sich nicht empfehlen, selbst wenn die Zeit dazu ausreichte. Wo es gerade darauf ankommt, das Fremde in seiner Fremdartigkeit kennen zu lernen, nehmen wir lieber mit einem edigen Deutsch fürlieb, als daß wir auf einer vollendeten Uebersetzung, welche die Gefahr einer leisen Gedankenveränderung immerhin einschließt, bestünden.

Indeß, es ist eins, die Eigenthümlichkeit des fremden Gedankens auf Kosten des vollendeten deutschen Ausdrucks wahren; es ist etwas anderes, eine allzu wörtliche Uebersetzung machen, wo sie falsch ist und den ursprünglichen Gedanken verhehlt oder verdreht. Wenn das erste der höchsten Sprachkenntniß entspringt, oder entspringen kann, so verräth das zweite einen Mangel an der elementarsten; wenn das eine den Redefluß hemmt, um ihn nicht zu denationalisiren, so verunstaltet das andere den Sinn, gerade indem es ihn kläppisch zu erhalten vermeint.

Beispiele der letzteren Art sind in englischen Citaten neuerdings zahlreich genug geworden, um einige Bemerkungen zu rechtfertigen. Das Uebel hat mancherlei Quellen. Einerseits ist unser philologischer Unterricht immer noch so beschaffen, daß, trotz all seiner grammatischen Geistesgymnastik, grobe Uebersetzungsschnitzer, welche die Vernunft verwehren sollte, auch wo die Sprachkenntniß mangelt, nicht ausgehen; andererseits

werden die betreffenden Uebersetzungen vielfach von verengländerten Deutschen in London gefertigt, und, obschon handgreiflich anglo-deutsch, in Deutschland unbesehen und unverbessert abgedruckt. Wie hoch das Vergerniß gestiegen ist, wolle man aus den folgenden Beispielen erkennen, welche in zwei Nummern einer der ältesten und ausgezeichnetsten deutschen Zeitungen eben gesammelt worden sind. Der besseren Würdigung halber — oder was vielleicht dasselbe ist, Scherzes halber — sind der gedruckten falschen Uebersetzung die richtige Uebersetzung und der muthmaßliche englische Text hinzugefügt:

Falsche Uebersetzung.	Richtige Uebersetzung.	Englischer Text.
Der Wind war hoch.	Der Wind war heftig.	The wind was high.
Seine Verwundung war sehr peinlicher Natur, und er war von vornherein von den Aerzten ausgegeben.	Seine Wunde war schmerzhaft.	His wound was very painful.
General Buller ist auf Gakdul zurückgefallen.	General Buller hat sich nach Gakdul zurückgezogen.	General Buller has fallen back on Gakdul.
Wir haben nicht die geringste vernünftige Versicherung, daß die Politik der Regierung in Zukunft weiser sein wird.	Wir haben nicht die geringste vernünftige Sicherheit.	We have not the least rational assurance.
Das Parlament geht unter traurigen Anzeichen auf.	Die Session beginnt unter traurigen Anzeichen.	Parliament opens amid melancholy symptoms.
In der berühmten Westminsterhalle, wo einst Karl I. gerichtet wurde.	In der Westminsterhalle, wo einst über Karl I. Gericht gehalten wurde.	In Westminster Hall, where Charles I. was tried.
Im Parlamentspalast war die Polizeiaufsicht von jeher streng. Nun sind die Maßregeln höchst peinlich, aber nothwendig verschärft.	Jetzt sind die Maßnahmen in sehr bedauerlicher, aber unumgänglicher Weise verschärft worden.	Now measures are deplorably but most necessarily aggravated.
Eine Erneuerung der Rebellion würde auch nicht zur Verzaglichkeit der Verzagteren beitragen; indeß	Eine neue Rebellion würde die Verzagten nicht eben beruhigen.	A new rebellion would hardly comfort the timid.

In fast allen diesen Beispielen ist von den mehreren Bedeutungen, die das betreffende englische Wort haben kann, die an der jeweiligen Stelle unrichtige gewählt. Ein Duzend ähnlicher Blüthen könnten leicht in denselben beiden Nummern gepflückt werden; desgleichen mehrere Duzend etwas weniger arger. Ebenso in den meisten anderen Blättern. Hat doch sogar ein großes Telegraphen-Bureau neuerlich lost hope mit „verlorene Hoffnung“ anstatt mit „Sturmfreiwillige“ übersetzt! Das reicht schon an die berufenen französischen Mißverständnisse des Deutschen heran, über welche wir uns mit mehr Selbstgefälligkeit als Berechtigung zu belustigen pflegen. Und so geht es täglich. Möchte wenigstens die Londoner lithographirte Correspondenz sorgfältiger redigirt, oder in Deutschland sorgfältiger corrigirt werden. Auch in sprachlicher Correctheit liegt nationale Selbstachtung.



Illustrirte Bibliographie.

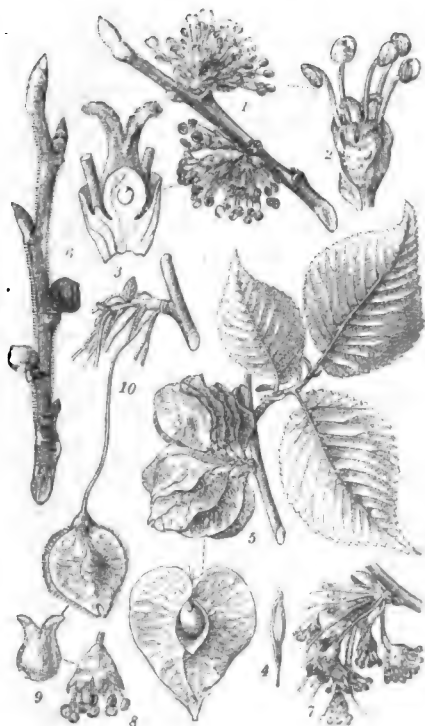


Brochhaus' Conversations-Lexikon. 13. Auflage. Mit zahlreichen Abbildungen und Karten auf ungefähr 400 Tafeln und im Texte. 16 Bände. (F. A. Brochhaus, Leipzig.)

Wie man unser Jahrhundert wohl das Zeitalter der Erfindungen, des Dampfes oder des Papiers genannt hat, so darf man gewiß mit gleicher Verechtigung in der Literatur — wenn man es einmal gelten lassen will, eine Zeit nach dem zu benennen, was ihr ein besonderes Gepräge aufdrückt — von einem Zeitalter der Encyclopädien reden, denn wahrlich, die Aufgabe, welche diese erfüllen, die Rolle, welche sie spielen, ist keine geringe. Durch die Anhäufung und die hierdurch hervorgerufene Theilung der geistigen Arbeit bedingt, ist das Bedürfniß im Laufe der Zeiten immer lebendiger hervorgetreten, für die sich stets mehr decentralisirenden Gebiete des menschlichen Wissens und Könnens eine Art Reservoir zu schaffen, von dem aus einem Jeden das für ihn Wissenswerthe zugeführt wird. Die Urfanfänge dazu, diesem Bedürfnisse Rechnung zu tragen reichen in's Alterthum zurück; indeß erst durch Diderots berühmte Encyclopädie trat ein merklicher Aufschwung in der Durchführung dieses Gedankens ein. Die Schwülstigkeit, wie überhaupt die Art der Behandlung des Stoffes schoben jedoch einer weiten Verbreitung dieses Werkes von vornherein einen Niegel vor. F. A. Brochhaus, dem Begründer der jetzt wohlbekannten Verlagsgesellschaft gleichen Namens, war es vorbehalten, diese Schranken mit genialem Blicke zu durchbrechen und den Grund zu einem Werke zu legen, welches im Laufe der Decennien im wahren Sinne des Wortes immer mehr zu einem Gemeingut des Volkes geworden ist. Das Conversations-Lexikon — mit diesem Namen belegte man von da ab eine solche Encyclopädie — wie es F. A. Brochhaus schuf, ist ein Factor im geistigen Leben geworden! Mag auch mancher Sprach-Pedant mit dem Ausdrücke „Conversations-Lexikon“ hadern,



Stieleiche (*Quercus pedunculata*). 2 und 3 Traubeneiche (*Quercus sessiliflora*). 4–10 Stieleiche.

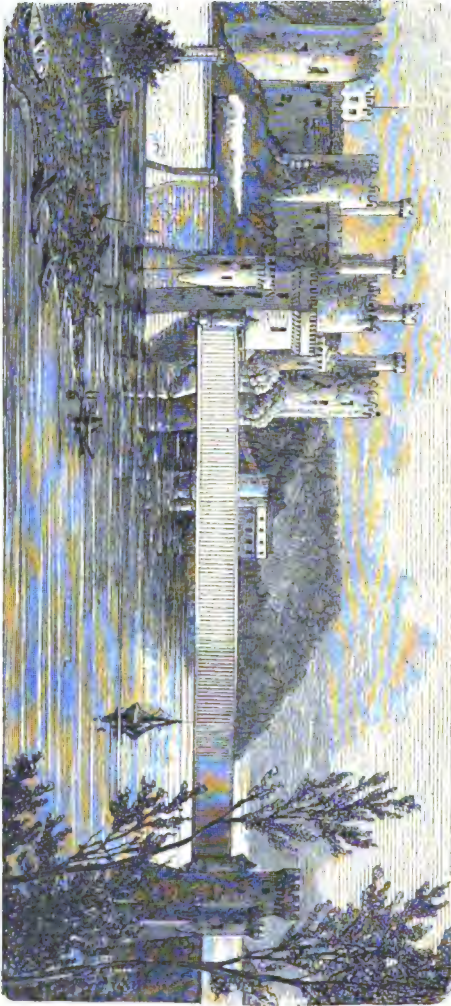


3. Bergulme (*Ulmus montana*). 1–6 Bergulme. 7–10 Hatterulme (*Ulmus effusa*).
Aus: Brochhaus' Conversations-Lexikon. 13. Auflage. (J. A. Brochhaus, Leipzig.)

Wissen und Können Tausenden und Abertausenden zu bringen. Die zehn stattlichen Bände, welche seit dem Beginn der neuen Auflage fertig vorliegen, liefern den Beweis dafür, daß das Werk in jeglicher Beziehung auf der Höhe der Zeit steht. Gleich auf den ersten Blick fällt eine Wandelung in's Auge, durch welche sich die jetzige Auflage in der äußeren Erscheinung den früheren gegenüber auf's Vortheil-

hafteste auszeichnet. Es ist dies die 2spaltige Anordnung des Textes und die Beigabe eines großen Illustrations- und Karten-Materials. Infolge besonderer Druckeinrichtung ist es möglich geworden, in der neuen Auflage ein Viertel mehr Text zu bieten, während die Zahl der Artikel sich sogar auf über das Doppelte vermehrt hat. Gleichwie bei den früheren Auflagen liegt der Schwerpunkt in der Gediegenheit und in der — dem gegebenen Raum entsprechenden — Gründlichkeit, mit welcher die einzelnen Artikel verfaßt sind: 200 der berühmtesten Fachgelehrten sind unablässig im Dienste des Werkes thätig und lassen so die Allgemeinheit an ihrem Wissen theilnehmen. Namen wie Carrière, Credner, Gneist, v. Holstendorff, v. Reumont, v. Rönne, Vogt u. s. w. bieten die sicherste Gewähr, daß den Fortschritten und Veränderungen auf den resp. Gebieten im vollsten Umfange Rechnung getragen wird, gleichwie die Redaction sich mit Geschick die Auswahl der Artikel angelegen sein läßt, auf daß das Werk keinem die gewünschte Antwort schuldig bleibe.

aus: Brockhaus' Conversations-Beigabe. 18. Auflage. (F. v. Brockhaus, Leipzig.)



Hand in Hand mit dem Texte gehen die in großer Anzahl auf separaten Tafeln und im Text selbst beigegebenen Illustrationen und Karten. Jegliches Gebiet ist, wo es das Verständnis des Textes erfordert und fördert, durch Illustrationen erläutert: Sämmtliche Zweige der Naturwissenschaften, die Technik, Industrie, Landwirtschaft, Kriegswissenschaft u. s. w. sind in gleicher Weise berücksichtigt. Viele der

Illustrationstafeln sind mit wahrer Meisterschaft ausgeführt — man vergleiche nur die Tafeln Laubbölzer, Baustile, Bildneret, Blattpflanzen, Herz des Menschen, die zoologischen Tafeln — und ein ganz besonderer Schmuck ist dem Werke durch die Zugabe von Chromobilbern geworden, wie die Tafeln das menschliche Auge, Buchdruckerkunst, Giftpflanzen, Peramit, Menschenrassen u. s. w., die mit der vollendetsten Technik der Neuzeit hergestellt sind, beweisen. Von der hier gebotenen Fülle mag der Umstand Kenntniß geben, daß in den bisher erschienenen 10 Bänden



Kanne.

Erste Hälfte des 17. Jahrhunderts.

Aus: Brockhaus' Conversations-Lexikon. 13. Auflage. (F. A. Brockhaus, Leipzig.)



Kanne mit Pasticchibrecherei.

Erste Hälfte des 17. Jahrhunderts.

gegen 400 Abbildungen zur Darstellung gebracht sind, die sich zum kleineren Theil im Texte vertheilen, in der größeren Masse jedoch auf 189 Tafeln Platz gefunden haben. Auch die auf den neuesten Forschungen basirenden Karten zeichnen sich durch Sauberkeit und Klarheit aus. So haben denn diese sämtlichen Factoren zusammengewirkt, dem Brockhaus'schen Conversations-Lexikon den altberühmten Namen zu wahren und zu befestigen, und in der That, es verdient die Würdigung, die ihm seitens der Presse und des Publikums widerfahren ist, in vollen Maße.

Um Afrika.

Wer vor zehn Jahren prophezeit hätte, daß im Jahre des Heils 1885 die deutsche Flagge in der Südsee, im südlichen und westlichen Afrika, schützend über deutschen Colonien wehen würde, der wäre im günstigsten Falle als sonderbarer Schwärmer verlacht worden: „Deutschland und Colonien! Als wenn England so etwas zugeben würde! Und nun erst in Afrika! Da gehört ja Alles England, und wenn der ganze Continent bis jetzt in Stieler's Atlas noch nicht roth angemalt ist, so kommt das nur daher, daß England für den Augenblick noch keine Zeit hatte, den Rest zu annectiren.“ — Das war die damalige Auffassung! —

Das Blättchen hat sich heute gewandt! Dank unserem Heidenkaiser und unserem eisernen Kanzler, Dank dem unermüdblichen Eifer unserer deutschen Forschungsreisenden, dem Unternehmungsgeiste unserer Kaufleute, haben wir es erreicht, jenseits des Aequators die Anfänge eines deutschen Colonialbesitzes, eines einstigen Colonialreiches entstehen zu sehen. Trotz des Reibes und der Mißgunst der Nachbarn, wird diese heut noch zarte Pflanze sich im Laufe der Jahre zum lebenskräftigen Stamm entwickeln, unter dessen schützendem Laubdach stets wieder frisch aus dem Mutterlande nach der neuen Heimat versetzte Stedlinge und Ranken, Wurzel schlagend, abermals zu fruchttragenden Nebeln gedeihen können!

Daß dies Erwachen Deutschlands der alt- und erbeingeseffenen Colonialmacht England angenehm gewesen sei, wird Niemand behaupten wollen. Aber die Zeiten sind glücklicherweise vorbei, wo wir uns — sowohl in der hohen Politik wie im Privatleben — von jedem „Mylord“ auf die Füße treten ließen und vielleicht noch mit einem „thank you Sir“ für die erwiesene Aufmerksamkeit dankten.

Heute concurriren deutsche Dampferlinien im interoceanischen Verkehr mit den besten englischen; der Kaiser von China läßt seine Kriegsschiffe auf deutschen Werften bauen und mit deutschen Kanonen armiren und ein Deutscher führt als chinesischer General chinesische Soldaten zum Sieg über europäische Truppen; Marocco läßt seine Instructoren bei uns drillen, der König von Hawai uniformirt seine Armee sogar mit echt preussischen Montirungshüden, dort, ebenso wie in Japan hat der „kleine Mirus“ Wolseleys „soldier's pocket book“ verdrängt — — — kurz, aller Orten muß England aus den Positionen, in denen es früher allein herrschend war, zurückweichen.

Wer würde es noch vor ein paar Jahren bei uns in Deutschland geglaubt haben, daß eine deutsche Zeitung ihre „own special correspondents“ in die entferntesten Winkel der Erde senden würde, um ihren Lesern von dort zu berichten? Gerade in dieser Beziehung aber haben die Besitzer der „Kölnischen Zeitung“ Großes geleistet und sind allen anderen Zeitungen mit gutem Beispiel vorangegangen. Kaum ist ihr Berichterstatter von der ersten Weltumsegelung zurückgekehrt, so finden wir ihn wieder an Afrikas Westküste, um dem deutschen Publikum die neuen Colonien in Wort und Bild vorzuführen, ja sogar um in Verfolgung nationaler Interessen und um voreiligem Eingreifen antideutscher Elemente vorzubeugen, selbst Terrains für Deutschland zu erwerben! Mit dem Rang und der wachsenden nationalen Bedeutung einer solchen Zeitung nimmt endlich auch bei uns — gerade so wie schon lange zumal in England — die Zahl solcher Mitarbeiter zu, die von Haus aus Alles eher denn „Reporter“ oder „Zeitungsschreiber von Beruf“ sind und die es sich zur Ehre anrechnen, ihre Arbeiten in dem betreffenden Weltblatt veröffentlicht zu sehen. Zu diesen Lepteren gehört auch der Verfasser der im vergangenen Jahre in der „Kölnischen Zeitung“ erschienenen „W. J.“ gezeichneten Reisebriefe aus Süd- und Ost-Afrika.

Früher waren es fast ausschließlich englische und zwar häufig recht unausgezeichnete englische Jünglinge, die „Weltreisen“ unternahmen, um nach 24stündigem Aufenthalt an jedem Platz die dort gewonnenen Eindrücke und gemachten „Studien“ verquickt mit unfehlbaren und weltverbessernden Gedanken in mächtigen Reiseverken niederzulegen, an denen Papier, Druck und Einband das Beste waren. Wenn wir nun auch nicht behaupten wollen, daß sich solche Globes-trotters, der Schreck aller Consuln und Kaufleute im Ausland — bestrebt sich doch ein Jeder draußen, den betreffenden Jüngling aus der Fremde, um ihn schleunigst los zu werden, in möglichst warmem Empfehlungsbrief an seinen Freund im nächsten Hafen weiterzuloben — allein aus Engländern rekrutiren, sondern producirt auch Deutschland von der Sorte Manches, so können wir es doch umgekehrt als eine sehr erfreuliche Erscheinung bezeichnen, daß gerade in letzter Zeit die Sprossen unserer fürstlichen Häuser mit den Söhnen unserer Groß-Industriellen, unserer Geistes- und Geldaristocratie, wetteifern, nicht nur den heute schon flach getretenen Weg „um die Welt“ fürbaß zu schreiten, sondern ausgerüstet mit gediegenster Kenntniß, mit ernstem Willen und fröhlichem Muth, sich die entlegensten Erdenwinkel, die wildesten Wilden aufzusuchen, um unter Mühen und Entbehrungen aller Art, in uneigennützigster Weise eingehende Studien über Land und Leute, Sprache und Sitte, politische und sociale Verhältnisse dort anzustellen. Vor Allem zeigen unsere Museen bereits reiche, von diesen Herren denselben geschenkte Sammlungen und ebenso haben manche von ihnen in tüchtigen Büchern der Allgemeinheit die Resultate ihrer Reisen dargebracht. Gerade im letzten Jahre sahen wir vier solcher Männer von ihren Reisen zurückkehren, vier Männer, auf die jeder Deutsche mit Recht stolz sein kann: Dr. P. Meyer, Dr. E. Niebed, Dr. R. von Steinen und Dr. Wilhelm Joest.

Mit einem neuen Buch des Letzteren*) haben wir es heute zu thun.

Joest ist als Reiseschriftsteller vielen unserer Leser wohlbekannt. Sein Buch „Durch Sibirien“ erregte vor zwei Jahren berechtigtes Aufsehen. Seitdem veröffentlichte Joest in den verschiedensten wissenschaftlichen Zeitschriften und politischen Tagesblättern — meist sich nur mit den Initialen W. J. zeichnend — theils Abhandlungen wissenschaftlicher Natur, theils Schilderungen seiner Kreuz- und Querzüge durch alle Länder der Erde. Unser Verfasser schreibt stets anregend und unterhaltend, nie und nirgends langweilend. Wenige Menschen haben so viel von unserem Planeten gesehen, wie er. Bald hörten wir während der letzten zehn Jahre von ihm aus Westbald aus Ost-Indien, bald aus Patagonien, bald aus Sibirien. Einmal ist er bei den Wilden der Molukken, ein Jahr später bei denen der Kurilen; dann wiederum schauen die öden Hochgebirge Centralasiens auf ihn herab, das anderemal jagt er in den feuchten Urwäldern Südamerikas. Ein Mann von stählernem Körper und gesundem Geist, hat unser Verfasser überall mit scharfem Auge zugeschaut; gut empfohlen und stets gern gesehen, hat er einen Schatz von Kenntnissen und Erfahrungen gesammelt, der es ihm ermöglicht, mit einem Blick den neu betretenen Ort mit seinen Verhältnissen zu erfassen. Unabhängig in jeder Weise, kennt er kein Vorurtheil.

In seinem „Um Afrika“ schildert uns Joest seine letzte Reise: er hatte 1884 Europa verlassen, um sich über Afrika zu einer Forschungsreise in die Südsee zu begeben. Nur die erste, leichtere Hälfte dieser Aufgabe wurde vollendet. Im Augenblick, in dem unser Verfasser sich in Aden für Madagascar einschiffen wollte, überfiel ihn tödtliche Krankheit und zwang ihn zur Heimreise. Den Erlebnissen nun seiner Tour um und durch einen Theil von Afrika ist das vorliegende Buch gewidmet.

Mit Madeira beginnend führt Joest uns über St. Helena nach dem Cap der guten Hoffnung, nach Pt. Elizabeth und den Diamantfeldern in Kim-

*) „Um Afrika“ von Dr. Wilhelm Joest, Köln, Du Mont-Schauberg.

berley. Alles das sind zwar keine unbetretenen Pfade, aber Joest hat das Talent, überall wo er hinkommt, Neues zu entdecken und Dinge und Leute so fesselnd zu schildern, daß man seine Schriften erst aus der Hand legt, nachdem man das letzte Blatt gelesen. Wirklich prächtig sind seine Beschreibungen der afrikanisch-holländischen Buren, ihres patriarchalischen Familienlebens, sowie ihrer mehr als einfachen und alles andere eher denn appetitlichen Sitten und Gewohnheiten. Dabei wird Joest aber nie ungerecht; so unangenehm ihm der Boer als Individuum auch ist, so läßt er doch seiner Vaterlandsliebe, seinem Unabhängigkeitsdrang dem annexionslüstigen England gegenüber, sowie seiner von dem germanischen Vorfahren ererbten Biederkeit und Gottesfurcht, alle Gerechtigkeit widerfahren.

Bei seinem Zuge durch Basutoland, Natal und Zululand (der Verfasser schreibt Sulu, nicht Zulu) stößt er auf deutsche Colonisten — eine deutsche Ackerbau-Colonie inmitten von Kaffraria! Vor Allem aber berührt es wohlthuend, zu vernehmen, daß fast in allen von Joest berührten Hauptorten des Verkehrs, zumal in den englischen Colonialländern, deutsche Firmen die bedeutendsten sind, ja der deutsche Einfluß geht so weit, daß auf dem Markt von King William's Town, der Hauptstadt von britisch Kaffraria, fast ausschließlich deutsch gesprochen wird.

Die Schilderung des von unserem Verfasser der Leiche des Königs Ketshwajo abgestatteten Besuchs ist seiner Zeit aus der „R. Z.“ in unzählige Tageblätter übergegangen.

In Natal besteigt Joest das Schiff, um die portugiesischen Besitzungen der Ostküste zu besuchen, und bei seiner Schilderung von dort befällt uns trotz des Verfalls der Paläste der früheren Sklavenhändler, trotz des Ruins dieser einstigen Millionäre, trotz der Bummelei und liebenswürdigen Liederlichkeit der portugiesischen Beamten und Offiziere, die Schnusucht, hinauszusegeln nach jenen märchenhaft schönen Orten, um unter dem überwältigenden Eindruck paradiesischer Harmonie von Himmel, Meer und tropischer Vegetation den Rest des Lebens zu verträumen!

Aus dem portugiesischen Afrika geleitet uns der Verfasser sodann in das Gebiet des Sultan von Sansibar (sic!). Dort entrollt er vor uns farbig bewegte Bilder des sinnverwirrenden Straßentreibens der Hauptstadt: die afrikanischen Baschibozuks führen ihre Tänze auf, wir machen eine Hochzeit mit u. s. w. und abermals freuen wir uns, daß die deutschen Firmen auch in Sansibar ihrer englischen Concurrenz den Rang abgelassen haben.

Weiter lernen wir die bedeutendsten Orte der Küste nördlich von Sansibar kennen, in deren Nähe nunmehr deutsche Pioniere festen Fuß zu fassen sich anschicken.

Mitten im Hochsommer kosten wir sodann mit unserem Verfasser unter der glühenden Sonne Arabiens die Freuden und Leiden des Daseins auf der Felseninsel Aden.

Dort bricht der Bericht ab, resp. Joest kehrt von Aden durch den Suez-Canal in die Heimat zurück.

Dem Inhalt des Buchs entsprechend ist seine Ausstattung. Eine Reihe von Abbildungen ethnographischer Gegenstände erhöht den Reiz desselben, ebenso die zahlreichen Illustrationen nach photographischen Originalaufnahmen des Verfassers. Manche dieser Lichtbrude, wie z. B. die tropische Landschaft oder das Portrait des Kaffernhäuptlings (ein Prachtobject für Schwemmer!) sind ausgezeichnet.

Möge das Buch in weitesten Kreisen die wohlverdiente Anerkennung finden.

M. P.

Rousseau als Musiker.

Als 1878 in Paris das Rousseau-Jubiläum festlich begangen wurde, ließ man es an Verherrlichung des Dichters, des socialistischen Schriftstellers und des Philosophen nicht fehlen; an den Musiker dachte Niemand. Man schien vergessen zu haben, daß Rousseau einst hervorragend an dem Kampfe, der sich um die Superiorität französischer und italienischer Musik entsponnen hatte, Theil genommen, und daß er sich als Musikschriftsteller, sowie als Componist einen weit über die Grenzen seines Vaterlandes hinausgehenden Ruf erworben hatte. Auch in Deutschland dürfte, wenn man von der Handvoll Musiker absteht, die sich eingehender mit der Geschichte ihrer Kunst beschäftigen, Rousseau als Musiker eine ziemlich unbekannte Größe sein. Ein neues Werk von Albert Janßen*), für den Fachmusiker ebenso interessant wie für den Laien, erscheint berufen, in dieser Beziehung eine fühlbare Lücke auszufüllen. Der Verfasser geht durchweg mit gründlicher Kritik zu Werke. Seine Behauptungen sind stets durch Nachweisungen aus der einschlägigen Literatur unterstützt. Am meisten sind natürlich Rousseaus eigene Werke benutzt worden. Die angezogenen Stellen sind nach der neuen Pariser Gesamtausgabe (Hachette et Cie. 1872) citirt, ein Umstand, der für deutsche Leser, die über die Ausgaben des vorigen Jahrhunderts häufiger verfügen, erschwerend wirkt. Rousseaus musikalische Thätigkeit ist kurz folgende. Als Componist errang er durch seine Operette *Le devin du village* (1752) große Erfolge, einzelne Stücke daraus wurden geradezu populär (pag. 161—187). Die Musik ist im Gegensatz zu den verschnörkelten und kühlen Tonweisen Campra's und Rameau's von ausgesuchter Einfachheit: sie ist der Fehlbearbeitung, den Rousseau dem alten französischen Opernstil hinwarf. Die theoretische Begründung folgte bald der praktischen Ausführung. In seinem Briefe über die französische Musik erklärte er die französische Sprache kurzweg für ungeeignet und unfähig zur Verwendung bei natürlichem und kunstmäßigem Gesange und sprach seinen Landsleuten überhaupt alle Befähigung zur Operncomposition ab (pag. 201 ff.). Consequenz ist Rousseaus Sache nie gewesen. Hatte er vorher für Rameau geschwärmt, so waren nun die Italiener seine Ideale. Als Gluck auftrat, war Rousseau anfangs sein Gegner (371), bald aber einer seiner begeistertsten Anhänger und Vertheidiger. Seine „*Observations sur Alceste*“ (381 ff.) sind von glühendem Enthusiasmus und seinem Verstandniß für den Reformator der Oper dictirt. Rousseaus bedeutendstes literarisches Werk ist das „*Dictionnaire de musique*“, eine Zusammenfassung und Neubearbeitung der vorher in der *Encyclopédie* von Diderot und d'Alembert erschienenen Artikel (115 ff. und 263 ff.). Das Buch ist heut noch, obgleich Manches als veraltet anzusehen ist, von Werth. Als Curiosum darf man die „*Dissertation sur la musique moderne*“ betrachten, es handelt sich darin um einen mißglückten Versuch, die Tonleitern durch Ziffern anstatt der Noten darzustellen. Eine sehr klare Auseinandersetzung hierüber findet sich auf pag. 44—47. Der Abdruck eines längeren Beispiels aus dem Originalwerke (mit Uebertragung in moderne Notation) wäre wünschenswerth gewesen. Daß derselbe Mann, der als der bedeutendste musikalische Schriftsteller Frankreichs im 18. Jahrhundert gelten kann, nebenbei die bis zur Leidenschaft gesteigerte Marotte hatte, sein tägliches Brot durch Noten-Copiren mühsam zu erwerben, wird der Mehrzahl der Leser ebenso überraschend wie neu sein (pag. 439—448). Der Anhang enthält Mittheilungen ungedruckter Handschriften (455—479) und als besonders dankenswerthe Beigabe ein chronologisches Verzeichniß der Compositionen und musik-theoretischen Schriften Rousseaus (480—482). — Ein alphabetisches Register ist dem Werke leider nicht beigelegt.

E. B.

*) Jean Jacques Rousseau als Musiker. Von Albert Janßen. Berlin, Georg Reimer.



Bibliographische Notizen.

Russische Günstlinge (von G. Ad. W. von Helbig). Wortgetreuer Abdruck der Originalausgabe. Tübingen. In der F. G. Cotta'schen Buchhandlung. 1809. Mit Portraits der Kaiserin Catharina II. nach Daniel Chodowiecki. Stuttgart. J. Schriebl's Verlagsbuchhandlung.

Helbig's vor Jahren berühmtes und viel gelesenes Buch ist allmählich so selten geworden, daß man es bei Antiquaren nur für einen sehr hohen Preis erstehen kann. Es enthält aber der thatsächlichen Mittheilungen und treffenden Bemerkungen über russische Sitten und Unsitten so ungemein viel, daß der Neudruck, den die Scheible'sche Buchhandlung veranstaltet, nicht nur gerechtfertigt erscheint, sondern geradezu zahlreichen Wünschen entgegenkommt. Helbig begann seine Carriere als sächsischer Legationssecretär am preussischen Hofe und schloß dieselbe als Geheimrer Legationsrath und Resident der freien Stadt Danzig. Er starb am 14ten November 1813 zu Dresden. Sein Aufenthalt in Petersburg fällt in das dritte Viertel des vorigen Jahrhunderts, in eine für persönliche Beobachtungen höchst interessante Zeit. Aus Helbig's Mittheilungen geht hervor, daß er die besten schriftlichen und mündlichen Quellen benutzte, und Alles, was er niederschreibt, macht den Eindruck des unbedingt Zuverlässigen. Fehlt ihm auch die Gabe, äh-

liche Verhältnisse so verschiedenartig darzustellen, daß die Aufmerksamkeit des Lesers immer von neuem gefesselt wird, so ersetzt er diese Mängel durch die bereits erwähnte Glaubwürdigkeit und durch die Fülle wichtiger Anekdoten. Sein Buch erhärtet den oft wiederholten Satz, daß die kleinen Triebfedern, welche die Weltgeschichte hinter den Coulissen vorbereiten, nicht minder wichtig sind, als die großen Ursachen, die wir Alle mit Augen wahrnehmen und als Geschichte zu bezeichnen pflegen. Der Neudruck ist durchaus getreu und bietet als erwünschte Zugabe das Portrait derjenigen Herrscherin Rußlands, welche auch in Helbig's Buche den größten Raum einnimmt. rl.

Rürschners Taschen = Conversations-Lexikon. Fünfte Auflage. Berlin und Stuttgart. W. Spemann.

Das Ziel, welches dem Herausgeber bei der Zusammenstellung dieses Buches vor Augen stand, ein „lexikalisches Hand- und Hilfsbuch zu schaffen, welches einerseits neben den vorzüglichen großen Werken dieser Gattung zu momentaner Beantwortung auftauchender Fragen benutzt werden kann, andererseits auch jenen Kreisen den Besitz eines Lexikons ermögliche,“ denen selbst die kleinen Ausgaben von Meyer und Brockhaus unerschaffbar sind — dieses Ziel hat er vollkommen erreicht. Es war ihm dies nur durch den glück-

lichen Gedanken möglich, gewisse Worte durch Zeichen wiederzugeben, Endsilben zu kürzer und einzelne Buchstaben, die leicht zu ergänzen sind, fortzulassen. Die vorliegende fünfte Auflage beweist, daß das Taschenlexikon einem Wunsche des Publikums entgegengekommen ist, und es läßt sich nach diesem Erfolg erwarten, daß sich „der kleine Kürschner“ schnell einbürgern wird. av.

Sammlung musikalischer Vorträge,
herausgegeben von Paul Graf Waldseer. Fünfte Reihe. Leipzig.
Breitkopf & Härtel. 1884.

Enthält neun selbstständige Abhandlungen zumest historischen Inhalts. C. H. Bitter schildert die Söhne Sebastian Bachs, Carl Philipp Emanuel, Friedemann, Johann Christian und Johann Christoph Friedrich. Wie in des Verfassers größerem Werke, so ist auch in der vorliegenden gedrängten, aber für das größere Publikum vollkommen ausreichenden Skizze C. Ph. Emanuel als derjenige der Bach'schen Söhne, der die Tradition seines großen Vaters am reinsten bewahrt und der Nachwelt nutzbar gemacht hat, mit besonderer Vorliebe behandelt. — G. Kretschmar's Händel-Biographie ist eine um so willkommener Gaben, als Grynanders Werk seit 1867 in's Stoden gerathen ist, und der 200jährige Geburtstag Händels gewiß bei vielen den Wunsch rege gemacht hat, sich über das Leben dieses von England adoptirten, seinem Wesen nach aber echt deutschen Meisters zu orientiren. Ein kleiner Irrthum, der sich pag. 67 vorfindet, sei hier berichtigt. Die Hymne „God save the King“ ist nicht von H. Carey componirt, sondern von John Bell (1563—1628). — Eine erschöpfende und unparteiische Biographie Richard Wagners wird sobald nicht zu erwarten sein; mag also Richard Pohls Abhandlung einstweilen als Abschlagszahlung gelten. Daß der Verfasser Wagnerianer sans phrase ist, darf als bekannt vorausgesetzt werden.

— Franz Weier hat einen höchst dankenswerthen Beitrag zur Geschichte der Musik in seinen Essays: „Ueber Johann Jacob Frobergers Leben u.“ geliefert. Die von Ambros (Musikgeschichte IV, 463 ff.) gewonnenen Resultate werden in mancher Beziehung erweitert und vervollständigt und ein thematisches Verzeichniß der Claviersuiten dieses originellen Meisters hinzugefügt. — S. Wages Studie „Die Symphonie in ihrer historischen Entwicklung“ beschäftigt sich zum größten Theil mit Haydn und Mozart. Beethoven wird nur dann und wann gestreift. Die Vorgeschichte der Sinfonie ist, wie es bei der jetzigen Kenntniß der Musikgeschichte des 17. Jahrhunderts nicht anders sein kann, sehr dürftig behandelt. — Max Kunge liefert eine ästhetische Beurtheilung Carl Loewes und kommt zu dem ziemlich richtigen Schlußsatz, daß alle Compositionen Loewes eigentlich mehr oder weniger verkappte Balladen sind. — Der Herausgeber beschäftigt sich specieell mit der Gesammtausgabe der Werke Palestrinas, die in nicht zu langer Zeit vollendet sein wird. N. Niggli hat eine gedrängte Biographie Meyerbeers beigezeichnet. — Hugo Riemann hat das Verdienst, in dem Aufsatz „Der Ausdruck in der Musik“ wichtige ästhetische Grundsätze, die allerdings jeder gewissenhafte Musikpädagoge von jeher befolgt hat, klar und scharf ausgesprochen zu haben. eb.

Coenur-Damen. Zwei Novellen von Moriz von Reichenbach. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlags-Anstalt (vormals Eduard Hallberger).

Moriz von Reichenbach bewegt sich mit Vorliebe in den aristokratischen Kreisen und sucht seine Conflictte ganz besonders in dem Zusammenschloß dieser mit den bürgerlichen Schichten unsrer Gesellschaft. Er kennt ohne Zweifel die Kreise, die er schildert, sehr genau, und so gelingt es ihm, sowohl in der Charakteristik der Personen, wie in den zum Handeln führenden

Motiven sehr glücklich die Wahrheit zu treffen. Die erste der zwei Novellen, „Coreley“ betitelt, schildert die seltsame Wirkung, die eine durch Schönheit, hohe Bildung und Geist ausgezeichnete Aristokratin auf alle Männer ausübt, die in ihre Nähe kommen, und im Besondern den verhängnisvollen Einfluß auf das Gemüth eines jungen Künstlers, der ihr zu Liebe ein von allen Künsten der Poketterie freies, bürgerliches Mädchen opfert. Die Novelle ist ungemein anziehend. Sie würde an Abrundung noch gewinnen, wenn der Verfasser — oder, dürfen wir sagen, die Verfasserin, denn wer weiß heut nicht, daß hinter dem männlichen Decknamen Moritz von Reichenbach sich die Gräfin Bethusy-Buc verbirgt? — wenn der Verfasser vermieden hätte, die Opfer der Coreley zu häufen. — „Das verlorene Paradies“, eine feine psychologische Studie, spielt in der Heimat der Dichterin und schildert mit glücklichem Humor die Trübung des Verhältnisses zweier glücklicher Ehegatten und das wiedergefundene Glück. Das Hauptmotiv dieser Novelle scheint uns etwas harmlos, ist aber geschickt verarbeitet. Der Styl der zwei Novellen ist ein besserer, als der in unserer erzählenden Literatur die durchschnittlich übliche.

rl.

Friedrich Graf. Zur Frage der Organisation des Kleingewerbes und des

genossenschaftlichen Creditwesens wider den Druck des Geldmonopols. Leipzig, Gustav Koenigsch.

Im Vorwort dieser Brochüre versichert ein J. D. Graf (?), daß der Verfasser mit den wirthschaftlichen Zuständen der Gegenwart „aufs Innigste vertraut ist“, daß das vorliegende „Werkchen“ (notabens auf 67 Seiten) ein „Compendium volkswirthschaftlichen Wissens“ enthält, „formvollendete Lebensweisheit ausspricht“ und „mit logischer Hand (!) die Wege weist“, welche die Handwerker künftig zu gehen haben.

In Wahrheit giebt Herr Graf, Verleger des süddeutschen Bank- und Handelsblattes, lediglich eine Recapitulation der wohlbekannten Kritik des „liberalen Doctrinarismus“, welche weder nach Form noch Inhalt auf Originalität Anspruch machen kann. Das Gleiche gilt von seinen positiven Vorschlägen zur Reform des Gewerberechts: Einführung von Arbeitsbüchern, Verbot anderweiter Beschäftigung contractbrüchiger Arbeiter, Zwanginnungen und obligatorischen Creditgenossenschaften.

Zimmerhin ist die Darstellung gewandt und faßlich, die Polemik ohne Gefäßigkeit, und die übersichtliche Zusammenfassung der einschlägigen Gesichtspunkte trotz der einseitigen Färbung nicht ungeeignet, Fernerstehenden das Verständniß der „Handwerkerfrage“ einigermaßen zu vermitteln.

is.

Bei der Redaction von „Nord und Süd“ zur Besprechung eingegangene Bücher.

Arnst, Wilhelm, Moderne Dichter-Charaktere. Mit Einleitungen von Hermann Conradi und Karl Henckell. Berlin, Selbstverlag des Herausgebers.

Bamberg, Felix, Friedrich Hebbels Tagebücher. Mit einem Vorwort. Nebst einem Portrait Hebbels nach Stahl und einer Abbildung seiner Todtenmaske. 1. Band. Berlin Grote'sche Verlagsbuchhandlung.

Baumgarten, Dr. Johannes, Die aussereuropäischen Völker. Abgerundete Charakterbilder, Scenen aus dem Volksleben und culturgeschichtliche Darstellungen. Kassel, Theodor Kay.

Beaucaire, Vicomte Horric de, Une mésalliance dans la maison de Brunswick (1665—1725). Éléonore Desmier d'Olbreunze, duchesse de Zell. Paris, librairie H. Oudin, librairie Fischbacher.

Beasler, G. von, Spanische Frühlingstage. Leipzig, Hoffmann & Ohnstein.

Bitter, C. H., Gesammelte Schriften. Leipzig-Berlin, Wilhelm Friedrich.

Bleutschall, J. C., Denkwürdiges aus meinem Leben, I. Bd. Zürich (1808—1848). II. Bd. München (1848—1861). III. Bd. Heidelberg (1861—1881). Nördlingen, C. H. Beck'sche Buchhandlung.

Bormann, Edwin, I nu heern Se mal! Allerleehand nachdenkliche Stammdink-Geschichten aus Kleen-Baris. Mit Illustrationen. München, Braun & Schneider.

Brahm, Otto, Heinrich von Kleist. Gekrönt mit dem ersten Preise des Vereins für deutsche Literatur. Berlin, Allgem. Verein für deutsche Literatur.

Bratuschek, Ernst, Die Erziehung Friedrichs des Grossen. Aus dem Nachlass von Ernst Bratuschek. Mit einem Vorwort von Professor Dr. Ed. Matzner. Berlin, Georg Reimer.

Brahm, Thierleben, Allgemeine Kunde des Thierreichs. Zweite ungarbeitete und vermehrte Auflage. Colorirte Ausgabe. 8, 9, 10. Band. Leipzig, Bibliograph. Institut.

Brown, Jane, Repertoire de Shakespeare lectures et commentaires. Avec une préface de M. Ferdinand Brunetiere. (Richard III., Le marchand de Venise, Cymbeline. — Jules César, Le roir Lear.) Paris, librairie académique Didier, Emile Perrin.

Büchmann, Georg, Gefügelte Worte. Der Citatenschatz des deutschen Volkes. Nach des Verfassers Tode fortgesetzt von Walter Robert-Tornow. 14. vermehrte und umgearbeitete Auflage. Mit dem Bildnisse Georg Büchmanns. Berlin, Haude- und Spener'sche Buchhandlung (F. Weidling).

Dornberg, Friedrich, Russische Leute. Berlin, Julius Springer.

Egelhaaf, Gottlob, Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation. Gekrönte Preisschrift des Allgem. Vereins für deutsche Literatur. Berlin, Allgem. Verein für deutsche Literatur.

Fawcett, H., Travail et salaires. Traduit et précédé d'une préface par Arthur Raffalovich. Paris, librairie Guillaumin & Cie.

Fouillet, Octave, Monsieur de Camors. Onze compositions par S. Reychan. Collection Calmann Lévy, A. Quantin.

Fleisbert, Gustave, Oeuvres complètes de, I Madame Bovary. Paris, A. Quantin.

Fontane, Theodor, Christian Friedrich Scherenberg und das literarische Berlin von 1840 bis 1860. Berlin, Wilhelm Hertz (Besser'sche Buchhandlung).

Gager, Carlos von, Tode und Lebende. Erinnerungen. Erste und zweite Reihe. Berlin, Abenheim'sche Verlagsbuchhandlung.

Gontscharow, J. A., Oblomow. Roman. Aus dem Russischen von Gustav Keuchel. Mit einem Vorwort von Eugen Zabel. Berlin, A. Deubner.

Gottschall, Rudolf von, Literarische Todtenklänge und Lebensfragen. Berlin, Allgem. Verein für deutsche Literatur.

Geell-Fels, Dr. Th., Italien in 60 Tagen. 3. Auflage. 1. Band. Mit 4 Karten, 12 Plänen und Grundrissen. — 2. Bd. Mit 10 Karten, 13 Plänen und Grundrissen. Leipzig, Bibliograph. Institut.

Hagen, Adolf und Fels, Erich, Wehr und Waffen. Deutsche Dichtungen des jungen Oesterreich. Leipzig, Otto Wigand.

Handbuch für das Deutsche Reich für 1885. Berlin, Carl Heymanns Verlag.

Hartmann, Eduard von, Das Judenthum in Gegenwart und Zukunft. Zweite durchgesehene Auflage. Leipzig-Berlin, Wilhelm Friedrich.

Hansegger, Dr. Friedrich von, Die Musik als Ausdruck. Wien, Carl Konegen.

Hayem, Armand, L'Etre social. 2me Édition. Paris, ancienne librairie Germer Baillière et Cie. Felix Alcan.

Heintz, Albert, Die Meistersinger von Nürnberg von Richard Wagner. Versuch einer musikalischen Erklärung. Mit 84 in den Text lithograph. Notenbeispielen. Charlottenburg, Verlag der „Allgem. Deutschen Musik-Zeitung“.

Heimholtz, Hermann von, Vorträge und Reden. Zugleich dritte Auflage der „Populären wissenschaftlichen Vorträge“ des Verfassers. Braunschweig, Friedrich Vieweg u. Sohn. 2 Bde.

Herf, Antonio, Briefe einer jungen Frau aus Indien. Stuttgart, Carl Krabbe.

Hirshosen, Adolf, Das deutsche Schriftsteller-Album. Herausgegeben unter Mitwirkung Ernst von Wildenbruchs. Berlin und Leipzig, Wilhelm Friedrich.

Jastrow, D. J., Geschichte des deutschen Einheitstraumes und seiner Erfüllung. In den Grundlinien dargestellt. Gekrönte Preisschrift des Allgemeinen Vereins für deutsche Literatur. Berlin, Allgem. Verein für deutsche Literatur.

Kleinpaul, Dr. Rudolf, Italienischer Sprachführer. Conversations - Wörterbuch für Reisende. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. Leipzig, Bibliograph. Institut.

Köhler, Carl Sylvio, Die Weisheit der Tragiker. Realconcordanz der Sprüche und Lehren in den Tragödien des Aeschylus, Sophokles, Euripides. Griechisch-Deutsch. Halle a. S., Otto Hendel.

Landauer, Aimée, Echos poétiques. Vienne, Ch. Gerold fils.

Leo, F. A., Die Baco-Shakespeare-Affaire. Excursen über die Baco-Shakespeare-Affaire. Separat - Abdruck aus dem XX. Bande des Shakespeare-Jahresberichts pro 1885.

Lindau, Paul, Aus der neuen Welt. Briefe aus dem Osten und Westen der Vereinigten Staaten. Berlin, Ferdinand Salomon.

— Richard Wagner avec le portrait de Richard Wagner. (Tannhäuser, à Paris. L'Anneau du Nibelung, à Bayreuth et à Berlin. Parsifal, à Bayreuth. La mort de Richard Wagner.) Traduit en français par Johannes Weber. Paris, Hinrichson et Cie.

- Lilling, R. G.**, Mahnruf eines Nachtwächters. Von einem Schüler zum Eintritt in die Bildungsanstalt. Witten a. R., Selbstverlag des Verfassers.
- Mädler, Dr. J. H.** von, Der Wunderbau des Weltalls oder Populäre Astronomie. Achte etc. Auflage. Strassburg, R. Schultz & Co. Lief. 9-11.
- Melner, J. Dr. jur.**, Goethe als Jurist. Berlin Fr. Kortkamp.
- Melssner, Alfred**, Geschichte meines Lebens. II. Band. Wien und Teschen, k. k. Hofbuchhandlung, Karl Prochaska.
- Morley, John**, La vie de Richard Cobden. Traduit par Sophie Raffalovich. Paris, Librairie Guillaumin et Cie.
- Müller, Eduard**, Etymologisches Wörterbuch der englischen Sprache. 2 Theile. 2. vermehrte und verbesserte Auflage. Cöthen, Paul Schettler.
- Müller, Moritz senior**, Ueber „berechtigte Kerne“ sowie über die Zeit, wo vielleicht „nicht mehr gewöhnt werden wird“. Eine Denkanregung. Pforzheim, G. Delfs.
- Nägeli, C. v.**, Mechanisch-physiologische Theorie der Abstammungslehre. Mit einem Anhang. München und Leipzig, R. Oldenbourg.
- Nekrasow, Nicolai Alexejewitsch**, Sämmtliche Werke. Aus dem Russischen metrisch übertragen von H. J. Köcher. 1. Band. Leipzig-Berlin, Wilhelm Friedrich.
- Oberländer, Richard**, Deutsch-Afrika. Land und Leute, Handel und Wandel in unseren Colonien. Leipzig-Berlin, Wilhelm Friedrich.
- Pecht, Friedrich**, Deutsche Künstler des neunzehnten Jahrhunderts. Studien und Erinnerungen. Vierte Reihe. Nördlingen, C. H. Beck'sche Buchhandlung.
- Fröll, Der nationale Nothstand der Deutschen in Oesterreich, Klagen und Anklagen der deutschen Volkvertreter im österreichischen Parlamente wider das „System Taaffe“. Herausgegeben von Karl Fröll und Leopold Schönhoff in Berlin.**
- Das Deutschthum in Oesterreich und Ungarn einst und jetzt von Freumund. Herausg. von Karl Fröll in Berlin.
- Raffalovich, Mark André**, Tuberosae and Meadowsweel. London, David Boro.
- Reich, Adolph**, Phantastiken, Märchen, Novellen und ästhetische Briefe. Berlin, Siegfried Cronbach.
- Riehl, W. H.**, Freie Vorträge. 2. Sammlung. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung.
- Rodbertus**, — Zwei verschollene staatswirtschaftliche Abhandlungen. Neu herausgegeben und eingeleitet von Dr. Max Quarck. Wien, Verlag der „Deutschen Worte“ (E. Pernstorfer).
- Sanders, Daniel**, Ergänzungs- Wörterbuch der deutschen Sprache. Eine Vervollständigung und Erweiterung aller bisher erschienenen deutschsprachlichen Wörterbücher (einschliesslich des Grimm'schen). Mit Belegen von Luther bis auf die neueste Gegenwart. Berlin, Abenheim'sche Verlagsbuchhandlung.
- Scherenberg, Ernst**, Fürst Bismarck. Ein Charakterbild für das deutsche Volk. Elberfeld, Verlag der Budeker'schen Buch- und Kunsthandlung.
- Schmidt, Maximilian**, Die Fischerrosol von St. Heinrich. Lebensbild vom Starnbergersee. München, Georg D. W. Callwey.
- Sophokles**, Oedipus in Kolonos. Aus dem Griechischen im antiken Versmass übertragen von H. A. Feldmann, Dr. Hamburg, Hermann Grüning.
- Teuber, Oscar**, Geschichte des Prager Theaters. Von den Anfängen des Schauspielwesens bis auf die neueste Zeit. 2. Theil. Prag. Verlag der k. k. Hofbuchdruckerei. A. Haase.
- Tolstol, Graf Leo**, Die Kosaken. Kaukasische Novelle. Aus dem Russischen von G. Keuchel. Berlin, A. Deubner.
- Ueberweg, Friedrich**, Schiller als Historiker und Philosoph. Mit einer biographischen Skizze Ueberwegs von Fr. A. Lange. Herausgegeben von Dr. Moritz Brasch. Leipzig, Carl Reissner.
- Weitrich, Richard**, Friedrich Schiller. Geschichte seines Lebens und Charakteristik seiner Werke. Unter kritischem Nachweis der biographischen Quellen. 1. Lieferung. Mit dem Bildnisse der Dannecker'schen Schillerbüste. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung.
- Wesselhöft, Johannes**, Vollständiger Unterricht, den Hausgarten als Blumen-, Gemüse- und Obstgarten in einfacher und gemischter Form nach Regeln anzulegen und zu bewirtschaften. Halle, Otto Hendel.
- Wolff, Albert**, La Haute Nöce. Paris, Victor-Havard.
- Wolzogen, Ernst von**, George Eliot. Eine biographisch-kritische Studie. Leipzig, Albert Unflad.
- Wilkie Collins. Ein biographisch-kritischer Versuch. Leipzig, Albert Unflad.
- Zabel, Eugen**, Literarische Streifzüge durch Russland. Berlin, Deubner.
- Zimmermann, Oswald**, Die Wonne des Loids. Beiträge zur Erkenntnis des menschlichen Empfindens in Kunst und Leben. 2. umgearb. Aufl. Leipzig, Carl Reissner.
- Zingeler, Dr. Karl Theodor**, Karl Anton von Hohenzollern und die Beziehungen des fürstlichen Hauses Hohenzollern zu dem Hause Zähringen-Baden. Festschrift zur Goldenen Hochzeitsfeier Ihrer Königlichen Hoheiten des Fürsten Karl Anton von Hohenzollern und der Fürstin Josefine, geb. Prinzessin von Baden, am 21. October 1884. Sigmaringen, C. Tappen.
- Zöllner, Hugo**, Das Togoland und die Sklavenküste. Berlin und Stuttgart, W. Spemann.
- Zwikkh, Nepomuk**, Führer durch die Ostthaler Alpen. Gera, Amthor'sche Verlagsbuchhdlg.
- Handelskammer zu Frankfurt a. M. Jahresbericht für 1884. Frankfurt a. M. Selbstverlag der Frankfurter Handelskammer.
- La Revue contemporaine litteraire, politique et philosophique. Tome I, No. 2. 3. 4. Tome II, No. 1.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.

Druck und Verlag von S. Schottlaender in Breslau.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift unterlagt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

CARLSBADER Natürliche Mineralwässer

1885^{er} Frische Füllung 1885^{er}.

Täglicher Versand

Quellen

und
deren Wärmegrade.

Sprudel . . .	53 ^o R.
Mühlbrunn .	44 ^o R.
Schlombbrunn .	44 ^o R.
Thermebrunn .	43 ^o R.
Kohlbrunn . .	43 ^o R.
Marktbrunn .	39 ^o R.
Rom. Kronquelle	28 ^o R.
Felsenquelle .	47 ^o R.
Kaiser Karls-Qu.	34 ^o R.

Carlsbader
TRINKKUR
im
Hause

Quellen- Producte.

CARLSBADER
Sprudel-Salz.

CARLSBADER
Sprudel-Seife.

CARLSBADER
Sprudel-Pastillen

Die Carlsbader Mineralwässer und Quellenproducte
sind zu beziehen durch die

Carlsbader Mineralwasser-Versendung

Löbel Schottlaender, Carlsbad ¹/₂Böhmen

sowie durch

alle Mineralwasser-Handlungen, Apotheken und Droguisten.

Uebersseeische Depôts in den grössten Städten aller Welttheile.

I NATÜRLICH
KOHLENSAURES MINERAL-WASSER.

**INTERNATIONALEN HYGIENISCHEN
AUSSTELLUNG, LONDON, 1884.**

Die ganze Flasche oder Krug, 32 Pf.
Die halbe Flasche oder Krug, 25 Pf. } die Gefässe
mit
einbegriffen.

KÄUFLICH ZU DIESEN PREISEN IN:

Aachen,	Coblenz,	M. Gladbach,	Karlsruhe.	Osnabrück,
Augsburg,	Crefeld,	Görlitz,	Kassel,	Remagen.
Baden-Baden,	Creuznach,	Halle a/S.,	Köln,	Saarbrücken.
Bamberg,	Dortmund,	Hamburg,	Landau,	Schwerin i/M.
Barmen,	Dresden,	Hamm i/W.,	Leipzig	Stettin.
Berlin,	Duisburg,	Hannover,	Ludwigshafen,	Stuttgart.
Bielefeld,	Düren,	Harburg,	Magdeburg,	Trier.
Bochum,	Düsseldorf,	Heidelberg.	Mainz,	Wiesbaden.
Bonn,	Elberfeld,	Heilbronn.	Mannheim,	Worms.
Braunschweig,	Essen,	Herford,	München,	Würzburg.
Breslau,	Frankfurt a/Main,	Ingolstadt,	Münster i W.	Zweibrücken
Celle,	Freiburg i/B.,	Kaiserslautern,	Nürnberg,	

DIE APOLLINARIS-COMPANY (LIMITED)

Zweig-Comptoir: Remagen a. Rhein.



Band 34. — Heft 101.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatschrift.

August 1885.

Greslau-Berlin
S. Schottlaender.

August 1885.

Inhalt.

	Seite
W. Hildebrandt in Naumburg.	
Der Skat-Onkel. Erzählung	205
Erich Schmidt in Wien.	
Adolf Sonnenthal	224
Wolfgang Eras in Breslau.	
Die Kunst Bowlen zu brauen	231
Wilhelm Geiger in München.	
Die Aussen in Turkestan	247
Carl du Prel in München.	
Ein Problem für Taschenspieler	286
Elise Orzeszko in Wien.	
Nebelbilder. Erzählung	305
Klaus Groth in Kiel.	
Eine neue plattdeutsche Bibelausgabe	333
Bibliographie.	341
Alte und neue Kunst (Erich Bley, Moderne Kunst) mit Illustrationen. Zwei neue Bücher von Johannes Scherr. — Salvatore Sarina.	
Bibliographische Notizen	349

Hierzu ein Portrait von Adolf Sonnenthal.
Radirung von Wilhelm Rohr in München.

„Nord und Süd“ erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunstbeilage.

— Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark. —

Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.

—== Alle auf den redactionellen Inhalt von „Nord und Süd“ bezüglichen Sendungen sind an die Redaction nach Breslau, Siebenhufenerstraße 2/3, ohne Angabe eines Personennamens zu richten. ==—

[illegible]

THE
LIFE OF
JOHN
MONTGOMERY



Montgomery



Nord und Süd.

Eine deutsche Monatschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

XXXIV. Band. — August 1885. — 101. Heft.

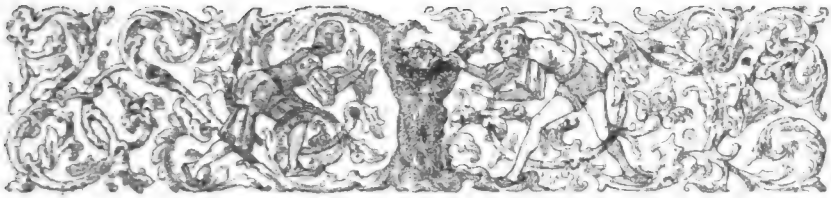
(Mit einem Portrait in Abbildung: Adolf Sonnenthal.)



1885.

Breslau—Berlin.

Druck und Verlag von S. Schottlaender.



Der Skat-Onkel.

Von

W. Hildebrandt.

— Naumburg. —

Willy, 's ist gut, daß Du kommst!" rief mir meine Mutter entgegen, ohne einen Blick von dem Inhalte des eisernen Topfes zu wenden, in welchem sie am Herde emsig mit dem hölzernen Kochlöffel herumrührte.

Ich war ganz der gleichen Ansicht. Ich hatte den Vormittag über auf dem Maisfelde tüchtig gearbeitet, und als ich jetzt die Schwelle des einfachen Blockhauses betrat, wallte mir von drinnen der köstliche Duft von dürrten Erbsen und geräuchertem Hirschfleisch entgegen.

„Well Ma'm!" sagte ich und strich mir mit dem leinenen Hemdärmel den Schweiß von der Stirn.

„Ach, laß mir das englische Kauderwelsch!"

„Sei mir doch nicht böse; es fuhr mir nur so heraus."

Die Mutter hob geschäftig den Topf vom Feuer und stürzte seinen Inhalt in die große irdene Schüssel um.

„Ich bin Dir ja gar nicht böse," sagte sie, indem sie das liebe freundliche Gesicht, das von der Hitze des Herdes noch glühte, mir lächelnd zuwendete. „Aber Du weißt, ich kann nun einmal das Englische nicht leiden. Wozu denn auch? Leben wir denn hier nicht wie mitten in Deutschland? Wohnen denn auf funfzig Meilen in der Runde andere Leute als Deutsche? — Na setz Dich nur erst und is, wirst wohl hungrig sein!" damit ergriff sie die schwere Schüssel, stellte sie auf den Tisch herüber und reichte mir den Löffel hin.

Ich ließ mich nicht lange nöthigen; wer jemals einen ganzen Vormittag bei drückender Sonnenhitze auf einem Maisfelde gearbeitet hat, weiß,

was das sagen will, und daß dann der Hunger schon von selbst kommt, zumal, wenn man erst sechszehn Jahre alt ist.

Die Mutter hatte mir gegenüber Platz genommen und sah mit stillem Vergnügen zu, wie es mir schmeckte. Erst als bei beginnender Sättigung mein Löffel sich in langsamerem Tempo bewegte, nahm sie die Unterhaltung wieder auf. „Weißt Du wohl, woran ich vorhin dachte?“

Ich legte den Löffel nieder und sah sie erwartungsvoll an.

„Na,iß nur dabei immer ruhig weiter, wenn's Dir schmeckt,“ ermunterte sie. „Aber weißt Du, mir fiel vorhin beim Kochen ein, daß übermorgen meines Bruders Geburtstag ist. Da schickt es sich doch wohl, daß wir ihm diesmal gratuliren, sonst nimmt er es uns am Ende übel. Im vorigen Jahre ging's beim besten Willen nicht; da hatten wir hier noch alle Hände voll zu thun mit bauen und einrichten. Aber in diesem Jahre muß es gehen. Dein Vater kann freilich nicht abkommen; der wird drüben in den Taffery-Mounts mit der neuen Farm für uns bis zum Herbst kaum fertig; und bis zum Herbst muß diese Farm schon wieder verkauft sein, wenn wir ein gutes Geschäft machen wollen. An Käufern und guten Preisen fehlt es ja nicht, der Zuzug aus dem Osten läßt noch immer nicht nach. Sieh, und da dachte ich, Du könntest hinüber reiten zum Onkel Wilhelm und ihm gratuliren. Es ist ja noch dazu Dein Pathe. Willst Du?“

Ob ich wollte? Welche Frage? Heraus aus dem ewigen Einerlei unserer Einsamkeit, frei von der mühsamen Feldarbeit, ganz mein eigener Herr, mir völlig selbst überlassen über Berg und Thal durch Wald und Steppe tagelang zu streifen, einmal wieder andere Menschen zu sprechen und andere Gegenden zu sehen, welch' prächtiger Gedanke! Das freudige Aufleuchten meiner Augen gab die beste Antwort.

„Ich dachte,“ fuhr die Mutter, die meine Aufregung lächelnd bemerkt, fort, „es würde Dir selbst Vergnügen machen. Du bist ja schon groß und verständig genug, daß man Dir so etwas auftragen kann. Von den Indianern hat man auch seit langer Zeit nichts mehr gehört; sie scheinen seit dem letzten Zusammenstoß am Horse-River versprengt zu sein, oder sich nach einer anderen Gegend verzogen zu haben. Du nimmst natürlich den Fuchs-Pony; es ist ein kluges und flinkes Thier und hat schon einmal Deinen Vater noch glücklich nach Hause gebracht, als ihm die Indianer bereits dicht auf den Fersen waren. Und die kurze Büchse nimmst Du auch, jie ist leichter und handlicher als das Doppelgewehr, und Du bist einmal daran gewöhnt.“

„Und Du?“ fragte ich mit besorgtem Blicke.

„Mach Dir deshalb keinen Kummer. Ich behalte das Doppelgewehr und die beiden Hunde. Das ist mehr als ausreichend. Und nun wasch Dich nur und zieh' Dich an. Wenn Du zeitig fortreitest, so kannst Du heute Abend noch vor Dunkelheit bei Lindenbergs am rothen Steine sein, morgen hast Du dann einen mäßigen Tagesritt bis zu Müllers Farm und übermorgen gegen Mittag bist Du beim Onkel.“

Während ich draußen den Pony sattelte und aufzäumte, sah ich durch die geöffnete Thür meine Mutter eifrig in ihrer geöffneten Lade framen. Sie hatte sich über die Ecke gebeugt, in welcher sie ihre wenigen Schmuckfachen und das baare Geld aufzubewahren pflegte. Was suchte sie? Wollte sie mir Geld mit auf die Reise geben? Wozu das? Bei uns im Walde giebt's weder Wirthshäuser, noch bezahlte Gastfreundschaft, auch Trinkgelber giebt es nicht, weil man keine Diensthoten hält. — Endlich hatte sie es gefunden. Es war ein blendend weißer breiter Klapptragen, den sie nicht ohne einen Anflug leiser Wehmuth betrachtete.

„Hier, Willy,“ sagte sie mit einer gewissen Feierlichkeit, „thu den Kragen um; Du mußt schmod fein, wenn Du unter die Leute kommst. Aber nimm mir den Kragen ja recht in Acht, daß Du ihn nicht verlierst, und daß nichts dran kommt. Mein Vater seliger hat ihn noch als Student auf der Wartburg getragen!“

„Was war es mit der Wartburg, Mutter?“

„Ja, liebes Kind, das weiß ich eigentlich selbst nicht so recht. Mein Vater hat uns ja als Kindern gar oft davon erzählt, aber ich war damals noch ein junges oberflächliches Ding, und hab's nicht verstanden und behalten. Ich denke immer, ich finde doch noch einmal Jemand, der mir sagen kann, was es mit der Wartburg gewesen ist. Etwas Großes, oder der erste Anfang zu etwas Großen muß es wohl gewesen sein, das habe ich meinem Vater immer angemerkt, vielleicht so etwas, wie damals mit dem englischen Theeschiß in Boston, von dem in unserem Schulen so viel erzählt wird. Aber hinterdrein ist es meinem Vater gar schlimm ergangen; sie haben ihn festgesetzt, und die Mutter, die eine Professorstochter aus Jena war und nicht von ihm hat lassen mögen, hat sich mit ihm im Gefängniß trauen lassen, und als sie nichts auf ihn haben bringen können, haben sie ihn freigelassen, aber nach Amerika hat er auswandern müssen. Halt mir den Kragen in Ehren, Willy, das bitt ich Dich; Dein Großvater hat ihn auch in Ehren gehalten und ihn nur bei ganz besonderen festlichen Gelegenheiten getragen.“

Sie ging wieder hinein und brachte meines Vaters stählerne Uhrkette heraus.

„Da hier, häng' die Kette an, es braucht Niemand zu wissen, daß keine Uhr daran ist. Dein Vater braucht die Uhr jetzt nothwendiger, als wir.“

Mit mütterlichem Wohlgefallen musterte sie mich.

„Jetzt siehst Du ganz aus, wie ein deutscher Student, Willy,“ sagte sie befriedigt. Ein deutscher Student, das war nach den Ueberlieferungen ihres seligen Vaters das höchste; darüber hinaus ging nichts.

Ich brannte vor Ungeduld, mich in den Sattel zu schwingen. Ein neckischer Kobold, meine überschäumende Jugendlust trieb mich, im letzten Augenblicke noch einmal das Verbot zu übertreten, mit welchem sie kaum erst gegen mich die englische Sprache belegt hatte.

„Fare well!“ rief ich, indem ich ihr zum Abschied die Hand entgegen streckte.

Die Mutter machte ein ernstes Gesicht und drohte mit dem Finger. „Wieder das Englisch!“ sagte sie, indem sie vorwurfsvoll den Kopf schüttelte.

„Ach, Herzensmütterchen, es war ja nur zum Spaß.“

„Ja, ja, jetzt noch zum Spaß und später im Ernst. Ich fürchte, daß Du doch noch einmal das Deutsche verlernst und ein richtiger Amerikaner wirst. Gott verhüt's.“

Noch ein herzlicher Kuß, und im nächsten Augenblick richtete ich mich freudestrahlend auf dem ungeduldig stampfenden Pony im Sattel zurecht.

„Ja, und Willy,“ sagte meine Mutter, indem sie an das Pferd herantrat, „wenn Du zum Onkel kommst, so grüßt Du ihn recht schön von uns Allen, auch vom Vater, verstehst Du? Und gratulirst ihm von uns, und wünschst ihm Gesund und langes Leben. So verlangt's der Anstand. Hörst Du, Willy?“

„Werb's schon besorgen.“

„Und wenn Dir unterwegs etwas begegnet und Du etwa schießen mußt, ich glaub's nicht und will's nicht hoffen, aber es könnte ja doch einmal sein, dann weißt Du, daß Du Dich hinter dem Halse vom Pony deckst. Es ist besser, das Pferd geht verloren, als daß Du getroffen wirst. Und zielt erst richtig und giebst nicht zu schnell Feuer. Verstehst Du?“

„Will mich schon vorsehen.“

„Sieh lieber erst noch einmal nach, ob das Pulverhorn frisch gefüllt ist.“

„Ist schon geschehen.“

„Du hast doch zur Vorsicht noch ein paar Kugeln mitgenommen?“

Ich klatschte vergnügt mit der Hand auf die Hosentasche. „Sech's in der Tasche und eine im Laufe, das reicht bis an's andere Ende der Welt.“

„Na, dann behüt Dich Gott. Reise glücklich, mein Junge!“

„Willy!“ rief mir meine Mutter in zärtlicher Fürsorge noch einmal nach, als ich im raschen Trabe bereits die Umzäunung erreicht hatte.

Ich parirte das ungeduldige Pferd.

„Willy, was ich Dir noch sagen wollte — daß Du mir nicht etwa kalt trinkst, wenn Du erhitzt bist.“

Ich nickte zur Bestätigung, schwenkte ein letztes Mal noch den breiten Hut, und im nächsten Augenblick hatte mich bereits das Waldebunkel aufgenommen.

*

*

*

Die Etappen, welche mir von meiner Mutter vorgezeichnet waren, hatte ich richtig eingehalten, und als am Vormittag des dritten Tages die Sonne etwa auf zehn Uhr stand, begann der Wald sich zu lichten, und ich erblickte die Farm meines Onkels vor mir.

Ein wüthendes Gebell von Hunden empfing mich, und gleich darauf

Kamen zwei mächtige Rüden aus der Umzäunung auf mich zugestürzt und machten die beste Miene, mich vom Pferde zu reißen. Die Thiere waren prächtig auf den Mann dressirt, das sah ich gleich auf den ersten Blick, denn ohne sich lange zu besinnen, nahm mich der eine Hund gleich von der linken, der andere gleich von der rechten Seite, so daß ich vollauf zu thun hatte, sie mir mit der schweren ledernen Reitpeitsche vom Leibe zu halten.

Die gedrungene, kräftige Gestalt meines Onkels folgte ihnen fast auf dem Fuße.

„Rastor, Rustan! Wollt Ihr wohl!“ rief er mit volltönender Stimme den wüthen den Bestien zu, die noch immer nicht von mir abließen.

„Was giebt's? Wer ist's?“ wendete er sich dann gegen mich, indem er mich mit prüfendem Blick musterte.

„Guten Morgen, lieber Onkel —“ rief ich erregt, denn ich mußte fortwährend die beiden Hunde im Auge behalten, die mich ganz außer Athem gebracht hatten.

„— Ich gratulire Dir recht herzlich —“ damit fauste meine Reitpeitsche wüthig auf den einen Köter hernieder, der gerade nach mir in die Höhe schnappen wollte.

„— und wünsche Dir Gesundheit und —“ die Peitsche fuhr dem andern Köter um die Ohren, daß dieser heulend zurückprallte.

In diesem Augenblicke fühlte ich mich von des Onkels Armen gefaßt, und, so schwer ich auch war, mit einem Ruck aus dem Sattel gehoben und auf die ebene Erde gestellt.

„Herr Gott, Du bist's, Willy, mein Junge!“ rief der Onkel, der mich jetzt erst erkannt hatte.

„— und langes Leben,“ vollendete ich mit einem tiefen Athemzuge meine Gratulation mit Hindernissen.

Die Hunde gingen sofort zu der Rolle stummer wohlwollender Beobachter über, als sie sahen, daß ich mit ihrem Herrn gut Freund war. Wahrhaftig, ein Paar prächtig dressirte Thiere!

„Willy, mein Junge, ich hätte Dich wahrlich kaum wiedererkannt,“ rief Onkel Wilhelm, indem er mich mit unverkennbarer Freude in die Arme schloß. „Wie bist Du groß geworden! Was für ein stattlicher, straffer Bursche.“

„Ich gratulire Dir auch recht herzlich —“ begann ich von Neuem, weil ich glaubte, der Onkel werde über dem Geheul der Hunde den Anfang meiner Ansprache überhört haben.

„Ja, aber wozu gratulirst Du mir denn nur?“ fragte er, indem er mit den freundlichen klaren Augen mich lächelnd ansah.

„Nun, zu Deinem Geburtstage.“

„Zu meinem Geburtstage? — Donnerwetter, ist ja richtig. Heute ist ja mein Geburtstag. Daran habe ich noch gar nicht gedacht. Ihr habt Euch den Tag besser gemerkt, als ich selbst. — Na, dann danke ich Dir auch recht schön, mein Junge. — Wie geht's denn daheim?“

„Ich danke, wir sind Alle gesund. Die Mutter läßt vielmals grüßen,“ richtete ich meinen Auftrag weiter aus, „und Vater auch.“

„Wo steckt denn Dein Vater jetzt?“

„In den Tessery-Mounts.“

„Aha, macht wieder urbares Land; verdient viel Geld dabei, wird aber dahinter seines Lebens nicht froh. Habt Ihr schon wieder Abnehmer für die jetzige Farm?“

„Es ist uns schon das Dreifache von dem geboten worden, was sie uns gekostet hat.“

„Verdammt viel Geld; könnt's aber nicht genießen. Ich lobe mir doch dagegen ein Leben, wie hier, wo man mit anderen Menschen und mit der Welt Verkehr hat.“

Wir waren inzwischen bis zur Thür des Hauses gelangt. Der Onkel blieb stehen und musterte mich nochmals mit wohlgefälligem Blicke. Plötzlich hielt er mich auf Armlänge von sich ab und fragte mit lautem Lachen:

„Aber sag mir nur einmal, Junge, was trägst Du denn für eine riesige weiße Nothflagge um den Hals?“

Die Röthe schoß mir in's Gesicht.

„Es ist meines Großvaters Kragen, den er als Student auf der Wartburg getragen hat,“ entgegnete ich mit gekränktem Stolz.

„Des Vaters Kragen, ah, ja,“ murmelte Onkel Wilhelm und sein sonst fröhliches Gesicht nahm vorübergehend einen ernsten Ausdruck an. Einen Augenblick herrschte Schweigen, dann hatte er sich wieder gefaßt und sagte: „Nichts für ungut, mein Junge, aber solche Kragen trägt man heutzutage nicht mehr. Gegenwärtig sind nur noch Stehkragen Mode.“

Dabei wies er mit einer gewissen sturzhastigen Selbstgefälligkeit nach seinem Halse, den ein abgetragener Papierkragen von höchst fragwürdigem Weiß zierte.

Er schien zu errathen, daß ich innerlich Vergleichen anstellte, die nicht gerade zu Gunsten seiner eigenen Toilette ausfielen; denn er setzte so gleich entschuldigend hinzu:

„Es ist der letzte; das Dampfboot mit frischer Papierwäsche legt erst wieder in der nächsten Woche hier an;“ und, um der Unterhaltung eine andere Wendung zu geben, fragte er, nach meiner Weste deutend: „Eine Uhr hast Du auch schon?“

„Es ist nur die Kette,“ entgegnete ich ehrlich; „die Uhr hat der Vater mit in den Tessery-Mounts.“

„So, so, nun Dein Vater hätte Dir längst schon eine Uhr kaufen können, an Geld dazu fehlt es ihm wahrlich nicht. Na warte nur, mein Junge, bei nächster Gelegenheit besorge ich Dir eine als Pathengeschent. Und nun komm herein und stärke Dich nach dem langen Ritt.“

Beim Frühstück mußte ich ihm ausführlich erzählen, wie es uns in der letzten Zeit ergangen war, und wie wir auf unserer Farm lebten.

„Du spielst doch Skat?“ unterbrach er mich plötzlich, indem er mich ansah.

„Skat?“ stotterte ich überrascht durch diese unerwartete Frage. „Skat? Was ist das, Onkel?“

Mein Onkel legte das Messer nieder und sah mich erstaunt mit weit geöffneten Augen an.

„Junge — Du weißt nicht, was Skat ist? — Aber Du spielst doch mindestens Sechszundsechzig?“ forschte er mit gespannter Erwartung.

Ich hatte das unklare Gefühl, daß es sich für mich um ein recht beschämendes Geständniß handelte, aber ich wollte wenigstens nicht lügen. Stumm und verlegen sah ich den Onkel an und schüttelte mit dem Kopfe.

Er schnellte von seinem Sitze in die Höhe.

„Du verstehst nicht einmal Sechszundsechzig?“ rief er, indem er die Fäuste auf den Tisch stemmte und sich zu mir herüberbog, während seine Blicke mich durchbohren zu wollen schienen. „Aber die Karten kennst Du doch?“

Scham und Verlegenheit trieben mir das Blut in das Gesicht; aber die Wahrheit mußte heraus.

„Habe noch keine gesehen,“ murmelte ich resignirt und auf Alles gefaßt.

Mein Onkel erhob verzweifelt die gefalteten Hände über das Haupt.

„Hast noch nicht einmal eine Karte gesehen? Mensch und so bist Du aufgewachsen? So hat Dich Dein Vater aufwachsen lassen? Wie einen Wilden? Wie einen Indianer? Nein, das ist ja himmelschreiend. Was nußt es ihm denn, wenn er jährlich so und so viel Hundert Dollars in die Bank trägt und darüber Deine Ausbildung versäumt? Kein Skat, kein Sechszundsechzig? Hast noch nicht einmal eine Karte gesehen? Da hört ja die Weltgeschichte auf. Was willst Du denn anfangen, wenn Du einmal aus Deiner Wildniß heraus unter andere Leute kommst und nicht Karte spielen kannst? Du blamirst Dich ja überall, wohin Du kommst. Kennt noch nicht einmal die Karten? Nein, so etwas lebt nicht weiter.

„Dir, mein armer Junge, mache ich keinen Vorwurf daraus,“ setzte er in ruhigerem Tone begütigend hinzu, als er meine Verwirrung wahrte.

„Du kannst ja nichts dafür. Aber mit Deinem Vater werde ich einmal ein ernstes Wort reden. Als Onkel und Pathe habe ich das Recht und die Pflicht dazu. Das muß anders werden. Ein Mensch von sechszehn Jahren und kennt noch nicht einmal die Karten! Nein, nein, das kann und darf nicht so fort gehen!“ Und er schüttelte in ernster Mißbilligung den mächtigen Lodenkopf.

Wir schwiegen Beide. Ich stocherte mit dem Messer auf meinem Teller herum und der Onkel rang offenbar nach Ruhe und Fassung.

„Komm, Willy,“ sagte er endlich, indem er sich erhob, „ich will Dir die Farm zeigen.“ seine Stimme klang dabei weich, fast mitleidig, „das bringt uns auf andere Gedanken.“

Die Ansiedelung war vorzüglich im Stande und reizend gelegen. Sie zog sich auf einem Plateau hin, von welchem aus man weithin über die

Berge und Wälder sehen konnte. Drunten in der Tiefe rollte, vom dichten Laube des Hochwaldes streckenweise ganz verdeckt, der schiffbare Fluß seine gelben Wellen vorüber.

Der Onkel hörte mein Lob, mit welchem ich nicht zurückhielt, wohlgefällig lächelnd an.

„Du verstehst wenigstens Dein Fach und weißt worauf es ankommt,“ sagte er. „Aber ich wollte mich an Eurer Stelle schon bedanken, wenn ich mich dort hinten in der Wildniß lebendig begraben sollte. Ihr macht dort viel Geld zusammen, das ist ja richtig. Aber was habt Ihr denn vom Leben? Absolut gar nichts. Und wenn dort die Dollars auf dem Acker lägen, wie die Kieselsteine, ich würde nicht hingehen. Man will doch auch unter Menschen leben und sein Dasein ein bißchen genießen. Sieh, hier lebe ich mitten in der Welt; in Paris kann's nicht besser sein. Das Dampfboot legt alle vierzehn Tage an und bringt Zeitungen, Zucker, Kaffee, Seife, Alles, was das Herz nur begehrt. Man erfährt fortwährend, wie es in der Welt zugeht, und hat alle Wochen mindestens ein paar Mal Gelegenheit, andere Leute zu sehen und zu sprechen und sich an ihrem Anblick zu erinnern, wie eigentlich ein richtiger Christenmensch ausseh'n muß. Sieh', rings um mich herum wohnen gute Freunde von mir, lauter feine und gebildete Leute, sage ich Dir, und Alles richtige echte Deutsche, die noch in der Wollé gefärbt sind.“

„Siehst Du,“ fuhr er fort, indem er in die Ferne deutete, „dort drüben rechts, ganz in der Nähe — man könnte fast sagen nebenan, denn es ist durch die Luft gemessen kaum eine halbe Stunde — wohnt gleich ein lieber Freund von mir. War drüben in Deutschland in Dingsda, na, wie heißt's doch gleich, Lieutenant. Kam hierher arm und ausgehungert wie eine Kirchenmaus. Hat wohl über ein halbes Jahr lang bei mir gewohnt und mir bei der Arbeit mitgeholfen. Wollte gerade weiter nach Westen ziehen, da verunglückte drüben der Farmer beim Holzfällen und er heirathete die Wittwe. Jetzt geht's ihm recht gut. Hat aus Deutschland fort gemußt, weil er seinem Hauptmanne gegenüber, mit dem er beim Spiel in Streit gerathen war, die Hand an den Degengriff gelegt hatte. So erzählt er's wenigstens. Vielleicht hat sich die Sache auch anders zugetragen, wer kann das wissen. Nennt sich einfach Breslauer; wird wohl aber nicht sein richtiger Name sein. Trägt wenigstens am Finger einen goldenen Ring mit einem adeligen Wappen, das einzige Werthstück, das er mitbrachte, und von dem er sich absolut nicht trennen wollte. Ein wahres Feldherrntalent. Du glaubst gar nicht, wie meisterhaft er uns bei dem letzten Streifzuge gegen die Indianer geführt hat. Und ein Kartenspieler, vor dem man den Hut abnehmen muß: alle Spiele kennt er, im Staatspiele übertrifft ihn kein Fürst.“

„Dort noch ein halbes Stündchen weiter wohnt wieder ein Freund. 's ist ein Schulmeister aus Sachsen, hat aber den vielen Aerger mit den Schulkindern, der Gemeinde, dem Pastor, dem Gutsherrn und der Schulbehörde überdrüssig bekommen und ist ausgewandert. Der Boden ist ihm

auch erst ein bißchen heiß geworden, hatte nach Schulmeisterart gedoctert und gequacksalbert und manche von seinen Patienten hatten nicht für seine Medicin getaugt und ihm den böshaften Streich gespielt, früher zu sterben, ehe er sie gesund gemacht hatte. Hierher in die Gegend ist er durch ein gelehrtes Versehen gekommen. Als er eintraf, fragte er gleich nach den Palmentwäldern und nach den Kolibris; und als ich ihm erwiderte, die gäbe es bei uns nicht, nach denen müsse er schon eine gute Strecke weiter nach Süden gehen holte er ein geographisches Buch heraus, blätterte darin und rief mit einem Male: „Weeß Knöbbchen, da habe ich, wie ich mir mein neies Vaterland aussuchte, eene Seite überhüppt un bin nach Brasilien gekommen. Na, bei Ihnen gefällt es mir nu aber eenmal, und ich bleibe da“. Eine grundehrliche, kreuzbrave Haut, nur daß ihm die Skatregeln noch nicht recht in den Kopf wollen!“

Mein Onkel wies mit der Hand nach links. „Siehst Du dort hinten die große Ansiedelung? Ein Prachtstück von Farm. Gehört gleichfalls einem Deutschen, der erst vor Kurzem frisch zugewandert ist und sich dort mit allem möglichen Luxus, den es hier giebt, eingerichtet hat. Soll in Köln oder Düsseldorf Kassirer bei einer großen Bank oder etwas Aehnliches gewesen sein und sich ohne Urlaub auf die Reise gemacht haben. Hat ein sehr schönes Vermögen mitgebracht. Frau und Kinder hat er auf einem anderen Wege nachkommen lassen. Ist noch etwas scheu und zurückhaltend, wenn die Rede auf seine Verhältnisse kommt. Braucht sich deshalb keine Sorge zu machen. Hier in Amerika fragt man Niemand, was er drüben in Europa war und weshalb er eigentlich herüber kommt. Das wäre gegen Anstand und gute Sitte. Man würde damit nur die Leute belästigen und die Wahrheit doch nicht erfahren. Hier bei uns ist er jedenfalls bis jetzt stets streng reell und gewissenhaft aufgetreten. Der Lieutenant und ich haben ihm gar manchmal beim Kartenspiel auf die Finger gesehen, aber noch nicht ein einziges Mal bemerkt, daß er gemogelt hat. Nennt sich Schulze; scheint auch wirklich sein richtiger Name zu sein; habe ihn schon ein paar Mal unversehens so angerufen und er hat immer gleich darauf gehört.“

„Na, Du wirst ja die Herren kennen lernen, mein Junge,“ schloß er die Personalbeschreibung; „werde ihnen gleich telegraphiren, daß sie mich heute Nachmittag ein bißchen besuchen sollen.“

„Was, Du hast auch einen Telegraphen?“ rief ich überrascht und neugierig; denn ich hatte zwar schon manchmal von einem Telegraphen reden gehört, aber noch keinen gesehen. „Ach, bitte, lieber Onkel, zeige ihn mir. Wo ist er?“

„Dort im Holzstalle. Sollst ihn gleich zu sehen bekommen.“

Er ging nach dem Holzstalle und lehrte mit einem Haufen durrer Aeste zurück, die er zu einem Holzstoß kunstgerecht aufbaute.

„Das ist er,“ sagte er mit dem Finger darauf deutend, als er mit seiner Arbeit fertig war.

„Was denn? der Telegraph?“ fragte ich ungläubig.

„Der Telegraph, mein Junge, wie ich Dir sage,“ und er nickte, sein Wort nochmals mit den Blicken musternnd, zur Bestätigung mit dem Kopfe.

„Aber Onkel,“ rief ich enttäuscht, „das ist ja gar nichts Neues, gar nichts Besonderes, das kenne ich ja schon längst. Ich habe mir unter einem Telegraphen etwas ganz Anderes vorgestellt.“

„Ja, ja, so geht es in der Welt. Die Dinge heißen mitunter ganz anders, als sie aussehen. Ich habe einmal einen Freund gehabt, der hieß Schwarz und war der schönste Brandfuchs, den man sich denken konnte. — Na, sollst nun auch den Telegraphen arbeiten sehen.“

Er setzte den Holzstoß in Brand.

„Siehst Du,“ sagte er, indem er auf den emporsteigenden dichten Qualm wies, das heißt in der Telegraphensprache: Ich gebe mir die Ehre und lade die Herren auf heute Nachmittag zu einem gemüthlichen Stet ein. — Die Antwort wird gleich eintreffen.“

Richtig; nach wenigen Minuten erhoben sich erst beim Lieutenant, dann auch beim Schulmeister und beim Kassirer gleiche Rauchsäulen.

„Das heißt,“ verständigte mich mein Onkel mit wichtiger Miene: Wir nehmen die freundliche Einladung mit ergebenstem Danke an und werden uns pünktlich einstellen.“

„Aber lieber Onkel,“ sagte ich und wies dabei auf eine Farm, die näher, als die übrigen, und fast gegenüber, auf der anderen Seite des Flusses lag, „von dort drüben kommt keine Antwort. Sind die nicht mit eingeladen?“

„Nein!“ Seine Stirn zog sich dabei in leichte Falten.

„Wer wohnt denn dort?“

„Ein Herr Haselhuhn mit seiner Tochter.“

Die Antwort klang so kurz, fast barsch, daß ich merkte, der Onkel wollte nicht weiter gefragt sein, und deshalb still schwieg. —

Der Telegraph hatte vortrefflich seine Schuldigkeit gethan. Mit Beginn des Nachmittags trafen in kurzen Zwischenräumen die Geladenen auf ihren Pferden pünktlich ein; man begrüßte einander, und ich wurde den Gästen vom Onkel mit einem gewissen verwandtschaftlichen Bedauern als sein in der Wildniß aufgewachsener Nefse vorgestellt, den man entschuldigen möge, wenn er noch keine blasse Idee vom Kartenspiel habe, der aber im Uebrigen ein lieber, guter und tüchtiger Junge sei.

Während der Lieutenant, eine noch frische und jugendliche Erscheinung von feinen und gefälligen Umgangsformen, sich freundlich mit mir in eine längere Unterhaltung einließ, stand der Onkel mit unverkennbaren Zeichen der Ungebuld daneben.

„Aber liebster Lieutenant, ich bitte Sie,“ unterbrach er endlich das Gespräch, „lassen Sie uns doch nicht die edle Zeit mit solchen Dingen vergeuden. Wir hätten schon längst einmal herumgespielt haben können. — Nicht wahr, Willy, Du nimmst es mir nicht übel? Aber die Zeit ist zu kostbar, und wir sind doch wahrlich nicht hier beisammen, um einander

schöne Complimente zu sagen. Du kannst ja zusehen, da lernst Du etwas, und dort liegt auch Holz, wenn Du einstweilen ein bißchen schnitzen willst. — Also, meine Herren, immer 'ran an den Tisch, daß der Stat endlich seinen Anfang nimmt!"

Er eilte an seine Commode, kramte darin geschäftig herum, und kehrte mit einem Spiel Karten zurück. Aber was für Karten! Alt, abgegriffen, in einer undefinirbaren Färbung, welche kaum noch die Figuren hindurchschimmern ließ, und gegen welche des Onkels Papiertragen noch blendend weiß erschien.

Der Lieutenant hatte, während der Onkel noch kramte, den beiden Anderen einige Worte zugeflüstert. Jetzt traten alle drei in Reih' und Glied auf den Onkel zu.

„Mein lieber Freund und Nachbar Krause,“ begann der Lieutenant mit einem verbindlichen Lächeln, „gestatten Sie uns, ehe das Spiel beginnt, den Ausdruck unserer aufrichtigsten und herzlichsten Glückwünsche zu Ihrem heutigen Wiegenfeste.“

„Was? Woher wissen Sie? Hat Willy geplaudert?“ stotterte der Onkel verwirrt und verlegen.

„Werde ich doch niemals Zeit meines Lebens den Geburtstag des Mannes vergessen, dem ich zu so außerordentlichem Dank verpflichtet bin;“ betheuerte der Lieutenant. „Und damit Sie sehen,“ fuhr er fort, „daß ich nicht erst jetzt und durch Zufall Kenntniß von der Bedeutung des heutigen Tages erlangt habe, nehme ich mir die Freiheit, Ihnen hier dies kleine Angebinde feierlichst zu überreichen.“

Dabei zog er aus der Brusttasche ein kleines Packet in Papier und hielt es dem Onkel mit einer scherzhaften Verbeugung entgegen.

Dieser griff mechanisch zu und schlug das Papier auseinander. „Kinder,“ rief er plötzlich, während seine Augen in heller Freude aufleuchteten, „ist's möglich? eine Karte? eine funkelnagelneue deutsche Karte! Lieutenant! Hauptmann! General! Generalissimus! Prachtkerl! Wo haben Sie dies Ideal von einer Karte aufgetrieben?“

„Ich habe sie einem deutschen Matrosen abgekauft, als ich neulich unten in der Stadt war.“

„Soll leben, dieser edle Biedermann von einem Matrosen! hurrah hoch! Kinder, eine neue deutsche Karte!“ Damit hüpfte der Onkel in dem Zimmer herum und schwenkte die Karte bald hoch in der Luft, bald drückte er sie fest an seine breite Brust.

„Sie ist doch aber auch vollzählig?“ fragte er, indem er plötzlich stehen blieb, den Lieutenant ansah und dann die Blätter hastig zwischen den Fingern hindurchgleiten ließ.

„Vollzählig natürlich!“ bekräftigte dieser, „ich habe sie selbst nachgezählt.“

„Das wird unsere Festkarte!“ bestimmte der Onkel in freudigster Erregung. „Für gewöhnlich muß noch die alte Karte herhalten. Nur an besonderen Festtagen — —“

„Zum Beispiel heute,“ fiel der Lieutenant lächelnd ein.

„Heute, natürlich! Heut wird nur mit der neuen Karte gespielt,“ jubelte der Onkel.

Man kann sich denken, daß nach einer so angenehmen Einleitung das Spiel einen sehr frohen und heiteren Verlauf nahm. Der Onkel war in der köstlichsten Laune, die Anderen waren es nicht minder und ich, der ich zwar nichts von ihrem Spiele verstand, hatte meine Freude an dem Vergnügen Aller. Das Spiel schien meinem Onkel ganz besonders günstig zu sein.

„Das macht nur die neue Karte,“ warf der Kassirer lächelnd hin.

„Ich meine das auch,“ bestätigte der Onkel, „es ist eine Glückskarte!“ und indem er beim Mischen eine Karte emporhob und mir hinhielt, rief er: „Da sieh, Willy, den Herrn hier auf der Karte mußt Du Dir merken, das ist der Haupt-Matador, der Eichelwenzel! Vor dem wirst Du schon noch Respect bekommen.“

„Tausend, das war einmal ein Spiel!“ rief er nach einer Weile, als er wieder einmal gewonnen hatte, „vier Wenzel und der Rest nichts als hohe Trümpfe! Solch eine Karte habe ich noch nie in meinem Leben gehabt.“

„Ich denke doch wohl!“ warf der Lieutenant leicht hin, während es ihm schelmisch um die Mundwinkel zuckte.

„Ich wüßte aber wirklich nicht,“ betheuerte der Onkel und legte, sich besinnend, die Hand an die Stirn.

„Nun, ich meine das Spiel mit den fünf Wenzeln,“ lächelte der Lieutenant.

„Giebt's denn die, meine Herren?“ fragte der Schulmeister vertrauensvoll, indem er bald den Einen, bald den Anderen ansah. „Ich denke, es sind im Ganzen nur vier Wenzel in der Karte?“

Mein Onkel gab dem Lieutenant mit den Augen ein Zeichen, daß er schweigen solle, aber der Kassirer und der Schulmeister hatten es bemerkt und baten lebhaft um Aufklärung. Der Lieutenant lachte und sah fragend nach meinem Onkel herüber. Dieser zögerte erst einen Augenblick, dann rief er: „Na, meinetwegen, dann kann's der Lieutenant erzählen! Es kommt ja doch herum, so wie so; dafür werden die Haselhühns da drüben schon sorgen. Da ist's besser, die Herren erfahren es gleich aus erster Quelle. Aber bitte, lieber Lieutenant, fassen Sie sich kurz, damit wir nicht so viel Zeit am Spiel versäumen!“

„So kurz als es sich thun läßt,“ antwortete der Lieutenant, indem er lächelnd am Schnurrbarte drehte. „Sie müssen nämlich wissen, junger Freund,“ begann er zu mir gewendet, „daß Sie bei einem Haare jetzt keinen Erbknecht mehr gehabt hätten.“

„Gehört nicht zur Sache!“ wehrte der Onkel ab. „Zur Sache! Zur Sache! damit wir wieder an's Spiel kommen.“

„Nun, die Herren wissen sämmtlich, zu welch' großem Danke ich unserm Freunde Krause durch seine uneigennützigte Gastfreundschaft verpflichtet bin.“

„Gehört wieder nicht zur Sache.“

„Sie entschuldigen, das gehört sehr wohl dazu. — Meine kleine, brave Frau denkt nämlich über die Dankbarkeit genau so wie ich; nur über die Mittel gehen unsere Meinungen etwas auseinander. Und so glaubte meine Frau, meinem lieben Freunde Krause da unsere Dankbarkeit nicht besser beweisen zu können, als indem sie ihn glücklich unter die Haube brachte. Sie wissen ja, meine Herren, eine jede Frau fühlt mehr oder weniger den Verus, ein bißchen zu kuppeln, oder, um es milder zu sagen, der Vorsehung ein bißchen in die Hände zu arbeiten. Die Frauen sind nun einmal von der Unübertrefflichkeit ihres Geschlechts so felsenfest überzeugt, daß sie einen jeden Mann für unglücklich halten, der nicht ein Ehegespons an der Seite hat, und diesem Mangel aus reiner Nächstenliebe abzuhelfen bemüht sind. Als daher Freund Krause vor einiger Zeit bei uns zum Besuch war, glaubte meine Frau den günstigen Augenblick gekommen und nahm ihn vertraulich bei Seite.

„Sie schilderte ihm erst Grau in Grau das ganze Elend des Junggesellenlebens, um ihm sodann in desto lebhafteren Farben das ganze Glück einer Häuslichkeit auszumalen, in welcher eine verständige liebevolle Hausfrau waltet.

„Als Krause dagegen einwendete, daß er seines einsamen Lebens nicht im Mindesten überdrüssig sei, und daß er bei seiner eisenfesten Gesundheit bis jetzt noch nicht die zarte Pflege einer Frauenhand vermißt hatte, begann sie ein anderes Register aufzuziehen. Sie erzählte ihm, wie gemüthlich es sei, wenn ich ermüdet von der Arbeit nach Hause komme, und sie dann die Karten herbeihole, um mit mir noch ein kleines harmloses Spielchen zu machen. Das wirkte schon besser. Krause horchte nach und nach auf und versieg sich sogar schließlich zu der schüchternen Frage: Aber wenn ich nun auch wirklich wollte, wo sollte ich denn eine Frau finden, die für mich paßt?“

„Das war es, worauf meine Frau hinauswollte.

„Wenn's weiter nichts wäre,“ versetzte sie eifrig, „da würde sich wohl bald Rath schaffen lassen.“

„Aber ich bitte Sie, Wen — — —?“

„Nun, da brauchen Sie sich doch wahrlich nicht erst weit umzusehen. Wie war's denn gleich in Ihrer Nachbarschaft mit Fräulein Haselhuhn?“

„Die — —?“ fragte Freund Krause gebohrt.

„Meine Frau ließ sich nicht abschrecken. „Nun ja, Fräulein Haselhuhn ist über die erste Jugend hinaus, aber damit auch über die Jugendtheiten. Ich kann Ihnen versichern, daß es ein sehr liebenswürdiges, gutgezogenes Mädchen ist, man muß sie nur erst kennen lernen; und dabei kerngesund, verständig und voll guter Laune. Die würde Sie sicher glücklich machen. Und denken Sie nur einmal, wenn der alte Herr einmal die Augen zuthut; Ihr Besitzthum stößt fast an das seine, nur der Fluß liegt dazwischen. Das gäbe einmal einen Grundbesitz.“

„Freund Krause wollt noch immer nicht recht anbeißen. Aber meine Frau hatte den besten Trumpf für zuletzt aufgespart.

„Fräulein Haselhuhn war erst kürzlich bei mir,“ erzählte sie in gleichgültigem Tone, „und da kam auch die Rede auf unser Kartenspiel. Erst zögerte sie etwas verschämt, aber dann rückte sie gegen mich vertraulich mit dem Geständniß heraus, daß auch sie gern mit ihrem Vater Karten spiele, Sechszundsechzig und noch eine Menge anderer Spiele zu Zweien, die ich wieder vergessen habe. Und wenn einmal ihr Onkel auf Besuch komme, dann würde Skat mit dem Strohmann gespielt. Skat sei ihr besonderes Lieblingspiel.“

„Dieser Schuß traf endlich in's Ziel. Krause schnellte in die Höhe: „Ist's wahr? Skat ist ihr Lieblingspiel? Können Sie mir das verjichern?“

„Wie ich Ihnen sage; ich weiß es aus ihrem eigenen Munde.“

„Krause sann und grübelte. „Aber würde sie mich auch nehmen wollen?“ fragte er endlich zaghaft.

„Welche Frage? Sie müßte geradezu blind sein, wenn sie Nein sagen wollte. Einen Mann wie Sie, und nicht nehmen wollen, wo denken Sie hin.“

„Wenn ich da nur erst Gewißheit hätte, ehe ich es wagte, mich gegen sie auszusprechen.“

„Wenn Ihnen daran besonders gelegen ist, da wird sich leicht Rath schaffen lassen! Ich lade Fräulein Haselhuhn zu mir herüber; Sie kommen etwas früher und verstecken sich hier irgendwo, etwa dort im Schrank, oder unter dem Sopha. Ich bringe dann die Rede auf die Herren im Allgemeinen und auf Sie insbesondere. Sie werden alsdann selbst hören können, wie die Dame über das Heirathen und über Sie denkt. Wenn wir dann das Zimmer verlassen haben, kommen Sie aus Ihrem Versteck hervor, thun, als ob Sie eben erst eingetroffen wären, machen sich an die Seite des Fräulein Haselhuhn, bringen nach einer Weile ihre Worte hübsch an, und die Sache ist gemacht.“

„Das leuchtete meinem lieben Freunde sonnenklar ein, und so wurde denn gleich für den folgenden Tag die Ausführung des Planes verabredet.

„Zur festgesetzten Stunde traf denn auch Krause wieder bei uns ein. Nach einigem Ueberlegen einigt man sich dahin, daß der Platz unter dem Sopha für ihn der geeignetste sei, um das Gespräch der beiden Damen ungestört belauschen zu können. Man wartet, man späht, und als man endlich in der Ferne Fräulein Haselhuhn herankommen sieht, muß sich Freund Krause dazu bequemen, unter das Sopha zu kriechen, was bei seinem stattlichen Körperbau nicht ohne Schwierigkeiten sich bewerkstelligen läßt. Meine Frau wirft noch in aller Hast eine Decke auf das Sopha, um ebensowohl den Lauscher den Blicken des Besuches, als die Füße der Dame den Blicken des Lauschers zu verbergen, dann eilt sie hinaus, der Dame entgegen. Die Beiden haben sich natürlich erst draußen nach der ersten Begrüßung unendlich viel zu erzählen, und es vergeht geraume Zeit, ehe sie in's Zimmer treten.

„Und nun, mein liebes Fräulein Haselhuhn,“ sagt meine Frau im verbindlichsten Tone, „nehmen Sie Platz!“ und damit nöthigt sie dieselbe auf das Sopha.

„Wie ist es Ihnen ergangen in der langen Zeit, daß ich Sie nicht gesehen habe?“

„Und wie geht es Ihrem werthen Herrn Papa.“

„O ich danke, recht gut.“

„Hat er sich wieder etwas erholt?“

„Bitte, mein Papa ist gar nicht leidend gewesen.“

„Nun, er sah in der letzten Zeit mitunter recht angegriffen aus.“

„Das habe ich gar nicht bemerkt. Papa hat auch niemals geklagt.“

„So etwas merkt ein Patient am letzten und ein Fremder am Ersten.“

„Sie erschrecken mich! Sie meinen doch nicht — —?“

„Ach, gar nichts. Aber Sie müssen bedenken, daß Ihr guter, lieber Herr Papa schon in etwas vorgerücktem Alter ist, und da muß man sich schon daran gewöhnen, mit Möglichkeiten zu rechnen.“

Bei diesen Worten ließ sich unter dem Sopha ein langgezogenes, dumpfes, rasselnbes Geräusch vernehmen.

„Fräulein Haselhuhn fuhr zusammen: „Ach, was ist das?“ fragte sie unruhig.

„Nichts,“ beruhigte sie meine Frau, der mit einem Male etwas unheimlich zu Muth wurde. „Es ist der neue Hund, der noch einige Untugenden hat.“

„Er ist doch nicht bözartig?“

„Nicht im Mindesten, nur noch etwas unartig, wie man das bei jungen Hunden findet.“

„Oh, haben Sie mich vorhin mit Ihren Worten erschreckt, ich habe noch nie in meinem Leben an die Möglichkeit gedacht — —“ und Fräulein Haselhuhn strich sich mit der Hand über die Stirn.

„Aber, liebes Kind, man darf doch vor solchen Dingen die Augen nicht verschließen, die Enttäuschung würde sonst doppelt bitter sein. Wir sind Alle sterblich. Man muß sich in den Lauf der Dinge zu finden lernen und bei Zeiten seine Vorkehrungen treffen. Wir armen Frauen sind ja in solchen Fällen stets am schlimmsten daran. Ich weiß das aus eigener Erfahrung; ich habe das ja selbst mit durchgemacht.“

„Das dumpfe rasselnbes Geräusch unter dem Sopha wurde lauter und vernehmlicher. Fräulein Haselhuhn warf einen ängstlich fragenden Blick auf meine Frau, in welcher eine entsetzliche Ahnung aufstieg. Dem Freunde Krause hatte das Warten zu lange gedauert, er war eingeschlafen und — schnarchte.

„Die Männer sind nun einmal ein unentbehrliches Uebel,“ fuhr sie lächelnd fort, während ihr der kalte Angstschweiß vor die Stirn trat. „Was will eine arme Frau für sich allein ohne den Rath und die Stütze eines tüchtigen erfahrenen Mannes anfangen?“

„Das Schnarchen dauerte fort.

„Zum Glück zeichnet sich gerade unsere Gegend durch tüchtige und solide Männer aus, welche eine Frau glücklich zu machen wissen.“

„Meine Frau sagte das mit erhobener Stimme, um den Schläfer zu wecken. Vergebens, er schnarchte weiter, und Fräulein Haselhuhn wurde immer unruhiger.

„Da war zum Beispiel gestern ein Herr hier — er besucht uns vielleicht auch heute wieder —“

„Das laute Schnarchen war einem behaglichen Brummen gewichen. Freund Krause begann zu träumen.

„Sie kennen ihn ja auch, sind ihm schon öfter bei unseren Zusammenkünften begegnet — es ist ja eigentlich Ihr nächster Nachbar —“

„Krause hielt einen Augenblick mit Schnarchen und Brummen inne. Meine Frau schöpfte wieder neue Hoffnung und fuhr zuversichtlicher fort:

„— ein wirklich schöner Mann in den besten Jahren — von tadelloser Vergangenheit — fein gebildet und liebenswürdig — ein vollendeter —“

„Hurrah hoch! Ein Grand mit fünf Mataboren!“ brüllte plötzlich eine Stimmenstimme unter dem Sopha.

„Fräulein Haselhuhn that einen lauten Schrei und schnellte entsetzt von dem Sopha in die Höhe. Auch meine Frau hatte sich bestürzt erhoben und rang vergebens nach Fassung.

„Der Schrei hatte Krause geweckt. Ohne die Veranlassung desselben zu ahnen, und ohne eine Idee von dem, was sich während seines erquickenden Schlummers zugetragen, lag er still und unbeweglich da und horchte.

„Was ist das?“ rief Fräulein Haselhuhn, welcher der Schreck die Glieder lähmte, und sie da, wo sie stand, festbannte. „Was ist unter dem Sopha? — Wer ist unter dem Sopha?“

„Meine Frau vermochte kein Wort zu antworten.

„Wer ist unter dem Sopha?“ wiederholte Fräulein Haselhuhn aufgeregt. „Ich sterbe vor Angst! Ich bitte Sie! Ich beschwöre Sie! Ich muß wissen, wer unter dem Sopha ist!“

„Krause sah sein Versteck verrathen. Was half's da weiter, sich noch länger verborgen zu halten? Wohl oder übel mußte er sich in das Unvermeidliche fügen.

„Erst tauchten ein Paar Beine unter dem Sopha hervor, dann präsentirte sich mit zurückgeschobenen Rockschößen und nicht ohne einige Anstrengung die pralle Achterseite! endlich folgte leuchend und stöhnend der übrige Mann nach und stellte sich verwirrt und noch halb schlaftrunken vor den Damen auf die Füße.

„Bei diesem Anblick ging der jähe Schreck des Fräulein Haselhuhn plötzlich in die ausgelassenste Heiterkeit über. Vergebens stammelte Krause einige verlegene Worte der Entschuldigung; vergebens mischte sich auch meine Frau ein. Das ausgelassen [convulsivische] Lachen des Fräulein Haselhuhn war nicht zu bändigen. Jeder neue Versuch Krauses, die Sache aufzuklären, hatte nur neue und noch ungestümere Lachanfänge der ausgelassenen Dame zur Folge. Er bat, schwor und betheuerte, und sie glaubte vor Lachen er-

stiden zu müssen — Endlich gab er die Hoffnung auf. Verzweifelt stürmte er aus dem Zimmer, im Hausflur an mir vorüber, ohne mir auf meine Frage, was sich zugetragen, Rede zu stehen, fort nach dem Stall, auf's Pferd — und im nächsten Augenblicke jagte er auch schon wie toll davon.

„Seit jener Zeit kann mein Freund den Namen Haselhuhn nicht gut nennen hören, und selbst unser Haus hat er anfänglich einige Wochen lang gemieden, als ob wir mit an der ganzen Geschichte Schuld gewesen wären.“

Mein Onkel hatte den Lieutenant ruhig zu Ende erzählen lassen und selbst in unsern Sachen wiederholt gutmüthig mit eingestimmt.

„Im Allgemeinen ist die Sache richtig,“ sagte er, indem er die Karten durch die Hand gleiten ließ. „Nur hat der Lieutenant hier und da mehr Farbe aufgetragen.“

„Hören Sie 'mal,“ tröstete ihn der Schulmeister, „am Ende kriege Sie Fräulein Haselhuhn doch noch. Wer kann nich wissen. 's giebt Sie solche Fälle.“

Der Onkel zuckte mit den Achseln.

„Aber hören Sie mal, bestatte Sie mal,“ forschte der Schulmeister, „wie sah denn nu eegentlich der finste Wenzel aus, den Sie im Grand hatten?“

„Ja, lieber Freund, das läßt sich gar nicht beschreiben. Ganz himmelblau war er.“

„Herrjemine, en himmelblauer Wenzel!“ jubelte der Schulmeister vergnügt.

„Na, und nun, dächt ich, gingen wir wieder an die Arbeit,“ mahnte mein Onkel, indem er frische Karten austheilte. „Wir haben Zeit genug mit der dummen Geschichte vergeudet und müssen das Versäumte wieder einbringen.“

Es dämmerte bereits stark, als die Gäste sich wieder zum Aufbruch rüsteten. Aber noch lange, nachdem dieselben sich wieder entfernt hatten, saß mein Onkel da und ließ die Blätter der neuen Karte mit schmunzelndem Behagen durch die Hand gleiten. Dann endlich schlug er dieselben sorgfältig in Papier, verschloß das Packet in seiner Commode und steckte die Schlüssel zu sich. Im Laufe des Abends ging er noch wiederholt über die Commode, um nachzusehen, daß sein Schatz noch vorhanden sei, und wenn mich nicht ein Traum getäuscht hat, so habe ich ihn selbst noch in der Nacht vor der Commode stehen und die Karte betrachten gesehen. —

Am folgenden Morgen war ich früh auf den Beinen und drängte zum Aufbruch. Mein Onkel, der mich zwar noch einige Tage bei sich behalten hätte, verzichtete auf alle Einwände, als ich ihn darauf aufmerksam machte, daß die Mutter ganz allein zu Hause zurückgeblieben sei.

„Ich werde Dich eine Strecke begleiten,“ sagte er, „im Felde giebt es ja ohnedies jetzt wenig zu thun.“

Die Pferde waren bereits gesattelt.

„Wie mache ich es nur mit der neuen Karte?“ fragte der Onkel nach-

denklich. „Wie leicht könnte etwas damit in meiner Abwesenheit passiren. Ich thue wohl am Besten, wenn ich sie mitnehme. Man kann nicht wissen!“

Damit kehrte er noch einmal in das Haus zurück, nahm die Karte aus der Commode und steckte sie in die Brusttasche.

Dann erst ging es auf's Pferd und fort.

Wiederholt erinnerte ich daran, daß es nun Zeit sei, uns zu trennen. Immer gab er noch eine neue Strecke zu. Es war, als ob er sich von mir nicht zu trennen vermöge. So ritten wir denn in traulicher Unterhaltung immer weiter durch den Wald.

„Aber nun, lieber Onkel,“ erklärte ich ihm endlich bestimmt, „kann ich Deine Begleitung nicht länger annehmen. Du bist zu Hause nothwendiger. Wir müssen uns hier trennen.“

„Ach, weißt Du, mein Junge, es ist mir so curios, als dürfte ich Dich noch nicht allein weiter reisen lassen. Nur noch ein halbes Stündchen, mein Junge, bis zu der Schierlings-Tanne dort oben. Da wollen wir endlich Abschied nehmen.“

Das Wort war kaum über seine Lippen, als in unserer unmittelbaren Nähe ein Schuß krachte.

Ich sah meinen Onkel im Sattel wanken, sich zur Seite neigen und vom Pferde sinken, das wiehern einen Seitensprung that und im Gebüsch verschwand. Mit Blitzesschnelle hatte ich mir die Situation klar gemacht. Sprang ich vom Pferde, um dem Onkel Hilfe zu leisten, so riskirte ich, daß auch mein Klepper davon lief; und während ich mich mit meinem Onkel beschäftigte, hatte der Feind volle Muße, frisch zu laden und auch mich auf's Korn zu nehmen.

So ließ ich denn den Onkel liegen, riß meinen Pony herum und sprengte, das Gewehr schußgerecht im Arm, in der Richtung, aus welcher der Schuß gefallen war. Ich glaubte auch mitunter in der Ferne eine dunkle Gestalt durch das Dickicht gleiten zu sehen, aber dieselbe hatte bereits zu viel Vorsprung gewonnen, als daß es sich noch verlohnt hätte auf dieselbe zu feuern; denn das dichte Gestrüpp bot einem Reiter mehr Hindernisse, als einem Fußgänger, zumal einem Indianer. Ich ließ daher von der weiteren Verfolgung ab, machte bald das zweite Pferd wieder auffindig, und kehrte, mit demselben am Bügel, von bangen Ahnungen erfüllt zu der Stelle zurück, wo ich meinen Onkel verlassen hatte.

Zu meiner Freude fand ich ihn, mit dem Rücken gegen einen Baum gelehnt, auf der Erde sitzen. Er hielt das Kartenspiel in der Hand und betrachtete dasselbe.

Noch nie zuvor hatte ich ihn so traurig gesehen.

„Ach, Billy, die neue Karte!“ rief er mir wehklagend entgegen, als ich aus dem Gebüsch auftauchte.

„Onkel, bist Du verwundet? Wie geht's Dir?“ forschte ich besorgt.

„Ach, mir geht's ja gut. Nichts weiter als eine leichte Contusion auf der Rippe. Aber da hier, sieh doch nur Willy, meine schöne neue Karte!“ Und mit Thränen in den Augen hielt er mir das Kartenspiel entgegen, in welchem die feindliche Kugel fest eingefeilt saß. „Das ganze Spiel ist verdorben.“

„Aber, Onkel, welches Glück!“

„Nun ja doch, es war ja gut gezielt. Aber konnte ich nicht mindestens die alte Karte in die Brusttasche thun, oder sonst so etwas. Ein leichter Streifschuß wäre mir lieber gewesen, der wäre doch wieder geheilt. Der blaue Fleck auf meiner Brust vergeht schon wieder und das Loch im Rocke flicke ich mir auch wieder zu; aber was fange ich nun mit meiner Karte an? Meine schöne neue Karte! Sieh nur, hier beim Eichel-Wenzel ist die Kugel eingedrungen und auf der rothen Achte ist sie sitzen geblieben. Armer Eichel-Wenzel! Mitten durch! — hier, Willy, ich will ihn Dir schenken, ich mag ihn gar nicht mehr ansehen, der Anblick schneidet mir zu tief in's Herz. Behalt ihn als Andenken!“

Ich erbot mich, den Onkel nach seiner Farm zurückzubegleiten.

„Laß nur,“ lehnte er mit schwermüthigem Lächeln mein Anerbieten ab, „ich bin schon wieder wohl auf und finde den Weg allein. Gefahr hat's, wie ich denke, auch nicht mehr. Wären's ihrer mehr gewesen, so würden wir das schon gespürt haben. So ist's nur ein einzelner Lump von Indianer gewesen, muthmaßlich von jener Bande, die wir da neulich versprengt haben. Der denkt gewiß, daß wir ihm jetzt auf den Fersen sitzen, und sorgt dafür, daß er seine Haut in Sicherheit bringt. Na wart nur, Bursche, Dir soll ich nur einmal im Walde begegnen! Dir will ich es eintränken, mir meine gute neue Karte zu zererschießen!“

Nach kurzer Rast und herzlichem Abschiede trennten wir uns und ohne weitere Abenteuer langte ich am Abende des zweiten Tages wohlbehalten zu Haus wieder an.

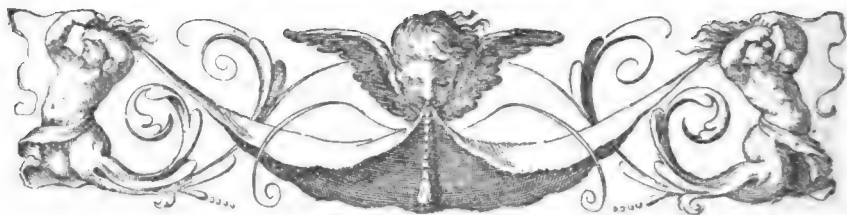
Die Mutter war wohllauf und empfing mich mit ihrer gewohnten Zärtlichkeit. Natürlich mußte ich ihr alle meine Erlebnisse haarklein berichten. Als ich auch auf unser letztes Abenteuer im Walde zu reden kam und zum Beweis den durchschossenen Eichel-Wenzel hervorzog, erblickte sie.

„Mein Bruder in solcher Lebensgefahr!“ stammelte sie, indem ihr die Thränen in die Augen traten. „Und Du, Willy, was wäre aus Dir geworden, wenn Du allein geritten wärest?“

Lange betrachtete sie die Karte. Dann drückte sie dieselbe innig an die Lippen.

Ich glaube, daß wohl noch nie ein Eichel-Wenzel so inbrünstig geküßt worden ist, als dieser.





Adolf Sonnenthal.

Von

Erich Schmidt.

— Wien. —

Die Kunst des Schauspielers ist in ihren Werken transitorisch, sagt Lessings Hamburgische Dramaturgie. Sie schafft kein bleibendes Werk, sondern arbeitet ganz für die Gegenwart. Nur kann ihre Energie weiterreichende Anregungen geben und eine stilistische Uebersieferung wecken, deren Umrisse mehrere Generationen hindurch Geltung behalten. Aber die Geschichte des Theaters baut auf schwankem Grunde, sobald sie über eine Summe von Daten hinaus entwickelnde Darstellung der Schauspielkunst im allgemeinen und einzelnen sein will. Ihr Material sind abgerissene, verschwommene und widersprechende Berichte ferner Augenzeugen, die nicht genügend confrontirt und verhört werden können. Auch Selbstcharakteristiken, Memoiren, Briefwechsel hervorragender Mimen überliefern uns nur schattenhafte Andeutungen, oft eitle Bespiegelungen. Bei erfahrenen, höchst bühnenkundigen Berichterstatlern, wie z. B. Heinrich Laube, kommen doch überall bewußt oder unbewußt persönliche Sympathien und Verstimmungen in Anschlag. Und in je einfacheren Linien sich die Art eines großen Darstellers bewegt, je ungesuchter und sparsamer seine Mittel sind, je inniger Natur und Kunst in ihm verschmelzen, um so verzweifelter wird die Aufgabe auch für den schärfsten, geübtesten Beobachter. Die Virtuosen, in deren künstelnder Mosaikarbeit man stets die Berechnung der Effecten spürt, lassen sich leicht mit Worten haschen, während die schlichte, runde Vollendung der nachtappenden Reproduction trotz. Wer die Gabe Wasser zu ballen besäße wie die „reine schöne Frau des hohen Bramen“ bei Goethe,

der vermöchte vielleicht auch die verschwimmende und verrauschende Leistung der Geberdensprache und des lebendigen Wortes zu fixiren.

Wir sprechen von Stilen der Schauspielkunst. Während Lessing die ganze bildende Kunst akademisch unter das Joch des antiken Schönheitsideals zwingen wollte, sagt er von der Schauspielkunst nur: „Wenn es vor Alterz eine solche Kunst gegeben hat, so haben wir sie nicht mehr, sie ist verloren, sie muß ganz von neuem wieder erfunden werden.“ Deutschland hatte im sechzehnten Jahrhundert eine marionettenhafte, im siebzehnten und länger eine rohnaturalistische, im achtzehnten Jahrhundert eine gespreizte Manier voll Tanzmeistergrazie und weitausholeuder Schlangenlinien. Auch ein Garrick, wenn anders man z. B. den Macbethbildchen trauen darf, war von der Unart, mit den Armen die Luft zu durchrudern und „krieplichte Achten“ zu beschreiben, keineswegs frei. Meister Ethof vermittelte zwischen der Reuber-Schönemann'schen Convenienz und dem Schröder'schen Realismus, der sich wohl zu wenig aus der bürgerlichen Stimmung emporstchwang. Zffland, der erste gastirende Virtuos, tischte den Deutschen die Mäpchen einer Detailmalerei auf, welche unausrottbar fortwuchernd gewöhnlich Hand in Hand geht mit dem schlimmsten Feind eines ausgeglichenen Ensemble, dem Gelüßt, auf der Bühne allein beachtet zu werden, allein zu herrschen: Lichter aus! mein Lämpchen nur! Die Weimarer Schule als Extrem konnte keine bedeutende Individualität, kein starkes Naturell brauchen; auf neuen klassischen Werken fußend und formalen Experimenten zugethan, gängelte sie die Schauspieler höchst idealistisch, und Goethe schrieb einen Codex voll steifer Regeln, die man nicht ohne Lächeln lesen kann. Es wird auch kaum angehen mit dem Anatomen Henke zwei Stile, einen klassischen der idealmalerischen Wirkung, der harmonisch begleitenden und durchcomponirten Mimit und andererseits als mehr germanisch eine rudweis abseßende und markirende Art energisch isolirter Gesten als ausschließende Gegensätze aufzustellen, da doch der Stil der Darstellung dem Stil des Darzustellenden sich anpaßt. Die Comédie française giebt Racine in einem andern Stil als Augier, Moliere in einem andern Stil als Sardou. Die Italiener kennen eine neue Spielart, seit ihre ersten Künstler sich Shakespeares Tragödien angeeignet haben. Jene idealisirende Malerei wird vom Schauspieler im antiken Drama, bei den alten Franzosen, in Nathan, Iphigenie, Tasso, in Schillers Jambenstücken strenger oder freier angestrebt werden, diese realistischere und explosivere bei Shakespeare, in Emilia Galotti, Wäb, den Räubern, Kabale und Liebe, bei Kleist, im modernen Drama der Franzosen und aller Charakteristiker unseres Jahrhunderts. Wir sehen denselben Künstler heut in Wort und Geberde edel gebändigt durch den Idealisator Schiller'scher Rhetorik, morgen von einem Realisten zum Realisten umgewandelt; dieselbe Künstlerin heut als Antigone in den Posen antiker Plastik, morgen im Sittenstück des Tages von gegenwärtiger Beobachtung gefördert. Nur Ein Gesetz bleibt in unverbrüchlicher Geltung: die innere Wahrheit.

Es giebt nicht Eine Schauspielkunst und Einen allein seligmachenden Stil, sondern es giebt so viele echte Kunststile der Darstellung, als es echte Arten des Dramas giebt, und der geborene Schauspieler wird, seinem mythischen Ahnen Proteus gleich, vielgestaltig in die Eigenart jeder Gattung, jedes Dichters eintauchen.

Der kunstreichste und vielseitigste Schauspieler der Gegenwart ist Adolf Sonnenthal. Das Burgtheater war die Stätte seiner schüchternen Anfänge. Es sah ihn wachsen vom Schüler zum Meister, vom Statisten zum ersten Regisseur. Sonnenthals Geschichte ist rasch erzählt: Am Sylbestertag 1834 in Pest geboren, kam er als blutjunger Handwerker nach Wien, begeisterte sich auf der vierten Galerie des winkeligen Hauses am Michaelerplatz für die Musen, wußte Damison und Laube durch seinen leidenschaftlichen Drang und kleine Talentproben zu interessieren und stoh Abends aus der Schneiderhölle in den Himmel der geliebten Kunst, der er vor der Hand nur als bescheidener Statist diente. Nach einiger Zeit commandirte Laube: „Sie müssen spielen, junger Mensch! Fort, hinaus!“ Und Sonnenthal spielte in Hermannstadt, dann in Graz, endlich weit oben in Königsberg, wo damals Döring und Marr wirkten. Laube hatte ihn scharf im Auge behalten; er ließ Sonnenthal am 18. Mai 1856 als Mortimer gastiren und setzte, unbekümmert um Zweifel und Widerspruch, gleich darauf zum Heil des Burgtheaters sein Engagement durch. Noch standen Anschütz, Löwe, Fichtner, La Roche im Vordertreffen, Veteranen, deren Beispiel jedem Rekruten vorleuchtete. So hat Lewinsky vor einigen Jahren an seinem Ehrenabend den „großen Alten“ den ersten Zoll der Pietät entrichtet, und Sonnenthal möchte mit dem gleichen Dank nicht kargen. Aber wir dürfen weiter zurückgehen: Sonnenthal ist ein Sohn Ungarns, wo es an schauspielerischen Talenten so wenig fehlt, daß ich z. B. im Pester Nationaltheater ein Conversationsstück ohne die geringste Silbe zu verstehen mit wahrem Entzücken vom Anfang bis zum Ende genoß. Nach bestimmenden Wiener Eindrücken hat Sonnenthal in Graz von Holtei, dem alten Practicus, dem unübertroffenen Vorleser, dem wohlwollenden und klugen Lehrer, manchen werthvollen Wink empfangen, und als er, durch eine norddeutsche Campagne gefördert, aber noch recht unfertig, in das große Ensemble der Burg eintrat, wurde ihm allen voran Fichtner ein herrliches Vorbild für Liebhaber und jugendliche Bonvivants. Die stramme Zucht Laubes, der seine Leute tüchtig in Athem hielt, und die nicht immer gelinden Lectionen der Wiener Tageskritik, fanden Sonnenthal gelehrig. Auf angeborenes Talent zu pochen und leichtsinnig nach Stimmung und Einfällen zu improvisiren, lag ihm früh gar fern, vielmehr arbeitete er energisch an seiner Bildung und setzte sich allmählich durch verweilendes Studium in den Besitz einer fast unversiegblichen Technik. Diese Technik arbeitet aber nicht als Maske, sondern nur als vorbereitender Apparat. Sonnenthals Leistungen sind warm und liebenswürdig. Nicht zu den

Künstlern gehörig, die durch Erscheinung und Stimme sofort bestriden, sondern darauf angewiesen, ein fremdes Parterre allgemach zu erobern, gewöhnte sich Sonnenthal die ernsteste Kunstübung an, ohne den Geruch der Studirlampe mit in's Theater zu bringen. Das von Bauernfeld und den Franzosen weißlich zehrende Lustspielrepertoire der Burg ward ihm eine Schule der Leichtigkeit: da lernte man die ungezwungenste Bewegung und das gewandteste Geplauder, und Sonnenthal hatte in seinen Anfängen das Glück, eine Luise Neumann zur Partnerin des Gesprächs zu haben. Seinem umflorten Organ und einem leicht magyarischen Accent, den Unkundige für Ziererei nahmen, zum Troß wurde er früh ein höchst gewandter, launiger Causeur. Er ging nach Paris und studirte die Meister des théâtre français. Und die glänzende Erscheinung Salvini's, der vom Tectosagen Ingomar zum Mohren Othello und herab in den Jammer der Morte civile mit kühner Sicherheit auf- und niederstieg, kam in den siebziger Jahren der weiteren Entwidlung Sonnenthals zu Gute.

Wir sehen das Repertoire Sonnenthals wachsen und sich wandeln. Die jugendlichen Liebhaber à la Mortimer und Franz gab er zuerst auf, und an seine besten jugendlichen Lustspielrollen klammerte er sich nicht. Ja, selbst seine Meisterleistung „Clavigo“ ist von ihm schon seit geraumer Zeit einer jüngeren Kraft abgetreten worden. Jener Reihe Lessing'scher und Goethe'scher Liebhaber, die im Clavigo und im Prinzen von Guastalla gipfeln, trug Sonnenthal alles entgegen, was sie heischt. Schwäche so mit Liebenswürdigkeit vereint wie in Sonnenthals Clavigo wird selten auf der Bühne geschaut werden. In der Scene mit Beaumarchais erst die vornehmste, anmuthigste Verbindlichkeit, dann mit feinsten Nuancirung und Steigerung ein innerer Kampf von Verlegenheit, Betroffenheit, Scham, Reue; in dem großen Auftritt bei Guilberts ein anschwellender Strom der Liebesrede, ein verhängnißvolles Stoden bei dem dreimaligen „Marie“, ein nervöses Gesprudel der Betäubung vor dem Abgang, das Gesicht von den jähen Aufregungen durchwühlt, die Stimme von heißen Thränen erstickt, Herzenstöne mit verrätherischen Lauten kämpfend — wer Zeuge davon war, kann es nicht vergessen. Liebenswürdigkeit ist eine der hervorstechendsten Seiten des Sonnenthal'schen Talentes, mag es humoristisch aufwallen, übermüthig spielen, verhalten werben oder klagen, leidenschaftlich aufflammen. Zu diesem Abhasser darf Esther sagen, man liebe doch sonst was liebenswerth, und nach einer solchen Liebesscene verlangt sich niemand mehr eine Fortsetzung: das Stück ist fertig. Diese Liebenswürdigkeit macht uns Sonnenthals Konrad Wolz so werth, obwohl er dem braven Piepenbrint gegenüber unwillkürlich ein bißchen an eine vornehme Maske erinnert, die sich auf einem Feste incognito belustigt. Diese Liebenswürdigkeit, gepaart mit einer dem nachgiebigen Naturell Sonnenthals so wohl liegenden Melancholie, vergoldet seinen Grafen Thorane, und bricht unwiderstehlich siegend durch die Blasirtheit des Grafen Waldemar durch. So legt

Sonnenthal im „Narciß“ den Hauptaccent nicht auf das Cynische, und durch die Flicken seines Gewandes schimmert thränenenergwingend die angeborene, mißhandelte, aber nicht erstorbene Güte dieser Natur durch. Ich habe nie so weiche Herzensteine, tief aus der Brust herauf, sei es im halb-erstickten Seufzer, sei es im lauten Schluchzen entladen, gehört als von Sonnenthal. Er hat in solchen Momenten ein volles, ganz von einer Empfindung volles Herz, wie es im „Göß“ heißt. Ganz dem einen Gefühl hingegeben, pflegt er dann mit geschlossenen Augen in einer Krisis zu erstarren, bis sich die Empfindung in einen Hauch oder einen leidenschaftlichen Ausbruch löst. Wie vornehm, ehrenhaft, ritterlich und gut ist sein Tellheim, wie gepreßt und elegisch sein Appiani, wie edel flammt er in der kleinen Rolle des Secretärs in „Maria Magdalena“, einer seiner besten Episoden, auf. Sonnenthal's vornehme Liebenswürdigkeit hebt, von technischer Ausarbeitung im Einzelnen ganz abgesehen, manchmal eine neue triviale Lustspielrolle in ungeahnter Weise. Er spielt denn die ungräflichsten Grafen, als stünde Bolinbroke der Herzogin von Marlborough gegenüber, und ein feines Geplänkel zwischen Sonnenthal und Frau Gabilon gehört zu den erlesensten Genüssen, sowie das unübertrefflich ausgeglichene Zusammenspiel Sonnenthals und der Wolter die crasse „Theodora“ sehr sehenswerth macht. Sogar der Paraderolle des Dichters Heinrich in „Lorbeerbaum und Bettelstab“ hilft Sonnenthal durch eine schöne Erinnerung, die nicht blos mit immer schäbigeren Köden und immer tristeren Masken rechnet, wieder auf die alten Beine; wenn er den Schwengel dieser Holter'schen Thränenpumpe anrührt, hilft kein Widerstehen. Ich liebe den „Uriel Acosta“, wo des Helden geistiger Titanismus latent bleibt und nur wie eine bekannte Thatsache erwähnt wird, gar nicht sehr, aber ich liebe Sonnenthal's hoheitvolle Haltung im Anfang, die Herzensteine gegen Judith, den Herzkrampf vor der blinden Mutter, das Martyrium in der Synagoge.

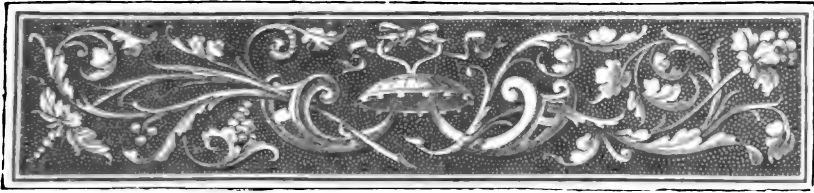
Sonnenthal hat in den letzten zehn Jahren seinen tragischen Kreis sehr erweitert, und es kam ihm äußerlich zu Statte, daß das Regime Dingelstedt nur für ein paar begünstigte Talente arbeitete. Von Shakespeare'schen Rollen fügte er zu den kranken und müden Königen Johann und Heinrich VI. auch den Antonius in Dingelstedts eigenwilliger, für Sonnenthal und die Wolter geschaffener Bearbeitung, den Hamlet, den Othello. Die Wahl dieses Antonius war selbstverständlich, Hamlet sehnte sich seit Joseph Wagners Tod nach einem Vertreter (sowie das Ensemble des Wiener Hamlet sich schon lang und noch heute nach einer gründlichen Umgestaltung sehnt), und der Othello kam an Herrn Sonnenthal, wie ihm auch Lear und Macbeth nach und nach zufallen werden. Von Goethe'schen Rollen übernahm er den Faust im ersten und zweiten Theil nach Wilbrandts nur im Eingang angefochtener, sonst ausgezeichnete Einrichtung. Von Schiller den Tell und den Wallenstein. Man sieht: ein mächtiger Zuwachs. Sonnenthal's eigenste Sphäre war bis dahin nicht die

Tragödie hohen Stils, das Große und Heroische, sondern das Lustspiel, das Schauspiel, das bürgerliche Trauerspiel. Für den Antonius brachte er alles mit, für den Hamlet viel, für den Othello einiges Unmittelbare und eine gereifte Kunst. Die Szenen mit Ophelia, in denen manche Wimen ein rohes Unverständnis an den Tag legen, mag man sich nicht wehmüthiger denken, besonders wie Liebe und die Verachtung von Welt und Weib sich in dem Wort „Geh in ein Kloster“ mengen; vorzüglich gelingt der überlegene, vom leicht malitösen Witz bis zum bitteren Ekel reichende Verkehr mit Polonius und dem Paar Rosentanz-Güldenstern; bis zum wüthendsten Gestammel steigt der Auftritt im Zimmer der Mutter; tief elegisch verklingt das Ende. Was mich am wenigsten befriedigt, sind die Monologe. Sonnenthal, ein geselliger Schauspieler, bedarf des Partners, um seine ganze Kunst der Wechselwirkung zu entfalten, und seiner Redeweise fehlt manchmal der große Athem für längere Perioden des Selbstgesprächs und die klar aufbauende Gliederung. So zerpfückt er, wie übrigens schon Seydelmann gethan, als Tell die von Schiller nun einmal unwiderruflich declamatorisch behandelte Rede in der hohlen Gasse. Als Othello sehr interessant, wo Iago ihn heßt, und höchst ergreifend an Desdemonas Lager, läßt er in der Rede vor dem Senat den ungemeinen Stolz vermissen, auf dessen hohen Wogen die ganze Erzählung dahinsluthet. Sein Faust ergriff erst, dann aber auf's Tiefste, bei dem Vers „die Thräne quillt“, stieg in der Gretchenscene bis zu der Katechisation und weiter zu dem wundervoll gebrachten „daß sie dem guten Gretchen gleicht“ der Walpurgisnacht und dem erschütternden Schauer der Kerkerscene. Der Schlußabend — zugleich ein Triumph des Corpsgeistes in der Burg — sah Sonnenthal durchaus auf der Höhe seines künstlerischen Vermögens: er erglühete beim Schatten-spiel, er unterbrach Lewinskys wundervollen Vortrag von den Müttern mit durchschauenden Lauten der Verwunderung, war bei Helena ganz liebender Ritter und langte als hundertjähriger Faust ahndevoll in die Ewigkeit hinüber; eine große, hoheitvolle, tönereiche Leistung von unvergeßlichem Zauber. Im Tell störte manchen Zuschauer die große Mühszene vor dem Apfelschuß: Tell mag weinen wie ein Held des Homer, aber nicht wie ein Pfiland'scher Vater. Man hörte das voreilige Urtheil, Sonnenthal taue nicht in's heroische Gebiet, er habe vielmehr in den letzten bürgerlichen Rollen das ganze Feld seines Könnens ausgemessen. Allerdings hatte Sonnenthal alle Welt durch seinen Fabricius und Risler frappirt und beim Auftreten des Zuchthäuslers sowie in der großen Scene des braven Schweizlers einen meisterlichen Realismus in Ton und Mimik bis zu unarticulirten Gurgeltönen und furchtbaren Wuthexplosionen entfaltet. Er schien in diesen neuen Rollen so sicher, wie in den eleganten Salonpartien der „Guten Freunde“, der „Vornehmen Ehe“, wo er bald eine anmuthig fuchtelnde Verebbarkeit der Hand spielen ließ, bald beide Hände fest in die Taschen des Jaquets gegraben nervös auf und ab schritt, immer Cavalier vom Scheitel bis zur

Sohle. Die Steffis verstummte, als Sonnenthal voriges Jahr den Wallenstein spielte. Jedermann schüttelte den Kopf bei der Ankündigung, Director und Regiecolleg hatten Bedenken, doch gerade solche Zweifel wurden nur ein Sporn mehr zum Gelingen, und nicht in erster Reihe die Gemüthstöne wie „Mag, bleibe bei mir“, die man dem Künstler ohne Weiteres zugetraut, sondern die Scene mit den Generalen, die große Krisis nach Wrangels Besuch, und — in der Premiere noch zu sehr parlando, zu wenig im Stil Fleck genommen — die visionäre Erzählung setzten sich als vollendete Schöpfungen Sonnenthals fest, der zudem einem trefflichen Bild des Friedländers aus dem 17. Jahrhundert entstiegen schien.

Das Münchener Gesamtgastspiel, das Wiener Jubiläum, auswärtige Erfolge von Moskau bis New-York boten während der letzten fünf Jahre glänzende Zeugnisse für Sonnenthals Bedeutung und Ruhm. Uns bleibt am werthesten seine stetige, hingebende, nie vordringliche Wirksamkeit im Rahmen des Burgtheaters, im Dienst eines harmonischen Ensemble.





Die Kunst Bowlen zu brauen.

Von

Wolfgang Erag.

— Breslau. —

Immern, wenn im zeitigen Frühjahr die ersten Treibhauseerdbeeren von den Delicateßwaarenhändlern zur Schau ausgestellt werden und die Breslauer Weinwirthe ihren Gästen den ersten Waldmeister vorzeigen, den Mainzer und Trarbacher Geschäftsfreunde ihnen eingeschickt haben, — zu einer Jahreszeit also, wo die eigentliche Bowlen-saison noch nicht gekommen ist, — tritt die Versuchung an mich heran, über die Kunst der Bowlenbereitung zu schreiben und einen auf diesem, literarisch noch so gut wie unbeaderten Gebiete gesammelten langjährigen Erfahrungen größeren Kreisen zugänglich zu machen.

Ich sage die Versuchung, denn ich sehe im Voraus, daß ich mir mit meinem harmlosem Geplauder über diesen interessanten und nationalökonomisch nicht unwichtigen Gegenstand allerhand üble Nachrede zuziehen werde. Meine präsumtiven Gegner theile ich in drei Klassen:

Die Ersten sehe ich schon die Nase rümpfen und höre sie darüber spötteln, wie ein Schriftsteller, den Amt und Beruf auf andere „wissenschaftliche“ Probleme hinweisen, dergleichen Alotria treiben kann. Man kennt den lebenswürdigen Ton dieser Aufpaffer, welche auch die „Ätiologie des Falles“ natürlich nicht unerörtert lassen dürfen und daher achselzuckend mit der Bemerkung schließen: „Nun, es ist ja richtig, er (damit ist der Autor gemeint) sitzt ja oft genug in der Kneipe“ &c. &c.

Mit diesen Wiedermännern kann ich mich rasch abfinden. Ihre Gehässigkeiten lassen mich kalt, und was den geringen sachlichen Inhalt ihrer Expectorationen betrifft, so meine ich, daß seit dem Erscheinen der „Physiologie

des Geschmacks“ bereits sechszig Jahre in's Land gegangen sind, weshalb man heute der Mühe überhoben sein sollte, die Berechtigung und culturelle Bedeutung des Studiums der Tafelgenüsse im Einzelnen nachzuweisen.

Die zweite Gruppe meiner Widersacher besteht aus solchen Leuten, welche die Herstellung einer trinkbaren Bowle für die einfachste Sache von der Welt halten und es beinah wie eine persönliche Beleidigung aufnehmen, daß Einer kommt, der sich vermißt, ihnen darüber etwas Neues sagen zu wollen. — Das sind Ignoranten, deren Tadel ebenfalls keine Kopfschmerzen macht.

Weit ernster ist die dritte Klasse der Gegner zu nehmen. Deren Mitglieder negiren die Zulässigkeit der Bowlenbereitung überhaupt, indem sie diese Kunst als eine zwar gesetzlich erlaubte, aber vom höheren ästhetischen und gastronomischen Standpunkte aus durchaus verwerfliche „Weinpantfcheri“ bezeichnen. Die Gemeinde der Bowlenfeinde kat'exochen ist viel zahlreicher als man glauben sollte; man findet unter ihnen, namentlich im herrlichen Rheingau, Weinverständige von erster Qualität. Diesen Herren gegenüber muß ich mich ordentlich in's Zeug legen!

Zunächst gebe ich zu, daß die Frage der Bowlenbereitung nicht acut geworden wäre, wenn die durstigen Seelen, die sich heute mit der Sache beschäftigen, immer in der Lage gewesen wären über einen edlen Rhein- oder Moselwein nach Gefallen verfügen zu können. Aber wenn ich einen Blick auf die Weinbauarten des Rhein- und Moselgebiets werfe, so finde ich, daß die besseren und guten Lagen ein verdammt kleines Gesamtgebiet ausmachen. Und wie steht es denn mit dem Gedeihen der edlen Frucht in unserm oft unwirthlichen Klima? Der selige Kaufmann Deffner in Wiesbaden, allgemein bekannt unter dem Namen der „alte“ Deffner, ein feiner Weinkenner, der mit der Bürschbüchse nicht minder vertraut war, wie mit Pinsel und Palette, die er einst unter der Anleitung seines Freundes C. F. Lessing zur Hand genommen, hatte 1856 ein ergößliches Bildchen gemalt: „Wie die Gäste des Bürgermeisters in Walluf die letzte Flasche 1849er, nachdem sie selbige unter viel Wehklagen ausgetrunken, feierlichst begraben.“ Sieben Jahre lang, von 1850—1856 war im Rheingau nichts weiter gewachsen als — Effig.

Der Wein soll ein Natur-, kein Kunstproduct sein, sagen die Bowlenverächter. Aber hat nicht Liebig ganz recht, wenn er behauptet, jeder Wein — ohne Ausnahme — sei ein Kunstproduct? „Ich bin gewiß,“ schrieb Liebig schon vor dreißig Jahren, „daß in einem Menschenalter bei schlechten Jahrgängen längs des ganzen Rheins die Weinverbesserung ganz allgemein in Gebrauch sein wird und daß unsere Nachkommen über die Bedenlichkeiten und Einwürfe lächeln werden. Die Natur erzeugt keinen Wein, es ist immer der Mensch, der ihn fabricirt, der durch die künstlichen Mittel der sogenannten Veredlung die Naturkräfte nach seinen Zwecken lenkt und wirken läßt.“

Wie Siebig urtheilen auch andere hochrenommirte Gelehrte über die Sache.

Nun, wenn es nach dem Ausspruche unserer ersten wissenschaftlichen Autoritäten nicht nur zulässig, sondern geradezu ein verdienstliches Werk ist, geringe Weine schon im Entstehen mit unschädlichen Mitteln zu verbessern, dann kann es meines Erachtens ebenso wenig oder noch weniger unstatthaft sein den fertigen Wein durch Zusatz von aromatischen Früchten oder Kräutern und ein wenig Zucker angenehmer im Geschmack und dabei doch nicht unbesömmlicher zu machen.

„Nicht unbesömmlicher“ — wohlgemerkt! Denn wer ohne magentranke zu sein und ohne von dem Genuß gewöhnlichen reinen Weines üble Folgen zu verspüren, nach seiner Betheiligung an einer Bowle Unannehmlichkeiten gehabt hat, mit dem wette ich Hundert gegen Eins, daß die Bowle nichts taugte. Im Bowlenbereiten wird allerdings unendlich viel und oft, auf mannigfaltige Weise gefrevelt und gesündigt! — Doch davon später.

Wenn man den Wein verbessert im Werden — zur Zeit des Gährungsprocesses, so kann man hauptsächlich dreierlei erzielen: man kann ihm einen Theil seiner natürlichen Säure, bezw. Schärfe nehmen, man kann ihm einen größeren Alkoholgehalt geben und man kann ihn etwas versüßen — ohne zu unerlaubten Hilfsmitteln greifen zu müssen. Unmöglich ist es aber, ihm ein künstliches Bouquet, einen eigenthümlichen Wohlgeruch zu verleihen, wenn nicht die Grenze überschritten werden soll, wo die eigentliche Weinfälscherei beginnt.

Nun liefert uns der Weinhändler solch ein kleines Rhein- oder Moselweindchen, welches, immer noch recht sauer und recht leicht, ganz wie dazu geschaffen ist, um in heißen Sommertagen die durstige Kehle damit nachhaltig zu besuchten — und auf der andern Seite reicht uns der Gärtnermann (es darf auch seine blondgelockte Tochter sein) ein Körbchen Erdbeeren — ein paar duftige Pfirsichen — die erste hochreife, dicht mit weißen Zuckerperlen bedeckte Ananasfrucht. Möchte man da nicht an eine Art Vorbestimmung der gütigen Mutter Natur glauben? Weist sie uns nicht direct darauf hin, den Wein zu verbessern und eine Bowle anzusetzen? Welch' herrliches Aroma! Das ganze Gemach wird von dem Dufte erfüllt. Es giebt keine zweite Gelegenheit, den ganzen Wohlgeschmack der aromatischen Walderdbeere, der langsam gereiften mitteleuropäischen Pfirsich, und unserer Treibhausananas (der besten bekanntlich, die es überhaupt giebt) so vollkommen zu genießen und zu würdigen, wie in der Bowle!

Auch auf die Tradition kann ich mich berufen, indem ich mich als Verteidiger der Bowlenbraukunst aufwerfe. Die Sache ist so alt wie die Weinbereitung selbst, nur der Name ist neueren Datums. Wenn die Griechen schon in alter Zeit ihren Weinen einen Harzzusatz gaben, so geschah dies allerdings wesentlich in der Absicht, sie haltbarer zu machen. Um einen geharzten Wein (Resinatwein) wohlschmeckend zu finden, muß man die Zunge

durch Uebung gegen den harzigen Beigeschmack erst abgestumpft haben oder man muß ein „geborener Grieche“ sein. — Aber auch lediglich um des Wohlgeschmackes willen ist der Wein von den Griechen und von den Römern versetzt worden und zwar mit Wasser, mit Meerwasser, mit Kräutern, mit Gewürzen, mit Mehl, ja sogar mit Käse und mit wohlriechenden Salben! Es existirten unzählige antike Recepte für die Herstellung eines guten Getränks aus bereits fertigen Weinen. Ungemischt und unversetzt wurde fast gar kein Wein getrunken.

Gäufig hat man die Mischung allerdings bald nach dem Mosten, gleich nach der Auspressung der Beeren vorgenommen. Marcus Portius Cato der Aeltere, der Censor, welcher vor mehr als 2000 Jahren lebte, hat uns das Recept hinterlassen, nach dem er seinen eigenen Wein bereitete. Er nahm 10 Theile Most, 2 Theile scharfen Essig, 2 Theile eingedickten (syrupartigen) Most, 50 Theile süßes Wasser und $1\frac{1}{4}$ Theil Meerwasser.

„Dieser Wein,“ schreibt Cato naiv, „wird sich halten bis zur Sommer Sonnenwende; wenn aber dann noch etwas übrig ist, so wird dies der schönste und schärfste Essig werden.“ Nach diesem Proßchen finde ich es begreiflich, daß der ehemalige Proconsul sich rühmen durfte, selbst zur Zeit seiner glänzendsten Heldenthaten und größten Machtstellung keinen besseren Wein getrunken zu haben, als seine niedrigsten Kuderknechte. Es giebt, wie Brillat-Savarin einmal treffend bemerkt, auch im Reiche des Geschmackes „Blinde und Taube“.

Zu den Bowlen oder versetzten Weinen, Weingemischen im weitesten Sinne, gehört auch der Champagner. Wie über die Schädlichkeit oder Unschädlichkeit unserer Bowlen noch heutigen Tages gestritten wird, so ist im 17. und 18. Jahrhundert von Aerzten, Gelehrten und Feinschmeckern auch über die guten oder schlechten Eigenschaften des Schaumweins gestritten worden. Sogar mit dem gleichen Rüstzeug, mit ganz denselben Argumenten. Champagner und Burgunder rangen längere Zeit mit einander um die Palme. Universitätsrectoren und Dichter von Ruf ergriffen in lateinischen Oden pro und contra Partei. Endlich entschied im Jahre 1778 die medicinische Facultät zu Paris, nach einer längeren gelehrten Disputation, daß der Champagner keineswegs für die Gesundheit schädlich sei und in dieser Beziehung sogar den Vorzug vor dem Burgunder verdiene.

In eben dieser Weise wird der Proceß, den man heute noch hier und da den Bowlen macht, seinerzeit zur völligen Freisprechung der verehrten Angeklagten führen. Ich halte mich fest überzeugt davon!

Und nun zur Bowlenbereitung selbst. Man kann den Gegenstand nicht ernst genug behandeln. Eine fehlerhaft bereitete Bowle hat bei Theilnehmern mit minder kräftigem Verdauungsapparat schon wochenlang andauernde Indispositionen und selbst Erkrankungen hervorgerufen. Zank und Streit, Contrahagen und blutige Affairen habe ich aus Bowlengelagen entstehen sehen, bei denen der „Stoff“ nichts taugte. Die Gefährten des edlen Dulders Odysseus werden durch einen von der Circe ihnen bereiteten „Sausoff“ (Bowle von der schlimmsten Sorte) in Schweine verwandelt:

Und sie setzte die Männer auf prächtige Sessel und Throne*),
 Mengte geriebenen Käse mit Mehl und gelblichen Honig
 Unter grammischen Wein, und mischte bethörende Säfte
 In das Gericht, damit sie der Heimat gänzlich vergäßen.
 Als sie Dieses empfangen und ausgeleert, da rührte
 Circe sie mit der Ruthe und sperrte sie dann in die Koben,
 Denn sie hatten von Schweinen die Köpfe, Stimmen und Leiber,
 Auch die Borsten; allein ihr Verstand blieb völlig wie vormal's.

Nur ist diese Geschichte niemals unglaublich, sondern stets nur äußerst
 charakteristisch erschienen und zugleich als eine Mahnung zur Vorsicht!

Das erste Erforderniß zur Vereitung einer tadellosen Bowle besteht in
 der Verwendung eines absolut sauberen Gefäßes und fehlerfreier Ingredien-
 zien. Der Wein, ein Stück Eis und etwas Zucker bilden die breite Basis
 für Eure Operation! Prüfet Alles und Jedes! Jede Flasche einzeln und
 sogar das Stück Eis, ehe Ihr es verwendet, denn manches Eis ist dumpfig
 und verleiht dann auch der Bowle einen unangenehmen Beigeschmack. Das
 Dumpfigwerden der Weine auf Flaschen rührt entweder von einer Un-
 reinigkeit in der Flasche oder vom Korken her. Die catalonische Eichenrinde,
 aus welcher dieser geschnitten, beherbergt eine ziemlich große Menge Insecten
 und Larven. Die Poren des Korks gestatten einen Contact des Inhalts
 der Flasche mit den kleinen Thiercadavern und auf diese Weise wird der
 Wein, oder wie man incorrect zu sagen pflegt „die Flasche“ dumpfig. Das
 von einigen Weingroßhandlungen neuerdings in Anwendung gebrachte Ver-
 fahren, die Korkte vor dem Gebrauch mit Stearin zu imprägniren, scheint
 ein ziemlich sicherer Schutz gegen den Korkgeschmack zu sein, hat aber den
 Nachtheil, daß — namentlich bei längerem Liegen — stets einige Stearin-
 partikelchen in der Flüssigkeit herumschwimmen und ihr daher den Anschein geben,
 als sei der Wein etwas „fahrig“. Uebrigens sind diese Stearinatome, wie
 Fachgelehrte versichern, absolut unschädlich. — Wenn Sect zur Verwendung
 kommt, so vergeßt nie, den Bindfaden, welcher hinter dem Wulst am Flaschen-
 halse sitzt, vor dem Ausgießen vollständig zu entfernen.

Dieser Bindfaden, dessen obere abgeschnittene Enden von gewissenlosen
 Kellnern garnicht beachtet zu werden pflegen, hat, indem der Flascheninhalt
 darüber hinwegrieselte, schon manche Bowle verdorben, und die Verfertiger
 haben sich vergeblich den Kopf darüber zerbrochen, was die Ursachen gewesen
 sein möchten?

Ist Eis so reichlich vorhanden, daß man damit nicht zu knausern
 braucht, so empfiehlt es sich, das Bowlengefäß in ein größeres Gefäß zu
 setzen und den Zwischenraum mit Wasser und Eisstücken anzufüllen. Die
 angefertigte Bowle kühlt dann schnell und gründlich von außen, ohne daß

*) Der alte, ewig neue Kunstgriff: Durch glänzende Ausstattung des Locals u.
 die durstigen Seelen über die Niederträchtigkeit des verabreichten Getränkes zu täuschen!
 In mancher Berliner Winkelkneipe, auf welche die dortige Polizei ein wachsames Auge
 hat, macht man es noch heute gerade so.

gleichzeitig eine Veränderung ihres Inhalts vor sich geht, was natürlich unvermeidlich ist, wenn ein größeres Stück Eis darin herumschwimmt und sich successive auflöst. Ich finde es sehr praktisch, die Eisstücke in die Schöpfkelle zu legen, diese mit der linken Hand im Bowlengefäße hoch zu heben und nun mit der Rechten Flasche für Flasche ganz langsam und bedächtig darüber auszugießen. Die Abkühlung ist bei Anwendung dieser Methode eine viel schnellere und durchgreifendere, als wenn man das Eis in der Flüssigkeit herumschwimmen läßt; das Volumen des Eisblocks vermindert sich sehr rasch, namentlich wenn der Wein warm war; die Bowle nimmt bald ihre definitive Zusammensetzung an und der verbliebene Eisrest kann entfernt werden.

Es giebt Bowlen, die, abgesehen von Ausnahmefällen, nur zu einer gewissen Jahreszeit bereitet werden können, weil das „Gemüse“ ein Erzeugniß der „Saison“ ist, und andere, die jederzeit herzustellen sind, weil die gütige Natur die Hauptzuthaten uns niemals vorenthält.

Ich beschäftige mich zunächst mit den

Jahreszeit-Bowlen.

Die erste unter ihnen ist die Waldmeister-Bowle. Den ersten Waldmeister findet man, wenn das Frühjahr ein recht zeitiges ist, im Freien bereits im März; wurden die Pflänzchen in's Frühbeet gebracht und dort angetrieben, so kann man schon im Januar frische Stengel haben. Die Hochsaison ist im Mai, kurz zuvor, ehe der wild wachsende Waldmeister in die Blüthe tritt. Daher heißt diese Bowle in vielen Gegenden schlechtweg Maibowle.

Die Ansichten über ihren Werth sind sehr getheilt. Viele Fachleute glauben, daß man von jeder Waldmeisterbowle, und wäre sie auch noch so sorgfältig zubereitet, Kopfschmerzen bekomme. Das ist unrichtig. Gut zubereitet, bildet die Waldmeisterbowle ein sehr aromatisches, leichtes und erfrischendes Getränk, von dem man viel trinken kann, ohne die geringste Unbequemlichkeit zu empfinden.

Ich verdanke mein Recept dem Herrn Conditor R. in W., dessen conservirte Früchte sich eines ausgezeichneten Rufes erfreuen, am ganzen Rhein nicht nur, sondern auch in der fröhlichen Donaustadt, in Spree-Athen und selbst in Paris! Nur in Folge ganz besonderen Wohlwollens hat mich Herr R. vor langen Jahren einen Blick in sein Laboratorium thun lassen, woselbst er in der Saison stets eine verzinnte Kupferterrine mit Maibowle in einem mit Eiswasser gefüllten Kühlschaff stehen hatte. Diese Terrine war am inneren oberen Rande mit 10 oder 12 kleinen Fäßchen versehen und an diesen hingen ebenso viele Bündel Waldmeister, mittelst eines Fäßchens in der Weise befestigt, daß nur die oberen Hälften der Pflänzchen in die Flüssigkeit eintauchten, die abge schnittenen oder Wurzel-Enden aber unbespült blieben. Die Extraction, welche im Princip mit der Art, wie von den

Orientalen das sogenannte Rosenöl bereitet wird, übereinstimmte, dauerte in der Regel ein paar Stunden. Man darf sich in dieser Beziehung vollständig auf den Versuch verlassen, indem man die Kräuter entfernt, sobald der Wein genügend nach Waldmeister schmeckt. Herr R. behandelte den Bowleninhalt quasi als Essenz, indem er die Bowle sehr stark einbraute, und wenn ein Glas verlangt wurde, einen Schuß Wein oder zwei zugab, je nach dem (ihm schon bekannten) Geschmack seiner geehrten Kunden.

Ich habe mich bemüht, das Verfahren zu vereinfachen, weil nicht Jedermann in dem Besitze eines so kunstvoll aptirten Bowlengefäßes sein dürfte, wie mein Freund, der Conditior in W. Danach modificirt sich das ursprüngliche Recept unter Hochhaltung des Principis wie folgt:

Nehmt 4—5 Bündel recht frischen Waldmeister und befestigt sie mit einem Faden an den Schwanzenden unter einander. In Ermangelung des Fadens können auch einige Bahnstocher dazu dienen. Dann stellt die Bündel — einem kleinen Getreideschober nicht unähnlich — mit den Köpfen zu unterst auf den Boden einer flachen Glas- oder Porzellanschüssel von etwa 1 Lt. Inhalt, gießt Wein dazu, aber nur so viel, daß die Enden der Stengel noch mindestens 1 Zoll hoch aus der Flüssigkeit herausragen und bedeckt das Ganze mit einer zweiten Schüssel oder einem umgekehrten tiefen Teller. Nachdem der Wein lange genug gezogen, habt Ihr die herrlichste Essenz zur Bereitung einer Bowle von 3—4 Gläsern.

Ein Privatgelehrter der „Kölnischen Zeitung“ will gefunden haben, daß der Träger des Waldmeisteraromas ein in Wasser leicht löslicher Stoff sei, welcher in den Pflänzchen sich auch dann vollständig conservire, wenn man dieselben trocknet. Er kommt daher zu dem Resultat, daß getrockneter Waldmeister eben so gut sei wie frischer. Ich bedaure diesen Mann. Getrockneter Waldmeister riecht allerdings sehr gut; aber frisches Heu thut dies auch; Mr. Atkinson in London bereitet daraus ein treffliches Parfüm, kein Zweifler ist jedoch bisher auf die sublimen Idee gekommen, eine Bowle damit anzusetzen. Unter den vielen Waldmeister-Bowlen-Essenzen, deren Anwendung ich im Allgemeinen nicht empfehlen kann, ist die von Herrn Vansl in Bielefeld bereitete immer noch die relativ beste. Ihr Vorfertiger legt aber den größten Werth darauf, nur frische junge Pflänzchen zu verwenden.

Auch mein Rath geht dahin: Nehmt stets nur frische Kräuter, die noch keine Blüthen angefaßt haben! Je frischer, je besser! Und hütet Euch wohl, die Wurzel- oder Schnittenden mit der extrahirenden Flüssigkeit in Berührung zu bringen! Das Aroma, nicht der Saft der Pflanze soll extrahirt werden. Einige Bowlenbrauer pflegen die Blättchen und Zweigspitzen mit einer Scheere abzuschneiden und direct in die Bowle zu werfen, welche später durch ein Sieb gegossen wird und nun freilich nicht mehr das Grünfutter, aber fast den ganzen Pflanzenaft enthält. Dies ist die beste

Bowlenbereitung zum Zwecke gründlicher Vergiftung des Magens und daraus folgender Erzeugung von Kopfschmerz*) alias „Brummschädel“.

Wenn man gewöhnlich sagt, daß der Sect keine Bowle verdirbt, so kann ich dieser Ansicht nicht zustimmen. — Waldmeisterbowle verträgt nach meiner Ansicht keinen Sectzusatz. Warum? Darüber kann ich nur eine Vermuthung äußern. Ich nehme an, daß das sehr zarte Aroma des Waldmeisters (und dasselbe nicht im Ueberfluß hervortreten zu lassen, ist eine wichtige Regel!) sich mit der Kohlensäure des Schaumweins schlechterdings nicht verträgt. In den rheinischen und westfälischen Städten, wo die Maibowlen zur Frühjahrszeit allgemein an der Tagesordnung sind, pflegt man wohl bei der Erdbeer-, Pfirsich- und Ananasbowle einen Sectzusatz zu gestatten, aber bei der Waldmeisterbowle bleibt der Sect fast immer fort.

An mehreren Orten ist es üblich, einige sorgfältig von der weißen Schale befreite und entfernte Apfelsinenspalten in die fertige Waldmeister-Bowle zu werfen. Dagegen finde ich etwas Wesentliches nicht zu erinnern.

Die Erdbeerbowle ist in der Reihe der Jahreszeit-Bowlen die zweite. Wer das Glück hat gut eingerichtete Treibhäuser zu besitzen, kann reife Erdbeeren während des ganzen Jahres haben. Auch der Handel schafft solche jederzeit herbei, aber erst von Mitte April ab zu Preisen, die für den Mittelstand erschwinglich sind.

Was die verschiedenen Arten des zur Verwendung kommenden Gemüses anbetrifft, so ist es eine ausgemachte Sache, daß die hochreife Gebirgs-Wald-Erdbeere die saftreichste und meistaromatische ist. Die gewöhnliche, im Flachlande wild wachsende Erdbeere ist schon weit weniger gut und wird von der Gartenerdbeere oft in Bezug auf Wohlgeschmack übertroffen. Sobald dem Wildling nicht eine ausgezeichnete sonnige Lage (etwa am Gebirgsabhange) zu Gute kommt, entwickelt er außerordentlich kernreiche Früchte — und dies ist oft störend bei der Bowlenbereitung. Unter den künstlich getriebenen Erdbeeren giebt es jetzt eine Sorte, welche so groß wird, wie ein kleiner Borsdorferapfel und dabei so hocharomatisch, daß 1½ bis 2 Stück vollkommen ausreichen zur Herstellung einer Flasche Bowle. Die Anfangspreise sind 1—2 Mark per Stück.

Die Vereitung der Erdbeerbowle muß sich stets nach der Beerenart richten. Sind die Beeren noch theuer und habe ich schöne hochreife getriebene Exemplare, so entferne ich nur den Stiel mit dem Fruchtboden nebst den anhängenden grünen Blättchen, zerdrücke die Früchte mit klarem Zucker und schütte die Masse, wie sie ist, in das Bowlengefaß. Man wird keine

*) Zwischen Kopf und Magen besteht bekanntlich ein inniger Freundschaftsbund. Giebt man Jemandem einen so kräftigen Schlag auf den Kopf, daß eine schwere Gehirnerschütterung nicht ausbleibt, so entledigt sich der Magen sofort auf retrogradem Wege seines jeweiligen Inhalts, und verderben wir uns auf irgend eine Weise den Magen, so giebt der Kopf sein Mitgefühl durch heftige Schmerzen kund.

Unbequemlichkeiten davon verspüren, wenn man das zarte Fleisch der Erdbeeren in der Bowle mit verzehrt. Habe ich Garten- oder gemeine Walderdbeeren, so zerdrücke ich dieselben ebenfalls mit Zucker, setze aber das Gemüse dann mit Bowlentwein an — es braucht nur ein paar Minuten zu ziehen — und gieße den Extract durch ein Haarsieb, oder durch einen Schleier. Stehen mir Gebirgs-Erdbeeren zur Verfügung, so setze ich dieselben lediglich mit klarem Zucker an, lasse sie eine Zeitlang in einer bedeckten Schüssel stehen und füge schließlich den Wein hinzu ohne die Früchte zu zerdrücken, welche so zart sind, daß sie uns auf der Zunge zergehen.

Es dürfte hier der Ort sein, auch ein Wort über den Zucker zu sagen. Ich halte es für eine Thatsache, daß der Rohrzucker besser ist als der Rübenzucker, wenn schon die Chemie beide Stoffe für identisch erklärt hat. Vielleicht ist eben die Rübenzucker-Raffinade noch einen Grad chemisch-reiner als die Rohrzucker-Raffinade, und was uns an der Letzteren imponirt, ein Kleiner von dem Rohmaterial herrührender Beisatz, der dem Product ebenso zur Bierre gereicht, wie dem Cognac der von der Weinbeere, dem Maraschino der von den Pfirsichen, und dem Slibowitzer der von den Zwetschen herrührende Beigeschmack. Geraspelter (auf dem Reibeisen geriebener) Stüdenzucker ist besser als gewöhnlicher Farin. Sogenannten Puderzucker (mehlförmigen Farin) verwende ich niemals zur Bowle, weil er sehr häufig Stärkemehl enthält; ebensowenig zerlassenen Zucker, welcher, von den Weinwirthen in Flaschen an warmen Orten aufbewahrt, meist schon nach wenigen Stunden chemischen Veränderungen ausgesetzt ist, die der Kenner leicht herausschmeckt, aber gänzlich unbeachtet bleiben Seitens der berufsmäßigen Bowlen-Pantischer.

Die Erdbeerbowle gehört zu denjenigen Bowlen, welche durch den Zusatz von Sect entschieden gewinnen. Das Mischungsverhältniß sei 2 Mosel (oder Rheinwein) zu 1 Sect; doch läßt sich auch mit 3 : 1 auskommen. Was die Sectsorte anbelangt, so sehe ich keinen Grund, französische Schaumweine in die Bowlen zu gießen; denn wenn es auch einige französische Marken giebt, die so vorzüglich sind, daß deutsche Fabrikanten ihnen bisher etwas Gleichwerthiges nicht entgegenzustellen vermochten, so können sich doch viele deutsche Secte mit den mittelfeinen französischen Schaumweinen vollkommen messen. Und wer wird eine erste Champagnerforte in die Bowle gießen? Hierzu fehlt jede Veranlassung. Beim Sect — vom kleinsten angefangen bis hinauf zum hochfeinsten — liegt der Werth und das charakteristische Gepräge hauptsächlich in der „Façon“, die er erhalten hat, als man die Flasche von den im Halse abgesetzten Gährungsproducten befreite, sie aufrichtete und den Wein „fertig machte“. Ist aber die Bowle richtig zubereitet, also mit dem Gemüse nicht geknausert worden, so wird die Façon des verwendeten Champagners gänzlich verloren gehen. Niemand ist im Stande mir zu sagen, was für eine bekanntere Sorte französischen oder deutschen Sect, ja, nicht ein Mal ob ich französischen oder deutschen Schaumwein in eine Erdbeerbowle von 3 Flaschen (Verhältniß 1 : 2) gegossen habe!

Solche Proben sind schon dann schwer genug, wenn es sich um den bloßen blanken Sect handelt!

An einem schönen Sommerabende des Jahres 188* hatte der bekannte Großindustrielle Commerzienrath L. Sch., ein Mann, der, auch was die Schaumweinfabrikation anbelangt, das Product der nationalen Arbeit hoch gehalten wissen will, ein kleines Comité von fünf zuverlässigen Anhängern des unvergleichlichen Brilhat-Savarin zum Abendbrote eingeladen. Die Gesellschaft bestand aus dem Hausherrn, einem Universitätsprofessor, einem Dragoneroffizier, einem rheinischen Fabrikanten, dem Hausarzt und meiner Wenigkeit. Man promenirte in den wohlgepflegten Gartenanlagen und setzte sich dann in dem anstoßenden Parterre-Salon zu Tisch. Eine Schüssel prächtiger Forellen und ein Aehrüden von seltener Zartheit fanden die aufrichtige Bewunderung der Gäste, die, wenn ich mich recht erinnere, ausnahmslos den ausgesucht feinen Rhein- und Moselweinen des freundlichen Wirthes vor den französischen Rothweinen den Vorzug gaben. Als wir beim Dessert angelangt waren, wartete unser eine ebenso angenehme wie eigenartige Ueberraschung. Gläser und Flaschen wurden auf einen Wink des Hausherrn entfernt und vor jedem Gaste marschirte eine kleine Batterie auf, bestehend aus vier Champagner-Gläsern, von denen das erste mit einem weißen, das zweite mit einem rothen, das dritte mit einem blauen und das vierte mit einer grünen Bändchen versehen war. Die gleichen Farben trug eine doppelte Garnitur von Flaschen, welche, eines jeden anderen äußeren Kennzeichens schon vorher entkleidet und sorgfältig eingekühlt, in einem großen Kupferschaff, in demselben Augenblicke demaskirt wurde, wo man uns mit dem nöthigen Handwerkzeug versah. Zu dem letzteren gehörte, wie ich bald zu sagen vergessen hätte, auch noch ein gespitzter Bleistift und ein Stimmzettel, auf welchem die vier Sectsorten, die uns eingeweiht werden sollten, verzeichnet waren: Rheingold von Söhnlein in Schierstein; Heidsied-Monopol; Pommery et Greno; Veuve Cliquot. Nachdem wir wohl eine Stunde lang probirt und disputirt, wurde zur Abstimmung geschritten, welche folgendes Resultat ergab. Alle 6 Theilnehmer hatten richtig herausgefunden, welcher von den 4 Secten der Heidsied-Monopol war; die meisten hatten 2 Sorten richtig benannt; der Dragoner alle vier. Dem Professor, dem Hausarzt und mir war das Malheur passirt, daß wir Pommery und Rheingold verwechselt hatten. Der Hausherr bemerkte aber zu unserer Entschuldigung, daß er in Schierstein zur heutigen Probe einen besonders alten und herben Sect bestellt habe, wogegen der Pommery, den wir getrunken, verhältnißmäßig jung sei.

Die Stimmzettel sind nachmals, versehen mit den eigenhändigen Unterschriften der Theilnehmer, in den Archiven des gastlichen Hauses niedergelegt worden.

Als dritte in der Reihe der Jahreszeit-Bowlen ist die Pfirsich-Bowle aufzuführen. Manche Freunde der Bowlenbraukunst wollen in ihr

die Perle aller Bowlen finden; doch kann ich dieser Ansicht nicht beitreten. Die Erdbeere, die Pfirsich und die (frische) Ananas stehen meines Erachtens als Bowleningredienzien in vollkommen gleichem Range.

Sichtlich des zu benutzenden Materials gilt, was ich schon oben bei der Erdbeerbowle gesagt habe: von der Auswahl der zu verwendenden Früchte hängt ungeheuer viel ab. Es sollen womöglich nur vollkommen reife Pfirsichen verwendet werden, die sich gleich gut schälen, wie eine abgekochte Kartoffel. Ferner wolle man beachten, daß die inländische, langsam gereifte Treibhaus-Pfirsich stets aromatischer ist, als die ungarische und italienische Pfirsich und daß ein kleiner Stockfleck oft der ganzen Frucht einen dumpfigen Beigeschmack giebt, so daß kein Ausschneiden hilft.

Was die Zerkleinerung der Pfirsichen bei der Bowlenbereitung anbelangt, so sind verschiedene Methoden in Anwendung. Am verfehltesten ist es, die Früchte in kleine Würfel zu zerschneiden und diese in die Bowle zu werfen. Nicht nur, daß die Extraction in diesen Fällen eine sehr unvollkommene bleibt, sondern es erregt auch ein unangenehmes Gefühl im Munde, resp. im Halse, wenn man diese Schnitzel mit dem Trank hinunter spülen soll. Zarte Scheiben, dünn wie Mohnblättchen und vor der Verwendung eine Viertelstunde lang eingezuckert, lasse ich, wenn unbedingt geschnitzelt werden soll, mir schon eher gefallen; am besten scheint es mir aber, die Frucht, nachdem sie sorgfältig geschält und entfernt worden ist, unter Zusatz von gestoßenem oder geriebenem Zucker mit einer Gabel zu zerdrücken. Man erhält auf diese Weise einen Mus, der das ganze Pfirsich-Aroma in kürzester Frist an den Wein abgiebt. Hatten die Früchte eine starke Muskulatur, oder mit anderen Worten, sind viel Sehnen im Fleische vorhanden, — was nach meinen Erfahrungen bei einer rationellen Züchtung sehr wohl zu vermeiden ist, — so bilden sich in der Bowle leicht ganze Faser-Bündel, die beim Einschenken an der Kelle hängen bleiben und das Auge beleidigen. Es sieht auch nicht gut aus, wenn sie dann von dem Theilnehmer mit einem Theelöffel aus den Gläsern herausgefischt werden. Da nun aber der Stoff, aus welchem diese Theile des benutzten Gemüses bestehen, für den menschlichen Consum ganz unschädlich ist, so empfehle ich Euch, verehrte Freunde, die zerquetschte Pfirsich wenn nöthig noch mit Gabel und Messer ein wenig zu bearbeiten, damit in dem Gemüße nur kurzgeschnittene Fasern vorkommen. Wenn Einige zu behaupten wagen, daß dann der Fruchtensaft von dem Messer einen metallischen Beigeschmack annähme, so ist das eitel Geschwätz. Ich nehme an, daß Eure Messer immer höchst sauber und von unvergleichlicher Schärfe sind!

Die Pfirsichbowle wird besser aus Rheinwein als aus Moselwein bereitet; ein Sectzusatz ist erwünscht, aber nicht unbedingt erforderlich. An manchen Orten färbt man die Bowle mit ein paar Gläsern Rothwein, ich kann diesem Gebrauche aber keinen Geschmack abgewinnen. Auch einen Zusatz von Maraschino di Zara halte ich für verwerflich, doch kann man mit

Hülfe einer kleinen Quantität dieses Liqueurs, der bekanntlich aus Pfirsichen bereitet wird, in Ermangelung des Gemüses eine Pfirsichbowle imitiren, wie ich es im alten Hansen'schen Locale (in Breslau) auf Veranlassung einiger mir befreundeter Spaßvögel zuweilen gethan habe.

Nach Schluß der Pfirsich-Saison tritt als vierte und letzte in der Reihe der Jahreszeitbowlen die Ananasbowle in ihre Rechte. Wir Schlesier sind in dieser Beziehung in einer besonders erfreulichen Lage, denn es dürfte wenig Provinzen im Reiche geben, wo so viele leistungsfähige Ananastreibereien existiren, wie bei uns. Ich erinnere mich noch heute, wie ich im Jahre 1867 auf der internationalen Gartenbauausstellung in Hamburg zu meinem Erstaunen gewahrt wurde, daß ein schlesischer Freiherr (v. Falkenhäusen-Wallisfurt) die schönsten und größten, von der Jury mit dem ersten Preise gekrönten Ananasfrüchte geschickt hatte. Der Wallisfurter Schlossgärtner hat die alte Regel, daß man den „Bock“ nicht zum Gärtner bestellen soll, glänzend zu Schanden gemacht!

Unter den gereiften Ananas sind diejenigen, welche oberhalb nur wenige und kleine grüne Blätter entwickelten, in der Regel die besten. Als ein besonderes willkommenes Zeichen wird es angesehen, wenn sich die Frucht, noch während sie äußerlich vollkommen grün ist, über und über mit einer weißen Zuckerausföhwigung bedeckt.

Um eine Ananasbowle mit gutem Erfolge anzusetzen, ist es nöthig, daß nicht zu viel und nicht zu wenig Gemüse verwendet und dieses möglichst fein geschnitten, auch, wenn dies angänglich, eine Zeitlang, mit Zucker durchstreut, stehen gelassen wird. Indem man sehr dünne Scheiben winkelfrecht zur Fruchtsache abschneidet, kann man mit wenig Material ebensoviele erreichen, wie ein Anderer mit einer größeren Portion. Ich bediene mich zu diesem Zwecke eines Messers mit Parierstange, wie es die Köchin beim Bohnenschneiden verwendet, aber größer.

Im Uebrigen ist diese Bowle die Aristokratin unter den Bowlen: sie verlangt unter allen Umständen einen Sectzusatz.

Von den in Zucker eingelegten Ananas halte ich nichts und verzichte lieber auf die Herstellung einer Bowle, als daß ich mich ihrer bediene. Dagegen wird von einer Firma in Singapor seit einiger Zeit Ananas als Dunstfrucht in verlötheten Blechdosen in Handel gebracht, welche ich als Nothbehelf empfehlen kann. Die so conservirten Früchte sind bloß geschält, unzerschnitten und hell von Farbe. Der wenige Saft, welcher sich nebenbei in der Büchse vorfindet, ist nach meinen Beobachtungen unbrauchbar und wird von mir weggegoßen. Mit der Frucht verfährt man wie mit einer frischen Ananas.

Die im Vorstehenden beschriebenen vier Bowlen sind die eigentlichen Jahreszeit-Bowlen. Wir könnten dieses Capitel jetzt beschließen, wenn nicht die Rücksicht auf Vollständigkeit uns nöthigte zu erwähnen, daß es Leute giebt, die noch mittelst der Blüthen des Weinstockes, aus resp. in einer Melone und mit Benutzung der blühenden Reseda Bowlen bereiten.

Die Melonabowle halte ich direct für einen Unfug und warne Euch ernstlich davor, ein solches Parforcemittel anzuwenden um a tout prix eine stark duftende Weinmischung herzustellen.

Die Melonenbowle ist meines Erachtens eine Erfindung von sehr zweifelhaftem Werth. Man nimmt eine recht große hochreife Melone, schneidet am Stielende einen Deckel ab, höhlt die Frucht durch Entfernung der Kerne und Weichtheile vollständig aus und füllt sie mit Sekt, worauf das improvisirte Gefäß in einer geräumigen Schüssel mit Eis eingekühlt wird und mindestens eine halbe Stunde lang unberührt bleibt, damit der Inhalt gehörig „ziehen“ kann. Manche Liebhaber dieses süßlichen Trankes schwenken die entkernte Melone zunächst mit etwas Cognac fine Champagne aus, weil das Getränk dadurch herzhafter werden soll. Die Bowle stammt aus Rußland, wo man in der Erfindung neuer und eigenthümlicher Getränkcompositionen bekanntlich unerschöpflich ist. Im Sommer 1882 wurde ich von Moskauern im Ermitagegarten eines schönen Abends (richtiger Morgens) mit einem Getränk regalirt, welches aus frappirter Limonade gazeuse und Elixir de Spaa im Verhältniß von 2 : 1 bestand. Das war damals das Neueste!

Die Bowle aus blühenden Weintrauben würde wohl häufiger bereitet werden, wenn nicht jeder rechtschaffene Weinzüchter durch eine gewisse heilige Scheu davon zurückgehalten würde, den blühenden Weinstock zu plündern. Man hängt die Trauben eine Zeit lang vorsichtig in den Wein, doch so, daß die Stielabschnitte außerhalb der Flüssigkeit bleiben. Die Bowle darf durchaus nicht zu süß gemacht werden. Das Aroma, welches sich rasch entwickelt, ist ein angenehm-liebliches, für kräftige Naturen vielleicht etwas zu weichlich.

Unter denjenigen

Bowlen, welche jederzeit herzustellen sind,

steht die Pomeranzenbowle als eine durchaus solide, wohlschmeckende und bekömmliche Bowle obenan. Wird sie sorgfältig zubereitet, so übernehme ich jede Garantie dafür, daß Ihr keinen Kopfschmerz davon bekommt! Man nimmt ein oder zwei kleine dunkelgrüne Pomeranzen und schält sie mittelst eines haarscharfen Messers ganz fein. Die Schale, welche dünner sein muß als ein Mohnblättchen, wird in einem verdeckten Weinglas mit Wasser extrahirt. Auch die abgeschälte Kugel kann man eine Zeit lang in das Wasser legen, doch nicht länger als 1 Minute, während die Schale $\frac{1}{4}$ Stunde und länger ziehen darf. Die Bowle besteht aus zwei Flaschen Weißwein und einer Flasche Rothwein. Sekt gehört nicht hinein. Der Extract wird sehr vorsichtig und nur nach und nach unter beständigem Probiren zugefetzt, weil man leicht zu viel nehmen kann. Ich pflege auf Grund meiner langjährigen gewissenhaften Beobachtungen zu behaupten, daß diese Bowle geeignet ist, einen durch viel Sekt- oder Biergenuß am Tage vorher sehr herunter gekommenen Magen vollständig wieder auf den Strumpf zu bringen.

Vor der Benutzung des käuflichen Pomeranzenextractes zur Erzeugung von Bowlen warne ich auf das Dringendste.

Die Apfelsinenbowle kann man aus dem sorgfältig von der weißen Rinde und dem Kerne befreiten Fleisch der Apfelsine, Weißwein und Sect bereiten. Wird ein Zusatz von Schalenextract beliebt, so braucht man nur etwa die Hälfte einer Frucht fein abzuschälen und die Schale in Wasser zu extrahiren. Eine recht mäßige Benutzung dieses ungemein stark riechenden Extractes kann nicht oft genug empfohlen werden. Die Präparation des Apfelsinenfleisches wird am besten von zarter Frauenhand vollzogen. Zerschnittene Apfelsinenkerne sollen in der Bowle so schädlich sein wie Gift. Ich habe dies aus naheliegenden Gründen nicht selbst probirt, will es aber gern glauben.

Um die Citrone als Bowlengemüse zu benutzen, setzt man eine sogenannte Quirassierbowle an. Das älteste preussische Reiterregiment hat sich durch die Erfindung und Vervollkommnung dieser Bowle bleibende gastronomische Verdienste erworben. Der Saft einer in Scheiben zerschnittenen Citrone wird durch zwischengelegte Zuckerstückchen aufgesogen. Dieser Zucker kommt in die Bowle, die Citrone selbst bleibt fort. Das Weingemisch besteht aus einer Flasche Rhein- oder Moselwein, einer Flasche Champagner und einem Glase (nicht mehr!) Burgunderwein. Unter Zufügung eines großen Stück klaren Eises — das später wieder herausgenommen werden kann — erhält man ein sehr angenehmes, erfrischendes Getränk, welches die Nerven stärkt und das wallende Blut beruhigt.

Der menschliche Geist ist unerschöpflich in neuen Wendungen und Combinationen, wenn es sich darum handelt, der Genußsucht zu fröhnen. Er hat es nicht nur verstanden Gemüse auszuwählen, welche während des ganzen Jahres zur Bowlenbereitung verfügbar sind, er hat es auch zu Wege gebracht, den Bowlenbrauer von der Gemüsebenutzung überhaupt zu emancipiren.

In dieser Beziehung steht die sogenannte Kramsta- oder Bier-Loth-Bowle unerreicht da. Das Recept ist das Einfachste von der Welt: 2 Flaschen Chambertin und eine Flasche Sect über ein großes Stück klaren Eises gegossen. Dazu 4 Loth Zucker (genau abgewogen). Probatum est.

Auch die Bereitungsvorschrift für meine liebe Angostura-Bowle sei hier dem kleinen Weischen gleich auf dem Altare des Vaterlandes niedergelegt. Was man unter Angostura versteht, brauche ich wohl kaum erst zu sagen. Ein deutscher Doctor Namens Siegert, Schlesier von Geburt und alter Corpsstudent, auch während langer Jahre Generalarzt der Armee von Venezuela, bereitet in Port of Spain einen aromatischen Kräuterbittern, welcher sich in den verschiedensten Getränken des menschlichen Lebens aufs Glänzendste bewährt hat. In Amerika wird die Angostura als unentbehrlicher Zusatz bei vielen dort üblichen „Drinks“, z. B. beim Hahnenschwanz (Brandy-Cocktail) betrachtet.

Mein Freund Dr. Braun hat, obwohl gleich mit einer andern Facultät als Dr. Siegert angehörend, auf seiner Orientreise die großartigsten Magen-curen mit seinem Angostura-Fläschchen ausgeführt; ich selbst war in der Lage auf hoher See den geknickten Lebensmuth eines berühmten Mitgliedes der Expedition zur Beobachtung des Venusdurchganges in Schanghai durch wiederholte kleine Angostura-Gaben allmählich zu kräftigen und wieder aufzurichten! Mittelft dieses edlen, aber freilich sehr bitteren Schnapses kann man eine prächtige kleine Privatbowle wie folgt anfertigen: $\frac{1}{2}$ Flasche Moselwein, $\frac{1}{2}$ Flasche Sekt, 1 Gläschchen Angostura. Alles wird wie gewöhnlich über ein Stück Eis gegossen, im Bedarfsfalle etwas Zucker zugesetzt. Mit solchem Trank im Leibe ist jeder halbwegs nervenstarke Mann im Stande, selbst die haarsträubendsten Berichte über Verheerungen der Cholera in fernen Zonen und Ländern ohne alle Gemüthsaufrregung zu hören oder zu lesen.

Wenn ich nach dieser kurzgefaßten Anleitung, Bowlen zu brauen, meine Abhandlung schließe, so muß ich mich darauf gefaßt machen, daß der Eine oder Andere kopfschüttelnd bemerkt, ich hätte eine recht wichtige Bowle, die Selleriebowle, weggelassen. Als Milderungsgrund für solche Aeltertritter will ich annehmen, daß sie dieses Gesöff nicht persönlich, sondern nur vom Hörensagen kennen. Man versteht unter dem Sellerie in England ein Staudengewächs, welches rasch aufgeschossen und darum äußerst zart, namentlich roh genossen zu einem Stück Chesterkäse vortrefflich mundet und darum in der Saison auf keiner wohlbesetzten Tafel fehlen darf. Uns Deutschen ist derselbe Ausdruck als die Bezeichnung jenes Knollengewächses geläufig, welches abgekocht, in Scheiben geschnitten und mit Essig und Del oder besser, mit einer Majonnaise-Sauce angemacht, einen von Arm und Reich gleich geschätzten Salat giebt. Ob der Selleriesalat diejenigen stimulirenden Eigenschaften besitzt, welche ihm u. a. von Heinrich Heine in den Memoiren des Herrn von Schnabelewopski zugeschrieben werden (vergl. Heines sämtliche Werke, Ausgabe vom Jahre 1867, Bd. 4, S. 144) darf hier füglich dahin gestellt bleiben. Es genügt mir zu constatiren, daß als Kräutergewürz unsere einheimische Sellerieknolle geradezu unentbehrlich ist bei der Herstellung von Suppen und Brühen sowohl, wie beim Fischsieden. Hierher gehört der Sellerie, in den Suppentopf, in den Fischkessel; hier soll er uns stets willkommen sein; aber sein Eindringen in den Bowlen-napf ist eine Usurpation, gegen welche wir Namens der berechtigten Eingeseffenen: des Junkers Waldmeister, der Jungfrau Erdbeere, der Madame Pfirsich, der gnädigen Frau Ananas und ihrer Trabanten feierlichen Protest einlegen müssen!

Gern hätte ich über die Gefäße, in welchen die Bowlen angesetzt, bezw. aus denen sie getrunken werden sollen, noch einige Betrachtungen angestellt; aber ich finde, daß dieses Thema viel zu groß und zu wichtig ist, um so en passant abgemacht zu werden. Nur soviel erlaube ich mir einstweilen zu bemerken, daß die Bowlen stets aus farblosen Gläsern; welche größer

als ein Wein aber kleiner als ein Wasserglas sein sollen, getrunken werden müssen, wenn man Spaß davon haben will. Rückert singt bekanntlich:

Man kann, wenn wir es überlegen,
Wein trinken fünf Ursachen wegen:
Ein Mal um eines Festtags willen,
Sodann vorhandnen Durst zu stillen,
Ingleichen künft'gen abzuwehren,
Ferner dem guten Wein zu Ehren,
Und endlich um jeder Ursach willen.

Die Bowle wird namentlich zur Sommerzeit wesentlich aus dem zweiten Grunde getrunken und ist das Gefäß zu klein — nicht größer als unsere gewöhnlichen Weingläser, so bleibt dieser Zweck unerreicht. Aber auch zu groß darf das benutzte Gefäß nicht sein, wenn man eine gute Bowle würdig consumiren will. In einem Wasserglase credenz, erleidet das edle Getränk eine instinctive Mindertaxation, in ganz derselben Weise, wie ein feines Compot, wenn der Gast genöthigt wird, es mit dem Suppenlöffel zu essen.

Endlich erlaube ich mir auch noch in Betreff der allgemeinen diätetischen Rücksichten, welche beim Bowlentrinken zu nehmen sind, ein kurzes Wort. Seit Brillat-Savarin in seinen vortrefflichen Abhandlungen über die Ursachen der Fettleibigkeit und die Mittel ihr vorzubeugen (Physiologie de Gout, Méditation XX u. ff.) den unumstößlichen Satz aufgestellt hat: „Tout ce qui mange peut s'engraisser“ sind die Menschen allmählich dahinter gekommen, daß es zweckmäßig ist, mästende Nahrungs- und Genußmittel zu meiden, sofern man Anlage zum Gastrophoren (Bauchträger) hat. Die Frage ist daher berechtigt und ich erwarte sie sogar: „Mästen Deine Bowlen?“ Gewohnt, der Wahrheit die Ehre zu geben, kann ich darauf leider nur antworten, daß die Bowlen süß sind und daher mästende Eigenschaften haben, wie das Bier und der Champagner — wenn auch nicht im völlig gleichen Maße. Indessen aus diesem Grunde will ich Euch, die Ihr mit Eurer Leber auf gespanntem Fuße lebt, nicht gänzlich abrathen eine dünne Bowle zu trinken; nur macht Euch Bewegung, nehmt Veranlassung Euch die Berechtigung, ein Bowlenchen anzusetzen, durch einen 1½- bis 2-stündigen Spaziergang zu erkaufen! Ich habe einen werthen Freund, welcher die Bowlen leidenschaftlich liebt, alljährlich zwei Calssbader Brunnencuren absolvirt und dabei, wie er selbst sagt, dem Grundsaße huldigt: sich die Kirchen von außen, die Wirthshäuser von innen, die Bergwerke von oben und die Berge von unten anzusehen. Wenn er wenigstens in dem letzten Punkte seinem Princip untreu werden und fleißig Berge steigen wollte, so würde mir seine Liebhaberei keine Sorge machen!





Die Russen in Turkestan.

Zur Orientirung über die centralasiatische Frage.

Von

Wilhelm Geiger.

— München. —

Die centralasiatische Frage ist in der jüngsten Zeit wieder einmal in den Vordergrund des öffentlichen Interesses getreten. Weiter und weiter hat in den letzten Jahren Rußland seine Herrschaft über die Turkmänen und deren Gebiet ausgedehnt; indem es vom Kaspiischen Meere aus seine Grenzen immer mehr in der Richtung gegen Afghanistan vorschob, war die Collision mit diesem Staate früher oder später unvermeidlich.

Nun hat aber keineswegs der Conflict Rußlands mit Afghanistan an sich die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Bedrohlich erschien die Sache erst dadurch, daß auch England in den Conflict verwickelt wurde; mittelbar, weil zwischen der britischen Regierung und dem Emir von Afghanistan ein Bundesverhältniß besteht, welches die erstere zum Schutze des letzteren verpflichtet; unmittelbar, weil England von dem Anwachsen der russischen Herrschaft in Centralasien eine Gefahr fürchtet für seine indischen Colonien und deren gesicherten Besitz. Der Gedanke eines englisch-russischen Krieges hatte aber schon darum etwas Beängstigendes, weil bei der Verschiedenartigkeit der Mittel, welche beiden Mächten zur Verfügung stehen, sich schwer angeben läßt, welche Dimensionen ein solcher Krieg annehmen und wie er enden werde. Nun muß man aber zugeben, daß die Bedingungen zu einem Conflict fortbestehen, so lange einerseits Rußland seine Stellung in Mittelasien behauptet oder seine dortige Machtsphäre noch erweitert, und so lange andererseits England hinter der Politik, welche Rußland

seit einem halben Jahrhundert in Centralasien verfolgt, als letzten Endzweck die Eroberung Indiens argwöhnt.

Das ist es, was die centralasiatische Frage zu einer dauernden macht und sie wesentlich unterscheidet von solchen politischen Fragen, welche einem mehr oder weniger momentanen Conflict entspringen. Die centralasiatische Frage hat ihre Geschichte, und es ist kein Zweifel, daß sie noch nicht am Endpunkt ihrer Entwicklung angelangt ist. Ein genaueres Eingehen auf diese Geschichte benimmt aber, glaube ich, der Frage viel von ihrem bedrohlichen Charakter. Wir werden sehen, daß das Anwachsen der russischen Macht in Centralasien einer Art von Nothwendigkeitsgesetz folgt, begründet in den historischen Verhältnissen jener Landstriche, in dem Wesen und der Art ihrer Bewohner und in ihrer geographischen Beschaffenheit. Wir werden einerseits die gegen Rußlands Vorgehen in Mittelasien bestehenden Vorurtheile als grundlos erkennen und demselben aufrichtige Sympathie und gerechte Anerkennung, wo es eine solche verdient, nicht versagen. Andererseits wird sich uns ergeben, daß sich für die russische Politik in Centralasien recht wohl andere Zielpunkte und andere Beweggründe auffinden lassen, als eine Invasion in Indien. Es ist dies die Abrundung der asiatischen Besitzungen Rußlands durch Herstellung einer der Landesnatur und den topographischen Verhältnissen angepaßten Grenze im Süden von Turkestan.

Von den Ufern des Kaspiischen Meeres erstreckt sich nach Osten ein ausgedehntes Steppengebiet. Im Süden ist es begrenzt durch den Rand des afghanisch-persischen Hochlandes, im Osten durch die reich gegliederte, zu mächtiger Höhe anstrebende Gebirgswelt des centralen Asiens. Gegen Norden geht es allmählich in die Acker- und Waldzone Sibiriens über, westwärts nach dem südlichen Europa setzt es sich fort in den Steppenregionen an der unteren Wolga, dem Don und längs der Nordküste des Schwarzen Meeres.

Das Fehlen bestimmter Grenzen nach Norden und die gleichmäßige Einförmigkeit der landschaftlichen Physiognomie, welche eben nur die verschiedenen Uebergangsstufen von der Grassteppe bis zur vollständigen Salz- oder Sandwüste aufweist, sind die beiden Hauptmerkmale des umschriebenen Gebietes. Dazwischen treffen wir auf vereinzelte, wenig ausgedehnte Oasen Fruchtländes, und nur im Mündungsgebiet des Amu-Darja, südlich des Aralsees, findet sich zusammenhängendes Culturland von bedeutenderer Ausdehnung: das Gebiet des Chanats Chiva. Doch auch dieses trägt den Charakter einer Oase, da es auf allen Seiten umschlossen ist von öden Wüstenstrecken.

Ein anderes Bild entfaltet sich vor unseren Augen, wenn wir von der Steppe aus den Abhängen der sie umrandenden Gebirge uns nähern. Hier

treffen wir im Osten, wie im Süden, allenthalben auf fruchtbare Landstriche, welche bei gehöriger Bewirthschaftung eine hohe Productionskraft besitzen.

Allem Anscheine nach besteht der Boden dieser Gebiete aus Löß. Der Löß ist ein gelbgrauer, feiner Lehm. Unter dem Einflusse der Sonnenstrahlen und der trockenen Atmosphäre wird er zu einer compacten Masse, nur höchst spärlich mit Vegetation bekleidet, und klast in Spalten auf. Die Oberfläche zerbröckelt zu dürrern Staub, der im leisesten Windhauche aufwirbelt und oft tagelang die Luft erfüllt, einem Nebel gleich, durch welchen die Sonne als trübe rothe Scheibe hindurchblickt. Aber sobald dem Löß genügende Feuchtigkeit zugeführt wird, ist das Bild wie mit einem Zauberstrich verwandelt. Mit üppigem Grün überzieht sich der Boden und der Löß entwickelt eine erstaunliche Fruchtbarkeit, welche selbst der Productionsfähigkeit der berühmten Schwarzerde Rußlands nicht nachsteht.

Eine künstliche Irrigation ist aber gerade in den an die Steppe im Süden und Osten angrenzenden Landstrichen möglich. Eine Reihe von Flüssen und Bächen entströmt dem Hochlande, und sie sind gerade in der heißesten Jahreszeit am wasserreichsten, weil der schmelzende Schnee des Hochgebirges sie speist. So treten am Rand des sonst so einförmigen Steppengebietes die schroffsten Gegensätze zu Tage, und diese Gegensätze waren zu allen Zeiten von weittragender geschichtlicher Bedeutung.

Wenn es eine culturhistorische Thatfache ist, daß der Mensch in seinem wirthschaftlichen und socialen Leben unter dem Einflusse des Bodens steht, auf welchem er lebt, und daß er nur innerhalb gewisser Schranken wiederum die ihn umgebende Natur beherrscht, so hat dieses Gesetz hervorragende Gültigkeit für das Steppengebiet Mittelasien und hat in der Geschichte zu aller Zeit diese Gültigkeit bewiesen.

Hochgebirge locken den Menschen zur Vereinzelung und Absonderung. Hügel land begünstigt die Anlegung fester Siedelungen, bald größer, bald kleiner je nach dem Maße des vorhandenen Ackerlandes. Große Ebenen mit Steppencharakter begünstigen oder erheischen nomadisches Leben.

Mittelasien war in seinen Steppenlandstrichen je und je die Heimat von unbändigen Nomadenstämmen, und zugleich der Ausgangspunkt oder doch das Durchgangsgebiet aller jener großen Völkerstürme, welche seit den frühesten Zeiten bis zum Ausgange des Mittelalters Westasien und Osteuropa erschütterten. In den fruchtbaren Gebieten am Rand der Steppe dagegen konnten bereits im Alterthum sesshaftes Leben und Ackerbau sich entwickeln. Schon vor Jahrtausenden herrschte dort eine intensive Bodencultur, und durch ununterbrochene Uebung hat sich dort unter dem Drucke der Noth eine staunenswerthe Fertigkeit in der künstlichen Bodenbewässerung ausgebildet.

Alein in der unmittelbaren Nachbarschaft räuberischer Nomaden konnten trotzdem keine stabilen Verhältnisse, keine Staaten von dauernder geschichtlicher Bedeutung sich entwickeln. Gerade durch ihre Fruchtbarkeit mußten

jene Landstriche, gegen die Steppe hin offen und ohne Schutz, ein steter Anziehungspunkt für die Nomadenstämme sein. Rasch wechseln sie Bewohner und Beherrscher; ein Eroberer verdrängt den andern; kaum ist ein Staat zu Macht und Blüthe gelangt, so setzt ein neuer Völkerturm das Bestehende rücksichtslos hinweg.

So weit die geschichtliche Tradition zurückreicht, kämpfte die Ackerbau treibende und sesshafte Bevölkerung Mittelasien einen harten Existenzkampf gegen die Steppennomaden. Wenn im Alterthum Cyrus oder Alexander der Große Festungen am Syr anlegten, so wollten sie damit die Nordostgrenze des Reiches gegen die „Scythen“, die nomadischen Bewohner der Steppe, schützen. Allein schon im zweiten Jahrhundert vor Christus wurde das Reich, das die Nachfolger Alexanders in Bactrien, dem nördlichen Afghanistan, gegründet hatten, von dem Wandervolk der Weißen Hunnen vernichtet. Vier Jahrhunderte später folgte diesen der Mongolenstamm der Yeta und kurz danach wanderten Turkvölker in die Landstriche am Syr und Amu ein. Dann wurden sie von den Arabern dem Islam erobert. Selbstkuffen und Uiguren lösten die Araber ab, bis im dreizehnten Jahrhundert die Mongolen unter Tschingis-Chan im Lande einbrachen und damit eine Geschichtsepoche eröffneten, deren Merkmale wilde Anarchie, zügellose Grausamkeit, blutige Bruderkriege, Mord und Verwüstung sind. Im folgenden Jahrhundert behielten die türkischen Stämme wieder die Oberhand. Timur besiegte die Mongolen und stiftete sein Weltreich, das die verschiedensten Völkerschaften Asiens umfaßte. Samarkand war seine Lieblingsresidenz, und er schmückte die Stadt mit herrlichen Gebäuden. Mit seinem Tode zerfiel sein Werk. Während der Bruderkriege, welche unter seinen Nachfolgern das ganze Reich in Unruhe und Verwirrung stürzten, begannen die Usbeken, ein Volk von türkischer Abstammung, ihre Einfälle in die Gebiete am Syr und Amu. Seit dem 16. Jahrhundert bilden sie in den Chanaten Chiwa, Buchara und Kokan die herrschende Bevölkerung. Als Eroberer gaben sie dem Lande die Herrscher und die höheren Beamten. Ursprünglich Nomaden, haben sie den Gang zu nomadischem Leben bewahrt und derselbe äußert sich auch noch bei solchen Usbeken, welche in den Städten reich geworden sind. Mit Verachtung sehen sie auf die gewerbetreibenden und unternehmenden Tadschiks, die Bewohner der mittelasiatischen Chanate von persischem Geblüt, herab. Zu Hause sind sie faul; die Frauen, welche wie Sklavinnen behandelt werden, müssen alle Arbeit verrichten. Ihr Charakter weist wenig sympathische Züge auf: Verschlagenheit, Kriecherei, verbunden mit religiösem Fanatismus.

Neben den Usbeken haben in Kokan ebenfalls seit dem 16. Jahrhundert die rein tatarischen Kiptschaks sich festgesetzt, ein tapferer und kriegerischer Stamm, welcher während der Wirren im Chanate, welche der Annexion desselben seitens der Russen vorhergingen, eine bedeutsame Rolle spielten.

Uebersichten wir noch einmal die kurz skizzierte Geschichte der Völker

am Syr und Amu, so springt deren Grundzug: fortwährender Wechsel, Unstetigkeit aller Verhältnisse, sofort in's Auge. Solche Zustände aber können nur durch ein Mittel consolidirt werden: wenn eine civilisirte Großmacht die sämtlichen Gebiete unter ihrer Herrschaft vereinigt. Auf diese Weise allein wird den verschiedenen, zum Theil einander widerstrebenden Interessen eine höhere Einheit gegeben. Die einzelnen Stämme, durch Sprache, Abstammung und Lebensweise getrennt, werden geeinigt als Glieder eines gemeinsamen Staates, dem gegenüber sie alle die gleiche Stellung einnehmen, der auch die Schwächeren gegen die Uebergriffe der Stärkeren zu schützen vermag.

Man behaupte nicht, daß eine solche Herrschaft eine Utopie sei. England selbst hat mit seinem riesigen Colonialbesitz, speciell in seinem indischen Kaiserreich, eine ähnliche Aufgabe gelöst. Man sage auch nicht a priori, daß Rußland zur Erfüllung einer solchen Mission ungeeignet ist. Dies wird und kann erst durch Erfahrung bewiesen oder widerlegt werden. Aber das darf man zugeben und muß man zugeben, daß vom Standpunkt der allgemeinen Humanität, insbesondere auch im Interesse des Handels und des Verkehrs, eine Ordnung und Festigung der mittelasiatischen Verhältnisse wünschenswerth, ja dringend nothwendig, und daß naturgemäß der russische Staat in erster Linie berufen war, dieser Aufgabe sich zu unterziehen.

Das Steppengebiet Mittelasien's gehört geographisch zu Sibirien, von welchem keine natürliche Grenze es scheidet. Gegen Süden dagegen ist es durch das afghanisch-persische Hochland fest begrenzt. Zwischen Indien und Centralasien schiebt sich der breite und hohe Gebirgswall des Hindukusch als trennende Schranke ein. Wenn man also die allmähliche Ausbreitung der russischen Macht in Mittelasien hätte hindern wollen, so durfte das nicht erst jetzt geschehen, auch nicht vor zehn oder zwanzig Jahren, man hätte sich den ersten Schritten Rußlands auf asiatischem Boden entgegenstellen müssen. Nachdem dieselben aber einmal gemacht sind, läßt ein Stillstand sich erst dann erwarten, wenn feste, durch die Natur vorgezeichnete Grenzen nach allen Seiten hin erreicht sind.

Daß die russische Politik in Centralasien eine bewundernswürdige Consequenz besitzt, wird Niemand bestreiten wollen. Diese Consequenz wird aber weit weniger bedingt durch Ehrgeiz und rücksichtslose Expansionslust, als vielmehr durch die zwingende Macht der Verhältnisse. Gerade weil dies der Fall ist, weil es naturgemäß so kommen mußte, wie es gekommen ist, war es möglich, daß ein so trefflicher Kenner des Landes und seiner Bewohner, wie Bambergy, schon seit geraumer Zeit den Gang der Ereignisse mit überraschender Bestimmtheit vorherzusagen konnte, und daß die Geschichte seine Vorhersagungen ausnahmslos rechtfertigte. Damit kommt aber auch der Vorwurf in Wegfall, daß die centralasiatische Politik Rußlands von Selbstsucht und bloßen Eroberungsgelüsten dictirt werde.

„Die Stellung Rußlands in Centralasien,“ äußert sich Gortschakow in

seiner bekannten Circularnote vom 21. Novbr. (3. Decmbr.) 1864, „ist die aller civilisirten Staaten, welche sich im Contact mit halbwilden, umherstreifenden Völkerschaften ohne sociale Organisation befinden. In dergleichen Fällen verlangt das Interesse der Sicherheit der Grenzen und der Handelsbeziehungen stets, daß der civilisirtere Staat ein gewisses Uebergewicht über Nachbarn übe, deren unruhige Nomadensitten sie äußerst unbequem machen.“

Nachdem sodann in der Note entwickelt worden, wie naturgemäß mit nomadischen Grenznachbarn immer wieder neue Conflictte entstehen und diese neue Gegenmaßregeln seitens des Culturstaates erheischen, heißt es weiter: „Der Staat befindet sich in der Alternative, diese nie endende Aufgabe aufzugeben und seine Grenzen beständigen Unordnungen, die daselbst jedes Gedeihen, jede Sicherheit, jede Civilisation unmöglich machen, preiszugeben, oder mehr und mehr in das Innere wilder Gegenden vorzubringen, wo die Schwierigkeiten und Lasten, welche er auf sich nimmt, mit jedem Schritte wachsen.“

Mit Recht weist Gortschakow hier auf geschichtliche Beispiele hin: „Dieses Loos hatten alle Staaten, welche sich in ähnlichen Verhältnissen befanden: die Vereinigten Staaten in Nordamerika, Frankreich in Algier, Holland in seinen Colonien, England in Indien; sie haben alle unvermeidlich diesen fortschreitenden Gang verfolgen müssen, an welchem der Ehrgeiz weit weniger Antheil hat als eine gebieterische Nothwendigkeit, und wo die größte Schwierigkeit darin liegt, im richtigen Augenblick Halt zu machen.“

„Die Fortschritte der Civilisation,“ heißt es in einem späteren Theil der Note, „kennen keine erfolgreicherer Agenten als die Handelsbeziehungen. Diese verlangen zu ihrer Entwicklung überall Ordnung und Stetigkeit; in Asien verlangen sie jedoch eine gründliche Umwandlung der Sitten. Vor allen Dingen muß man den asiatischen Völkern begreiflich machen, daß es vortheilhafter für sie ist, den Handel der Karawanen zu begünstigen und sicher zu stellen, als dieselben zu plündern. Diese Grundwahrheiten können nur da in das öffentliche Bewußtsein eindringen, wo ein Publikum vorhanden ist, d. h. ein socialer Organismus, und eine Regierung, welche ihn leitet und vertritt.“

Man wird wenigstens zugeben, daß diese Note an Offenheit und Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig läßt. Sie stellt es als Grundsatz auf, daß ein Culturstaat keine Nomadenvölker an seiner Grenze dulden kann, ohne über dieselben ein Protectorat auszuüben, wosern er nicht mit dem Geständniß seiner politischen und militärischen Ohnmacht die Vertretung der Interessen seiner eigenen Unterthanen außer Acht lassen will. Und von diesem Grundsatz ausgehend, entwickelt Gortschakow Rußlands Politik in Central-Asien mit der bezeichnenden Schlußbemerkung: „Das Kaiserliche Cabinet, indem es sich dieser Aufgabe widmet, hat die Interessen Rußlands im Auge.

Es glaubt aber gleichzeitig den Interessen der Civilisation und Humanität zu dienen. Es hat das Recht, auf eine gerechte und loyale Würdigung des Ganges, den es verfolgt, und der Principien, die es leiten, zu zählen.“

In der Theorie dürften die von Gortschakow entwickelten Grundsätze wohl kaum irgendwie angefochten werden. In der Wirklichkeit aber wird die russische Politik gleichwohl weit mehr mit Mißtrauen als mit Wohlwollen und objectiver Beurtheilung der Sachlage verfolgt.

Nun lehrt uns aber in der That ein Blick auf die Geschichte der Entwicklung des russischen Uebergewichts in Central-Asien, daß dieses langsame Anwachsen und stetige Fortschreiten ein naturnothwendiges war, veranlaßt durch die Macht der Verhältnisse, durch die Zustände Mittelasiens in der Zeit, da Rußland auf dessen Boden erschien, durch den Charakter und die Lebensweise seiner Bewohner, durch die Rücksicht auf die Interessen des Handels und der allgemeinen Humanität.

I. Die Begründung der russischen Macht in den mittelasiatischen Chanaten.

Das Steppengebiet Central-Asiens ist durchflossen von zwei mächtigen Strömen, dem Syr- (Sir) und dem Amu-Darja. Beide entspringen den Hochgebirgen an der jetzigen russisch-chinesischen Grenze, dem Thian-schan und dem Pamir-Syhem. Beide wenden sich, nachdem sie in Ebenen eingetreten sind, nach Nordwesten. Beide durchfließen nun weite Steppen- und Wüstenstrecken, um ihre Wasser schließlich dem Becken des Aralsees zuzuführen.

Im Gebiet dieser beiden Ströme fanden die Russen, als sie in unserem Jahrhundert zuerst den centralasiatischen Verhältnissen eine ernstere Aufmerksamkeit zuwandten, usbekische Staaten vor: die Chanate Chiva, Buchara und Kokan. Die beiden erstgenannten haben eine freilich beschränkte Selbstständigkeit bewahrt; Kokan — auch die Schreibung Chokand findet sich auf unseren Karten — wurde vor zehn Jahren dem russischen Reiche einverleibt.

Die Lage von Chiva habe ich schon kurz charakterisirt. Es ist eine Oase, ungefähr von der Ausdehnung des Königreichs Sachsen, am Unterlaufe des Amu-Darja; dazu noch Steppengebiete von dem dreifachen Umfange. Der Boden ist wohl cultivirt; zahlreiche Wassercanäle, vom Amu abgeleitet, sind über das Land verzweigt und bedingen dessen Fruchtbarkeit.

Folgen wir dem Syr-Darja stromaufwärts gegen die Berge zu, so erreichen wir die Grenzen des ehemaligen Kokan. Hier dehnt sich am Mittellaufe des Syr zu beiden Seiten des Stromes die weite Thalebene Ferghana aus, eine uralte Kulturlandschaft, welche auch heute zu den fruchtbarsten Theilen des russischen Turkestan zählt. Fast auf allen Seiten ist sie umschlossen von den Westausläufern des Thian-schan; nur nach Westen ist sie offen, und

durch dieses Thor tritt der Syr in die turkestanische Ebene ein, um sich sofort mit scharfer Biegung nach Norden und später nach Nordwesten zu wenden. Außerhalb dieses Thors von Ferghana, auf der rechten Seite des Syr, liegen die Städte Taschkent und weiter nördlich Tschimkent und Kasret-i-Turkestan, auch Turkestan schlechthin genannt. Gerade am Eingang zu Ferghana liegt am Ufer des Syr die Stadt Chodschend; in Ferghana selbst ist Kokan, das dem Chanate seinen Namen gab, der wichtigste Ort.

Im Süden und Südwesten grenzte unmittelbar an Kokan das Gebiet des Emir von Buchara. Es ist durchflossen von dem Serafschan, dessen Lauf wieder von Ost nach West gerichtet ist; er wendet sich später dem Amu-Darja zu, erreicht jedoch diesen Strom nicht, sondern verliert sich in einem Steppensee. In seinem Oberlauf durchfließt der Serafschan ein enges, tief in die Ausläufer des Thianschan eingeschnittenes Gebirgsthal. Dann tritt er in eine äußerst fruchtbare, im Süden und Norden, ähnlich wie Ferghana, von Berg- und Hügelketten eingeschlossene Ebene ein. Hier liegt die Stadt Samarkand inmitten blühender Gärten und üppiger Felder. Der Unterlauf des Serafschan gehört der Ebene an. An ihm liegt Buchara, die Hauptstadt des Chanats, zu welchem außer dem Gebiet am unteren Serafschan gegenwärtig auch noch im Osten die Gebirgslandschaften am oberen Amu gehören. Samarkand und die Thalebene, in welcher es liegt, ist dem russischen Turkestan einverleibt.

Im Norden des Syr, als Grenznachbarn von Chiwa und Kokan, nomadisirten und nomadisiren noch heute die Kirghisen, oder, wie sie selbst sich nennen, die Kasaken. Sie sind ein zahlreiches, in viele Stämme, Clans und Geschlechter zerpaltenes Volk, der tatarischen Rasse zugehörig. Ihr Gebiet erstreckt sich vom Uralfluß ostwärts bis zum Thianschan; ja auch auf den Hochsteppen dieses gewaltigen Gebirgsrückens nomadisirt ein Zweig jenes Volkes.

Im Jahre 1734 erkannten die Kirghisen zuerst die Oberhoheit des Zaren an. Sie hielten das mehr für einen formellen Act, als für einen thatsächlich bindenden Vertrag, welcher sie in eine Art Abhängigkeitsverhältniß zu Rußland brachte. Sobald sie daher die Folgen ihrer freiwilligen Unterwerfung gewahr wurden, begannen sie mit Rußland einen mehr als hundert Jahre währenden Kampf um ihre Freiheit und Selbständigkeit. Später lernten sie in ihren Streitigkeiten mit Chiwa und Kokan den Werth des russischen Schutzes und der russischen Herrschaft kennen.

Sie waren gegen Ende der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts treue Bundesgenossen der Russen. Aber auch nach dieser Zeit kamen Aufstände und Empörungen vor, und noch im Jahre 1870 revoltirten, von Chiwa geheßt und unterstützt, die Kirghisen des Bezirks Mangyschlak am Ostufer des Kaspiischen Meeres.

Südlich des Amu, also in unmittelbarer Nachbarschaft von Chiwa und Buchara, bis an das Kaspiische Meer und gegen Süden bis an die

Grenzen von Afghanistan und Persien dehnt sich das Gebiet der Turtmanen aus, auf die ich später zurückkommen werde.

Zwischen Chiva und Rußland bestanden schon zur Zeit Peters des Großen Handelsverbindungen. Dieselben wurden jedoch vielfach durch Feindseligkeiten gestört und trugen wenig zur friedlichen Annäherung beider Staaten bei. Seitens der Russen wurde sogar eine militärische Expedition unter der Führung des Fürsten Belowitsch gegen Chiva ausgerüstet; allein dieselbe verlief unglücklich. Chiva blieb nun mehr als ein Jahrhundert unangegriffen.

Im Jahre 1839 fand Rußland Veranlassung, sich mit größerer Energie in die centralasiatischen Angelegenheiten einzumischen.

Die Engländer drangen nämlich damals aus Indien in Afghanistan ein, und russischerseits besorgte man eine Ausdehnung der englischen Herrschaft von Afghanistan aus über die im Norden daran angrenzenden turkestanischen Gebiete. An Veranlassungen zu entschlossenem Vorgehen fehlte es der russischen Regierung nicht. Die Chiwesen hatten Karawanen geplündert, russische Unterthanen in die Gefangenschaft fortgeschleppt, die den Russen tributpflichtigen Kirghisen zur Empörung aufgestachelt. Allein die unter Perowskij ausgerüstete Expedition verlief abermals erfolglos und Chiva behauptete, Dank seiner isolirten Lage inmitten schwer passirbarer Wüsten, noch immer seine Selbständigkeit.

Wer es etwa noch bezweifeln wollte, daß dieser Ausgang der Expedition Perowskij's im Interesse der Civilisation und der Humanität nur zu beklagen war, den wird — des bin ich gewiß — ein Blick in den Charakter der Chiwesen und in die chiwesischen Verhältnisse vor der russischen Occupation überzeugen.

Den Charakter der Usbeken habe ich schon oben kurz berührt. Der Russe Danilewskij schildert dieselben als hinterlistig, habgierig, grausam und lügenhaft. Bámberý dagegen stellt ihren Charakter in ein besseres Licht; gerade die Usbeken Chivas bezeichnet er als einfach und bieder. Allein mit dieser Schilderung stimmen die Thatfachen nicht wohl überein, welche der ungarische Reisende, der bekanntlich im Jahre 1863, als Derwisch verkleidet, Mittelasien durchwanderte, selber berichtet. Es mag genügen, hier an eine Scene zu erinnern, welcher Bámberý als Augenzeuge beistand, und welche wenig für den Wiedersinn der Usbeken zu sprechen scheint, wohl aber geeignet sein dürfte, die damaligen chiwesischen Zustände zu illustriren. Eben von einer Audienz bei Seid Mehmed Chan kommend, sah Bámberý im äußersten Vorhof des Palastes gegen 300 kriegsgefangene Turtmanen vom Stamme der Tschaudor. Die Tschaudors hatten eine Karawane auf dem Wege von Orenburg nach Chiva überfallen und ausgeplündert; die Reisenden waren von ihnen so mißhandelt worden, daß sie fast Alle in der Wüste umkamen. Die Chiwesen unternahmen zur Bestrafung der Tschaudors einen Zug gegen

dieselben und brachten jene Gefangenen zurück. Die jungen Leute wurden als Sklaven verkauft, die älteren zum Tode verurtheilt.

„Die ersten wurden je 10 bis 15 mit eisernen Halsringen an einander gekettet fortgeführt, die letzteren fügten sich geduldig in das über sie verhängte Urtheil und erschienen wie gebundene Lämmer in den Händen ihrer Henter. Während man Mehrere zum Galgen oder Block fortführte, sah ich ganz dicht neben mir, wie acht Greise auf einen Wink des Henters sich mit dem Rücken auf die Erde niederlegten. Man band ihnen Hände und Füße, und der Henter stach ihnen der Reihe nach beide Augen aus.“

Nach einer weiteren Ausmalung dieser Greuelfcene, die ich absichtlich übergehe, fährt Wambéry fort:

„Uebrigens ist diese haarsträubende Bestrafung von Kriegsgefangenen durchaus nicht als Ausnahme zu betrachten. In China sowie in ganz Mittelasien weiß man nicht, was Grausamkeit ist, dieses Verfahren gilt für ganz natürlich, da Sitten, Gesetze und Religion damit übereinstimmen. Der gegenwärtige Chan wollte sich den Ruf eines Beschützers der Religion verschaffen, den er dadurch zu erlangen glaubte, wenn er das kleinste Vergehen gegen die Religion mit großer Härte bestrafte. Ein Blick auf eine verschleierte Dame genügte, um durch Redschm, wie die Religion befiehlt, hingerichtet zu werden.“

Nach Schilderung der schauderhaften Hinrichtungsart heißt es weiter: „Nicht nur Ehebruch, sondern auch andere Vergehen gegen die religiösen Vorschriften ließ der Chan mit dem Tode bestrafen, so daß in den ersten Jahren seiner Regierung die Aemas seinen Religionseifer abkühlen mußten; doch vergeht kein Tag, an dem nicht Jemand von der Audienz des Chans durch das verhängnißvolle alib barin („nehmt ihn mit!“) weggeführt wird.“

Man wird zugeben, daß diese Erzählung Wambéry's eher zu dem Urtheile Danilewskij's über die Usbeken stimmt als zu seinem eigenen. Doch dies nur nebenher! Genug: Perowskij's Expedition schlug fehl und dem Usbekenstaate am Amu war noch eine Gnadenfrist gewährt.

Im Jahre 1848 legten die Russen am Syr-Darja, in der Nähe seiner Einmündung in den Uralsee das Fort Aralsk an, als festen Stützpunkt für weitere Unternehmungen sowie zur Sicherung der Grenzen gegen die Uebergriffe der Chinesen und Kokanzen.

In Buchara und Kokan herrschten in jener Zeit fortwährend die ärgsten Wirren und Zwistigkeiten. Die Feindseligkeiten der beiden Staaten gingen in alte Zeit zurück. Die Dynastie der Scheibaniden hatte die Herrschaft von Kokan mit der von Buchara vereinigt. Später riß Kokan sich los und gewann, von den benachbarten Bucharioten mit Neid und Mißgunst beobachtet, besonders unter der Regierung von Mehemmed Ali Chan, an Macht und Bedeutung. Der Emir Nasrulla von Buchara, ein Wütherrich ohne Gleichen, besiegte zwar die Kokanzen und Mehemmed Ali Chan verlor im Kampfe gegen ihn Thron und Leben; allein die Kiptschaks bemächtigten

sich nun der Leitung der Angelegenheiten in Kokan. Ein Regentenwechsel folgt auf den andern; jeder ist verbunden mit Mord, Verrath und Blutvergießen.

Daß bei solchen Zuständen es nicht an Conflicten zwischen den Kokanzen und den in ihrer Grenznachbarschaft wohnenden, unter russischem Schutz stehenden Kirghisen fehlen konnte, versteht sich von selber. Eine große Zahl von Kirghisen, welche bereits zu sesshaftem Leben übergegangen waren, verließ, der ewigen Pladereien und Unruhen überdrüssig, Felder und Dörfer und kehrte zum Nomadenleben zurück. Andere begaben sich unter den Schutz von Chima, das mit Buchara je und je in erbitterter Feindschaft lebte, um jedoch von den neuen Herren nur noch mehr bedrückt zu werden. Da entschlossen die Russen sich zur Intervention und wurden von den Kirghisen mit Jubel als Retter und Befreier begrüßt. Es galt vor allem die Stellung am Syr zu sichern und die Befestigungen, welche zum Schutz der Grenze dienten, längs dieses Flusses in der Richtung gegen Kokan vorzuschieben. Im Jahre 1852 wurde das kokanische Fort M-Mesdschek, 90 Meilen oberhalb der Syrmündung und des Forts Aralsk, von General Perowskij angegriffen und im folgenden Jahre genommen. Zwar versuchten die Kokanzen, es den Russen wieder zu entreißen; allein die kleine russische Besatzung leistete der zehnfachen Uebermacht der Feinde tapferen Widerstand und behauptete sich im Besitze des Forts.

Die Situation der Russen wurde damals noch beträchtlich erschwert durch einen Aufstand der Kirghisen unter Kutebar. Fünf Jahre hindurch gelang es diesem kühnen und listigen Nomadenhäuptling, sich gegen die Russen zu behaupten; erst durch vortheilhafte Anerbietungen seitens der russischen Regierung ließ er sich zu freiwilliger Unterwerfung (1858) bewegen.

Die Thronstreitigkeiten in Kokan dauerten inzwischen ununterbrochen fort. Die Kiptschaks hatten Chudajar Chan, einen Enkel Mehemed Ali Chans, auf den Thron erhoben. Derselbe wurde 1857 von seinem eigenen Bruder gestürzt und begab sich nun zu dem Emir Musaffer-ed-din von Buchara, dem Nachfolger Nasrullah. Von ihm unterstützt kehrte er nach Kokan zurück. Auch die tapferen Kiptschaks erlagen den Turkmänen, welche der Emir gegen sie in's Feld führte. So kam Kokan wieder unter buchariotischen Einfluß, und die Bucharioten theiligten sich nun eifrigst an den Feindseligkeiten der Kokanzen gegen die Russen. Letztere, durch den Krimkrieg genugsam in Anspruch genommen, sahen sich vollständig auf die Defensiv angewiesen und waren zufrieden, ihre Positionen am Syr zu behaupten.

Erst im Jahre 1864 war Rußland wieder in der Lage, sein Ansehen und sein Uebergewicht in Mittelasien herzustellen. Es wurde eine Expedition gegen die Grenzstadt des kokanischen Chanats, Turkestan, ausgerüstet und dieselbe genommen. Die Kokanzen, um dem weiteren Vordringen der Russen einen Damm entgegenzustellen, besetzten Tschimkent. Allein in den ersten

Wochen des September rückte General-Major Tschernjajew gegen die Stadt vor und nahm sie, trotz des entschlossenen Widerstandes der Verteidiger, mit Sturm. Damit war den Russen die Syr-Linie gesichert; gleichzeitig aber besaßen sie eine starke Basis für weitere Operationen gegen Kokan, zunächst gegen die Städte Taschkent und Chodschend.

Die Kokanzen machten nun die ernstesten Anstrengungen, sich der verlorenen Positionen wieder zu bemächtigen, und erfochten einen bedeutenden Sieg über die russischen Truppen. Allein eine zweite Schlacht beraubte sie wieder der gewonnenen Vortheile und Tschernjajew hatte nun den Weg auf Taschkent sich gebahnt. Die Bewohner dieser Stadt wandten sich an Emir Musaffer-eb-din um Hilfe. Um diesem zuzukommen, besetzten die Russen Taschkent am 15. Juni 1865. Den Einwohnern wurde vollständige Autonomie unter russischer Oberhoheit und freie Religionsübung garantirt, und dieselben erst später auf ihr eigenes Ansuchen officiell in den russischen Unterthanenverband aufgenommen.

Musaffer-eb-din knüpfte nun zwar Unterhandlungen an, ließ aber eine russische Gesandtschaft in das Gefängniß werfen. Der Krieg begann daher von Neuem und zwar gegen die verbündeten Kokanzen und Bucharioten. In der Schlacht von Irdschar, unweit des Syr-Darja gelegen, besiegte General Romanowskij die zwölffache Uebermacht des Emir Musaffer. Hierauf wendeten sich die Russen gegen die Kokanzen, bombardirten und erstürmten Chodschend und beendigten ihre Operationen mit der Besetzung der wichtigsten buchariotischen Grenzfestungen. Während nun der Emir sich um die Unterstützung Englands bemühte, wurde von der russischen Regierung das neu erworbene Gebiet in ein General-Gouvernement umgewandelt, und dieses von dem thätigen und umsichtigen General Kaufmann organisiert.

Obwohl Musaffer die erwartete Hilfe von England nicht erhielt, war doch er es, welcher wieder die Feindseligkeiten begann. Auch in Kokan brach ein Aufstand gegen die Russen aus; Chiwa verbündete sich mit den Turkmanen und begann zu rüsten. Ein glänzender Sieg der Russen bei Samarkand eröffnete den Feldzug. Während nun die Hauptarmee längs des Serafschan nach Buchara vorrückte, wurde die kleine Besatzung der Citadelle von Samarkand durch eine zweite buchariotische Armee, welche von Süden her anrückte, belagert. Acht Tage lang leisteten die Handvoll Russen einer Armee von 25 000 Mann heldenmüthigen Widerstand, bis General Kaufmann die hart bedrängte Schaar entsetzte.

Nun entschloß sich der Emir, mit Rußland Frieden zu machen und das Gebiet am mittleren Serafschan mit Samarkand an den Zaren abzutreten.

Buchara war gedemüthigt; Chudajar Chan in Kokan verhielt sich ruhig; nur Chiwa verharrte in seiner feindlichen Haltung gegen die Russen. Die Chiwesen fuhrten fort, russische Karawanen zu plündern und in das Gebiet der Kirghisen einzufallen. Im Jahre 1870 unterstützten sie

die Revolte der Kirghisen von Mangyschlal. Nun endlich (1873) wurde der Feldzug gegen Chiwa in Angriff genommen. Zwei Colonnen unter Markosow und Somakin rückten von Kaspien gegen das Chanat vor, das dritte führte von Osten her General von Kaufmann durch die Sandwüste Kysyl-kum gegen Chiwa. Markosows Truppen mußten, nachdem sie in der Wüste durch glühende Hitze und Wassermangel die furchtbarsten Mühsalen erduldet hatten, unverrichteter Sache wieder umkehren; Somakin und Kaufmann dagegen trafen gleichzeitig vor Chiwa ein. Am 10. Juni fiel die Stadt und der Chan mußte die ihm vom General Kaufmann dictirten Bedingungen annehmen. Er trat in ein Abhängigkeitsverhältniß zu Rußland und mußte diesem das rechte Ufer des Amu räumen.

Bald darauf begannen in Kokan neue Verwickelungen. Die Kiptschaks rebellirten gegen Chudajar Chan; dieser flüchtete sich zu den Russen und stellte sich unter deren Schutz. Obwohl nun Unterhandlungen mit den Kiptschaks geführt wurden, ließen diese sich Grenzverletzungen zu Schulden kommen. Sie wurden jedoch bei Nachram, in der Mitte zwischen Chodschend und Kokan gelegen, von Kaufmann geschlagen und die Hauptstadt des Chanats genommen. Nach längeren Kämpfen mit den Aufständischen ward Kokan im Januar 1875 unter dem historischen Namen Ferghana dem General-Gouvernement Turkestan einverleibt.

II. Das Land der Turkmanen und seine Bewohner.

Ich glaube, daß diese kurze Skizze von der Begründung und Ausbreitung der russischen Macht in den Chanaten von Syr und Amu für die Beurtheilung der central-asiatischen Frage nicht bedeutungslos ist. Einerseits ergibt sich aus derselben wohl jedem unbefangenen Leser die That-sache, daß die Verhältnisse, wie sie um die Mitte unseres Jahrhunderts in Central-Asien gelagert waren, die Intervention einer civilisirten Macht dringend erheischten. Andererseits dürfte es unzweifelhaft erscheinen, daß zu einer solchen Intervention Rußland in erster Linie berufen war. Nachdem aber einmal Rußland diese Mission übernommen, mußte es in einem Lande, wo die Natur keinerlei feste Schranke aufgerichtet hat, gewissermaßen von selbst und ohne sein Zuthun Schritt für Schritt weiter geführt werden. Es wird sich, denke ich, ergeben haben, daß die Fortschritte Rußlands ganz allmähliche waren und die Ereignisse sich naturgemäß Eines aus dem Anderen entwickelten. In der That dürfte es schwer fallen zu sagen, wo die Linie war, über welche Rußland nicht hätte hinausgehen sollen, wann der Zeitpunkt, an welchem es Halt machen mußte.

Allein mit der Unterwerfung Chivas und Bucharas war der Proceß noch nicht abgeschlossen. Nun war Rußland hart an die Gebiete der Turkmanen, des wildesten Nomadenstammes in Mittelasien, herangerückt. Uebermals

befand es sich in der von Gortschakow in seiner Circularnote geschilderten Situation, ein nomadisches Volk zu Grenznachbarn zu haben, und der Conflict mit demselben war für den Culturstaat unvermeidlich.

Ueber die Turkmanen fließen die Literaturquellen sehr reichlich. Alle mittelasiatischen Reisenden, von welcher Nationalität sie auch sein mochten, haben sich mit diesem Volke beschäftigt und mehr oder minder umfangreiche Schilderungen über ihren Charakter, ihre Sitten und Gewohnheiten, ihre Lebensweise und ihre socialen Einrichtungen geliefert. Der englische Politiker Marvin hat die in den Schriften eines Burnes, Conolly, Abbott, Murawiew, Wambéry, Petrusewitsch, Ferrier, Grodekow zerstreuten Notizen und Mittheilungen zu einem ziemlich umfangreichen Buche zusammengestellt.

Ich will versuchen, in Kürze nach Lage und Ausdehnung das Territorium zu skizziren, welches von turkmanischen Stämmen bewohnt wird.

Das Turkmanenland liegt auf gleicher Breite mit Spanien und dem südlichen Italien. In seiner größten Ausdehnung von West nach Ost erstreckt es sich über elf Längengrade. Diese Entfernung entspricht einer Linie, welche wir von Lissabon aus quer durch die ganze pyrenäische Halbinsel und noch über deren Ostküste hinaus unter die Länge der Pithyusen gezogen denken; in Deutschland etwa einer Linie von der Mündung der Ems bis zur Mündung des Pregel. Seine größte Breite hat es im Westen längs der Küste des Kaspiischen Meeres, gegen Osten läuft es in einen spitzen Winkel zu.

So entsteht annähernd ein rechtwinkeliges Dreieck, die Hypotenuse bildet die Nordostgrenze des Turkmanenlandes, die Katheten die Grenzen gegen Süden und gegen Westen. Der Hypotenuse entspricht der Lauf des Amu-Darja von seinem Eintritt in die Ebene bis dahin, wo er das Gebiet von Chitwa erreicht, und einer Linie, welche man von dieser Stelle in der nämlichen Richtung fortlaufend gezogen denkt, bis sie die Ostküste des Kaspiischen Meeres trifft. Folgt man dieser Küste gegen Süden bis zur Mündung des Utrsch, d. h. bis zum Anfang des persischen Territoriums, so ist damit die Westgrenze des Turkmanengebiets gegeben.

Schwieriger ist es, die Südgrenze mit wenigen Worten zu bestimmen, obwohl oder vielmehr gerade weil hier die Gebirge eine festere Begrenzung bilden. Die gerade Linie erscheint hier daher mehrfach gebrochen.

Als Ausgangspunkt mag die Stelle dienen, wo das Thal des Tedschent oder des Herirud, des Flusses von Herat, in die Steppe sich öffnet, wo bisher die politische Grenze Persiens und Afghanistans sich berührte. An dieser Stelle liegt Sserafsch, ein Fort, welches den Persern als Sicherheitsposten gegen die Turkmanen diente, ohne daß diese jedoch dadurch von ihren Raubzügen sich hätten abhalten lassen. Ziehen wir von Sserafsch aus eine Linie, fast genau nach Osten, nur wenig nach Norden geneigt, bis sie den Amu-Darja erreicht, so entspricht dieselbe der bis auf die neueste Zeit

von Afghanistan gegen das Turkmanengebiet in Anspruch genommenen Nordgrenze.

Von dieser Grenze aus steigt das Land nach Süden allmählich gegen die Hochgebirge an, welche die centralen Theile Afghanistans ausfüllen. Man bezeichnet es als das Afghanische Turkestan, weil es von Turkvölkern bewohnt, von den Afghanen aber beherrscht wird. Das Land ist fruchtbar und wegen der gegen die Steppe hin sich öffnenden Thäler vom Norden her leicht zugänglich. Wir begreifen daher, daß die Turkmanen sich wenig um jene nominelle Grenze bekümmerten, sondern gerade das Afghanische Turkestan vielfach mit ihren Raubzügen heimsuchten. Manche turkmanische Stämme nomadisirten sogar auf Landstrecken, welche Afghanistan als eigenen Grund und Boden beanspruchte.

Schärfer gezeichnet ist die Südgrenze des Turkmanengebietes und der Turkmanensteppe gegen Persien hin, d. h. auf der Strecke vom Tedschent bis zur Küste des Kaspiischen Meeres.

Bei Seraltsch beginnt nämlich auf dem linken Ufer des Tedschent ein Gebirgssystem, welches sich nach Nordwesten zieht in der Ausdehnung der Alpen vom Bodensee bis Wien. Steil und einem Walle vergleichbar, ohne bedeutende Unterbrechung steigt es aus der Ebene auf, über deren unabsehbare Fläche von seinem Kamm aus die Blicke ungehindert schweifen. Eine Gesamtbezeichnung für dieses Gebirge existirt bis jetzt nicht. Aus später sich ergebenden Gründen möchte ich den Namen Ahal-Gebirge vorschlagen. Auf unseren Karten finden wir für den westlichen Theil die Benennung Kopet-Dagh, für den östlichen Gulistan-Gebirge verzeichnet.

Längs des Kammes des Ahal-Gebirges lief die nominelle Grenze zwischen dem Gebiet der Turkmanen und der persischen Provinz Chorassan. Trotzdem hier die politische Grenze mit einer natürlichen zusammenfiel, wurde sie von den Steppennomaden durchaus nicht respectirt, und das nördliche Chorassan hatte unter den turkmanischen Raubzügen nicht minder zu leiden als das Afghanische Turkestan.

Noch in einer Entfernung von 150 Kilometer vom Gestade des Kaspiischen Meeres erreicht bei dem Ort Kysyl-arat der Wall des Ahalgebirges sein nordwestliches Ende. Es erheben sich zwar auch noch weiter gegen Nordwesten vereinzelte Gebirgsstöcke, darunter ein ziemlich bedeutender, über das Niveau der Ebene; allein die natürliche Begrenzung der Steppe ist nunmehr unterbrochen, und damit auch die Grenze ihrer Bewohner, der Turkmanen. Wir können dieselbe nur mehr approximativ angeben durch eine Linie, welche wir vom Ende des Ahalgebirges scharf nach Südwesten bis an die Mündung des Atrek ziehen.

Das in Kürze umschriebene Gebiet ist nun hinsichtlich seiner Bodenbeschaffenheit durchaus nicht gleichartig. Weite Strecken desselben sind selbst für Nomaden absolut unbewohnbar. Da, wo Flugsand den harten Thonuntergrund bedeckt oder Salz in Ueberschuss mit dem Boden vermischt ist,

finden auch die Turkmanen für ihre Heerbethiere, besonders für ihre Pferde, kein genügendes Futter mehr. Auch fehlen die Brunnen, oder man trifft sie nur in großen Zwischenräumen, oder sie liefern schlechtes, brackisches Wasser, das für Menschen und Thiere ungenießbar ist. So stößt an die Südgrenze des fruchtbaren Chitwa die öde Sandwüste Kara-kum, „der schwarze Sand“, deren Dünen zungenartig in das angebaute Land hinein sich erstrecken, ja sogar der Hauptstadt selber sich nähern. Hier kann selbst von nomadischem Hirtenleben keine Rede sein.

In anderen Strecken, wo die Vegetation eine reichere ist, liegen die Verhältnisse günstiger, am günstigsten in den an Afghanistan und Persien angrenzenden Gebieten. Die südwestliche Ecke des Turkmanengebietes, das Gebiet des Atrek-Flusses, ist sogar von großer Fruchtbarkeit; manche Stämme sind hier zu Ackerbau und sesshaftem Leben übergegangen. Ein schmaler Streifen Fruchtlandes erstreckt sich längs des Achal-Gebirges. Er erhält die nöthige Feuchtigkeit durch die zahlreichen Gewässer, meist nur unbedeutende Bäche, welche von diesem Gebirge herabfließen und nach kurzem Laufe im Steppensande versiegen. Diesen Landstrich, welcher von Kysyl-artwat bis an den Tedschent bei Sserafsch sich erstreckt, bezeichnen die Einwohner mit dem Namen Achal, und es dürfte nicht unpassend sein, diesen Namen auch auf das Gebirge anzuwenden. Achal war bis vor wenigen Jahren im Besitze des wildesten aller Turkmanenstämme, der Tekke, welche hier sogar das Feld bestellten und zu befestigten Dörfern sich zusammengeschlossen hatten. Von nicht geringerer Bedeutung ist die Oase Mernw, welche nördlich von Sserafsch ziemlich weit in die Steppe vorgeschoben ist, bewässert vom Murghab-Flusse, welcher hier sein nördliches Ende erreicht, indem er gleich den übrigen Flüssen, welche von den südlichen Gebirgen her der Ebene zufließen, im Wüstensande sich verliert. Auch Mernw war im Besitze der Tekke. Die Bodencultur ist in der Oase nicht unbedeutend; noch größer ist ihre Wichtigkeit als Kreuzungspunkt der bedeutendsten Karawanenstraßen, und diese verbannt sie in erster Linie ihrer exponirten Lage.

Im Thale des Murghab oberhalb Mernw nomadisiren, auf früher nominell afghanischem Boden, die Sfarj und die Ssalor; weiter gegen Osten hin, ebenfalls an den Grenzen des afghanischen Turkestan, die Kara-Turkmanen und die Alieli, längs des Amu die Ersari, zwischen Aral- und Kaspisee die Tschaudors, seit längerer Zeit bereits russische Unterthanen.

Wieder andere Gebiete sind jetzt zwar Steppensboden, nur dürrig mit Gras bewachsen; aber bei gehöriger Bewirthschaftung und vornehmlich bei genügender Bewässerung könnten sie anbaufähig und in ergiebiges Ackerland verwandelt werden. Dies gilt ganz besonders nach den Angaben des bekannten Berichterstatter der Daily News, D'Donovan, der im Sudan ein trauriges Ende nahm, von dem ganzen Gebiet zwischen Sserafsch und Mernw. Es ist eben wahrscheinlich, daß der Untergrund wenigstens am Rande des

Turkmanengebietes aus Söß besteht, der an sich, wie bemerkt, unfruchtbar erscheint, aber bei genügender Bewässerung große Productionskraft entfaltet.

Naturgemäß bilden den Hauptreichtum der Turkmanen ihre Heerden, welche vornehmlich aus Kamelen bestehen. Berühmt sind die turkmanischen Pferde, besonders wegen ihrer Schnelligkeit und beispiellosen Ausdauer.

So viel über das Gebiet der Turkmanen, über seine Grenzen und seine wirtschaftlichen Verhältnisse. Das eine dürfte wohl klar sein: Es war nicht der Werth des Landes an sich, was die Russen veranlaßte, so bedeutende Anstrengungen zu der Erwerbung desselben zu machen. Wenn es sich auch nicht leugnen läßt, daß bei geordneten Zuständen und richtiger Bewirthschaftung die Ertragsfähigkeit desselben gehoben werden kann, so wird dieselbe doch niemals so bedeutend werden, daß sie die Kosten der Verwaltung und Regierung eines so ausgebreiteten Gebietes zu decken vermag. Dagegen ist das Turkmanenland von Wichtigkeit für den asiatischen Handel, und es bleibt ferner die Möglichkeit, daß die russische Regierung es nur als eine Etappe auf dem Wege nach Indien betrachtet. Endlich kann angenommen werden, daß der Charakter und die Lebensweise der Turkmanen Rußland, nachdem es nun einmal deren Grenznachbar geworden war, zu einer aggressiven Politik zwangen.

Die Turkmanen sind nach der übereinstimmenden Angabe aller Reisenden der wildeste, trozigste und unbändigste aller Nomadenstämme Mittelasien's. Mit Stolz bezeichnen sich selbst als ein Volk, das keinerlei Herrscher gehorcht. Die Regierungsform ist eine rein patriarchalische. In zahlreiche Stämme und Geschlechter zertheilt, wohnen sie dorfsweise zusammen. Jedes Dorf besteht aus den von je einer Familie bewohnten Filzhütten oder Kibitten. Wenn die Weide, woselbst sie sich niedergelassen haben, nicht mehr ausreicht zur Ernährung ihrer Heerden, so werden die Hütten abgebrochen und neue Weidegründe aufgesucht. Wie alle Nomaden sind auch die Turkmanen gastfrei. Wer in ihr Zelt eingelehrt ist, der darf sich für sicher und geborgen halten. Mit seinem Leben würde der Wirth für seinen Gast einstehen, was ihn jedoch nicht hindert, denselben gegebenen Falles, wenn er an einen drittem Orte außerhalb des Dorfes ihm begegnet, zu bestehlen oder auszurauben. Vambery weiß davon Ergößliches zu erzählen.

Stolz, Freiheitsliebe, Gastlichkeit — das mögen wohl die einzigen sympathischen Züge an dem Charakter der Turkmanen sein. Ihre Tapferkeit ist nicht über allen Zweifel erhaben. Die Angaben und Urtheile der Reisenden gehen hier merkwürdig auseinander. Ehe die Turkmanen mit den Russen in Krieg geriethen, hatten sie es nur mit feigen und untriegerischen Gegnern zu thun. Wenn aber auch die Russen manchen Mißerfolg gegen die Turkmanen aufzuweisen haben, so trugen diese daran gewiß weniger die Schuld, als vielmehr die Natur des von ihnen bewohnten Landes welche ihren Widerstand höchst wirksam unterstützte. Gewiß ist, daß die Turkmanen in ihrem Angriffe äußerst ungestüm sind, daß es ihnen aber an

Ausbauer und Zähigkeit fehlt. Die Chinesen hassen sie, die Perser verachten sie, vor den Russen haben sie Respect, weil diesen es gelungen ist, ihnen Furcht einzujagen.

Als Sunniten sind die Turkmänen geschworene Feinde der Perser. Der Glaubensunterschied gestattet diesen gegenüber jegliche Gewaltthat. Ueberhaupt wird der Fremde, sofern er nicht Gast ist, als vogelfrei angesehen. Hat man die Macht dazu, so plündert man ihn aus, wo nicht, sucht man ihn in Handel und Wandel möglichst zu übervorthheilen. Die Turkmänen sind habgierig und heimtückisch, Raub und Diebstahl sind ihre Lieblingsbeschäftigung, und dabei sind sie von einer bestialischen Grausamkeit. Dies aber sind Charaktereigenschaften, durch welche sie für ihre Grenznachbarn höchst gefährlich werden und die Einführung geordneter Zustände und gesetzlich geregelter Verhältnisse unmöglich gemacht haben, Eigenschaften, welche ihre Unterwerfung mit Waffengewalt als eine Culturnothwendigkeit, als eine gebieterische Forderung der Humanität und der Civilisation erscheinen lassen.

Wollte ich hier auf die Zustände in den an die Turkmänensteppe angrenzenden Gebieten, wie sie durch jenes Raubgesindel verschuldet sind, auch nur einigermaßen eingehen: es würde Stoff genug geben zu einem Buche. Darum nur in Kürze das Allernöthigste. Man schlage nur die Reiseswerte eines Burnes, Bambergh, Mar Gregor auf — weder die Verschiedenheit der Rationalität des Reisenden, noch auch die politische Anschauung kommt hier in Betracht; es handelt sich nur um Thatfachen, von Augenzeugen berichtet — fast jedes Blatt erzählt von den Greuelthaten der Turkmänen. Nicht bloß die Karawanen, welche die Wüste durchzogen, waren von ihnen bedroht, so daß eine Reise von Persien nach Chiwa und Buchara in der That starke Nerven erheischte; auf ihren Alamans oder Raubzügen drangen sie auch oft mehrere Tagereisen weit in die an ihre Steppe angrenzenden Landstriche Chorassans und Afghanistans. Aber nicht nur Hab und Gut, Vieh und Erntevorräthe waren das Ziel ihrer Wünsche; eine weit werthvollere und erwünschtere Beute waren die armen Landeseinwohner selbst. Männer, Weiber und Kinder schleppten sie gefangen fort und verkauften sie als Sklaven in Chiwa und Buchara. Und nicht bloß die Einzelnen, welche sie zufällig auf freiem Felde trafen, fingen sie auf, sondern in größeren Trupps legten sie sich in Hinterhalt in der Nähe der Verkehrsstraßen oder der Siedelungen, und mit dem ersten Morgengrauen fielen sie über die vorüberziehenden Karawanen oder über die Dörfer her, um mit der erworbenen Beute so rasch als möglich wieder in ihre Wüsten sich zurück zu ziehen.

Ein lebhafter Menschenhandel ward so in Mittelasien betrieben. Chiwa und Buchara waren die ersten Märkte, wo die Turkmänen ihre Waare losfügten. Tausende von Persern lebten in den Chanaten als Sklaven der hartherzigen, faulen Usbeken. Erst die Intervention der Russen machte diesen nichtswürdigen Zuständen ein Ende. Der Sklavenhandel wurde verboten, eine große Zahl von Gefangenen freigegeben. Viele kehrten in die

Heimat zurück; viele, welche in die neuen Verhältnisse sich gefunden oder Vermögen und Selbständigkeit erworben hatten, oder welche keine Beziehungen mehr an das Vaterland ketteten, blieben zurück und bilden nun denjenigen Theil der Bevölkerung, auf welche die russische Regierung in den neu erworbenen Landesstheilen am meisten sich zu stützen vermag.

Die Unsicherheit des Lebens, der Freiheit und des Eigenthums mußte natürlich auf die wirtschaftlichen Verhältnisse der angrenzenden Landstriche Persiens und Afghaniostans in destruirender Weise einwirken. Die Perser waren unfähig, dem Uebel zu steuern. Versuchten sie es mit Gewalt, so wurde ihre Armee — übrigens das erbärmlichste Truppenmaterial, das man sich nur denken kann — besiegt und aufgerieben. Die Afghanen sind in den Landschaften nördlich des Hindukusch selbst erst im vorigen Jahrzehnt als Eroberer aufgetreten und haben kein Herz für deren Bewohner, welche ihnen nicht minder, wie den Turkmanen, zur Befriedigung ihrer Habgier dienen müssen.

Die fruchtbarsten Thäler Chorassans liegen wüste und unbebaut, sofern sie von der Steppe her zugänglich sind. Ihr Anblick wirkt um so niederschlagender, weil man allenthalben den Spuren einer früheren Blüthe begegnet: Ruinen von Dörfern und Weilern, verwüsteten Feldern, zerstörten Wasser-Canälen. In einem District auf der Grenze zwischen Afghanistan und Persien gab es vordem 350 bewohnte Niederlassungen, welche zur Zeit, als Grodekow denselben durchtritt, sammt und sonders in Trümmern lagen.

Zu allem diesem Elend kommt nun noch der Umstand, daß der unglücklichen Perser, welche in die Hände ihrer erbarmungslosen Gegner fielen, ein geradezu schaudervolles Loos wartete. Vámbéry wohnte als Augenzeuge in einem Turkmanendorfe, nahe der Utrék-mündung, der Rückkehr einer solchen Räubertruppe bei. Er schildert die Greuelsen, welche er mit ansah, mit lebhaften Farben und schließt mit den bezeichnenden Worten: „Und diese schrecklichen socialen Verhältnisse sind über Petersburg, Mischnij-Nomogrob und Astrachan kaum vierzehn Tage weit entfernt von Europa!“

Lautet das nicht, als wolle es Vámbéry als eine Pflicht Rußlands hinstellen, ordnend in diese Zustände eingreifen? Aber wenn das der Verfasser auch nicht sagen wollte, wir werden es zugeben müssen, wofern wir objectiv die Sachlage beurtheilen: Hier mußte Abhilfe geschaffen werden, und wir haben nicht lange nach Neigungen oder Möglichkeiten zu fragen. Die Ehre und die Anerkennung gebührt der Nation, welche eine solche Aufgabe thatsfächlich übernommen und durchgeführt hat, und diese Nation ist die russische. Was hilft uns die Phrase: die Engländer hätten das weit besser gekonnt. Damit wird kein einziger Perser aus entehrenden Ketten befreit, kein einziges der zerstörten Dörfer wieder aufgebaut, keine einzige Karawane auf ihrem Zug durch die Wüste geschützt.

Der englische Reisende Mac Gregor traf auf seiner Reise durch Chorassan mit einem alten Manne zusammen, welcher kurz zuvor bei einem

Ueberfall der Turkmanen sein Weib, drei Söhne und eine Tochter verloren hatte. „O Herr,“ schloß er die Erzählung des Unglücks, das ihn betroffen hatte, „ich wünsche zu Gott, daß entweder ihr kommen möget oder die Russen, um uns von diesen Teufeln zu befreien!“

Nun, der Wunsch des alten Chorassani, der zugleich ja der Wunsch aller seiner Landsleute war, ist zum Theil schon in Erfüllung gegangen. Die Engländer sind zwar nicht gekommen, den turkmanischen „Teufeln“ das Handwerk zu legen, wohl aber die Russen.

III. Die Beziehungen Rußlands zu den Turkmanen.

Rußland war schon verhältnißmäßig frühzeitig zu den Turkmanen in Beziehung getreten. Zu der Zeit Peters des Großen wurden bereits zwei Befestigungen an der Ostküste des Kaspischen Meeres angelegt, im Norden an der Alexandersbai und weiter im Süden auf der Landzunge Krasnowodsk. Später wurden beide Forts wieder verlassen. Ein seitens der Turkmanen geäußelter Wunsch, in den russischen Unterthanenverband aufgenommen zu werden, wurde zurückgewiesen. Und zwar begründete man diesen Entschluß durch folgende Erwägungen: „Rußland hat keinen Vortheil, die Turkmanen unter seinen Schutz zu nehmen, noch weniger sie als Unterthanen anzuerkennen; denn dieses Volk, von Natur wild und räuberisch, sucht unter der Art von Notmässigkeit nur Unterstützung an Lebensbedürfnissen. Es giebt kein Mittel, mit ihnen einen wohlorganisirten Handel zu führen; denn sie machen es sich zur Aufgabe, die Kaufleute zu berauben oder zu tödten oder sie in schwere Gefangenschaft zu bringen.“

In den ersten Jahrzehnten unseres Jahrhunderts wurden größere Turkmanenabtheilungen, welche auf dem Ust-urt-Plateau zwischen Ural und Kaspisee nomadisirten, unter das Protectorat Rußlands gestellt.

Gleichzeitig ging man überhaupt darauf aus, an der Ostküste des Kaspischen Meeres wieder festen Fuß zu fassen. Im Jahre 1833 wurde Nowo-Alexandrowsk auf der Halbinsel Mangyschlak gegründet; mehr und mehr Turkmanenstämme, welche in der Nähe der Küste des kaspischen Meeres nomadisirten, ließen sich in den russischen Unterthanenverband aufnehmen; im Jahre 1869 endlich wurde die Krasnowodsk'sche Befestigung angelegt.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß Rußland bei diesen Unternehmungen in erster Linie handelspolitische Zwecke verfolgte. Es galt den Verkehr der Schiffe auf dem Kaspischen Meere und die Fischerei an der Ostküste desselben gegen die Räubereien der Turkmanen zu schützen. Für die Anlage der Befestigung von Krasnowodsk war zugleich der Reichthum benachbarter Inseln an Naphtha maßgebend. Allein die Blicke der russischen Politik sahen ohne Zweifel über diese nächstliegenden Zwecke hinweg. Wenn man bedenkt, daß gerade in den vierziger Jahren die Operationen gegen die Chanate in

umfassenderer Weise und mit größerer Energie aufgenommen wurden, so ist es wahrscheinlich, daß auch die Occupation der Ostküste des Kaspiischen Meeres mit jenen Unternehmungen im Zusammenhang stand. Man mußte recht wohl, daß man hier dereinst für die Beherrschung des ganzen Steppengebietes von Mittelasien einen festen Stützpunkt haben werde.

An den chivesischen Feldzug im Jahre 1873 schlossen sich nun auch die ersten militärischen Expeditionen der Russen gegen die Turkmanen an.

Zu einem aggressiven Vorgehen war Rußland nicht bloß berechtigt, sondern auch genöthigt. Die Turkmanen hatten sich in offene Feindseligkeiten gegen die Russen eingelassen; aber mehr als dies: sie waren eine culturfeindliche Macht, welche beseitigt werden mußte. Sie machten den Karawanenverkehr unmöglich, sie gefährdeten die neugeschaffenen Grenzen. Allein Rußland erkannte wohl, daß sie nur durch eine vollständige Umgehung besiegt und dauernd beherrscht werden konnten. Die Sklavenmärkte in Chiva und Buchara waren zwar aufgehoben und daher den Turkmanen ein Hauptabsatzgebiet entzogen; allein so lange diese an Chorasfan und dem Afghanischen Turkestan überhaupt noch ein Feld für ihre Raubgelüste hatten — und hier hausten und wütheten sie in der That nach wie vor — war an ihre dauernde Beherrschung und an eine mehr als vorübergehende Regelung und Ordnung der mittelasiatischen Zustände, insbesondere auch der Verkehrsverhältnisse, nicht zu denken. Es stand eben naturgemäß zu erwarten, daß der Mord häufiger werden würde als der Menschenraub, aber keineswegs, daß die Turkmanen ihrer Lieblingsbeschäftigung, den Almans, gutwillig entsagen würden. Uebrigens bestand auch jetzt noch ein, wenngleich beschränkterer, Menschenhandel mit einzelnen Provinzen Afghanistans.

Noch im Jahre 1873 unternahm General von Kaufmann eine Expedition gegen die an der chivesischen Grenze nomadisirenden Somud-Turkmanen, deren Widerstandsfähigkeit jedoch erst in den beiden folgenden Jahren durch Oberst Zwanow vollständig gebrochen wurde.

Ich will hier durchaus nicht verschweigen, daß nach manchen Berichten gerade diese Kriegszüge gegen die Somuden seitens der Russen mit großer Härte und Schonungslosigkeit ausgeführt wurden. Alt und Jung, Wehrlose wie Widerstandsfähige, Greise und Kinder, Männer und Weiber, so heißt es, seien erbarmungslos niedergemacht worden. Ich möchte diese Sache auch nicht mit dem traurigen „c'est la guerre“ entschuldigen, noch weniger darauf hinweisen, daß auch bei anderen Culturstaaten im Kriege mit barbarischen Völkern Dinge vorgekommen sind, welche mit den Geboten der Humanität kaum in Einklang stehen. Allein das dürfen wir doch nicht außer Acht lassen, daß diese Berichte auf englische Quellen zurückzuführen sind, und daß man englischerseits natürlich tendenziös alles hervor sucht, was die russische Politik in Centralasien discreditiren könnte. Aber gesetzt auch, jene Grausamkeiten wären im vollen Umfange richtig, so kann man doch we-

nigstens darauf verweisen, daß es die Russen damals mit gleich grausamen und unbarmherzigen Gegnern zu thun hatten, und daß dadurch die Erbitterung der Soldaten besonders groß gewesen sein mag. Jedenfalls würde der gerechte Vorwurf durchaus nicht die gesammte russische Politik treffen, sondern eben nur die damalige Heeresleitung.

Die Russen selbst — *audiat et altera pars!* — behaupten im Allgemeinen, daß ihre Soldaten sich den centralasiatischen Völkern gegenüber der größten Milde und Mäßigung befleißigen. Sobolew bemerkt geradezu mit Rücksicht darauf, daß die Briten sich bekanntlich bei den Nationen, mit welchen sie in Berührung kommen, durchaus keine Sympathien zu erwerben pflegen: „Die russischen Offiziere und Soldaten sind mitleidig gegen den Feind. Hier liegt das Geheimniß unseres Prestiges und unserer Macht, und mit diesen Waffen werden wir die Engländer in Asien besiegen.“

Mehr als diese Unternehmungen gegen die Somuden nehmen die nun folgenden Expeditionen gegen die Tette-Turkmanen von Ahal unsere Aufmerksamkeit in Anspruch. Ausgangspunkt derselben waren die festen Plätze der Russen am Kaspiischen Meer, Krasnowodsk und Michailowsk. Zu ihrer Durchführung wurden umfassendere Mittel in Bewegung gesetzt; auch sind sie von größerer Bedeutung, weil mit der Besetzung von Ahal jene Taktik der Umgehung begonnen war. Rußland hatte damit sein erstes Gebiet im Süden der Turkmanensteppen gewonnen und sich gleich einem Keil zwischen diese und das persische Chorassan eingeschoben. Ueberdies ist Ahal, wie ich später auseinander setzen werde, von ganz hervorragender Wichtigkeit für den Aufmarsch der Russen gegen Afghanistan.

In dem nämlichen Jahre, in welchem Ferg'hana dem russischen Turkestan einverleibt wurde, machten die Ahal-Tette — nebenbei gesagt, der tapferste und kriegerrischste, aber auch der wildeste und raublustigste Stamm unter den Turkmanen — einen Angriff auf benachbarte Stämme, welche unter Rußlands Schutz friedlich in der Nähe von Krasnowodsk wohnten. Einen Zug, welchen General Lomakin gegen Kysyl-arwat, dem nächstgelegenen und westlichsten festen Platz in Ahal, unternahm, schlug fehl. Nicht glücklicher war derselbe General in den beiden folgenden Jahren.

Größere Vorbereitungen wurden für das Jahr 1879 getroffen. Vom Atrek-Thale aus rückten die Russen in Ahal ein und drangen hier bis Dengilstepé, d. h. halbwegs bis Esersisch vor. Allein sie wurden geschlagen und mußten sich unter großen Verlusten an die Küste des Kaspiischen Meeres zurückziehen. Der Engländer Marvin hat diesen unglücklichen Feldzug der Russen in einem eigenen Buche geschildert.

Nun erhielt General Stobelew den Oberbefehl über die transkaspischen Truppen. Am 2. Juni 1880 marschirte er mit 2500 Mann von Tschikischlar, nahe der Atrek-Mündung, ab. In der Ahal-Dase angelangt, errichtete er, durch die Erfahrungen, welche Lomakin hatte machen müssen, gewarnt, bei Wami ein Fort. Dasselbe sollte als Basis für weitere Operationen

dienen, zugleich auch bei einem etwaigen Mißerfolg als fester Punkt, auf welchen die Truppen sich zurückziehen konnten. Die Thatfachen rechtfertigten diese kluge Maßregel. Im Juli rückte Stobelew bis Dengil-tepé vor, mußte aber nach Wami sich zurückziehen. Hätte er dieses Stützpunktes entbehrt, so wäre ihm vermuthlich das nämliche Schicksal wie seinem Vorgänger zu Theil geworden.

Im folgenden Monat wurde der Bau einer Eisenbahnlinie von Michailowsk (südlich von Kaschnowodsk) am Kaspiischen Meere nach Ryschl-artwat in Angriff genommen. Im December marschirte Stobelew mit seiner ganzen Streitmacht, die nach mehrfacher Verstärkung sich auf acht- bis zehntausend Mann nebst 52 Geschützen belief, vor Dengil-tepé, welches der festeste Platz der Ahal-Teppe war, bei uns in der Regel fälschlich bekannt unter dem Namen Göl-tepé oder gar Geok-tepé. Die regelrechte Belagerung des Platzes begann am 4. Januar 1881; am 24. des gleichen Monats wurde er mit Sturm genommen. Auch bei dieser Gelegenheit soll es nicht an Grausamkeiten seitens der Russen gefehlt haben, ohne daß ich es wagen möchte, eine Entscheidung in einer so heissen Frage zu geben. Gewiß ist, daß Ahal rasch beruhigt war, was doch dafür spricht, daß die Russen den Besiegten gegenüber nicht allzu hart vorgegangen sein mögen.

Mit dem Falle von Dengil-tepé war der Krieg mit den Teppe entschieden. Der übrige Theil der Dase bis nach Sseratsch fiel ohne Schwierigkeiten den Russen in die Hände. Die Teppe sahen die Unzweifelbarkeit weiteren Widerstandes ein und unterwarfen sich. Viele derselben waren bei Beginn der Feindseligkeiten zu ihren Brüdern, den Teppe von Merv, geflohen. Sie kehrten, da die Gemüther sich beruhigten und Ruhe und Sicherheit wieder herrschten, nach und nach in ihre Heimat und zu ihrer gewohnten Beschäftigung zurück.

Allein die Besiegung der Ahal-Turkmanen trug, wie das leicht voraus zu sehen war, noch weitere Früchte. Der Erfolg der Russen imponirte den Nomadenstämmen, welche bisher noch keinen Feind gefunden hatten, der ihnen gewachsen gewesen wäre. Auch die Teppe von Merv, welche während der Belagerung von Dengil-tepé eine Unterstützungstruppe nach Ahal entsendet hatten, boten ihre Unterwerfung an. Ihre Dase, welche seit langer Zeit von keinem Fremden betreten worden war — nur der verwegene D'Donovan hatte es verstanden, das Mißtrauen der Teppe zu zerstreuen und bei ihnen ehrenvolle Aufnahme zu finden — wurde dadurch dem Verkehr eröffnet und bald darauf passirten die ersten Karawanen friedlich und unbehelligt das wegen seiner räuberischen Einwohner berühmte Merv.

IV. Das Afghanische Turkestan.

Die Ereignisse und Unternehmungen in Centralasien drängen, wie wir sahen, bisher alle darauf hin, eine feste Grenze der russischen Besitzungen

im Süden, d. h. gegen Persien und Afghanistan zu schaffen. In der That erklären sich alle Vorgänge bisher aus diesem einzigen politischen Gesichtspunkte vollständig. Einem geschichtlichen Nothwendigkeitsgesetze folgend wurde Rußland von Jahrzehnt zu Jahrzehnt tiefer in die mittelasiatischen Verhältnisse verwickelt.

Von Etappe zu Etappe schritt es vorwärts auf dem Wege, welcher ihm von der Natur gewissermaßen vorgezeichnet war. Auf diese tatsächliche Erfahrung bauend, können wir nun auch die Ueberzeugung aussprechen, daß diese Vorwärtsbewegung erst dann zum Stillstand kommen kann, wenn jene natürlichen Grenzen gefunden sind, wenn Rußland sich mit solchen Territorien berührt, wo ein wenigstens einigermaßen geordneter Staatsorganismus besteht. Ob sie dann auch tatsächlich zum Stillstand kommen wird, diese Frage lassen wir hier zuvörderst aus dem Spiele.

Was nun die Strecke vom Tedschent bis zum Kaspiischen Meer anlangt, so hat nun hier Rußland seine festen, in der Natur des Landes begründeten und durch Verträge sanctionirten Grenzen gegen Persien. Die persische Regierung aber, sofern sie ein Herz für ihre Unterthanen in Chorassan hat, kann sich der neuen Grenznachbarn im Gegensatz zu den früheren, den Tekke-Turkmanen, füglich nur freuen und um diesen Preis auch einige Gebietstheile verschmerzen, deren Besitz ohnehin mehr oder minder prekär war. Hier also besteht für Rußland keine Nöthigung zu weiterer Expansion, und in der That hat es sich hier mit der Einverleibung der Küstenstriche nördlich des Atrek und der Ahal-Case in seine Grenzen begnügt.

Anders liegt aber die Sache, wenn wir nun dem Afghanischen Turkestan, als der Nordgrenze Afghanistans, uns zuwenden. Daß die Turkmanen nicht als vollständig lahm gelegt gelten können, so lange nicht auch hier ihr Gebiet von russischem Territorium eingeschlossen ist, d. h. so lange sie nicht von allen Seiten umspannt sind, dürfte wohl einleuchten. Es war nun, wie mir scheinen will gerade der Versuch der Russen, sich im Afghanischen Turkestan festzusetzen und auch hier seine Grenzen selbst zu reguliren, was den gegenwärtigen russisch-englischen Conflict herbeiführte.

Werfen wir nun einen Blick auf diese Gebiete.

Das heutige Afghanistan bildet im großen Ganzen ein Quadrat. Ziemlich genau im Mittelpunkt erhebt sich der Bergkolosß des Kohi-baba, dessen höchste Spitze wohl noch den Montblanc überragen dürfte. Von ihm aus zieht nach Nordosten die Schneekette des Hindufusch in diagonalen Richtung, indem sie sich an die centralasiatischen Plateauerhebungen der Pamir angliedert. Nach Westen erstrecken sich in äquatorialer Richtung vom Kohi-baba zwei gleichfalls hohe und noch wenig bekannte Paralleletten: der südlichere Sija-koh und der nördlichere Sefid-koh (der Paropanijus), das „Schwarze und das Weiße Gebirge“.

Die zahlreichen Verzweigungen und Ausläufer nun, mit welchen der

Hindukusch und der Sejid-koh nach Norden gegen die Turkmanensteppe sich abdachen, bilden das aus Bergen, Hügeln und Hochflächen bestehende Terrain des Afghanischen Turkestan.

Der Boden hat hier einen ganz anderen Charakter als in Achal oder an der Küste des Kaspiischen Meeres. Weideland und Ackergrund ist allenthalben und zwar auch in zusammenhängenden Strecken vorhanden. Eine Reihe von Flüssen fließt vom Gebirge nach Norden der Ebene zu. Der Schnee des Hochgebirges nährt sie, und ihm vornehmlich wird es gedankt, daß es im Afghanischen Turkestan nicht an Wasser gebricht, ja, daß hier unter den gegenwärtigen Verhältnissen, wo der Anbau nicht mit der gehörigen Intensität betrieben werden kann, viel von dem in Mittelasien so kostbaren und für die Bodenwirthschaft hochwichtigen Element nutzlos verloren geht, während anderweitig, z. B. in Samarkand, das Wasser mit einem wahren Raffinement zur Cultur ausgenützt wird.

In dem näher gegen das Gebirge gelegenen Theilen ist der Ackerbau freilich auf den Thalgrund der Flüsse beschränkt. Die Plateaus, welche die Thäler von einander scheiden, und welche der künstlichen Irrigation nicht zugänglich sind, bieten vorzügliche Weidegründe. Den Höhepunkt der Fruchtbarkeit aber erreicht der Boden naturgemäß da, wo die Flüsse in das ebene Land eintreten und ihr Wasser in weitverzweigten Canalsystemen über ausgedehntere Strecken vertheilt werden kann. Daher nehmen sie auch, zur Irrigation aufgebraucht, am Rande der Steppe ausnahmslos ihr nördliches Ende und keiner derselben erreicht den Amu, welchem ihr Lauf zugewendet ist.

So kommen hier die schroffsten wirthschaftlichen Contraste in unmittelbare Berührung: reiches Culturland, zu jedem Anbau fähig, und die unfruchtbare Steppe.

Schon in uralter Zeit entwickelte sich hier eine hochbedeutende Cultur. Hier, auf den Nordabdachungen des Hindukusch, lag das alte Baktrien, dessen Blüthe und Glanz der Machtentfaltung des Perserreichs vorausging. Hier ist die Heimat eines der größten Religionsstifter aller Zeiten, des Zoroaster, und die Stätte seiner ersten Wirksamkeit. Später erweist die hohe Besteuerung Baktriens unter den Achämenidenkönigen, welche Herodot überliefert, daß es dort an Culturland von ansehnlichem Ertrage nicht gefehlt haben kann. Nach dem Tode Alexanders von Macedonien, welcher das persische Reich erobert hatte und sogar bis an den Euphrat vorgebrungen war, gründete einer seiner Nachfolger in Baktrien eine selbständige Herrschaft. Diesem griechischen Reiche machten die Quetschi, wie ich schon erwähnte, ein Ende. Aber trotz aller Unglücksfälle, trotz alles Wechsels in der Regierung und den Bewohnern hat Baktrien sich immer wieder erholt. Erst seit dem Einbruch der Tataren ging seine Cultur mehr und mehr zurück. Noch heute besitzt das afghanische Turkestan eine Reihe von Städten; allein ihre

Bedeutung läßt sich mit dem Glanze früherer Jahrhunderte nicht entfernt vergleichen.

Indessen jede Machtentfaltung eines Staates beruht in ihren letzten Wurzeln in den Hilfsmitteln, welche der Boden birgt, auf dem er sich bildete und entwickelte. Auch das alte Bactrien verdankte seine Größe dem natürlichen Reichthum des Landes. Die wirthschaftlichen Bedingungen jener Größe bestehen auch heute noch. Die Flüsse fließen noch wie ehemals; der Lößboden am Rand der Wüste birgt noch unermessliche Schätze in seinem Schoß; soferne man nur durch rationelle Bodenvirthschaft sie zu heben versteht; im mittelasiatischen Handelsverkehr endlich wird dem Afghanischen Turkestan durch seine Lage für alle Zeiten eine wichtige Stelle gewährleistet. Wenn Sicherheit und Vertrauen in die Gemüther der Bewohner eingekehrt sind, wenn Leben und Eigenthum geschützt sind, Ordnung und Recht im Lande walten, so kann das Afghanische Turkestan immerhin wieder zu einer wirthschaftlichen Blüthe gelangen. Es ist kein Zweifel, daß dieses Gebiet an und für sich weit mehr die Russen anlocken kann, als etwa die Achal-Dase oder überhaupt der ganze transkaspiische Bezirk.

Die östlichste Stadt des Afghanischen Turkestan ist Balch. In diesem Worte hat der Name des alten Bactra sich erhalten. Die Stadt liegt da, wo der Fluß Dehas, welcher am Kobi-baba entspringt und in gewundenem Lauf das Hochland durchfließt, in die Ebene eintritt. Der Dehas ist in eine Unmasse von Canälen zertheilt, welche sein Wasser weithin über das umliegende Land verbreiten. Allein die Canäle sind meist versumpft und ihre Miasmen erzeugen tödtliche Fieber. Aber trotz der Mangelhaftigkeit des Anbaues ist die Gegend so fruchtbar und ergiebig, daß sie als Kornkammer für viele Provinzen Turkestans dient. Von der ehemaligen Größe der Stadt selbst legen die Ruinenfelder, welche, noch undurchforscht, meilenweit über die Ebene sich ausdehnen, ein stummes und doch beredtes Zeugniß ab. Wenige elende Hütten bergen die jetzigen Bewohner der „Mutter der Städte“, wie die Orientalen in ihrer bilderreichen Sprache das alte Balch bezeichnen.

Weiter westlich von Balch liegen Schibarghan und Andchui, Siripul und Maimane, die ersten beiden ziemlich weit in die Steppe vorgeschoben, die letzteren höher droben in den Bergen. Ueberall begegnen wir den gleichen Verhältnissen wie bei Balch: großer natürlicher Reichthum des Landes, soweit es der Bewässerung zugänglich ist; aber Rückgang aller Cultur in Folge der mangelnden Sicherheit und Ruhe des Landes.

Der letzte und der bedeutendste unter allen Flüssen, welche aus dem afghanischen Hochlande in die Turkmanensteppe abfließen — vom Herirub in geradem Abstand nach Osten nur etwa so weit entfernt, wie der Inn vom Lech bei ihrem Eintritt auf die Bayerische Hochebene — ist der Murghab. Wie der Lech im Gebirge in nordöstlicher Richtung fließt und erst, um dasselbe zu verlassen, nach Norden abbiegt, so ist der Lauf des Murghab

im Hochlande nach Nordwest gerichtet; unterhalb des in letzter Zeit so viel genannten Bendisch-deh, bei dem Orte Ak-tepé („weißer Hügel“), wendet er sich nach Norden. Er ist hier wasserreich und klar und fließt in einem tiefen Bette, das er in den Lehmboden des weiten Thales eingegraben hat. Die steilen Uferländer sind mit Tamarisken und Buschwerk bewachsen. Die Landschaft hat hier bereits einen einförmigen Steppencharakter. Zur rechten Seite erheben sich niedrige Hügel, zur linken, gegen Sseraktsch hinüber, dehnt sich die Steppe aus, ein Sandboden, mit Stauden und Kamelborn bewachsen. Allmählich nimmt auch das rechte Ufer die eintönige Pflanzprognomie der Wüste an, bis der Fluß nach einem Laufe von 120 Kilometer von Bendisch-deh an — nahezu der Länge des Lech von seinem Austritt aus den Alpen bis zu seiner Mündung entsprechend — die Dase von Merv erreicht.

Merv, „die Königin der Welt,“ ist nicht eigentlich eine Stadt. Es ist vielmehr der Name für ein bestimmtes Areal Culturlandes, dessen Ausdehnung ungefähr der des Herzogthums Braunschweig entspricht, wenn man dessen getrennte Theile zusammengelegt denkt. Ringsum dehnt sich die Wüste aus, nur nach Süden bildet das Thal des Murghab einen natürlichen Zugang zu dem afghanischen Hochlande. Innerhalb der Dase liegen mehrere Ruinenfelder früherer Städte oder Befestigungen; ihren gegenwärtigen Mittelpunkt bildet eine von Erdwällen umgebene Citadelle, neben welcher etwa 1000 turkmanische Hütten zerstreut sind. Die Fruchtbarkeit der Dase wird einstimmig gerühmt; aber wieder ist dieselbe vollkommen abhängig von der Zuführung von Wasser, welche den trockenen, unter der Einwirkung der Sonne in dünnen Staub sich auflösenden Thonboden tränkt und zum Anbau fähig macht.

Die Tekke-Turkmanen waren bis 1884 die Herren von Merv; die nominelle afghanische Nordgrenze kreuzte den Murghab südlich von der Dase, ungefähr auf halbem Wege nach Bendisch-deh. Seitdem nun die Tekke sich freiwillig unterworfen haben, wurde Merv in das russische Turkestan einverleibt, und indem die Russen den Murghab aufwärts ihre Posten vorrücken, ohne Zweifel in der Absicht, in dem afghanischen Turkestan festen Fuß zu fassen, begannen die ersten Händel mit den Afghanen, welche allmählich solche bedrohliche Dimensionen annahmen, daß sie zu einem Kriege zwischen Rußland und England führen zu wollen schienen.

Wenn es nun auch von selbst einleuchtet, daß eine Annexion des afghanischen Turkestan für die Abrundung der russischen Südgrenze in Centralasien und für die dauernde Beherrschung der Turkmanen eine Nothwendigkeit geworden, so läßt sich doch auch noch eine Reihe anderer Momente zu Gunsten eines solchen Vorgehens der Russen anführen.

Wir haben gesehen, daß es den fraglichen Gebieten nicht an natürlichen Reichthümern fehlt. In dem an zusammenhängendem Culturland so armen

Mittelasien dürften sie berufen sein, dereinst eine wichtige Rolle unter den dortigen Besitzungen Rußlands zu spielen. Allein gegenwärtig liegen Feldbau und Bodencultur ebenso darnieder, wie Handel und Verkehr, und zwar nur aus äußeren Gründen. Eine Consolidirung der Verhältnisse, mit welcher eine Hebung der wirthschaftlichen Lage zweifelsohne Hand in Hand gehen würde, dürfte von den Landeseinwohnern selbst mit Freude begrüßt werden, auch wenn sie von russischer Seite ausgehen sollte.

Wie nämlich schon der Name besagt, steht das Afghanische Turkestan zwar unter der Herrschaft der Afghanen, es ist aber keineswegs von Afghanen bewohnt, sondern von einer Turkbevölkerung und zwar von Usbeken, welche stammverwandt ist mit den bereits mittelbar oder unmittelbar unter russischer Herrschaft stehenden Bewohnern der Chanate Chinwa, Buchara und Kokan.

Zu Anfang unseres Jahrhunderts zerfiel das Afghanische Turkestan in eine Reihe von unabhängigen kleineren Chanaten oder Fürstenthümern. Balch, Andchui, Schibargan, Esiri-pul, Maimane bildeten eigene Staaten, ganz abgesehen von den noch weiter östlich gelegenen Provinzen Kundus und Badachshan, sowie von einigen kleineren Gebieten. Diese Chanate lagen untereinander in ununterbrochenen Fehden und Kämpfen, und diesen Zwistigkeiten konnte nur ein Ende gemacht werden durch eine auswärtige Macht, welche diesen Duodezfürstenthümern ihre Selbständigkeit benahm. Vor noch nicht vierzig Jahren nun wurde Balch von den Afghanen erobert, erst im Jahre 1874 folgten Esiri-pul, Schibargan und Maimane. Die Stadt Maimane behauptete sich sechs Monate gegen die Afghanen; sie ward mit Sturm genommen und 18 000 ihrer Vertheidiger niedergemacht.

Die Afghanen betrachten die Usbeken, weil sie feige und unkriegerisch sind, als eine inferiore Menschenrasse, sie tragen ihre Verachtung ihnen gegenüber offen zur Schau und behandeln sie roh und gewalthätig. Obwohl daher vor der afghanischen Invasion Mord, Plünderung und Kriege an der Tagesordnung waren und mit der Herrschaft der Afghanen immerhin eine Besserung der Verhältnisse eintrat, so fühlen die Usbeken doch das Joch des Eroberers schwer auf ihrem Nacken lasten. So erklärt es sich, daß sie die Ankunft der Russen keineswegs fürchten, sondern herbeisehnen.

Als Oberst Grobetsow im Jahre 1878 das Afghanische Turkestan durchreiste, wurde er allenthalben von den Usbeken warm aufgenommen. Als er in Esiri-pul anlangte, wo eben Markt war, begrüßte ihn die zahlreiche Menschenmenge mit lautem Zuruf und begleitete ihn zu seiner Wohnung. Der Wunsch nach der Befreiung von dem verhassten afghanischen Joch durch die Russen wurde überall kund gegeben.

Wir haben keinen Anlaß, diese Schilderungen Grobetsows für tendenziöse Erfindungen zu halten. Die Geschichte, welche die Chanate des Afghanischen Turkestan hinter sich haben, erklärt zur Genüge eine derartige Stimmung der dortigen Usbeken. Auch der verzweifelte Widerstand, welchen Maimane

leistete, beweist, wie ungern sie sich einer Afghaniſchen Herrſchaft fügten, und daß ſie vor einem ſolchen Schickſale bangten, begreifen wir zur Genüge bei dem gewaltthätigen Charakter der Afghanen.

Allein ſehen wir davon ganz ab. Unter allen Umſtänden würde die rechtliche Stellung der Ruſſen zu dem Afghaniſchen Turkeſtan nach deſſen Annexion durchaus die nämliche ſein wie die gegenwärtige der Afghanen. Beide Völker ſind nur Eroberer, nicht angeſtammte Beſitzer des Landes. Will man alſo nicht den Chanaten ihre Freiheit und Selbſtändigkeit wiedergeben und damit der zügelloſeſten Anarchie Thür und Thor öffnen, ſo bleibt nur die Wahl: afghaniſche oder ruſſiſche Oberherrſchaft?

Nun, ich denke, ſelbſt dem enragirteſten Ruſſenhaffer dürfte die Entſcheidung in dieſer Wahl nicht ſchwer werden, wenn man die Wohlfahrt des Landes und ſeiner Bewohner im Auge behält.

Für den Freund der Wiſſenſchaft hat aber das Afghaniſche Turkeſtan ſeine beſondere Bedeutung. Er ſieht in ihm, wie kaum in einem anderen Theile Mittelaſiens, ein durch uralte Cultur und Geſchichte ſo zu ſagen geheiligtes Land. Oft genug ſchon haben ſiegreiche Armeen zugleich auch der friedlichen Arbeit der Wiſſenſchaft die Wege gebahnt. Gerade die ruſſiſchen Eroberungen in Mittelaſien haben es möglich gemacht, daß nunmehr eine Reihe in geographiſcher, ethnographiſcher und geſchichtlicher Beziehung hochwichtiger Gegenden: der Thianſchan, das Pamirplateau, die Alpenlandschaften am oberen Amu, der Forſchung erſchloſſen ſind. Möge daſſelbe bald auf die gleiche Weiſe mit dem Afghaniſchen Turkeſtan geſchehen. In der That iſt hier eine erſolgreiche wiſſenſchaftliche Forſchung nur dann möglich, wenn das Land in ruſſiſchem Beſitz ſich befindet und nach Einführung geordneter Zuſtände der Reiſende ſicher und ungehindert ſich zu bewegen vermag.

Wenn aber das Afghaniſche Turkeſtan dem ruſſiſchen Reiche einverleibt iſt, dann iſt Rußland wieder um einen Schritt dem Ziele ſeiner Politik in Mittelaſien: Abrundung der Grenze im Süden, näher gerückt. Der Kamm des Hindukusch wird die von der Natur vorgezeichnete Grenzlinie zwiſchen Afghaniſtan und Ruſſiſch-Turkeſtan bilden, wie er auch in geographiſcher und vornehmlich in ethnographiſcher Beziehung eine Schranke iſt, der die nördlich und ſüdlich gelegenen Landſchaften ſcheidet.

Allein eine bedeutende Schwierigkeit bietet die Frage, wie die Verbindung hergeſtellt werden kann vom Weſtende des Hindukusch und des Kohi-baba hinüber zu der bereits beſtehenden (naturgemäßen Grenze in Aſchal, welche bei Eſeraſch den Teſſchent berührt. Und damit kommen wir auf den Punkt, welcher allerdings immer wieder Verwickelungen veranlaſſen kann; denn es handelt ſich hier um die Frage, ob Rußland das Thal des Herirud und die Stadt Herat ſeinen Grenzen einverleiben wird oder nicht.

Ich bemerkte bei dieſer Gelegenheit, daß die Geſtaltung der Südgrenze Turkeſtans, wie ich ſie als wahrſcheinlich hingestellt habe, ſelbſtverſtändlich erſt nach und nach, nicht heute oder morgen, aber früher oder ſpäter einmal

ohne Zweifel sich vollziehen wird. Daher treten wir aus dem Gebiete der Vergangenheit nunmehr in das der Zukunft ein. Wir fragen:

- 1) Welche Bedeutung in wirthschaftlicher, commerzieller und strategischer Hinsicht besitzt das Thal des Herirud und im besondern die Stadt Herat?
- 2) Wird Rußland voraussichtlich Herat besetzen? Ist dies vom allgemein-humanitären Standpunkt wünschenswerth, oder kann Rußland irgendwelche Momente zu Gunsten einer solchen Action geltend machen?

V. Herat und seine Bedeutung.

Vom Kōhi-baba nach Westen ziehen, wie schon bemerkt, zwei parallele Gebirgsketten. Zwischen ihnen liegt das obere Thal des Herirud. Es ist noch fast gänzlich unbekannt; nur der französische Reisende Ferrier hat es einmal gekreuzt, aber in solcher Eile, daß er keine Zeit auf seine auch nur oberflächliche Erforschung verwenden konnte. Auf einer Strecke, welche der Lauslänge des Inn von seinem Ursprunge bis Kustein entspricht, fließt der Herirud in einem beiderseits von steilen und hohen Gebirgsmauern eingeschlossenen Thale. Dann treten die Berge vom Flußufer zurück und es dehnt sich zwischen ihrem Fuße eine breite Ebene aus — die Ebene von Herat.

Von einer Menge von Canälen durchzogen, besitzt die Ebene eine Fülle von Wasser. Ihre Fruchtbarkeit ist sprichwörtlich; zahlreiche Dörfer beleben sie. Das Gebirge im Norden, der Kaitu, eine Fortsetzung des Sefid-koh (Paropamisus), ist höher, rauher und felsiger als die Hügelketten, welche im Süden das Thal begrenzen; der Kaitu tritt auch näher an das Flußufer heran. Von ihm aus ist der Blick auf die prächtige Ebene, welche an Ausdehnung nicht viel hinter der Rheinebene bei Mannheim zurücksteht, mit ihren Aedern und Weinpflanzungen, trotzdem der Baumschmuck vollständig fehlt, besonders anziehend. Das Klima ist gesund und mild. Das Wasser der Canäle und ein beständig wehender Westwind läßt im Sommer die Hitze nicht allzu drückend werden. Im Winter hält die Kälte niemals lange an und der Schnee bleibt selten zwei Wochen nach einander liegen. Im Herbst ist die Durchsichtigkeit der Atmosphäre eine ganz unvergleichliche: der nächtliche Sternenhimmel strahlt in wunderbarer Pracht, und die Milchstraße leuchtet mitunter in so intensivem Glanze, wie dies anderswo kaum gesehen wird.

Wenn das Land ruhig wäre, meint der englische Reisende Marsh, würde die ganze Ebene eine Fläche von Culturen bilden. Da der Boden fruchtbar und das Klima gesund ist, genüßten wenige Jahre, dieje ganze Wüste — denn als solche bot sich im Jahre 1872 die Umgegend Herats

seinen Augen dar — in einen blühenden Garten zu verwandeln. Also wieder die nämliche Misère: natürliche Reichthümer in Hülle und Fülle, aber Herabgekommenheit, Verödung, Armuth in Folge der elenden politischen Zustände.

Unter den Producten der Umgegend von Herat sind Weizen, Gerste und Wein die wichtigsten. Die Pferde von Herat sind vorzüglich und werden in großer Zahl ausgeführt. Schafe und Ziegen giebt es in Menge. Die Berge enthalten Eisen und Blei, nach Angabe älterer arabischer Reisenden auch Silber.

Herat selbst war in früheren Jahrhunderten eine blühende, wegen ihrer prächtigen Bauwerke weit bekannte Stadt. Besonders der arabische Reisende Ibn-Hauqal, welcher sie zur Zeit ihres Glanzes besuchte, weiß von der Schönheit ihrer Moschee, der keine zweite in Chorasfan zu vergleichen sei, von dem Reichthume der Umgehung an Wasser, von der Fülle ihrer Gärten und Obsthaine zu erzählen. Bei der stürmischen Geschichte, welche die Stadt durchlebte, bei dem steten Wechsel der Beherrscher, bei den Schrecken mehrfacher Belagerung, Einnahme und Plünderung, die sie besonders auch in der neueren Zeit erfuhr, dankt sie es nur der Wichtigkeit ihrer Lage, daß sie überhaupt noch besteht. Noch immer ist Herat nicht unbedeutend. Nach Grodekows Schilderung, welcher abgesehen von den Mitgliefern der Grenzcommission wohl der letzte Europäer war, der es besuchte, steht es an Größe nicht hinter Tashkent zurück und hat 50 000 Einwohner. Die Straßen sind, wie in allen asiatischen Städten, eng, krumm und schmutzig. Die Stadt ist umgeben von einem gegen 12 Meter hohen Erdwall und einem seichten Graben. Vorwerke giebt es nicht, wie denn überhaupt die ganze Befestigung den modernen Anforderungen durchaus nicht entspricht. Mitten in der Stadt liegt die Citadelle auf einer künstlichen Anhöhe; ihre Befestigung besteht in einem Wall und einem tiefen Wassergraben.

Abwärts von Herat behält der Fluß noch auf eine Strecke von 90 Kilometer seine westliche Richtung bei, dann biegt er zwischen den Orten Gorian und Kusan nach Nordwesten und schließlich nach Norden um, nunmehr auf der ganzen Strecke bis Sserafsch die bisherige Grenze zwischen Persien und Afghanistan bildend. Sein Thal ist noch immer breit, eben und fruchtbar; allein der Anbau hört mehr und mehr auf wegen der mangelnden Sicherheit vor den Alamans der Turkmanen. Zur Zeit als Vámbéry Herat besuchte, wagten sich diese auf ihren Raubzügen sogar bis unmittelbar vor die Thore der Stadt.

Auch auf der Strecke von Kusan bis Sserafsch, welche dem geraden Abstand zwischen München und Bamberg entspricht (200 Kilom.), behauptet das nunmehr von Süd nach Nord gerichtete Thal des Herirud meist den Charakter einer weiten Ebene. Die Hügelletten treten nur auf der Strecke einer Tagereise südlich von Sserafsch näher an den Fluß heran, sonst begleiten sie ihn in beträchtlicher Entfernung und der Thalgrund ist eben und breit und

bei gehöriger Bewirthschaftung wohl auch anbaufähig. Bei Serafsch erreicht der Lebshent — diesen Namen trägt nun der Fluß — die Turkmanensteppe. Er wendet sich nach Nordwesten und verliert sich in einem Sumpfe.

Im Orient, wo man bekanntlich eine etwas hochtrabende und bilderreiche Ausdrucksweise liebt, giebt es ein Sprichwort: „Chorassan ist die Muschel der Welt und Herat ist ihre Perle.“ Auch mit dem Namen „die paradiesische“ wird die Stadt am Herirud bezeichnet.

Das ist nun freilich etwas übertrieben; allein so viel dürfte aus der kurzen Schilderung, die ich gegeben habe, klar sein, daß Herat immerhin ein nicht zu unterschätzendes Annexionsobject für Rußland wäre. Jedenfalls ist es keine Sandbüchse, wie man verächtlich von den in letzter Zeit in Besitz genommenen Landstrichen gesagt hat. Seine eigentliche Wichtigkeit und sein hauptsächlichster Werth liegt aber nicht in der Fruchtbarkeit seiner Umgebung, sondern in seiner eminenten Bedeutung für den Handel in Mittelasien, für den ganzen Karawanenverkehr zwischen Persien und Turkestan auf der einen und Indien auf der anderen Seite. Dies ist es, was je und je Herat zum Streitoject der benachbarten Staaten gemacht hat, und was es auch heute wieder zu dem *noli me tangere* für die Russen macht.

Im Westen und Südwesten von Herat dehnt sich die persische Salz- wüste aus, welche zum Theil ganz unpassirbar ist, unter allen Umständen aber einem einigermaßen lebhaften Handelsverkehr unübersteigbare Schranken entgegenstellt. Westlich von Herat steigt das Gebirge mehr und mehr an bis zu den Schneehäuptern des Kohi-baba und des Hindukusch. Es kreuzt nun zwar allerdings eine Reihe von Pässen den Kamm dieses Gebirges; allein diese Pässe sind beschwerliche Saumpfade und einen großen Theil des Jahres hindurch von tiefem Schnee versperrt, so daß sie überhaupt nur während einiger Monate benutzt werden können.

So erklärt es sich aus der Landesnatur, daß im Thal des Herirud, speciell in Herat, alle wichtigen Karawanenrouten sich vereinigen, daß sie von hier aus strahlenförmig nach den verschiedensten Himmelsrichtungen auslaufen.

In gerader nördlicher Richtung führt, das Kaitu-Gebirge überschreitend, eine Straße nach Merv und von hier durch die Wüste an den Amu-Darja und weiterhin nach Buchara. Nordöstlich gelangt man über Maimane und Sîrî-pul, also durch das ganze Usghanische Turkestan, nach Balch, kreuzt dann den Amu und kann nun auf verschiedenen Wegen Buchara oder Samarkand-Taschkent erreichen. Dies sind die beiden Hauptrouten, welche Herat mit dem russischen Turkestan verbinden. Die persische Straße führt von Herat über Kusan in nordwestlicher Richtung nach Meshed und von hier gerade westwärts nach Teheran, wo sie den Anschluß an die europäischen Routen erreicht.

Wenden wir uns von Herat nach Süden und übersteigen mittels des niedrigen Sângi-sijaz (= Schwarzenstein-) Passes die auf dieser Seite das

Herirud-Thal begrenzenden Hügelfetten, so befinden wir uns auf der „Hochstraße nach Indien“. Dieselbe hat im Ganzen eine südöstliche Richtung und führt über Sebsar, Fara und Girisch nach Kandahar. Hier zweigt gegen Nordosten der Weg nach Kabul ab, während die Haupttroute sich mehr gegen Süden wendet und über Quetta, das hart an der afghanisch-balutschischen Grenze gelegen ist, auf die Bahnlinie stößt, welche die Engländer von Indien aus über das Suleiman-Gebirge (Wolan-Paß) durch das nordöstliche End von Balutschistan geführt haben.

Zu diesen Straßen hat nun Rußland eine neue hinzugefügt, die geeignet sein dürfte, in Zukunft eine große Bedeutung für den europäisch-indischen Ueberland-Verkehr zu gewinnen. Diese Straße führt von Herat das Thal des Herirud abwärts bis Sferatsch, dann durch die Achal-Dase nach dem Fort Michailowsk am Ostufer des Kaspiischen Meeres. Die Bahnlinie, welche 1880 von Michailowsk nach Kysyl-armat erbaut wurde, habe ich bereits erwähnt. Diese Linie wurde nun aber seither fortgesetzt und ist bis Sferatsch theils schon fertig gestellt, theils in Vorbereitung. Ihrem Ende bei Michailowsk entspricht aber gerade gegenüber am Westufer des Kaspiischen Meeres der Endpunkt der transkaukasischen Bahnlinie Poti- (Schwarzes Meer-) Tiflis-Baku. Denken wir diese Bahn von Sferatsch über Herat und Kandahar bis Quetta fortgeführt und an die indisch-balutschische Bahn angeschlossen — wesentliche Terrainschwierigkeiten dürften ihrem Bau nicht im Wege stehen — so ist damit ein Schienenweg geschaffen, der einen großen Theil des Verkehrsstromes von Europa nach Indien über russisches Territorium zu leiten geeignet ist.

Die große Bedeutung des Besizes von Herat für die Russen kann nach dem Gesagten nicht bezweifelt werden. Daß eine russische Occupation der Stadt immerhin auch eine Gefahr für die britische Herrschaft in Indien birgt, läßt sich nicht leugnen. Es ergiebt sich dies schon daraus, daß Herat den Ausgangspunkt zu jener „Indischen Hochstraße“ bildet. Nicht mit Unrecht hat man die Stadt daher als das „Thor von Indien“ bezeichnet.

Wenn wir die Geschichte befragen, so machen wir die in der That überraschende Beobachtung, daß alle großen Eroberer des Mittelalters und der neuern Zeit, mit einziger Ausnahme des Sultan Baber von Ferghana, Herat in ihrem Besitze hatten, ehe sie in Indien einfielen, oder geradezu Herat zum Ausgangspunkt ihrer Züge in die reichen Tiefebene am Indus und Ganges machten.

Mahmud von Ghazna war im Besitze von Herat, ehe er zu Anfang des 11. Jahrhunderts Hindustan eroberte und damit eine der entseßlichsten Epochen in der Geschichte dieses Landes eröffnete. Auch Tschingis-Chan führte seine Armee durch dieses Thor. Im Jahre 1381 bemächtigte sich Timur der Stadt und 17 Jahre später drang er von Herat aus in Indien ein, um hier ein blutiges Schreckeneregiment zu führen, das nicht viel mehr als ein halbes Jahr währte, aber für das Land von den traurigsten Folgen

war. In der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts gerieth Herat durch Nadir-Schah unter persische Herrschaft. Von Herat aus rückte dieser Fürst nach Kandahar vor, und von hier brach er in Indien ein. Nach seinem Tode erstürmte der Afghanenfürst Ahmad-Schah-Durani die Stadt, und auch ihm diente sie als Stützpunkt für seine Expedition gegen Hindustan.

Dies würde uns beweisen, daß Rußland, wenn es Herat occupirt, allerdings eine starke Aggressivstellung gegen Britisch-Indien besitzt. Daß aber die Gewinnung einer solchen Position die eigentliche Triebfeder seiner centralasiatischen Politik war, dies nachzuweisen dürfte sehr schwer fallen. Jedenfalls ist die Erörterung einer solchen Frage höchst unfruchtbar, da man aller objectiven Anhaltspunkte entbehrt und eben nur seine persönlichen Meinung aussprechen kann.

Wir haben meines Erachtens wohl zu unterscheiden zwischen dem Ziele, welches die Russen eigentlich in Centralasien anstreben und anstreben müssen: Abrundung ihrer Grenzen gegen Süden in Uebereinstimmung mit der Landesnatur — und zwischen dem militärischen Vortheil, welcher sich ihnen hierbei gewissermaßen von selbst und nebenher England gegenüber ergeben hat. Daß Rußland einen Conflict mit England geradezu provociren wollte und auf dieses Ziel seit Jahrzehnten bereits mit nie rastender Energie hingearbeitet habe, das will doch nicht recht glaublich erscheinen. Ein derartiger Krieg ist denn doch auch für die russische Regierung eine sehr ernste Frage. Allein es ist klar, daß gegebenen Falles Rußland einmal die Vortheile, welche es in Centralasien errungen hat, England gegenüber mit Nachdruck ausnützen kann, sobald eine Differenz mit diesem Staate zum Austrag gebracht werden soll, dessen Ursachen möglicher Weise auf einem ganz anderen Gebiete entstehen können als an der Nordgrenze Afghanistans.

Ich möchte hier aber nicht verschweigen, daß die Gefahr, welche dem britischen Indien aus einer Besitzergreifung Herats seitens der Russen erwachsen würde, doch durchaus keine so unmittelbar drohende ist, wie man vielleicht aus der Erregung schließen könnte, mit welcher man in England diese Eventualität bespricht.

Die Entfernung von Herat bis Quetta, d. h. bis zum britischen Außenposten an der balutschisch-afghanischen Grenze ist noch ungefähr so groß, wie der directe Abstand zwischen Bremen und Königsberg. Wenn man nun bedenkt, daß auf dieser ganzen Strecke nur eine einzige Straße besteht — stellenweise allerdings zwei parallele Wege — und daß auf dieser Route die Verpflegung einer bedeutenderen Truppenmasse auf große Schwierigkeiten stoßen würde, so wird man zugeben, daß eine Invasion in Indien von Herat aus durchaus keine so einfache Sache ist, besonders, so lange England die Afghanen auf seiner Seite hat und die Russen demnach durch Feindesland marschiren würden. Es fehlt übrigens der „Indischen Hochstraße“ Herat-Kandahar-Quetta auch nicht an natürlichen Schwierigkeiten. Man hat wüste und wasserlose Strecken von 30, ja 40 Kilometer zu passiren. Der Ueber-

gang über die Flüsse, welche der Weg kreuzt, dürfte möglicherweise beträchtlichen Aufenthalt verursachen. So ist der Kaschrud zur Zeit seines hohen Wasserstandes wegen seiner heftigen Strömung sehr schwer zu über-schreiten. Das Gleiche gilt vom Hilمند, der, wenn angeschwollen, eine Breite von 70 Meter und eine Tiefe von 4 Fuß erreicht und dabei sehr reißend wird. Im Allgemeinen gilt für die Flüsse Afghaniſtans das Gesetz, daß sie im Sommer, speciell im Juli, am wasserreichsten sind, weil um diese Zeit in den Hochgebirgen der Schnee schmilzt und die Quellen speist. In den heißen Monaten wird mithin in jeder Hinsicht die Bewegung einer Armee längs der geschilderten Route am schwierigsten sein.

Hat ein Heer, welches gegen Indien marschirt, Kandahar erreicht, das von Herat 600 Kilometer entfernt ist, also so weit wie in gerader Linie Berlin von Straßburg oder Lyon von Köln, so werden die Verhältnisse allerdings ungleich günstiger. Außer der Route über Quetta und den Bolan-Paß, auf welcher vor dieser Stadt ein über 2000 Meter hoher Gebirgsrücken überstiegen werden muß, hat dasselbe nunmehr auch die Angriffslinie über Kabul und die Chaiberpässe, sowie die Straßen längs des Kurum über den Paimarpaß und längs des Gomal zur Verfügung. Sämmtliche Wege führen nicht ohne Schwierigkeiten über das Suleimangebirge in die Tief-ebenen des Pendschab.

Dieser Blick auf Länge und Beschaffenheit der Verbindungsstraße zwischen Herat und dem Industhal beweist uns wohl, daß die Russen keineswegs so ohne weiteres Gewehr über Schulter von Herat aus nach Indien marschiren könnten. Andererseits aber zeigt er uns, daß es den Engländern überaus schwer, ja unmöglich sein dürfte, einem Versuch der Russen, jene Stadt zu nehmen, in wirksamer Weise zu begegnen. Die Angriffslinien der Russen auf Herat dagegen sind um so stärker und werden im Ernstfalle, wenn nicht die Afghanen einen unerwartet kräftigen Widerstand leisten, schnell zum Ziele führen.

Den bequemsten Zugang von Norden her auf Herat bildet ohne Zweifel das Ledschent-Thai. Karawanen können von Scharafsch aus diese Stadt am fünften Tage erreichen. Der Weg führt nach der Schilderung des englischen Reisenden Mac Gregor am ersten Tage längs des linken Ufers des Ledschent durch vollkommen ebenes Land, wo es zwar an Brennholz und Wasser fehlt, aber Futter reichlich sich findet, bis Kuli-chatun. Hier setzt er auf das rechte Ufer des Flusses über. Das Terrain wird hügelig; der Weg ist nicht gut, aber doch auch für Geschütze praktikabel. Wasser, Brennholz und Futter giebt es im Ueberfluß. Der dritte Tagmarsch geht längs des Flusses bequem und ohne daß an Wasser oder anderen zur Verpflegung von Truppen nöthigen Dingen Mangel wäre, von Tschaschmasaus bis Kusan. Bei Kusan wird die Krümmung des Herirud erreicht. Das Land ist fruchtbar und angebaut, wenn auch früher die Unsicherheit der Gegend — die Turkmanen dehnten ihre Alamans bis hierher aus — Wohlstand und Gedeihen ver-

hinderten. Dörfer und Weiler, wie Tirkul, Schabafsch und Ghurian, sind über die Ebene zerstreut. Herat wird von Kusan aus ohne Schwierigkeit am zweiten Tage erreicht. Für die Russen ist das Herirud-Thal von besonderer Wichtigkeit, weil sie mittelst der Ahal-Bahn gerade nach Sferafsch und an den Tedschent relativ rasch größere Truppenmassen werfen können.

Alein auch das Murghab-Thal ist als Zugang zu Herat von Wichtigkeit.

Bei Ak-tepé verändert, wie wir wissen, dieser Fluß seine bisherige nordwestliche Laufrichtung in die nördliche. Hier mündet auf der linken Seite, genau von Süden kommend, der Kuschtrud in den Murghab. Folgt man dem Flusse bis zu seinen Quellen in der Nähe des Ortes Kuschf, so steht man nun am Nordfuß des Kaitu-Gebirges (Paropamisus), jenseits dessen die Ebene Herat sich ausdehnt. Ueber den Kaitu führen zwei Pässe. Der eine, welchen Bámbery und Grodekow benützten, wird von beiden Reisenden als äußerst schwierig geschildert und ist für Artillerie nicht zugänglich. Dieser Umstand veranlaßte auch den russischen Oberst zu der Behauptung, daß Merw (und die Murghab-Linie) nicht der Schlüssel zu Herat sei. Allein es giebt noch einen zweiten Uebergang, welchen wir aus der Beschreibung des englischen Reisenden Abbott kennen, und der allem Anschein nach keine besonderen Schwierigkeiten bietet.

Folgt man von Ak-tepé aus in südöstlicher Richtung dem Laufe des Murghab flussaufwärts, so erreicht man über Pendsch-deh und Merutschak bei Bala-Murghab wiederum eine wichtige Karawanenstraße, nämlich die Route, welche von Balch aus durch Maimane quer über die Gebirge nach Kuschf und Herat führt.

Um die Bedeutung, welche das Thal des Herirud und das des Kuschtrud für einen Vormarsch auf Herat haben, zu erläutern, mag es gestattet sein, ein Beispiel aus der eigenen Umgebung zu wählen. Denken wir uns, es handle sich um einen Angriff auf Innsbruck von der bayerischen Hochebene aus, so würde ungefähr Rosenheim der Festung Sferafsch entsprechen und das Innthal dem Thale des Tedschent oder Herirud. Das Isarthal aber und der Uebergang über die Scharnitz würde ungefähr die gleiche Rolle spielen wie das Thal des Kuschtrud und die Kaitu-Pässe. Freilich müssen wir die Distanzen nach den Angaben, die ich gemacht habe, entsprechend erweitern und West mit Ost uns vertauscht denken. Auch müßten wir uns den Scharnitzübergang ziemlich ungebahnt vorstellen.

Es fragt sich nun aber, ob eine Annexion Herats durch die Russen voraussichtlich erfolgen wird. Dies glaube ich bejahen zu müssen. Ich für meinen Theil bin der festen Ueberzeugung, daß wir dieses Ereigniß früher oder später werden eintreten sehen. Wenn die russische Politik diesen letzten Schritt zu thun zögerte, so geschah das offenbar nur aus dem Grunde, weil England in der Besetzung der Stadt einen casus belli sieht. Ob es selbst in diesem Falle zum Krieg käme, ist freilich noch immer zweifelhaft, aber wenigstens möglich.

Wie ich aber schon vor zwei Jahren anderweitig es ausgesprochen habe, so ist es auch heute noch meine Ansicht, daß eine Occupation von Herat durch die Russen im Interesse der Hebung und Sicherung des Verkehrs in Mittelasien und im Interesse der Stadt selber und der künftigen Entwicklung derselben zu einem der wichtigsten Verkehrsplätze jener Gebiete sich durchaus rechtfertigen läßt.

Allerdings würde das russische Turkestan seine Abrundung nach Süden gefunden haben, wenn die Grenze über den Kamm des Hindukusch und des Kohi-baba, dann über den Paropamisus (Sefid-koh und Raitu) zum Herirud und an diesem abwärts bis Sjeratsch gezogen würde. Bei einer solchen Regulirung der Grenze bliebe Herat außerhalb des russischen Territoriums. Allein ich glaube kaum, daß Rußland gerade da Halt zu machen sich entschließen kann, wo der reichste, wichtigste und begehrtesten Landstrich beginnt. Nach meiner Meinung würde auch England und überhaupt irgend eine andere Culturmacht diese Mäßigung und Zurückhaltung kaum besitzen. Wenn Rußland Herat nehmen kann oder nehmen darf, wird es das thun, vielleicht schon bald, vielleicht erst später. Irgend einmal wird sich die Gelegenheit, die Möglichkeit oder auch Nothwendigkeit unzweifelhaft bieten.

Die Südgrenze des russischen Turkestan gegen afghanisches und persisches Gebiet wird sich dann folgendermaßen gestalten. Vom Kohi-baba läuft sie über den Kamm des Sija-koh auf dem linken Ufer des Herirud. Den Sangi-sija-Bergen folgend, beschreibt sie einen Bogen nach Süden um Herat, wendet sich sodann nach Norden und führt längs der das Tedschent-Thal auf der linken Seite begleitenden Hügel nach Sjeratsch, wo sie an die bereits vertragsmäßig festgestellte russisch-persische Grenze auf dem Kamm des Achalgebirges sich anschließt.

Wenn diese rein theoretische Grenze einmal factisch besteht, dann allerdings kann Rußland seine dreifache Aufgabe in Mittelasien: Abrundung seines Territoriums in Uebereinstimmung mit der Landesnatur, Einschließung aller Nomadenstämme in seine Grenzen, Sicherung des Verkehrs aus Persien und Turkestan nach Indien, als gelöst betrachten. Dann dürfte keine Veranlassung zu weiterer Expansion sich finden. Dann kann es die Blicke nach innen wenden und das begonnene Friedenswerk: die Einführung europäischer Cultur in Mittelasien, mit Erfolg fortsetzen und zu Ende führen.

Man müßte es als einen positiven Mißstand bezeichnen, wenn Herat in den Händen der Afghanen bliebe. So lange dies der Fall ist, wird der Handelsverkehr stets bis zu einem gewissen Grade beeinträchtigt sein. Die Afghanen können ihn durch unmäßige Zölle und Abgaben schädigen, und ich glaube nicht, daß Verträge einem Volke, wie sie sind, gegenüber alle Schwierigkeiten beseitigen würden. Sollte es aber mit der Zeit gelingen, jene europäisch-indische Ueberlandbahn Sjeratsch-Herat-Kandahar-Quetta fertigzustellen, so muß der Schlüssel und Knotenpunkt derselben, Herat, nothwendig im Be-

sitz einer civilisirten Macht, sei es Englands, sei es Rußlands, sich befinden. Hier aber wird es ergehen wie überall: wer der erste am Platze ist, der hat die Macht in Händen.

Wenn aber Rußland sich Herats factisch bemächtigen wird, so kann es einen immerhin gewichtigen Grund anführen, um ein solches Vorgehen zu rechtfertigen. Die Herati sind ebenso wenig Afghanen, wie die Bewohner von Balch, Maimane und Andchui. Sie sind ein Mischpöhl von Persern und Turfstämmen. Die Afghanen sind nichts weiter als die Eroberer, welche mit Gewalt die Stadt genommen und gegenwärtig mehr oder minder zufällig in ihrem Besiz haben. Im Jahre 1717 eroberten sie Herat zum ersten Mal. Vierzehn Jahre später nahm der persische Eroberer Nadir-Schah es ein; nach seinem Tode erstürmten es abermals die Afghanen. In der Folge bildet es fortwährend den Zankapfel zwischen Afghanen und Persern, und vielfach wurde um seinen Besiz gekämpft. Vom November 1837 bis zum September 1838 belagerten die Perser die Stadt; 1855 bis 1856 zum zweiten Mal. Nun aber nöthigten die Engländer Persien, Herat aufzugeben und 1863 kam es in die Gewalt des Emir Dost Mohammed und seiner Afghanen.

Die Folgen und Wirkungen dieser letzten Erstürmung sah Wambéry mit eigenen Augen. „Die Stadt,“ sagt er, „hatte ein düsteres, betrübendes Aussehen, die Furcht vor den wilden Eroberern malte sich auf den Gesichtern ihrer Einwohner, und der Gegenstand der Unterhaltung war noch immer die letzte Belagerung, die Einnahme und Plünderung.“ Was die letztere anbetrifft, so berichtet der ungarische Reisende: „4000 afghanische Soldaten, die aus verschiedenen Stämmen und Regimentern dazu gewählt wurden, stürzten auf ein gegebenes Zeichen von mehreren Seiten der Stadt über die unverteidigten Häuser her, und sollen nicht nur Geld, Kleider, Waffen, Hausgeräth und sonstiges Gut, was ihnen in's Auge fiel, weggenommen, sondern jeden gezwungen haben, sich fast nackt auszuziehen, so daß die Einwohner halb nackt in den gänzlich entblößten und ausgeleerten Häusern zurückblieben. . . Wer die Habgier dieser schmutzigen und geizigen Afghanen kennt, wird sich leicht einen Begriff machen können, wie sie sich bei einer Plünderung benehmen. Die Stadt wurde einen Tag, die Umgebung monatelang von dem belagernden Corps gebrandschatzt.“

Wenn nun auch diese Ereignisse schon mehr als zwei Jahrzehnte hinter uns liegen, so ist doch wenig Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß in der Zwischenzeit die Herati besondere Sympathien für die Afghanen gewannen.

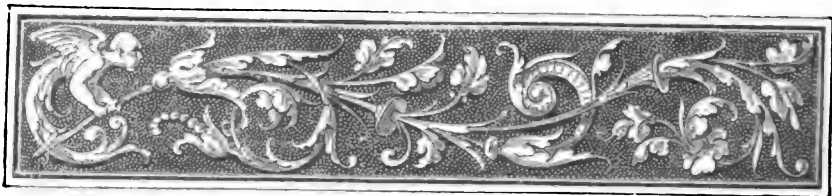
In der That redete vor wenigen Jahren Malletson, der über Herat ein ganzes Buch compilirt hat, einer Occupation dieser Stadt durch die Engländer das Wort. Er begründete seinen Vorschlag damit, daß ja auch die Afghanen nicht rechtlich die Besizer von Herat wären, sondern nur die Eroberer. Vor ihm sprach auch Boulger den Gedanken aus, daß eine Reihe von Befestigungen von Herat aus quer durch das Afghanische Tur-

festan über Maimane und Balch bis nach Chulm mit englischen Garnisonen die beste Sicherung Indiens gegen eine russische Invasion sei.

Daß Herat unter englischer Herrschaft sich ganz unvergleichlich mehr heben würde, als unter afghanischem Joch, wer wollte das bestreiten? Allein das Argument, aus welchem Malleson das Recht Englands zu einer Occupation der Stadt deducirt, kann doch von Rußland nicht minder in Anspruch genommen werden. Wenn aber England seine „Culturmission“ in Herat versäumt hat, warum sollte man den Russen, wenn sie nun diese Aufgabe zu der ihrigen machen, ein brüskes „hands off“ zurufen.

Es giebt nur ein einziges Motiv für die Animosität der Engländer gegen die Russen. Die Briten leitet nicht etwa der Gedanke, Rußland habe sich eine Culturmission angemacht, welche billigerweise ihnen zugekommen wäre: daß Mittelasien bis an die afghanische Grenze heran geographisch eher zu Nordasien gehört als zu Indien, das werden sie wohl nie bestreiten. Sie werden auch kaum behaupten, daß Rußland seiner Aufgabe in Mittelasien nicht gewachsen sei, daß es statt Ordnung und Wohlfahrt wirtschaftlichen Verfall und Unfrieden stifte: da sprechen denn doch die Thatfachen zu laut, und ein einfacher Vergleich der gegenwärtigen Zustände mit denjenigen, welche vor zehn oder zwanzig Jahren bestanden, liefert den schlagendsten Beweis. Auch daß die Theilnahme mit den Afghanen und das Interesse für deren Emir, ihren Schutzbefohlenen, sie veranlasse, alle Hebel in Bewegung zu setzen, um Rußland von Herat abzuhalten, erscheint wenig glaublich: die Geschichte der Beziehungen zwischen den Afghanen und den Engländern in den letzten vierzig Jahren sprechen nicht dafür, daß die beiden Völker besonders warme Sympathien für einander hegen. Nein, die Engländer werden bei allem, was sie gegen Rußland und dessen Politik schreiben, reden und unternehmen, ausschließlich beherrscht von der Furcht, der Zar könne sich mit den bisherigen Eroberungen nicht zufrieden geben, sondern auch nach Indien seine siegreichen Fahnen tragen und England diese wichtigste aller seiner Colonien zu entreißen versuchen.

Die Briten sind bei der centralasiatischen Frage unmittelbar betheiligt. Für sie handelt es sich eventuell um die Ehre und das Ansehen ihres Staates. Wer wollte es ihnen daher verübeln, wenn sie mit allen Mitteln einer Gefahr zu begegnen sich bemühen, welche zwar vorläufig nur in das Bereich der Möglichkeit gehört, aber für sie von der weittragendsten Bedeutung werden kann? Wer aber über den Parteien steht, möge eine objective Anschauung zu gewinnen suchen und jede einseitige Beurtheilung möglichst vermeiden. Summ cuique! Wie wir neiblos Englands Verdienste um Indien und seine Erfolge in diesem Lande anerkennen, so wollen wir auch offen und unumwunden zugeben, daß Rußland in Mittelasien eine edle und große Culturaufgabe übernommen, daß es dieselbe theilweise schon zum Heile des Landes und seiner Bewohner gelöst hat und voraussichtlich zu einem ruhmvollen Ende führen wird.



Ein Problem für Taschenspieler.

Von

Carl du Prel*).

— München. —

I. Die Thatfachen.

Daß die Phänomene des Spiritismus Thatfachen seien, wird bekanntlich von der öffentlichen Meinung in Deutschland bestritten. Daß aber die rapide Verbreitung des spiritistischen Glaubens, und zwar auch in Deutschland, eine Thatfache sei, kann Niemand leugnen. In beiden Fällen ist daher eine wissenschaftliche Untersuchung der sogenannten spiritistischen Phänomene von der größten Nothwendigkeit; wenn

*) Wir nehmen keinen Anstand, den nachstehenden Aufsatz hier zu veröffentlichen. Wir halten es auch für überflüssig, besonders Verwahrung dagegen einzulegen, daß die Aufnahme desselben die Uebereinstimmung der Ansichten der Redaction mit den in diesem Aufsatz niedergelegten Anschauungen aussprechen solle. Es ist von jeher der leitende Grundsatz unserer Zeitschrift gewesen, allen ihren Mitarbeitern die völlige Freiheit ihrer politischen, philosophischen und ästhetischen Meinungen zu lassen. Einsteilen lassen sich die wirklich gebildeten und gelehrten Schriftsteller, die sich zum Spiritismus bekennen, an den Fingern abzählen, und ein jedes Zeugniß für den Spiritismus aus wissenschaftlicher Feder hat zum mindesten ein psychologisches Interesse. Unsere persönliche Ansicht über den sogenannten Spiritismus haben wir zu wiederholten Malen öffentlich ausgesprochen. Die Thatfache, daß hochgebildete Männer, ja Gelehrte ersten Ranges von der Wahrhaftigkeit der spiritistischen Kundgebungen überzeugt sind, und schon den Versuch gemacht haben, sie auf wissenschaftlich speculativem Wege sogar zu begründen, fordert gewiß zum Nachdenken heraus. So lange aber der moderne Spiritismus uns Laien nichts weiter lehrt, als daß die Geister durch den Willen eines beliebigen Tischlergesellen oder Handschuhmachers in unsere Gesellschaft geladen werden können, um recht mittelmäßige Sachen zu schwagen, in den Möbeln zu knaden, an den Wänden herumzuklatschen, Klingeln zu ziehen, Spielbösen in Bewegung zu setzen, zwischen Schiefertafeln zu kriecheln und dergleichen, solange

er Humbug sein sollte, um dieser krankhaften Epidemie Einhalt zu thun; wenn er Wahrheit sein sollte, um dieser selbst willen. Um so nothwendiger erscheint eine solche Untersuchung, als die Actien des Spiritismus nicht nur in Bezug auf die große Anzahl seiner Bekenner sehr im Steigen sind, sondern auch in Bezug auf das Gewicht der Stimmen, und zwar letzteres in doppelter Hinsicht.

Ich werde nämlich kaum einem Widerspruch begegnen, wenn ich sage, daß bezüglich der Frage, ob der Spiritismus auf Taschenspielererei beruhe, nicht Naturforscher und Philosophen competent sind, sondern in erster Linie die Taschenspieler selbst. Nun haben aber die geschicktesten Taschenspieler, Bosco, Houdin, Hermann, Vellachini, Hamilton u., die ihnen vorgeführten Medien vom Verdachte des Betruges freigesprochen*). Andererseits sind aber bezüglich der Frage, ob die Erscheinungen real sind, die Gelehrten in dem Maße competent, als sie sich auf dem wissenschaftlichen Gebiete als vorsichtige und geschickte Experimentatoren erwiesen haben. Das kann man aber — um nur die bekanntesten Namen zu nennen — einem Crookes, Wallace und Böllner gewiß nicht absprechen, und diese haben sich für die Erscheinungen erklärt.

Da nun die Aufforderung an die Taschenspieler, die Phänomene unter denselben Bedingungen nachzumachen, gewiß eine berechtigte, und ihr Urtheil vom größten Werth ist, möchte ich denselben im Nachfolgenden ein Problem zur Lösung unterbreiten.

In Folge einer freundlichen Einladung, die ich bei meinem jüngsten Aufenthalte in Wien erhielt, wohnte ich nämlich einer Reihe von Sitzungen in vier verschiedenen Häusern bei, und stelle im Nachfolgenden die Resultate derjenigen Sitzungen zusammen, bei welchen die Experimente wiederholt wurden, die Professor Böllner mit dem amerikanischen Medium Slade anstellte, und wobei die in seiner „Transcendentalen Physik“ beschriebenen Tafelschriften erhalten wurden. Ich greife unter meinen Sitzungen gerade diese heraus, weil die eine davon am hellen Tage, eine zweite beim Scheine von sechs auf Tisch und Zimmer vertheilten großen Lampen, die dritte beim Scheine von drei Gasflammen über dem Tisch, und nur die vierte im

diese Geister mit einem Worte nur Dinge verüben, die weder anmuthig noch bedeutend, sondern einfach überraschend sind, weil sie unerklärlich erscheinen, vermögen wir beim besten Willen für diese Kundgebungen aus einer andern Welt eine besondere Theilnahme nicht zu hegen. Einstweilen stehen wir also noch immer auf dem Standpunkt des Horatio und können allen Leistungen der Abgeschiedenen, die uns durch die Medien vermittelt werden, immer nur das eine Wort entgegenstellen: „Es braucht kein Geist vom Grabe herzukommen, um das zu sagen.“

Die Redaction.

*) Böllner: Wissenschaftliche Abhandlungen. III. 42. 197. Wallace: Eine Verteidigung des modernen Spiritualismus. 27. 124. 125. Permeß (Flammarion?) Les forces naturelles inconnues. 91—94. Bericht der dialectischen Gesellschaft in London. III. 89. Pöysische Studien IV. 19. V. 43. 516. VII. 566.

Dunkel stattfand. In den drei ersten Fällen war das Medium Mr. Eglington aus London, im letzten ein akademisch gebildetes Privatmedium, dessen Namen zu nennen ich nicht autorisirt bin, und bei dem ich durch einen Wiener Professor eingeführt wurde.

Bekanntlich erfordern die spiritistischen Phänomene verbunkelte Zimmer, vertragen manchmal wohl auch Halbdunkel, treten aber nur bei hochgelegter Kraft des Mediums auch bei Licht ein. Bezüglich der Tafelschriften liegt nun aber der günstige Umstand vor, daß das Zimmer in beliebigem Grade erhellt werden kann, weil man die für das Phänomen nöthige Dunkelheit innerhalb dieser Helle erzeugen kann. Man nimmt nämlich eine einfache Schiefertafel und legt dieselbe entweder auf die obere Tischfläche — wodurch die untere Tafelfläche verbunkelt ist — oder drückt sie gegen die untere Tischfläche — wodurch die obere Tafelfläche verbunkelt wird —, oder man nimmt auch eine durch Charniere verbundene Doppeltafel, die wie ein Buch zusammengeklappt werden kann, wodurch ihre beiden Flächen verbunkelt werden, und die man dann ebenfalls auf oder unter den Tisch drücken oder nach Belieben frei in der Luft halten kann. Es handelt sich nun darum, gerade auf diesen verbunkelten Tafelflächen, die also den Händen des Mediums unzugänglich sind, schriftliche Antworten auf zu stellende Fragen zu erhalten, zu welchem Behufe ein kleines Schieferstück vorher hineingelegt wird. Es ist klar, daß unter solchen Umständen ein Betrug einfach unmöglich ist, wenn der Experimentirende auch nur ein gesundes Auge haben sollte. Ich besitze deren zwei, und zwar gute. Nebenbei nur sei gesagt, daß die Hypothese präparirter Tafeln geradezu lächerlich ist, wie es die nachfolgenden Experimente zeigen werden.

Die Controle des Vorgangs, ob die Schriften wirklich direct — nicht indirect durch das Medium — erhalten werden, ist um so leichter, weil

- 1) die Thätigkeit des Mediums darauf beschränkt werden kann, seine Hände auf oder an die Tafel zu halten;
- 2) in manchen Fällen auch das überflüssig ist, und die bloße Nähe des Mediums genügt;
- 3) das Medium keine Kenntniß der Frage zu haben braucht, die man auch, entfernt von ihm, auf die einfache, oder in die Doppeltafel schreiben kann.

Unter solchen Umständen könnte man also höchstens einem Blinden die Fähigkeit absprechen, den Vorgang zu controliren.

Aber auch das kann sehr leicht controlirt werden, ob die Schrift durch das hineingelegte Griffelstück vermittelt wird. Man kann nämlich an einem eingerichteten Zeichen nach geöffneter Tafel die Identität des Griffels erkennen und sieht denselben, besonders bei längeren Mittheilungen, durch das Schreiben abgenützt. Endlich geschieht das Schreiben deutlich hörbar und fühlbar für die aufgelegte Hand, der die leisen Erzitterungen der Tafel mitgetheilt werden. Der Umstand aber, daß das Medium die Fragen nicht

voraussetzt, ja überhaupt nicht zu wissen braucht, während doch die Antwort ganz zureichend ist, beweist bis zur Evidenz, daß die Antwort erst nach gestellter oder geschriebener Frage erfolgt. Als einen Nebenumstand, der vielleicht nicht allgemeine Regel ist, mir aber ein paar Mal auffiel, erwähne ich noch, daß die Schrift nicht gegen das Medium gekehrt erscheint, sondern gegen den Fragesteller gerichtet, wenn er dem Medium gegenübersteht.

Wie jeder Veränderung in der Welt, so muß auch diesen Tafelschriften eine Kraft zu Grunde liegen. Es frägt sich also, welcher Quelle diese beim Schreiben in mechanische Bewegung umgesetzte Kraft entnommen wird. In erster Linie ist das Medium selbst diese Quelle. Die leichten Convulsionen, von denen es dabei ergriffen wird — was aber nicht von jedem Medium gilt — zeigen an, daß Kraft von ihm absorbiert wird. Aber auch der Tisfel der Experimentirenden, deren Hände auf dem Tische die Kette bilden, trägt offenbar Kräfte bei. Als ich bei einer der Sitzungen die äußeren Finger meiner rechten, und dann meiner linken Hand von denen meiner Nachbarn erhob, hörte das Schreiben sofort auf, fing aber sogleich wieder an, als ich die Finger wieder niederlegte und dadurch die Kette schloß. Dieselbe Erscheinung wird auch von Böllner berichtet*).

Von dieser beim Schreiben verwendeten mechanischen Kraft abgesehen, erfordert aber eine intelligente Mittheilung noch eine andere Kraft, nämlich Intelligenz. Daß eine solche thätig ist, beweisen die sinnvollen Antworten, die, den Fragen angepaßt, erfolgen. Nach meinen Erfahrungen ist es einfach nicht wahr, wenn von den Gegnern behauptet wird, daß gewöhnlich läppische Antworten zum Vorschein kommen, die — wie einer derselben sich ausdrückt — „dem Gebiete des höheren oder niederen Wöbfinns angehören, namentlich aber des niederen, d. h. völlig inhaltsleer sind“.**)

Welches ist nun aber die dabei thätige Intelligenz? Die des Mediums, das die Fragen gar nicht zu kennen braucht, ist es jedenfalls nicht. Auch waren die Antworten oft in Sprachen erteilt, die das Medium nicht kennt. Bei einer der Sitzungen, bei welcher außer dem Medium und mir noch ein Herr und eine Dame bewohnten, wurde, während Mr. Eglintons Kenntnisse der deutschen Sprache und Schrift kaum nennenswerth sind, drei Viertel der Tafelseite schnell und hörbar deutsch beschrieben, während den Rest der Tafel eine speciell an die Dame gerichtete englische Botschaft einnahm. Die deutsche Schrift, der keine bestimmte Frage vorherging, lautete: „Dieses ist die richtige Wahrheit, was auch gegen dieselbe unternommen wird. Die Thatfachen sprechen für sich selbst. Ist es nicht Pflicht von Jedem, der Anspruch auf Intelligenz macht, die verborgenen Geheimnisse der Natur und des menschlichen Lebens zu untersuchen? Zu Euch zu kommen in dieser Weise muß den harrenden Herzen wohlthun und muß Euch einführen in die Erkenntniß des kommenden Lebens.“

*) Böllner: Transcendentale Physik 266. 280. — **) Ebendort 287.

Als ich den erwähnten Herrn sodann ersuchte, eine kurze Frage von ganz präcisem Inhalt in die Tafel zu schreiben, begab er sich damit in die Zimmerrede, und nachdem auf die zurückgebrachte Tafel unmittelbar die Hände aufgelegt waren, erfolgte sofort hörbar das Schreiben, und nach Eröffnung der Tafel lasen wir Frage und richtige Antwort: Wie viel Uhr ist es? Zwölf Minuten nach 3 Uhr.

Daß die Antworten meistens kurz lauten, kann nicht befremden. Es ist etwas mehr Kraft nötig, als wir zum Schreiben und Sprechen brauchen, und die häufig unzulänglichen Kräfte des Mediums und Circels legen der thätigen Intelligenz Sparfamkeit auf. Aber diese Kürze, da sie unbeschadet des Sinnes stattfindet, kann nur zu Gunsten der Intelligenz gedeutet werden. Als ich z. B. die Frage stellte, was ich den „Entlarvern“ Eglinton's in München sagen sollte, war die englische Antwort eben so kurz als treffend: Dies ist die Antwort.

Sollte gleichwohl Jemand Verdachtsgründe aus dieser Kürze schöpfen, so kann ich ihm mit einer längeren aufwarten: Als ich einst Vormittags mit Eglinton und Baron Hellenbach zusammentraf, wurde durch Tafelschrift verlangt, daß wir drei, ohne Zuziehung weiterer Personen, eine Sitzung halten sollten. Diese fand am gleichen Abende statt. Baron Hellenbach und ich gingen von der Voraussetzung aus, daß wir das beste Resultat erzielen würden, wenn wir der Sache ihren freien Lauf ließen, statt, wie es meistens in skeptischer Anwandlung der Experimentirenden geschieht, der Sache willkürliche Bestimmungen aufzuerlegen. Diese Erwartung bestätigte sich vollkommen, und die Beweiskraft der Phänomene konnte nicht größer sein, so daß Eglinton selbst nachträglich erklärte, es sei die beste Sitzung, die er gehabt. Unsere Tafeln lagen auf dem von drei Gasflammen beleuchteten Tische. Eglinton, den wir ganz sich selber überließen, gerieth bald in einen Zustand, in dem er offenbar nicht mehr ganz bewußt handelte, sondern instinctiven und unwillkürlichen Impulsen folgte. Er saß am Tische, stand aber dann auf, und ging, mit veränderter Stimme redend, umher. Zunächst verlangte er von Baron Hellenbach unbeschriebenes Papier, und als ihm aus einer Schublade ein Packet von ziemlich steifen Correspondenzblättern in der Größe einer Postkarte gereicht wurde, nahm er ein Blatt, legte es auf den Tisch, und begab sich sodann zu einem Kasten, von dem er aus einer Reihe von Büchern zufällig Böllners „Transcendentale Physik“ herabholte und ebenfalls auf den Tisch legte. Hierauf riß er von dem Correspondenzblatt eine Ecke ab, die er mir in die Hand gab, und legte das leere Blatt in das aufgeschlappte Buch, das sofort geschlossen wurde, nachdem noch eine Bleistiftspitze hineingelegt worden war. Wir vereinigten sodann unsere sechs Hände über dem Buche, wozu Eglinton zwischen uns auf dem Boden kniete.

Baron Hellenbach stellte nun eine seine Privatangelegenheiten und Studien betreffende Frage, die eine längere Antwort erheischte. Schon nach

einigen Secunden glaubte ich das Schreiben in einer der Hände durchzufühlen, und als ich mein Ohr an das Buch legte, hörte ich deutlich das abgedämpfte Geräusch, welches einem sehr schnellen Schreiben auf solcher Unterlage entsprach. Drei rasche Klopf-laute, ebenfalls abgedämpft aus dem Buche kommend, meldeten uns — wie jedes Mal — daß wir öffnen sollten, und wir fanden nun zwischen den Seiten 386—387 des Buches das eben noch leere Blatt mit 30 enggeschriebenen Zeilen bedeckt. Das abgerissene Ed mit seiner wegen der Dicke des Blattes schiefen und faserigen Bruchfläche paßte vollkommen genau, während bei späterer Controle sich zeigte, daß die aufgelegene Buchseite zwar einige leichte Eindrücke, aber nicht den geringsten Bleistiftstrich aufwies. Die Botschaft war in englischer Sprache abgefaßt, war aber nicht abgeschlossen und enthielt wegen Raum-mangels nur die theilweise Beantwortung der gestellten Frage.

Durch diesen Erfolg ermunthigt, überließen wir das Medium auch weiterhin seinen Impulsen die noch immer den Charakter der Unwillkürlichkeit trugen. Dasselbe rückte nun die auf dem Tische liegenden Tafeln in größere Nähe zu uns, legte in die eine derselben — es war eine Doppel-tafel — ein weiteres leeres Blatt und ein drittes Blatt zwischen zwei einandergelegte einfache Tafeln, jedes Mal unter Beifügung einer Bleistiftspitze, und bewarf dann mit sichtbarer Anstrengung die Doppel-tafel — vielleicht weil die Holzbekleidung derselben hier das Experiment erschwerte — mit magnetischen Handbewegungen. Wir vertheilten nun unsere Hände auf die beiden Tafeln. Nach wenigen Secunden erklärte Baron Hellenbach, das Schreiben auf seiner nur durch ihn allein gehaltenen Tafel durchzufühlen; ich legte mein Ohr an die andere, und hörte nun auch dort schreiben. Ich vermag nicht zu sagen, ob beide Blätter gleichzeitig beschrieben wurden, halte es aber nicht für unmöglich, weil auch Böllner *) von einem Experiment berichtet, wobei zwei Griffelstücke innerhalb Einer Tafel schrieben, der eine von links nach rechts, der andere umgekehrt. Bei unserem Experiment konnte die gleichzeitige Beschreibung beider Blätter nicht constatirt werden, weil wir, nicht darauf gefaßt, eine Controle nach dieser Richtung unterließen. Die Schnelligkeit aber, womit die Antwort erfolgte, erscheint nur um so wunderbarer, wenn ein Nacheinander in der Beschreibung der Blätter angenommen wird. Wieder hörten wir drei Klopf-laute, öffneten die Tafeln, und fanden nun auf dem einen Blatt 28, auf dem anderen 24 enggeschriebene Zeilen, welche die im Buche unvollendet gebliebene Antwort ergänzten, und zwar in sehr gewählter Sprache und intelligenter Weise. Die Handschrift war der von Eglinton selbst, wovon ich mir später eine Probe erbat, durchaus unähnlich; dagegen glich sie, nebst der Unterschrift Ernest, ganz der auf einer anderen Tafel befindlichen, die früher ohne mein Weissein in englischer, deutscher und griechischer Schrift erhalten worden war.

*) Böllner, a. a. O 238.

Ich wiederhole, daß wir bei drei Gasflammen jede Bewegung Eglintons genau beobachten konnten und daß kein irgendwie auffälliger Stillstand in den getroffenen Anordnungen eintrat. Will aber der Skeptiker durchaus uns das Sehvermögen absprechen und annehmen, Eglinton hätte die Blätter schnell beschrieben und dann irgendwie hinein gebracht, so hätte doch nur die untere Fläche beschrieben werden können, da wir ganz deutlich die oberen Flächen leer sahen. Die Schrift stand nun aber oben, als wir eigenhändig die Tafeln öffneten; also hätte Eglinton nicht nur die Geschicklichkeit besitzen müssen, beim Scheine von drei Gasflammen, schnell und ungelesen von uns, mit 82 Zeilen auf den gereichten Blättern eine noch gar nicht gestellte Anfrage zu beantworten, sondern er hätte auch noch das Kunststück leisten müssen, innerhalb eines zusammengelappten Buches und geschlossener Tafeln, worauf unsere Hände lagen, die Blätter umzukehren. Hier trifft es also wohl zu, daß übertriebener Skepticismus in Unsinn ausarten kann.

Ich habe diese Sitzung so ausführlich geschildert, weil meine schon vorher gefaßte Ueberzeugung bestätigt wurde, daß auch moralische Factoren in diesen Dingen mitspielen, und daß im Großen und Ganzen, gleich günstige Bedingungen vorausgesetzt, jedem Cirkel gerade so viel geboten wird, als er verdient. Ich bin überzeugt, daß wir durch nörgelnde Anordnungen skeptischer Art, durch Auserlegung unserer eigenen Bedingungen, nur uns selbst geschädigt hätten, während wir durch unser moralisches Entgegenkommen Phänomene von stupender Art erzielten, ohne daß doch die Beweiskraft derselben abgeschwächt worden wäre. Wer vorurtheilslos herangeht, und überzeugt werden will, der wird gewiß auch überzeugt werden. Ich könnte das durch meine Erfahrungen bei anderen Sitzungen bestätigen. Durch die ganze, auch historische Mystik zieht sich die Lehre, daß Glauben und Vertrauen sehr wirksame Factoren sind. Wer aber überall Betrug mittert, als entschlossener Apriorist sich an den Tisch setzt und im Voraus überzeugt ist, nur Humbug zu erleben, der wird auch seine Belehrung sich kaum holen. Dieses, und nicht etwa die Aufklärung ist daran Schuld, daß, auch historisch genommen, die Mystik mit dem Glauben an sie verschwindet. Damit ist aber nicht gesagt, daß diese günstige moralische Disposition durch wissenschaftliche Vorsicht geschädigt würde. Vom skeptischen Standpunkt aus müßte man nämlich annehmen, daß je ungebildeter, je gläubiger und unvorsichtiger der Cirkel, desto auffälliger Phänomene durch das Medium geleistet würden. Davon geschieht aber das Gegentheil: Zu den vorsichtigsten Experimentatoren gehören gewiß Naturforscher, wie Crookes und Böllner, und gerade diese haben die merkwürdigsten Erscheinungen erlebt. Was ich also sagen will, ist nur dieses, daß die Experimente dieser Forscher, trotzdem sie mit der größten wissenschaftlichen Vorsicht angestellt wurden, gefördert wurden durch ihre geistige Disposition, die Wahrheit finden zu wollen, aber nicht die Bestätigung einer vorgefaßten Meinung.

Eglinton selbst sagte uns nach der Sitzung, daß er das Experiment

innerhalb eines geschlossenen Buches bisher nur einigemal angestellt, aber dabei immer nur einige Worte als Antwort erhalten hatte.

Die Behauptung, daß nur läppische Tafelschriften zu Stande kommen, ist durch keine meiner Erfahrungen bestätigt worden. Im Gegentheil lieferten die Antworten oft Besseres, als sich von einem menschlichen Durchschnittswesen erwarten ließe. Andererseits habe ich auch kein Anzeichen einer übermenschlichen Intelligenz gefunden. Was immer die dabei thätigen Kräfte sein mögen, sie werden uns menschlich in sehr hohem Grade nahe gerückt. Das zeigt sich sehr auffallend bei den Irrthümern, die dann und wann eintreten. Zur Abwechslung zeichnete ich einmal, entfernt vom Medium, ein menschliches Gesicht in die Tafel, die sodann vom Medium, das ebenfalls eine Variation vornahm, dem neben ihm sitzenden Baron Hellenbach so untergeschoben wurde, daß er darauf saß. Wir erhielten sofort die Copie des Gesichtes. Als ich aber dann, ebenfalls in der Entfernung, ein Pentagramm und daneben das ziemlich ähnliche theosophistische Zeichen — zwei sich kreuzende Dreiecke — in die Tafel zeichnete, und die Copie verlangte, wurde nur das letztere Zeichen, dieses aber zweimal, nachgezeichnet. Es muß also von Seite der thätigen Intelligenz irgendwie ein der Möglichkeit eines Irrthums ausge-setzter optischer Vorgang vorausgesetzt werden. Ein ähnlicher lehrreicher Fall war der folgende: Ein Herr des Cirkels begab sich vom Tisch hinweg, legte eine Banknote in die Tafel, und brachte diese verschlossen mit dem Verlangen zurück, Werth und Nummer der Banknote zu erfahren. Die Antwort lautete: Ein Gulden. 806 149. Für die Zahl acht hätte drei stehen sollen. Als man aber die Banknote betrachtete, die nicht mehr neu und glatt war, ergab sich auch für unsere Augen die leichte Möglichkeit eines solchen Irrthums bei oberflächlicher Betrachtung. Es kann also keine abstracte Kenntnißnahme eingetreten sein, etwa durch Hellsehen, sondern eine irgendwie sinnlich vermittelte, die dem Irrthum ausgesetzt war. Der Skeptiker wird sagen, das Medium habe sich verschaut. Ich frage aber: wie kann das Medium unter solchen Bedingungen schreiben? Und zwar sind es, wie gesagt, die Taschenspieler, von denen ich die Antwort erhalten will.

Es verbleibt dem Skeptiker nur die Annahme, ich sei bei den verschiedenen Sitzungen in verschiedenen Häusern und in Anwesenheit verschiedener Personen getäuscht worden, indem jedes Mal der ganze Cirkel mit dem Medium einverstanden gewesen sei. Ich könnte das Argument dadurch entkräften, daß ich die Namen nenne. Das fällt mir aber bei der moralisch so zweifelhaften Beschaffenheit unserer Journalistik nicht ein. Den Baron Hellenbach konnte ich allerdings nennen, weil ich von ihm weiß, daß er in demselben Maße, wie ich selbst, journalistischen Angriffen gegenüber zu den Dickhäutern gehört.

Manche Zweifler betonen, daß es Taschenspielerkunststücke giebt, die eben so unbegreiflich seien, als die Leistungen der Medien. Dies ist zum Theile richtig, aber es folgt aus der Gleichheit dieses Merkmals doch wahr-

lich noch keine Identität des Processes. Zum Theile ist aber diese Behauptung ganz unrichtig; denn Taschenspielerkunststücke können von Jedermann durch Uebung erlernt werden, während die Leistungen der Medien an eine bestimmte Organisation gebunden sind, deren Beschaffenheit noch sehr unklar ist. Die Leistungen der Taschenspieler sind mechanisch, und beruhen entweder auf Apparaten oder auf Fingerfertigkeit; die der Medien aber sind organisch, und aus der bloßen Analyse derselben, aus der Zerlegung derselben in ihre einzelnen Bestandtheile ergibt sich eine scharfe Grenzlinie, welche sie von bloßen Kunststücken trennt. Diese Trennungslinie soll im Nachfolgenden gezogen werden.

Manche Zweifler verdächtigen nämlich die Leistungen der Medien, weil einzelne Theile derselben nachgemacht werden können. Haben sie einen solchen Splitter gefunden, so triumphiren sie, übersehen den ganzen Balken, der unerklärt bleibt, und ziehen den unberechtigten Schluß, daß jener Splitter auch unter denselben Bedingungen nachgemacht werden kann. Dieses Verfahren hat keinen Sinn; denn nachmachen kann man Alles, sogar Gespenstererscheinungen, wie jeder Theatermaschinist weiß. Das reicht aber wahrlich nicht aus zu der Behauptung, daß Alles auf eben solche Weise gemacht sein muß. Oder läßt sich etwa aus der Existenz gefälschter Banknoten folgern, daß es keine echten giebt?

Ein objectiver Beurtheiler wird daher ganz anders verfahren, und eben dadurch wird er auch die zu suchende scharfe Trennungslinie zwischen Kunststücken und medialen Leistungen finden. Unter den letzteren nämlich giebt es Bestandtheile, deren mechanische Entstehung trotz aller Unerklärbarkeit doch möglich ist, und andere Bestandtheile, deren mechanische Entstehung logisch undenkbar, also unmöglich ist, die nach allen uns bekannten Gesetzen nicht eintreten können, demnach nur durch ein uns noch unbekanntes Naturgesetz zu Stande kommen können. Der objective Beurtheiler, streng unterscheidend zwischen bloßer Unerklärlichkeit und Undenkbarkeit, wird also nach solchen Bestandtheilen medialer Leistungen suchen, die überhaupt nicht, oder wenigstens nicht unter den gegebenen Bedingungen, nachgemacht werden können, deren mechanische Entstehung also undenkbar ist. Damit ist dann die Existenz einer transcendentalen Ursache selbst dann bewiesen, wenn alles Uebrige wirklich nur Betrug wäre. Der Maßstab der Unerklärlichkeit ist also ganz unbrauchbar, denn diese beweist weder für noch wider, und sagt über die wirkliche Ursache um so weniger aus, weil dieses Merkmal der Unerklärlichkeit ein bloß subjectives auf Seite der Beurtheiler ist, und sogar ein wechselndes, je nach dem Scharfsinn derselben. Es muß also ein objectives Merkmal an der Leistung selbst gesucht werden, und zwar ein solches, das nicht wechselt, das nicht verschieden beurtheilt werden kann, sondern dessen Auslegung nach mechanischen Gesetzen den Ausleger in Widerspruch verwickelt, also undenkbar ist. Das Unerklärliche ist gleichwohl möglich; das Undenkbare ist unmöglich, und zwar gleichmäßig für alle Beurtheiler. Wenn

es also trotzdem geschieht, so ist damit der Beweis einer transcendentalen Ursache erbracht.

Die Anwendung dieses Grundsatzes auf die Tafelschriften ergibt sich nun von selbst. Nehmen wir an, Eglinton sei ein Taschenspieler, so fragt es sich, wie er betrügt und wann er betrügt. Beschränken wir die Untersuchung bloß auf das Wie, so stoßen wir zwar auf Unerklärliches, aber nicht auf Unmögliches. Daß nämlich spiritistische Tafelschriften nachgemacht werden können, weiß ich selbst, und zwar indirect eben vom Erfinder dieses Verfahrens. Um so mehr bin ich in der Lage, die Leistungen von Glade und Eglinton als echt bezeichnen zu können, was, nebenbei gesagt, auch jener Erfinder der Nachahmung thut. Auf eine Undenkbarkeit aber, also Unmöglichkeit und somit auf die nothwendige Annahme einer transcendentalen Ursache stoßen wir dann, wenn wir das Wann des vorausgesetzten Betruges untersuchen. Klar ist nämlich, daß dieser Betrug erst nach gestellter Frage vorgehen könnte; denn um eine Frage ausführlich und vernünftig zu beantworten, muß man sie kennen, und wäre es selbst durch bloße Gedankenübertragung. Klar ist ferner, daß, weil das Medium die Frage nicht kennt, die mechanische Entstehung durch Apparate, die in diesem Falle nur präparirte Tafeln sein könnten, ausgeschlossen ist, daß also nur mehr die mechanische Entstehung durch Fingerfertigkeit und zwar nach gestellter Frage noch denkbar wäre. Nun sind aber gerade diese wenigen Minuten, welche zwischen der Fragestellung und dem schließlichen Oeffnen der Doppeltafel verstreichen, durch gänzliche mechanische Passivität des Mediums ausgefüllt. Seine Hände liegen unbeweglich auf der Tafel, es ist also ein Widerspruch, zu denken, daß unbewegliche Hände gleichzeitig Fingerfertigkeiten ausüben sollten. Für den Betrug sind also nur wenige Minuten gegeben; innerhalb derselben ist er aber erst recht unmöglich, nämlich logisch undenkbar, also ist er überhaupt unmöglich. Es liegt also eine transcendente Ursache vor, wobei das Medium nur organisch aber passiv wirken kann, indem aus seinem Organismus die Kraft geschöpft wird, die, in mechanische Bewegung umgesetzt, die Tafelschriften erzeugt.

Der Zweifler kann nur zwischen diesen zwei Entstehungshypothesen wählen: präparirte Tafeln oder Fingerfertigkeit. Damit sind die Möglichkeiten innerhalb der mechanischen Entstehungsweise erschöpft. Da nun aber beide Annahmen, wie wir gesehen haben, zu Widersprüchen führen, so folgt daraus, daß bei allen Experimenten, die in der von mir geschilderten Weise vorgenommen worden, die Betrugstheorie mit einem logischen Denkfehler behaftet ist.

II. Folgerungen und Reflexionen.

Die logischen Folgerungen, die wir aus den berichteten Thatfachen ziehen müssen, sind theils physikalischer, theils philosophischer Art. In

ersterer Hinsicht ist fast Alles noch dunkel; klar ist nur das Eine, daß wir vor einer unerbittlichen Alternative stehen, daß nämlich diese Tafelschriften, die nach den Gesetzen unserer phänomenalen Welt unmöglich sind, einer transcendentalen Ursache zugeschrieben werden müssen, wobei wir diesem in unsere Sinneswelt übergreifenden Vorgang entweder eine höhere Mannigfaltigkeit des Raumes zu Grunde legen müssen — wie Zöllner gethan — oder Durchdringung der Materie angenommen werden muß.

Zerlegen wir übrigens den Vorgang in seine einzelnen Theile, so ergibt sich:

1. Die Hypothese präparirter Tafeln ist ausgeschlossen, denn die Fragen werden im letzten Moment gestellt, oder ohne Wissen des Mediums aufgeschrieben, und dennoch zutreffend beantwortet.
2. Der Ort, worauf die Schriften entstehen, ist den Händen des Mediums ganz unzugänglich. In einzelnen Fällen wurde der Verschuß der Doppeltafeln durch Schloß oder die zur Aufnahme des Griffels bestimmten cylindrischen Messinghülsen sichergestellt.
3. Daß die Schriften durch ein wirkliches Schreiben entstehen, hört man.
4. Daß das Medium nicht schreibt, sieht man.
5. Es wird mit dem hineingelegten Stück Griffel oder Bleistift geschrieben. Das krägende Geräusch auf der Schiefertafel ist dem ganzen Cirkel vernehmlich. Das Geräusch correspondirt immer der verwendeten Fläche und dem verwendeten Stifte. Als einst ein Skeptiker einen Rothstift in die Tafel legte, schrieb es eben mit dem Rothstift. Endlich bemerkt man an dem verwendeten Stifte eine Abnützungsfläche, während die Identität des Stiftes mit dem hineingelegten an einem eingeritzten Zeichen erkannt wird.

Soviel in physikalischer Hinsicht. In philosophischer Hinsicht ergibt sich noch Folgendes:

6. Es wird von einem intelligenten Wesen geschrieben, denn die Antworten passen genau auf die Frage.
7. Dieses Wesen liest, schreibt und versteht menschliche Sprachen und Schriften, häufig solche, die dem Medium unbekannt sind.
8. Durch den Grad seiner Intelligenz, wie durch die vorkommenden Irrthümer gleicht es in hohem Grade einem Menschen.

Diese Wesen sind also zwar unsichtbar, aber sie sind von menschlicher Art in intellectueller Hinsicht. Es nützt ganz und gar nichts, sich gegen diesen Satz zu sträuben; es liegt nicht im Belieben des Einzelnen, welche logische Folgerungen er aus Thatfachen zieht, und das ist sehr gut; denn die Menschheit würde sich sonst gewiß nicht einmal durch Thatfachen belehren lassen.

Sollten wir nun diese Wesen Geister nennen? Dazu sind wir durch Nichts berechtigt; denn davon abgesehen, daß der Begriff eines Geistes, als

eines bloß denkenden Wesens, wie Kant sagt*), nur ein erschlichener Begriff ist, weil ihm keine Erfahrung zur Seite steht, beweist die Unsichtbarkeit noch keine Immaterialität noch Formlosigkeit; jeder Naturforscher weiß, daß es Aggregatzustände der Materie giebt, die nicht zu unseren Sinnen sprechen.

Nur um nicht den Glauben zu erwecken, als fällte ich ein vorschnelles Urtheil, setze ich das Verzeichniß der ihm zu Grunde liegenden Erfahrungen noch weiter fort, ohne mich jedoch hier auf einen näheren Bericht einlassen zu können, da ich diese Erfahrungen erst noch ergänzen will:

9. Wenn diese Wesen sprechen, so geschieht es in menschlicher Sprache.
10. Trägt man sie, wer sie seien, so antworten sie, daß sie verstorbene Menschen seien.
11. Wenn diese Wesen zur theilweisen Sichtbarkeit, wenigstens der Hände, dadurch gebracht werden, daß man das Medium in ein Dunkelsabinet setzt, das Zimmer des Cirkels aber nur schwach beleuchtet — bei meiner Anwesenheit brannten zwei Kerzen — so zeigen die sichtbar werdenden Hände menschliche, bewegliche Formen. Unnütz zu sagen, daß ich dieses nur darum als Beweis gelten lasse, weil dem Medium der Rock vorne zugenäht, die Ärmel am Rücken zusammen-genäht waren — nach der Sitzung wurde die Naht aufgeschnitten — und weil während des Vorganges zuerst ich, dann einer der Anwesenden, hinter dem Medium im Cabinet stehend, die Hände desselben hielt.
12. Wenn diese Wesen ganz zur Sichtbarkeit im verbunkelten Zimmer gebracht werden, in welchem Falle das Medium innerhalb der Handlette sitzt, so zeigen sie menschliche Gestalt und Gesichtszüge. Es ist sehr schnell gesagt, daß in diesem Falle das Medium mit angelegtem Maskenanzuge herumgeht. Wenn nun aber das Medium von seinem Sitze aus spricht, wenn die zu seinen beiden Seiten Sitzenden erklären, seine Hände zu halten, und gleichzeitig eine Gestalt neben mir steht; wenn diese Gestalt sich mit der auf dem Tische gelegenen luftleeren Glasröhre mit Quecksilberfüllung — deren durch Schütteln erzeugtes Licht die Phänomene nicht schädigt — das Gesicht beleuchtet, damit ich es genau sehe, dann muß mich eben die Gesamtheit der berichteten Thatfachen zur Annahme transcendentaler Wesen selbst dann nöthigen, wenn dadurch meine ganze Weltanschauung, die ich in 20jähriger Arbeit erworben, über den Haufen geworfen würde. Da nun aber im Gegentheil meine Anschauungen, die ich (in der „Philosophie der Mystik“) auf einem ganz anderen Wege gewonnen habe, durch diese Erfahrungen nur bestätigt werden, so bestehen für mich subjective Gründe so wenig als objective, diese Thatfachen zu bestreiten.

In der „Philosophie der Mystik“ hat mich die Analyse unseres sogenannten Unbewußten zur Annahme eines transcendentalen Erkenntnißvermögens in

*) Kant: Träume eines Geistersehers. Erster Theil, erstes Hauptstück.

uns gedrängt, dessen verschiedenartigen Verzweigungen ich nachgegangen bin. Diesem Vermögen muß nothwendig auch ein Träger zu Grunde liegen, ein transcendentes Subject. Aus hier nicht zu erörternden Gründen muß nun dieses Subject als entwicklungsfähig angenommen werden, womit lediglich das Princip von der „Erhaltung der Kraft“ und des Darwinismus in's metaphysische Gebiet hinübergeleitet werden. Die Sache steht also so, daß der irdische Darwinismus gar nicht möglich sein würde, wenn nicht der metaphysische Darwinismus eine Wahrheit wäre.

Auf der andern Seite mache ich nun die empirische Erfahrung von der Existenz solcher transcendentaler Wesen, und überzeuge mich davon durch meine Sinne, Gesicht, Gehör, Gefühl, sowie durch ihre intelligenten Mittheilungen. Unter diesen Umständen, da mir zwei Forschungswege in einen gemeinschaftlichen Punkt einmünden, müßte ich wahrlich von allen Göttern verlassen sein, wenn ich die Unsterblichkeit des Menschen — oder sagen wir lieber, da der Beweis nicht weiter reicht: die Fortdauer des Menschen nach dem Tode — nicht annehmen würde.

Streng genommen genügt für diese Annahme schon der in Nr. 1—8 in seine Bestandtheile zerlegte Vorgang bei den Tafelschriften, daher ich auch Jedem rathen möchte, sich auf diesem Wege seine Ueberzeugung zu holen. Hier spielt sich der ganze Proceß vor den Augen des Zuschauers bei heller Beleuchtung ab; das Medium nimmt fast gar keinen Antheil daran; es braucht nicht einmal die Frage zu kennen; es wirkt oft durch seine bloße Gegenwart, intensiver aber, wenn es die Hände auslegt — weil es eben in der ganzen Natur keine Kraft giebt, die nicht mit dem Quadrat der Entfernung abnähme —; kurz der ganze Vorgang ist so einfach, daß es „Knoten in Fingen suchen“ hieße, hier noch Betrug zu wittern.

Freilich giebt es Skeptiker, die es für verdächtig halten, daß das Medium die Tafel überhaupt berührt, und daß die Doppeltafel geschlossen wird, wodurch die Tafelfläche verdunkelt wird. Nach dieser Logik könnten auch die Fixsterne geleugnet werden, weil sie sich verdächtiger Weise nur bei Nacht zeigen, was offenbar auf einen großen amerikanischen Humbug hinweist. Es giebt auch Skeptiker, welche behaupten, das Medium müsse mit dem Fuße schreiben, und ich bin vorweg überzeugt, daß nicht wenige Journalisten behaupten werden, sie, in zeitlicher und räumlicher Getrenntheit von dem Vorgang, wüßten viel besser, was an einem hellbeleuchteten Tische in Wien vorging, als ich, der ich daran saß. Mit solchen Aufgeklärten habe ich nicht zu sprechen; denn die, welche nicht sehen wollen, sind bekanntlich die ärgsten Blinden, und wo kein Verstand ist, da kann auch keiner capituliren, auch nicht vor den zwingendsten Thatsachen. Mit Theorien gegen Thatsachen anrennen wollen, heißt aber einen Topf aus Thon gegen einen aus Eisen schlagen, in der Hoffnung, den letzteren zu zertrümmern.

Wer dagegen in einer gesunden Geistesdisposition, d. h. ohne mitgebrachte Theorie, die zu retten er vorweg entschlossen ist, auch nur Einer

Tafelschriftsitzung beimohnt, der wird auch sofort vor den Thatfachen capituliren. Ich will das an dem Beispiele eines Wiener Professors erläutern. Als wir in seiner Gegenwart Experimente bei einem Photographen anstellten, die aber zu keinem Resultat führten — wirkliche Taschenspieler haben niemals Fehlsitzungen — da wurde schließlich noch die Frage gestellt, ob wir heute noch ein Resultat haben würden. In der Doppeltafel fand sich die hörbar geschriebene Antwort „No“. Und diese zwei Buchstaben genügten jenem Professor vollkommen zu seiner Ueberzeugung.

Woran liegt nun das? Er hatte eben einen ungekünstelten Verstand, der, als die Thatfache auf denselben, gleichsam wie auf eine feine Waage gelegt wurde, das Gewicht derselben richtig angab. Andere Gehirne gleichen groben Waagschalen und werden nicht einmal durch eine ganze Wagenladung von Thatfachen zur richtigen Function gebracht. An sich betrachtet, sind zwei geschriebene Buchstaben eine geringfügige Thatfache, aber sie genügen, wenn nur die Verstandeswaage eine feine ist. Nach Kant und Schopenhauer ist es die wesentliche Function des Gehirns, von der Wirkung auf die Ursache zu schließen. Bei diesen Tafelschriften nun springt es in die Augen, daß ihre Ursache nicht innerhalb der phänomenalen Welt liegen kann, also transcendentaler Natur sein muß. Wer als Augenzeuge eines solchen Vorgangs das nicht einzusehen vermag, der beweist damit nur, daß die causale Function seines Verstandes eine mangelhafte ist.

Die causale Function des Verstandes besteht nämlich darin, für eine gegebene Veränderung die Ursache zu finden. Dieser Fähigkeit muß offenbar ein richtiger Orientirungsinstinct vorhergehen, vermöge dessen zunächst das Gebiet erkannt wird, innerhalb dessen die specielle Ursache der Veränderung liegen muß. Bezüglich dieser Tafelschriften nun obliegt dem Verstande zunächst die Aufgabe, die Vorfrage zu lösen, ob die Ursache innerhalb des mechanischen Gebietes liegen kann, oder transcendentaler Natur sein muß. Wenn man also die Ursache in einer ganz verkehrten Richtung sucht, oder gar von der apriorischen Voraussetzung ausgeht, daß sie in jenem Gebiete, in dem sie in der That liegt, nicht liegen kann, so ist das eine mangelhafte causale Function des Verstandes. Und wenn es schon ein logischer Denkfehler ist, innerhalb des richtigen Gebietes eine falsche Ursache herauszugreifen, so ist der Fehler noch größer, wenn die Ursache in einem ganz falschen Gebiete gesucht wird. Dies ist nun aber der Fall, wenn man die Ursache der Tafelschriften im mechanischen Gebiete sucht, was, wie oben gezeigt wurde, zu logischen Undenkbarkeiten führt.

Der richtige Verstand ist ökonomisch angelegt. Ein Kant mußte im Vergleich zu einem modernen Astronomen sehr wenig von unserem Sonnensystem; aber diese wenigen Beobachtungsthatfachen genügten ihm, die Entstehung dieses Systems in seinem Verstande nachzuconstruiren. Von wenigen Wirkungen schloß er auf die richtige Ursache. Ein Anderer, müßte er auch viel mehr, als unsere Astronomen, würde die Ursache doch nicht finden.

Kants Verstand verfuhr eben ökonomisch; er functionirte nach dem Princip des kleinsten Kraftmaßes, was nur die Natur thut und das Genie. Dagegen giebt es ohne Zweifel Leute, die selbst als Augenzeugen solcher Tafelschriften doch skeptisch bleiben würden. Sie werden glauben, sich das Ansehen größerer Schlaumeier zu geben, indem sie auch dann noch Betrug wittern; in der That aber beweisen sie nur, daß ihr Verstand nicht ökonomisch functionirt, also nicht größer ist, sondern geringer. Dem ökonomischen Verstand muß bei der Unmöglichkeit, durch phänomenale Mittel solche Tafelschriften zu erzeugen, sofort einleuchten, daß hier ein Eingriff aus der transcendentalen Welt in unsere Welt vorliegt, die, eben weil die Entwicklungs-Lehre eine Wahrheit ist, einander allmählich entgegenreißt. Von solchen Zweiflern abgesehen geschieht aber auch hier, was in manchem anderen Gebiete: Diejenigen, welche gesehen und die Thatfachen beobachtet haben, sagen: Ja; Diejenigen, welche nicht gesehen haben, und es sogar unter ihrer Würde halten würden, zu beobachten, sagen: Nein. Es liegt auf der Hand, auf welcher Seite das Recht zu finden ist.

Jene Zweifler, denen die Beobachtung mangelt, zerfallen in bestimmt geschiedene Kategorien. Unter den Laien zunächst giebt es solche, welche meinen, was über die menschliche Vernunft, besonders ihre individuelle Vernunft gehe, sei auch gegen die Vernunft. Diese können sich also meine hier vertretene Ansicht nur so erklären, daß sie an mir die *capitis diminutio* vornehmen, d. h. mir den Verstand, ja die Sinne absprechen. Da ich nun aber in Zukunft keineswegs bloß über den sogenannten Spiritismus zu schreiben gedenke, so hoffe ich, sie dadurch wenigstens zu der verzwickten Hypothese zu nöthigen, daß ich nur an den ungeraden Tagen irrsinnig sei. Antworten werde ich solchen Gegnern natürlich nicht.

Andere unter den Laien werden zweifeln, weil sie nur solche Dinge zu glauben vermögen, die, mögen sie noch so wunderbar sein, doch so alltätlich eintreten, daß ihr Eindruck ihnen zur geistigen Gewohnheit geworden ist: z. B. die Anziehungskraft des Magneten. Diese verwechseln also subjective Geistesgewohnheit mit objectivem Beweis. Sie sind abgestumpft durch die Gewohnheit des Anblicks der alltäglichen Dinge und bringen es in der gewohnten Welt zu keiner methaphysischen Verwunderung mehr. Es fehlt ihnen also die Grundanlage zur Philosophie, und sie verstehen es nicht, daß uns die alltäglichsten Dinge im Grunde eben so unbegreiflich sind, als die mystischen; daß das Fallen eines Steines ein genau eben so großes Räthsel ist, als die obigen Tafelschriften. Was auch in der Welt vorgehen mag, ob alltätlich oder nur einmal, es giebt keine Unterschiede der Begreiflichkeit unter den Dingen.

Anderes verhalten sich die gelehrten Zweifler. Zunächst giebt es solche die a priori alle Mystik für Humbug erklären. Das sind in der Regel die Sachleute. Durchdrungen von einer festen wissenschaftlichen Ueberzeugung, lehnen sie Alles ab, was gegen dieselbe geht. Sie sind Aprioristen, eben

weil sie eine wissenschaftliche Ueberzeugung haben; man muß nämlich sehr gelehrt sein, um Apriorist sein zu können. Das läßt sich zu Gunsten dieser Geistesdisposition anführen. Bei anderen Gelehrten liegt das Widerstreben in moralischen Gründen. Sie sind Skeptiker, weil eine einzige Thatfache von dem Gewichte solcher Taschelschriften ihre ganze Weltanschauung umwirft, an deren Aufbau sie Jahrzehnte hindurch fleißig gearbeitet haben, und welche zu lehren ihr Beruf ist. Sie besitzen nicht die Elasticität des Geistes, um umlernen zu können, und nicht die moralische Kraft, um umlernen zu wollen und ihren bisherigen Irrthum einzugestehen. Andere wieder wären an sich nicht abgeneigt, an die Untersuchung mystischer Phänomene zu gehen; aber sie scheuen die bestehenden Vorurtheile, sie fürchten den Schein der Lächerlichkeit auf sich zu laden, der heute noch dem anhaftet, der den Muth hat zu gestehen, was er in mystischer Hinsicht mit eigenen Augen gesehen hat. Auch hier ist der Grund des Zweifels ein moralischer, nämlich die Eitelkeit. Solche Leute sollten aber bedenken, daß in zehn Jahren die Acten ganz anders liegen werden. Thatfachen sind brutal. Man kann ihnen gegenüber den Vogel Strauß spielen — das ist eine Zeitlang durchführbar; in die Länge aber lassen sie sich nicht hinwegdecretiren, weil sie eine viel größere Lebensfähigkeit besitzen, als den bloß aprioristischen Denkopoperationen zukommt. Diese Art von Eitelkeit findet also ihre Rechnung zwar gegenwärtig noch, aber da die in Rede stehenden Thatfachen jetzt schon, Jedermann zugänglich, auf den Straßen liegen, so wird diese Art von Scepticismus der Eitelkeit schließlich blamirt dastehen, und zwar sehr bald.

Andere Gelehrte fürchten die Consequenzen, die sich ergeben, wenn sie auch nur eine mystische Thatfache zugeben. Sie glauben, daß damit die Wissenschaft aus den Angeln gehoben würde. Das ist nun aber gewiß nicht der Fall. Wenn wir die letzten Folgerungen aus den Taschelschriften ziehen, dann wird eben die Menschheit wieder zu einem Glauben zurückkehren, den sie neben ihrer Wissenschaft immer und überall gehabt hat, mit Ausnahme der letzten 150 Jahre: zum Glauben an die Unsterblichkeit. Nur die eingebildete, aber nicht die wahre Wissenschaft kann unter der Anerkennung von Thatfachen leiden. Es wird also nichts geschehen, als daß die Menschheit gründlich von ihrem Materialismus geheilt werden wird; denn das allerdings ist sicher: den materialistischen und längst anachronistischen Quark, den ein Vogt, Büchner und Consorten in immer neuen Schriften und Auflagen dem deutschen Volke zu bieten wagen, ohne alle Rücksicht auf das Wort Goethes:

Getretener Quark

Wird breit, nicht stark —

diesen wird das deutsche Volk nicht mehr lesen. Damit wird aber die Wissenschaft nicht aus den Angeln gehoben sein, sondern im Gegentheil eine solche Correctur erfahren haben, daß die verbesserte Weltanschauung auch ein verbessertes sociales Leben in ihrem Gefolge haben wird, während

die Blüthen unseres Materialismus sich in den Attentaten, Dynamitsprengungen, Börsentrüben und im Massenbestialismus zeigen.

Darüber besteht also kein Zweifel: Unsere Gelehrten werden mit den Thatfachen rechnen müssen, auch wenn sie nicht wollen. Und wenn sie selbst an den Professionsmedien nicht scheitern sollten, deren Verdächtigung sehr leicht ist, so werden sie doch ganz sicher an den Privatmedien scheitern, deren es jetzt schon in allen Schichten der Bevölkerung giebt, und die sich nicht immer, wie noch jetzt, verbergen werden. In 10 Jahren werden übrigens die Professionsmedien eine ganz andere sociale Stellung genießen, als heute; man wird in ihnen werthvolle Objecte wissenschaftlicher Untersuchung erkennen. Wer aber an der Profession Anstoß nimmt, dem kann nur gerathen werden, mit Privatmedien zu experimentiren. Er würde z. B. sicherlich überzeugt worden sein, wenn er, wie ich, bei einem Privatmedium von hoher socialer Stellung eine Stunde lang physikalische Phänomene bei Licht gesehen und gehört hätte; er würde auch überzeugt worden sein, wenn er, wie ich, ein Privatmedium von akademischer Bildung gesehen hätte, wobei ein lateinischer Spruch an die Decke des Zimmers geschrieben wurde, während das Medium schlief. Die einfachste Hypothese ist nun hier die einer materialisirten Hand, wozu aber auch der correspondirende Organismus vorhanden sein muß. Will man aber annehmen, daß solche Schriften, deren erstes historisches Vorbild das Mene Tekel des Belsazar war, durch magische Kräfte des Mediums selbst an unzugänglichen Orten entstehen können, so ist diese Ansicht wenigstens discutirbar. Aber diese Theorie, von Schindler*), Berty**) und Hartmann***) vertreten, hat in sich selbst das treibende Moment, zur Anerkennung transcendentaler Wesen außer uns überzugehen, weil eben ein mit magischen Kräften ausgerüstetes Wesen, die dem Einweis des Organismus nicht angehören, nicht als sterblich angesehen werden kann. Es war daher ganz logisch, daß Berty, durch Erfahrungen selbst weiter getrieben, diese Theorie später aufgab, und die Thätigkeit transcendentaler Wesen anerkannte.

Geister können wir, wie gesagt, solche Wesen nicht nennen. Geister sind nach unseren Begriffen bloß denkend und immateriell, jene Wesen aber sind wirkend und irgendwie materiell. Geister haben keine Formen; jenen Wesen aber muß mindestens die potenzielle Anlage, sich geformt darzustellen, zugesprochen werden. Dies eben ist der Grund, warum wir die dualistische Seelenlehre, die den Menschen aus zwei grundverschiedenen Substanzen zusammensetzt, einem materiellen Körper und einer immateriellen Seele, aufgeben müssen. An ihrer Stelle müssen wir die monistische Seelenlehre setzen, deren Grundlinien schon Aristoteles entworfen hat. So lange wir

*) Schindler: Das magische Geistesleben.

**) Berty: Die mystischen Erscheinungen.

***) E. v. Hartmann: Der Spiritismus.

das nicht thun, ist es nur eine Annahme, daß wir uns Monisten nennen. Monisten sind wir erst dann, wenn wir Leib und Seele aus einem Dritten als gemeinschaftlicher Quelle ableiten, nämlich aus einem transcendentalen Wesen, das, weil es selber, potenziell wenigstens, organisiert ist, sowohl das organisirende, als das denkende Princip in uns ist. Natur und Geist sind so im Menschen monistisch verbunden. Solche Wesen stellen sich nun unter günstigen Bedingungen erfahrungsmäßig dar; also erhält eine logische Folgerung, zu der uns der Monismus treibt, durch die Erfahrung ihre Bestätigung.

Es ist doch wahrlich ganz unlogisch, die kurze Materialisation eines transcendentalen Wesens zu leugnen, und über die lange Materialisation unseres Lebens uns gar nicht zu verwundern; man kann doch den Comparativ nicht leugnen, wenn der Superlativ eine Thatsache ist.

Es giebt auch solche Skeptiker, denen der ganze Spiritismus — daß diese Bezeichnung falsch ist, ist eben gezeigt worden — nur die neueste Form des amerikanischen Humbugs ist. Dies ist nun Mangel an historischen Kenntnissen. Im alten Indien und Aegypten und bei uns im Mittelalter war davon mehr bekannt, als wir selbst heute wissen. Der ganze Orient wimmelt noch jetzt von Mystik. Als ich mit Dr. Bruner-Bey, dem früheren Leibarzt des Vizekönigs von Aegypten, bei einem Besuche in Pisa von diesen Dingen sprach, antwortete er: „Für Jeden, der im Oriente gelebt hat, verstehen sich diese Sachen von selbst; nur wir Europäer wissen davon Nichts.“ Man lese doch die Bibel. Wer in der Mystik nicht orientirt ist, versteht sie gar nicht; wer aber orientirt ist, kann nur Mitleid empfinden über die rationalistischen Commentare dieses Buches, die dadurch zu Stande kommen, daß man die Hälfte der Thatsachen leugnet, und die andere Hälfte umdeutet.

Es giebt aber nur zwei Wege, sich zu orientiren: Entweder lesen, oder selbst sehen. Die nach beiden Seiten unwissend sind, sind auch die absprechendsten. Es bewahrheitet sich auch hier der Spruch: Bildung macht tolerant. Wer daher beide Wege der Orientirung verachtet, muß sich auch gefallen lassen, daß man sein Urtheil zu den Imponderabilien rechnet.

Ich komme daher auf meine Eingangsworte zurück: der Spiritismus muß von der Wissenschaft untersucht werden. Diese Nothwendigkeit besteht, wenn er eine bloße Epidemie sein sollte, und erst recht, wenn er eine Wahrheit sein sollte. Sollten aber unsere Akademien dieser Untersuchung sich ent schlagen, dann würde das strenge Urtheil, welches Schiller*), Goethe**), in neuerer Zeit aber Schopenhauer und Hellenbach in verschiedenen Schriften über unsere Gelehrten gefällt haben, bald allgemeiner werden.

Eglinton hat in Paris und London mit Männern der Wissenschaft experimentirt; er wird im September wieder nach Deutschland und Oester-

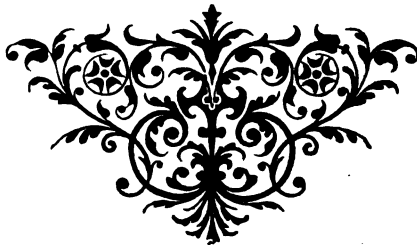
*) Schiller: Was heißt u. Universalgeschichte?

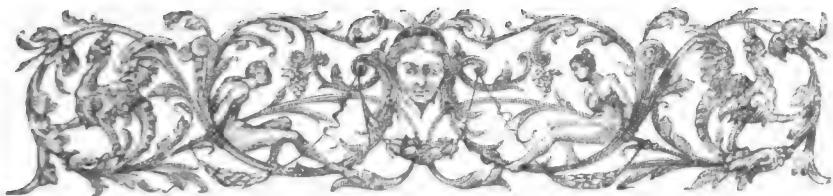
**) Erdmann: Gespräche mit Goethe. III. 20. 27.

reich kommen, aber nur Privatleute sind es, die ihn dazu eingeladen haben. Was unsere Akademiker thun werden, ist noch ungewiß; aber berechtigt ist ohne Zweifel die Hoffnung, daß sie ihren Beruf, neue Wahrheiten, wenn nicht zu entdecken, so doch wissenschaftlich festzustellen, erkennen und diese günstige Gelegenheit benützen werden, indem sie sich der Worte Herschels erinnern: „Der vollkommene Beobachter wird in allen Theilen des Wissens seine Augen gleichsam offen stehend halten, damit sie sofort von jedem Ereigniß getroffen werden können, welches sich nach den bereits angenommenen Theorien nicht ereignen sollte; denn diese sind die Thatfachen, welche als Leitfaden zu neuen Entdeckungen dienen.“*) Sollte sich jedoch diese berechnigte Hoffnung nicht erfüllen, so wird zwar Mancher der Ansicht sein, daß das uns Deutschen zur Ehre gereicht, doch müßte ich gestehen, ganz anderer Ansicht zu sein. Darum würde ich es auch für feige halten, meiner Ueberzeugung keinen öffentlichen Ausdruck zu geben. Denn Eglinton hat mir den Beweis geliefert, daß Böllner, der in Deutschland zuerst den Muth hatte, von solchen Tafelschriften zu reden, nicht nur eine Wahrheit, sondern eine Vinsenwahrheit gefunden hat, und daß alle seine Gegner, die aus diesem Gebiete nichts gelesen und nichts gesehen haben, im Unrecht sind.

Wenn aber dieses zur allgemeinen Ueberzeugung geworden sein wird — und lange wird das gewiß nicht mehr dauern — dann wird auch für die Entwicklung der deutschen Philosophie jene Epoche kommen, da der metaphysische Individualismus, durch Thatfachen der Erfahrung bestätigt, den Sieg über Materialismus und Pantheismus davontragen wird; denn der Materialismus wird dann zum alten Eisen geworfen werden, der Pantheismus aber wird sich nur durch eine Umwandlung erhalten können, die den Individualismus einschließt.

*) Herschel: Einleitung in das Studium der Naturwissenschaften. § 127.





Nebelbilder.

Von

Elise Orzeszko.

— Wilna. —

Kein zweites Haus konnte sich wohl eines so stattlich schönen Portiers rühmen, wie ihn der größte Gasthof der Kreisstadt Wilna in Russisch Polen zehn Jahre lang von 1868 an besaß. Das Gebäude war großartig, die Einfahrt nicht minder prächtig, und die Benennung „Hotel aller Welttheile“ auch sehr wohlklingend. Viele der Reisenden, die das Hotel besuchten, betrachteten sogar die schöne Gestalt des Portiers mit größerem Interesse als die Einfahrt, trotz ihres blinkenden Blechdaches, glatten Asphaltbodens und des reichen Prunkes, welcher sich auf dem Treppenhause entfaltete. Die Blicke, die auf den Mann fielen, drückten Verwunderung, fast Beschämung aus. Der Verwalter des Hotels, Leon Zgorowitsch Rosenblatt**), ein eleganter jüdischer junger Mann, der mit großem Eifer sich russische Sitten anzueignen suchte, immer kunstgerecht frisiert war und seine rechte Hand mit einem auffälligen Ringe schmückte, hörte oft zu seiner großen Genugthuung die Frage:

„Was habt Ihr für einen herrlichen Portier! Wo nahmt Ihr ihn her? Er muß Euch ungeheures Geld kosten.“

Andere aber sagten: „Kein Wunder, daß verkappte Fürsten bei Euch dienen; Eure Rechnungen sind auch danach!“

Die letztere Bemerkung wirkte weniger angenehm auf Leon Zgorowitsch; um diesen peinlichen Eindruck zu verwischen und den Gästen zu beweisen,

*) Mit Genehmigung der Verfasserin aus dem Polnischen übertragen von A. Erlich in Wiesbaden.

**) Die Russen fügen gewöhnlich ihrem Vornamen den väterlichen Taufnamen bei.

wie hoch er über dem besagten Portier stehe, begann er sogleich laut und mit größter Arroganz zu rufen:

„Andreas Antonowitsch! Sind Sie taub? So kommen Sie doch hierher!“

Doch der große Lärm war vergebens; der Portier erschien nicht eher, als bis der Verwalter, genöthigt durch die Eile der Reisenden, oder durch das Bedürfnis, zu beweisen, daß er sich Gehorsam zu erzwingen wisse, in ruhiger, anständiger Weise rief:

„Dzozli! Sie werden gerufen!“

Darauf erschien sogleich der Genannte; gewöhnlich kam er aus seinem Stübchen oder von der Einfahrt her, wo er das Gepäck der Reisenden ordnete; oft auch lief er die Marmorstufen herunter, näherte sich und fragte ehrerbietig:

„Was steht zu Befehl?“

Den Anwesenden pflegte die Situation wie ein Scherz vorzukommen; man erwartete, daß Leon Igorowitsch sich tief verneigen und nach den Wünschen des gnädigen Herrn fragen, vielleicht auch, nach der Sitte der jüdischen Makler in Polen, wenn ein Gutsbesitzer in die Kreisstadt kommt, ihm einen Käufer für sein Getreide anbieten würde. Der Eindruck, welchen Dzozli machte, war der eines vornehmen Landedelmannes, der sein Leben lang das Erbe seiner Vorfahren bewirthschaftet hat. Seine lange Ahnenreihe und das edle Blut, das in seinen Adern kreiste, verliehen seiner ganzen Erscheinung das Gepräge einer gewissen Vornehmheit. Die hohe Stirn, auf altpolnische Art von Haaren entblößt, wurde durch zwei tiefe Falten gespalten, die wie Narben aussahen, aber nicht von einem Schlachtfeld herührten. Zu diesem wehmüthigen Stolz seines Hauptes paßten auch die traurigen aber energischen grauen Augen, aus denen es zuweilen blickte, wie aus geglättetem Stahl, wenn er von den Sonnenstrahlen beleuchtet wird. Der Zug um den Mund war äußerst gutmüthig; sein milbes, fast weibliches Lächeln wurde von einem schneeweißen Schnurrbart beinahe gänzlich verdeckt; sein Haupthaar war noch nicht grau; seine Gesichtsfarbe erschien wie die von Menschen, welche meist in weitgestreckten schönen Ebenen gelebt, dann aber lange im Kerker geschmachtet haben. Seine große herrliche Gestalt umschloß ein langer dunkelblauer Rock; auf seiner Brust glänzten silberne Livreeknöpfe mit den Abzeichen des „Hotels aller Welttheile“.

Nur der allwissende Schöpfer, hatte das stürmische Toben dieses Herzens gesehen, als der arme Greis zum ersten Male in seinem Leben das Kleid der Dienstbarkeit anzog.

Die Stellung des Portiers im Gasthose „Aller Welttheile“ war nicht leicht zu erlangen gewesen. Zehn Tage hatte er Stunden lang im Vorzimmer des Grafen K. gewartet, dessen Diener Diejenigen, welche ihren Herrn in unlängst vergangener Zeit oft verpflichtet hatten, rauh und unanständig behandelten, im Gegensatz zu ihrer kriechenden Zuborkommenheit gegen Leute, die ihrem Gebieter nie den geringsten Dienst geleistet, jetzt aber, da sie in

officiellen Kreisen gut angeschrieben waren, bei ihm frei ein- und ausgehen durften. Dies Alles beobachtete Otojki, während er Stunden lang inmitten der Sakaien wartete, um die Protection des Grafen anrufen zu können. Oft erblaste sein Antlitz und das Aufblitzen der grauen Augen verrieth die innere Bewegung. Endlich bejann sich der Graf, daß er verpflichtet sei, dem Alten soviel wie möglich beizustehen und schrieb auf eine Karte ein paar Worte an den Hotelbesitzer, welcher zwar weder Graf noch Fürst, aber auch nicht der erste Beste war; er hatte ja Millionen und war mit geweihtem Wasser getauft, sogar in die alleinseligmachende orthodoxe Kirchengemeinschaft aufgenommen worden, während der arme Otojki für seinen Glauben und sein Vaterland Schweres erlebt hatte.

Der Besitzer des Hotels befahl den Alten zu sich und sagte:

„Sie bemühen sich um eine Portierstelle bei mir? Ich nehme sie nicht allzu gerne in meinen Dienst, denn grundsätzlich halte ich nur verständige und vernünftige Leute; Sie haben sich aber durch ihre verrückten Ideen zu vielen Thorheiten verleiten lassen —“

„Verzeihen Sie, geehrter Herr,“ sprach Otojki — aber der Hotelbesitzer fiel ihm in's Wort und sagte mit großer Schärfe: „Merken Sie sich ein für allemal, daß man mich nie unterbrechen darf, sondern schweigen muß und die Ohren gut spizen, wenn ich spreche. Ich wiederhole noch einmal, Sie haben sich unverzeihliche Dummheiten zu Schulden kommen lassen — Sie müssen wohl damals ganz unzurechnungsfähig gewesen sein; man sollte Sie eigentlich wie einen Irtsinnigen meiden, aber ich bin gutmüthig, war oft auf Ihrem Gute, Otoj, erinnere mich sehr gut Ihres schönen Edelhofes; es thut mir leid, Sie so ohne Obdach und Brot zu sehen. Aus diesen Gründen und weil mein intimster Freund, der Graf X, Sie mir warm empfiehlt, will ich Sie in meinen Dienst nehmen, muß aber vor Allem ernstlich bitten, daß Sie sich alle Hirnge-spinnste aus dem Kopfe schlagen und daß Ihr ganzes Sinnen und Trachten darauf gerichtet sei, sich mir nützlich zu erweisen.“

Otojki verbeugte sich tief und demüthig; aber wie seltsam war diese Verneigung! Der Beobachter hätte glauben können, daß jede seiner Muskeln sich krampfhaft zusammenziehe bei der Gewalt, die ihnen angethan wurde. Der Gastwirth merkte diese schmerzliche Bewegung gar nicht, er rief Otojki, der sich schon auf der Thürschwelle befand, zurück, und sagte:

„Leon Igorowitsch Rosenblatt wird Sie über Ihre Pflichten belehren, ihm müssen Sie gehorchen, er ist zwar noch sehr jung, aber er ist mein Neffe, und ich fordere, daß man ihm ebenso ehrerbietig begegne wie mir.“

Leon Igorowitsch machte Otojki mit allen Räumen des weitläufigen Hotels bekannt, und führte ihn auch zu der Thüre des kleinen Raumes, der als Portierloge bezeichnet war. Dort angelangt, wies er mit der Hand, die damals noch kein funkelnder Ring schmückte, auf eine im Winkel stehende Bettstelle und sagte:

„Da ist Ihre Livree. Ich habe Alles vorbereitet lassen, ziehen Sie sich an, um die Reisenden zu empfangen, die mit dem nächsten Zuge kommen werden. Ich habe Sie genau über Alles informirt — muß aber noch dringend bitten, sich guter Manieren zu befleißigen. Behalten Sie immer im Auge, daß bei uns Anstand und Sitte herrschen muß! Sind wir doch Alle gar feine, hochgebildete Leute — darum gedeiht unser Hotel so glänzend, daß mein Onkel noch einen Seitenflügel zubauen läßt. Es ist ja eine Kleinigkeit für ihn, er ist sehr reich, und ist es nur geworden durch sein tactvolles Benehmen. — In jetzigen Verhältnissen — wie ist Ihr Name?“

„Andreas.“

„Der Taufname Ihres Vaters?“

„Anton.“

„Also Andreas Antonow . . . itzsch verdammt schwer auszusprechen!“

„Sagen Sie doch lieber Dtozki,“ bat der Portier.

„Ich wiederhole, in den jetzigen Verhältnissen muß Jeder verstehen sich fein und anständig zu benehmen, sonst weiß er nicht, nach welcher Seite er sich wenden soll. Ich fühle mich so glücklich in der Ueberzeugung, daß ich eine feine vornehme Erziehung erhalten habe, daß mir Jeder von Herzen leid thut, dem solche Wohlthat nicht zu Theil geworden! Nun muß ich aber hinauf zum Dheim, und Sie, Andreas Antonow . . . der verdammte Namen will noch immer nicht über die Zunge — machen Sie schnell, daß Sie in die Livree kommen, und daß Sie bereit sind die Reisenden zu empfangen.“

Was Leon Zgorowitsch mit den Worten „feine vornehme Erziehung“ meinte, sollte Dtozki erst später verstehen. Einige Augenblicke genoß er das Glück allein zu sein, und benutzte diese Zeit, um in dem Stübchen, das er bewohnen sollte, Umschau zu halten. Der kleine Raum war fünf Schritte lang und ebenso breit, besaß drei Bretterwände — die vierte bestand aus einer großen Glasscheibe und einem kleinen Fenster, dessen Aussicht die Einfahrt bildete. Von einer Aussicht konnte kaum die Rede sein, da das Blechdach der Einfahrt, von hohen Säulen getragen, jeden Lichtstrahl fernhielt. Die große Glaswand trug auch nicht viel dazu bei, den kleinen Raum heller zu machen, da die Halle prachtvoll und geräumig, aber fast dunkel war. Das helle Tageslicht wurde durch eine schwache Gasflamme ersetzt, welche Tag und Nacht sehr spärlich das Stübchen und einen abgenutzten, mit allereinfachstem Schreibgeräth ausgestatteten Schreibtisch beleuchtete. Zu welchem Zwecke aber dieses in der Portierloge stand, war nur dem Verwalter bekannt, auf dessen Anordnung es hingestellt worden war. Außer diesem Tische befanden sich dort noch einige primitive Stühle, ein kleiner eiserner Ofen und im entlegensten Winkel eine armelige Bettstelle, auf der die Livree ausgebreitet lag. Dtozki saßte den Anzug an, ließ ihn aber sogleich mit Widerwillen fallen. Längst entschlafene Erinnerungen erwachten in ihm — es war ihm, als höre er das traute Säuseln der heimischen

Bäume, das Jubeln der Lerche, das Klappern des Storchs. Diese traumhaften Töne erklangen in allen wichtigen Augenblicken seines Lebens vor seinen Ohren, seit er seine theure Heimat verlassen mußte, um in die Verbannung zu gehen. Vor wenigen Monaten aus Sibirien zurückgekehrt, brachte er nach jahrelanger Abwesenheit zwei neue Erwerbnisse von dort mit: die schneeige Weiße seines Schnurrbarts und eine bedeutende Schwäche im rechten Bein, welche seinem Gange eine gewisse vornehme Nachlässigkeit verlieh, die dem Hotelbesitzer sehr gut gefallen hatte und von Leon Igorowitsch eifrigst nachgeahmt wurde. Dem armen Greise war es zu Muth, wie wenn ein großes Gewitter über seinem Haupte hingezogen wäre; die Donnerschläge verhallten schon in der Ferne, die dunklen Wolken vertheilten sich, um die bläuliche Helle des Horizontes und matte Sonnenstrahlen durchschimmern zu lassen; nur der Aufruhr, der in den Luftschichten herrschte, wollte sich noch immer nicht legen. Tausende von ihren Zweigen losgerissene Blätter schwirrten im Wirbel umher und drückten am besten die Zerrissenheit und Vereinsamung seines Herzens aus. Wo einst majestätische Bäume gestanden, sah man jetzt nur noch verkohlte Stämme; Berge und Hügel waren versunken, um schlammigen Pfützen Platz zu machen, die mit ihrem widrigen Schaum die gefallen Titanen bespülten. Die armen hin und her geschleuderten Blätter schienen etwas zu suchen, was sie nicht finden konnten, verwunderten sich, da ihnen Alles fremd war, und flüsterten sich geheimnißvoll vom Ende aller irdischen Dinge zu. Sie irrten — es dauert noch lange bis zum Ende aller irdischen Dinge, nur hatten Zeit und viele Schicksalschläge in den festen Grund eine Saat ungewöhnlicher Erscheinungen gestreut — die den Boden erschütterten und den armen Blättern die Schöpfung so schwankend und unsicher erscheinen ließen. Nogli glich einem solchen abgerissenen Blatte. Einst hatte er ein schönes großes Gut be sessen, wo Bäume rauschten, deren schattige Zweige leiser Zephyr bewegte, wo die Störche, die auf den Strohdächern der Bauernhütten nisteten, sich in lautem Geklapper vernehmen ließen und die Lerchen juchzend sangen. Dies Alles hatte er verloren — er hatte einst Freunde, Bekannte und Verwandte — wo sollte er sie jetzt suchen? Die meisten derselben waren nach verschiedenen Richtungen verweht und, ebenso wie er selbst, verurtheilt, in fremden, ihnen ganz unverständlichen Verhältnissen ein trauriges Dasein zu fristen. Andere wieder klammerten sich mit aller Macht an ihre heimatliche Erdscholle, und erwarteten, taub und stumm gegen jeden Einfluß der Außenwelt, nur von dem Wunsche befeelt, gänzlich vergessen zu werden, ein ruhiges Ende. Am schmerzlichsten berührte den Greis das Geschick seines einzigen Sohnes. Während seiner Abwesenheit wuchs der Jüngling zum Manne heran, heirathete frühzeitig und erlag bald nachher den Mühen und Sorgen seines Daseins. Seine Frau wurde kurze Zeit nach seinem Ende auch durch Noth und Schmerz getödtet. So hatte der Strom, den ein Wollenbruch gebildet, diese zwei Opfer unglücklicher Verhältnisse in seinen

Lauf mit fortgerissen, und zwei lebensmüde unschuldige Seelen in unbekannte Regionen entführt. Als Otoki dies Alles erfuhr, ergriff ihn ein heißes Verlangen, seinem gebrochenen Leben freiwillig ein Ende zu machen; und nur sein streng gläubiger Sinn verlieh ihm die nöthige Kraft, dieser Versuchung zu widerstehen. Die Nähe des Todes, den er ersehnte, war auch ohne die sündhafte That eines Selbstmordes wahrscheinlich, da er, lebensüberdrüssig und einsam, gar nicht daran dachte, auf welche Weise er sein täglich Brot verdienen könnte. Nachdem er sich sein Lebenlang mit Feldbau beschäftigt, war ihm jede andere Arbeit fremd, seine Geldmittel reichten nur für kurze Zeit, und dann, hoffte er, würde der wilde Strom, der Alles, was er verehrte und liebte, mit sich fortgerissen hatte, auch ihn, den lebensmüden Greis, in tiefe, kühle Ruhe versenken. Regungslos und schmerzgebeugt saß er in einer dürrstigen Dachkammer, sein üppiger Schnurrbart fiel tief auf die Brust herab — und er wähnte ganz deutlich das Rauschen seiner heimischen Linden, Pappeln und Ahorne zu hören. Die mächtigen, blätterreichen Linden murmelten geräuschvoll; Ahorne, mit winzigen gelben Blüthen überstreut, neigten ihre Wipfel vor den in Silberglanz schimmernden Pappeln. Apfel- und Zwetschenbäume sandten in die Ferne leise, wehmüthige Weisen, um sich zu dem Flüstern ihrer verwilderten Geschwister auf weiten Fluren zu gesellen. Diese gesättigten ruhigen Töne unterbrach zuweilen das traute Klappern des Storchs oder die schwache, aber glockenhelle Stimme der Lerche. Von solchen Empfindungen beherrscht, erinnerte er sich mit peinlicher Klarheit einer glücklichen ruhigen Vergangenheit, die ihn um so schmerzlicher sein jetziges Elend empfinden ließ. Vertieft in seine Träume merkte er nicht, daß ein Fremder bei ihm eingetreten war; erst als ein seinem Ohr vertrauter Name ausgesprochen wurde, ernüchterte er sich, nahm den Brief, den ihm der Vate überreichte, in Empfang, las ihn — und war von diesem Augenblicke an wie neugeboren. Sogleich suchte er mit großer Energie eine Beschäftigung, die ihm wenigstens einen dürftigen Lebensunterhalt sichern würde. Er wendete sich nach allen Seiten, sparte weder Bitten noch Mühe, litt viele Demüthigungen, beherrschte alle seine Worte und Blicke, damit keine jähzornige Aufwallung, kein Auslodern seiner Augen ihm vielleicht noch am Ziele zum Verderben gereiche.

Endlich hatte er die ersehnte Arbeit gefunden — und doch warf er mit einer verzweifelten Bewegung die Livree von sich und vergrub sein erröthendes Antlitz in beide Hände. Es war sehr vorurtheilsvoll von Otoki, dies Anlegen der Livree des Gasthofes „Aller Welttheile“ als eine Erniedrigung zu betrachten — ein Vorurtheil, das längst dem weltbekannten Grundsatz, daß nicht das Kleid den Menschen mache, hätte weichen sollen. Im Grunde war es eigentlich nichts weiter, als eine Abänderung in Schnitt und Farbe, und als vernünftiger erfahrener Mann hätte er diese kleine Unannehmlichkeit stoisch ertragen sollen. Otoki hatte wohl das Bewußtsein seiner Thorheit, aber er war so kindisch, diesen Abscheu, den ihm die Livree einflößte, nicht

überwinden zu können. Lieber wollte er sich entscheiden, Leon Igoromitsch Rosenblatt um seine Entlassung zu bitten, als den ekelerregenden Noth anlegen. Noth rang er mit sich selbst, als plötzlich das Knittern eines Papiers in seiner Westentasche, das seine in höchster Aufregung bebenden Hände berührt hatten, seinen Gedanken eine andere Wendung gab. Es war der Brief, den er in jenem Augenblicke erhalten, als in halbwachem Zustande seine Vergangenheit sammt ihren einfachen Freuden so lebhaft an seinem inneren Auge vorüberzog, und eine große Sehnsucht nach Erlösung, Vereinigung mit denen, die vorangegangen, in seinem Herzen erwachte. Er zog das Schreiben hervor und las folgende Worte:

„Geehrter Herr Andreas!

Es ist Ihnen vielleicht gar nicht bekannt, daß Ihr verstorbener Sohn ein Kind hinterlassen hat. Ich gab dem kleinen Mädchen Obdach in meinem Hause, wozu ich mich durch unsere alten freundschaftlichen Beziehungen und das Mitleid, welches mir das so ganz verlassene Wesen einflößte, verpflichtet fühlte. Leider bin ich eine arme hilflose Wittve, und kann trotz schwerer Arbeit kaum das Nothwendigste für meine eigenen Kinder aufbringen. Ich ersuche Sie also, da Sie zurückgekehrt sind, mir die kleine, sechsjährige Lusia abzunehmen; ich werde mich, falls Sie sich dazu entschließen, gleich nach einer zuverlässigen Person umsehen, die Ihnen das Kind nach Wilna bringen würde. Ueber Ihren seligen Sohn kann ich nur Weniges berichten; da er in Ihrer Abwesenheit keine genügende Bildung erhalten hatte, konnte er keine Ansprüche auf eine höhere Stellung machen, und verging in Kummer und Sorge. Sein Frau war schön, aber so schwächlich, daß sie den Beschwerden des Kampfes um's Dasein unterlag. Lusia war von ihrer Wiege an von Unglück umgeben; vielleicht gelingt es Ihnen, lieber Herr Dtozki, ihr Leben günstiger zu gestalten, als das Schicksal ihrer armen Eltern war.“

Er sollte also die Stütze eines jungen Menschenlebens sein! Das kleine Wesen, dem er so gern eine heitere glückliche Zukunft bereiten wollte, war einzig auf seine Kraft angewiesen, seinem Schutze anvertraut. Diese neue große Lebensfreude erfüllte sein Herz mit Hoffungsstrahlen, die es zu schnellerem Pochen trieben. Dtozki erhob sich, warf die Livree mit fieberhafter Hast um, knöpfte in unzurechnungsfähiger Eile die blanken Knöpfe zu, richtete den reichbetretenen Kragen hoch auf; trotzdem der Abscheu vor diesem Noth ihm die heißen Schweißtropfen auf die Stirne trieb, erschien doch ein zufriedenes Lächeln auf seinem Antlitze, und ein inneres Glück ließ seine Augen hell aufleuchten. Es wurde an die Thüre geklopft und eine weibliche Stimme rief in's Zimmer herein.

„Herr Andreas! Lusia ist soeben angekommen, und ich habe mich beeilt, sie Ihnen zu bringen.“

Der große starke Mann, auf dessen Gestalt der Livrecrock wie ange-

gossen saß, stürzte zur Thüre hin und riß ein kleines zartes Mädchen mit wilder Geberde in seine Arme; mit besflügelten Schritten, seine Beute hoch emporhaltend, eilte er der Gasflamme zu und stillte seinen langen bitteren Herzenshunger an dem Anblick dieses schmalen blassen Kinderantlitzes. Er küßte ihr Haare, Mund, Augen, und sprach dabei ganz unzusammenhängende Worte:

„Das Vermächtniß meines armen Roman! Das Einzige, was er mir hinterlassen! Ja, ich nehme sie an, und Du wirst sehen, Theuerster, wie ich sie lieben und beschützen will! Wüßte ich nur, ob sie ihrer Mutter ähnlich ist? Die Vermste sah ich ja nie; das Kind hat aber meine Augen — mein armer Sohn hatte sie auch.“

Dies alles kam über seine Lippen, während er das Kind zärtlichst herzte.

„Du Schelm,“ sagte er scherzend, „schülst Du mich Großvater? Willst Du mich wohl zum abgelebten Greis machen? Fürchte Dich nicht, Du kleines Würmchen, Du einziger Sonnenstrahl, den mir Gottes Güte gesandt, um die tiefe Dunkelheit meines Lebens aufzuhellen!“

Und wieder drückte er das Kind mit zärtlichen Liebkosungen an sein Herz und rief ein über das andere Mal: „Du meine Einzige!“

Die Frau, die ihm das Mädchen gebracht hatte, verpflichtete sich nach kurzer Verabredung, das sechsjährige Kind zu sich zu nehmen, und es gewissenhaft zu verpflegen. Ihr Mann, Marcel Byschynski war Regierungskanzlist und erhielt vom Staate einen Gehalt von zwanzig Rubel monatlich. Sie war von mittlerer Größe, kräftiger Gestalt, besaß zwar keine Spur von Anmuth in ihrer Erscheinung, doch konnte ihr Aussehen nicht ordinär genannt werden. Ein fadenscheiniges schwarzes Kleid wurde Sommer und Winter an ihr gesehen, darüber ein durch langen Gebrauch fadenscheiniger Mantel mit einem rüthlichen Pelztragen und ein einfacher schwarzer Hut, dessen ganzer Putz aus einem armseligen Schleier bestand, vervollständigte diesen Anzug. Fortwährend beschäftigt, immer in Eile, war sie eine jener Erscheinungen, die durch nichts auffallen, und die, um die Aufmerksamkeit Anderer auf sich zu lenken, sich etwa aus einem dritten Stockwerk stürzen, Jemandem ganz unverschämt den Weg vertreten, oder gar sich überfahren lassen müßten. Der Schein, daß nichts Eigenes, Individuelles an dieser Frauengestalt sei, war dennoch trügerisch; ein Menschenkenner, der sich die Mühe gegeben hätte, diese Gesichtszüge zu studiren, hätte viel Eigenthümliches in ihnen entdecken können. Das volle frische Gesicht ließ sie um ganze zehn Jahre jünger erscheinen, als sie in der That war; aber gerade diese frische Gesichtsfarbe ließ auch die tiefen Falten der Stirn und die unzähligen Runzeln, die sich um die Augen zeichneten, um so deutlicher hervortreten. Es war eine merkwürdige Mischung strotzender Gesundheit, starkpulsirenden Lebens und stummen großen Leides, welche dies Gesicht kennzeichnete. Der Schatten, der darauf lag, war nicht der Ausdruck eines herzzerreißenden Schmerzes, einer verzehrenden Sehnsucht oder wilder Verzweiflung; es war die graue,

ewige Sorge, die diesem Frauenantlitz ihren untrüglichen Stempel aufgedrückt hatte. Diese nagende Sorge ließ auch ihre blauen Augen, die nur zu träumerischer Schwärmerei geschaffen schienen, unsicher und unstät umherirren. Der alte Spruch, daß die Augen der Spiegel der Seele seien, fand sich in diesem Blick erwiesen: es sprach daraus Bedrängniß, Eile, Ueberbürdung, und vor allem der schmerzende Zweifel, ob die Kraft, alle Pflichten gewissenhaft zu erfüllen, noch lange ausreichen würde. Bei alledem spielte ein breites gutmüthiges Lächeln um den großen Mund, dessen Rierde zwei Reihen der herrlichsten Zähne waren. Sehr oft aber trübten Thränen dieses heitere Lächeln — war es Nervenschwäche, oder auch ein tief im Herzen wurzelndes Leid, das sie ganz unbewußt hervorrief? Zu der ganzen Erscheinung paßten auch die Hände; schwielig und roth gaben sie den besten Beweis, daß ihre Besitzerin es nicht scheute, sie zum Waschen, Nähen und Schuern zu gebrauchen. Das Tragen von Handschuhen war ihr ganz fremd. Die Kleine an der Hand führend, eilte sie durch mehrere belebte Straßen einem hohen, gelb angestrichenen Hause zu, in dessen tiefes Hofthor sie eintrat und eine dunkle, steile Treppe hinaufstieg. Das Kind ging die erste und zweite Etage ganz wohlgemuth hinauf; bei der dritten wurden die Schritte beider etwas langsamer, bei der vierten angelangt, konnte das zarte Mädchen kaum noch Athem holen. „Bist Du schon müde?“ fragte Frau Aniela; „Du scheinst nicht so kräftig zu sein, wie mein Julius, der in Deinem Alter wohl zwanzigmal täglich die Treppe auf und absprang. Ich merke, daß Du gern ausruhen möchtest; das geht aber nicht, liebes Kind, die Meinigen erwarten mit großer Ungeduld ihr Mittagessen.“ Rasch sich besinnend, nahm sie das Kind auf den Arm, trug es eilig die übrigen Stiegen hinauf und setzte es vor einer Thür nieder, deren Spalten und Risse mit allen möglichen Lappen ausgefüllt waren. Erhitzt und athemlos, öffnete sie, ging hinein und rief dem Kinde in ihrer heiter gutmüthigen Weise zu, rasch hereinzutreten. Durch eine kleine Küche, in der man keine Herdflamme flackern sah, ging sie in ein Zimmer, dessen Wände mit häßlicher gelber Farbe angestrichen waren, und das nur mit den unentbehrlichsten Möbeln ausgestattet war. Das einzige Fenster ging wohl nach der Straße, aber da es vier Stockwerke hoch über dem Straßenpflaster lag, war die Aussicht sehr unbedeutend. Frau Aniela nahm ihren Hut ab, unter dem sich ein dicker, röthlich blonder Zopf barg, den sie in einfachster Weise um den Kopf geschlungen trug, wendete sich zu der Kleinen, und fragte, während sie ihr Hut und Mantel abnahm: „Bist Du schon lange zu Hause, Marcel?“

Ein beim Fenster sitzender Mann erwiderte: „Ich verließ das Bureau um drei Uhr, wie gewöhnlich.“

Zimmer noch über die Kleine gebeugt, der sie ein warmes Halstuch umlegte, fragte sie wieder: „Du bist wohl sehr hungrig?“

„Nein, das eben nicht; ich fürchte aber, daß ich meinen Nachmittagschlummer einbüßen werde; es wird wohl zu spät dazu werden.“

„Das fehlte nur noch,“ rief die Frau sich erhebend, „daß Du um diesen kurzen Augenblick der Ruhe kämest. Ich verspätete mich so sehr dadurch, daß ich dem alten Otoki seine Enkelin vorstellen wollte, werde mich aber jetzt um so mehr sputen. Gleich wird gedeckt und aufgetragen, und Du wirst noch Zeit zum Ausruhen finden. Julius!“ rief sie laut. Auf der Schwelle der anstoßenden Kammer erschien ein zehnjähriger Knabe, der eine Gymnasialuniform trug.

„Sieh mal,“ sagte Frau Aniela, „dies ist Fräulein Louise Otoki, die Enkelin des Herrn Andreas, den Du oft hier gesehen. Sie ist heute früh angekommen, als Du in der Schule warst — sei recht freundlich und zuvorkommend, damit Lusia recht schnell heimisch bei uns werde.“

Ihre ganze Sprechweise war entschieden und bündig, in ihren Bewegungen offenbarte sich eine fieberhafte Hast. Sie richtete den Tisch, der vor einem alterthümlichen, sehr schäbigen Sopha stand, zum Essen her und trug das Mittagmahl auf, das im Küchenofen warm gehalten worden war, und aus Suppe und Fleisch bestand; sodann schnitt sie vier Stücke Commißbrod zurecht, zerlegte das spärlich vorhandene Fleisch in vier Theile und rief: „Bitte, kommt zum Essen!“

Der am Fenster sitzende Mann erhob sich und trat an den Tisch. Seinem Aeußeren nach konnte er wohl vierzig Jahre zählen, sein Gesicht war hager, blaß und ohne jeden Bartwuchs, da solcher bei russischen Beamten nicht gern gesehen wird. Spiegelblank rasirt waren die Backen, auffallend die große Starrheit nicht nur der Gesichtszüge, sondern auch des Ausdrucks. Seine braunen tiefliegenden Augen irrten gleichgiltig und träge über das Zimmer; die dünnen blassen Lippen, deren Winkel tief herabhingen, sprachen von stummer Bitterkeit und bildeten zwei tiefe Falten, die bis an das Kinn reichten. Zu dieser starren Ruhe seines Wesens stimmte die Gier, mit der er zu essen anfang, gar nicht. Er aß schnell und mit großer Lust, aber nicht viel; bald schob er den Teller weg, obgleich der größte Theil seines Essens noch darauf lag — er fühlte wohl oft großen Hunger, war aber so müde und schwach, daß ihn der kleinste Bissen befriedigte. Frau Aniela blickte auf den Teller und fragte:

„Warum ißt Du nicht mehr, Marcel? Wie ist es möglich, so wenig zu essen bei so schwerer Arbeit? Schmeckt es Dir nicht? Hastest Du vielleicht Verdruß im Bureau?“

Marcel machte eine verneinende Geberde und erwiderte: „Ich will nicht mehr essen, ich bin schon satt.“

Er sagte das mit trockener, gedämpfter Stimme, aber seine Frau war durch diese Antwort nicht im mindesten beruhigt und sagte sehr besorgt:

„Gewiß hat Dir der wiedereimahl was Unangenehmes gesagt — viel leicht Dir noch größere Arbeit zugemuthet? bitte, sage es mir!“

Er verneinte dießmal energischer und versicherte sie, es wäre nichts Neues vorgefallen.

„Wozu sich noch unnöthigerweise grämen?“ meinte er, „es ist ja immer das gleiche Elend wie es war — so ist es und so wird es bleiben.“

Durch diese Worte beruhigt, schien sie sich zufrieden zu geben und sagte: „Wenn es nur nicht schlimmer kommt!“

„Glücklich zu preisen wäre der, dem diese Sicherheit zu Theil würde,“ sprach der Gatte; ein nervöses Zittern seiner Mundwinkel und ein schreden-voller Blick, der aus seinen Augen brach, bewiesen, daß er sich nicht zu diesen Glücklichen zählte. Diese kurzen Worte bildeten das ganze Tischgespräch; Rufia und Julius schwiegen, und beobachteten sich gegenseitig mit lebhaftem Interesse. Mit der gewöhnlichen Hast und Energie hob Frau Aniela den Mittagstisch auf, begab sich in ihre Küche, band eine mächtige weiße Schürze vor, und da ihr diese ihr einziges Kleid noch nicht genügend zu schützen schien, steckte sie es noch recht hoch, und machte sich sehr eifrig an das Scheuern und Ordnen des gebrauchten Geschirrs. Herr Marcel ging in das angrenzende Schlafzimmer, vertauschte seinen Kanzeleirock mit dem bequemen Schlafrock, ließ das Fensterrouleau herunter, und legte sich auf eines der zwei Betten, die, obgleich sie gar nicht groß waren, fast das ganze Zimmer in Anspruch nahmen. Nach einer Weile schlief er ganz fest, sein zartes, schlaffes Profil hob sich in seiner gelblichen Blässe sehr deutlich von dem schimmernden Weiß der Kissen ab; die ihm eigenthümliche Starrheit und Schläffheit trat im Schlafe noch viel deutlicher hervor. Frau Aniela eilte mit leisen Schritten durch das Zimmer, schloß die Thür der Schlafkammer und empfahl den Kindern in verhaltenen Flüstertönen, sehr ruhig zu sein, damit der Vater ganz ungestört schlafen könne. Eine Zeit lang hörte man sie noch in der Küche ordnen und schaffen, dann setzte sie sich auf den Boden, stellte den Samowar vor sich hin und puzte ihn bis er spiegelhell blinkte warf ein Tuch um Kopf und Schultern und lief hastig auf die Straße, um Wasser und Semmel zum Abendbrot zu besorgen. Mit den Einkäufen zurückgekehrt, athmete sie erleichtert auf, setzte sich an's Fenster, schloß die Augen und war augenblicklich in tiefen Schlaf versunken. Ihr Kopf ruhte auf dem harten, kalten Fenster Sims — dieser Schlaf war unwillkürlich, ganz unüberwindlich bemächtigte er sich ihrer. Als Polster diente der dicke röthlich goldene Zopf, der ihren Hintkopf schmückte. In der dürrstigen Mansardenwohnung, in diesem armseligen Nest, das so hoch lag, daß man in Zweifel gerathen mußte, ob man nicht den grauen Wolken des Horizonts näher sei, als dem Schmutz des Pflasters, herrschte tiefe Stille, durch nichts gestört als durch die lauten Athemzüge der Schlafenden und durch das heisere Ticken einer Wanduhr, deren vergilbtes Zifferblatt ein gemalter Rosenstrauß zierte. Zuweilen ließ sich auch ein dumpfes Dröhnen von Wagengerassel hören, aber durch die große Entfernung sehr gemildert, oder auch abgerissene in der Ferne verhallende Töne eines Leierkastens. Die beiden Kinder saßen auf zwei hohen, mit verschossenem Sitz überzogenen Stühlen, die sie an das Fenster gestellt hatten, und sahen einander neugierig

an, wenn sie nicht aus dem Fenster blickten, dessen Schein immer mehr in grauer Dämmerung verschwamm. Julius war ein hübscher schlanker Knabe, sein schmales blaßes Gesicht trug einen so ausgeprägten Stempel von Mißmuth und Unzufriedenheit, daß diese ihm fast angeboren schienen und noch deutlicher hervortraten durch die unheimliche Unordnung seines dichten dunklen Haares, das er fortwährend mit heftigen Bewegungen zerzauste. Das kleine Mädchen verhielt sich sehr ruhig; ihr Haar, das blond und fein wie Glanz war, große dunkle Augen, die von schwarzen Wimpern beschattet einen Ausdruck eigenthümlicher Träumerei hatten, verliehen dem Gesichtchen der Enkelin des Portiers einen bezaubernden sinnigen Reiz. Sie schien weder erschrocken noch eingeschüchtert durch die fremde Umgebung, der enge Kinderstamm hatte seinen eigenen Gedankenflug, dem sie grollend und grübelnd nachhing. Endlich unterbrach Julius das lange Schweigen, indem er fragte:

„Nun, Du kommst vom Lande, erzähle doch, wie es dort aussieht?“

„Warst Du denn nie auf dem Lande?“ entgegnete sie sehr erstaunt.

„Wenn ich es konnte, brauchte ich Dich nicht danach zu fragen; ich habe ja noch nichts gesehen außer diesen gelben Wänden; giebt es dort eben solche?“

Er wies auf die eintönigen, geschmacklosen Wände des Wohnzimmers — das Mädchen überflog sie mit einem langen Blick und sagte:

„Nein, solche Wände hatten wir dort nicht! Wir hatten aber sehr grüne Bäume, Blumen, Kornähren, Vögel, Hühner, große Truthühner, Hasen; das ist doch genug, meine ich!“

„Wie glücklich bist Du, so viele schöne merkwürdige Dinge zu kennen!“

„Ich bin aber nicht glücklich,“ rief das Kind mit trockener, altkluger Stimme.

„Warum denn nicht? Du brauchst nicht das Gymnasium zu besuchen, hast auch nicht von Deiner Geburt an immer diese traurigen gelben Wände betrachten müssen; da hättest Du Grund genug, glücklich zu sein!“

„Ich bin aber eine Waise!“

„Deine Eltern sind gestorben, das habe ich gehört, aber es ist ja schon so ewig lange; Deinen Großvater hast Du heute zu ersten Male, da hast Du auch nicht viel verloren, denn ich glaube nicht, daß Du große Freude an ihm haben wirst; er wird Dich wohl gründlich langweilen. Ich finde aber noch immer keinen einzigen Grund, der Dir das Recht gäbe, Dich unglücklich zu fühlen; — vielleicht haben Dich die Leute, bei denen Du bist jetzt wohnstest, mißhandelt?“

„Nein.“

„Was war es denn sonst?“

„Ich weiß es ja selber nicht!“

Diese Worte kamen wie ein Hauch über ihre Lippen. Der ungeduldige Knabe wollte aber durchaus auf den Grund ihres Trübsals dringen und sagte scheltend:

„Das ist ja der reine Unsinn! wenn man unglücklich ist, muß man sich doch bewußt sein, warum?“

„Vielleicht weil alle gestorben, alles so fremd um mich herum, weil mich Niemand liebt und herzt wie andere Kinder.“

„Das ist sehr unvernünftig,“ sagte der kleine Lehrmeister, „sei nur zufrieden, daß es nichts Schlimmeres ist, wie zum Beispiel bei mir, der von der Geburt an von abscheulicher Noth umgeben, immer zusehen mußte, wie sich die Eltern plagten, und es auch nicht viel besser als diese Armen hatte!“

„Warum seid ihr denn so schrecklich arm?“

„Natürlich durch die elende Stellung des Vaters, der als Regierungs-kanzlist einen Gehalt von zwanzig Rubel monatlich erhält — damit kann man aber kaum das Nothdürftigste anschaffen; die Hoffnung auf eine bessere Zukunft kann uns auch über unser Elend nicht trösten! Wenn mein Vater sich zu Tode arbeiten würde, wenn es ihm sogar gelingen sollte, einen Stern vom Abendhimmel herabzuholen, es hülfte Alles nichts — wie es war so ist es und so wird es bleiben!“

„Dein Vater sagte dieselben Worte beim Mittagessen!“

„Er wiederholt sie oft und ich spreche sie aus Ueberzeugung nach; gelb waren die Wände, gelb sind sie und gelb bleiben sie in alle Ewigkeit.“

Bei diesen Worten griff er mit beiden Händen nach seinem Haupte, zerzauste sein Haar in schrecklicher Weise und schleuderte den gelben Risse-thätern gehässige Blicke zu.

„Warum ist aber so vieles Elend in der Welt?“ fragte Lusia.

„Weiß ich es? Wer soll mir denn was erklären oder mich über viele Fragen belehren? Der Vater ist den ganzen Tag in der Kanzlei, und wenn er nach Hause kommt, so abgespannt, daß er in aller Eile ein paar Bissen isst und sich zur Ruhe begiebt. Was die Mutter anbetrifft, so hat sie so viel Beschäftigung, daß ihr nicht viel Zeit übrig bleibt, um mit mir zu sprechen, und sie weiß überhaupt in vielen Sachen mir nicht recht Bescheid zu sagen. So ein Leben ist langweilig und elend, dies ist das Ende vom Liede!“

„Das Ende vom Liede,“ sprach das Mädchen nach.

Während Julius mit fast reifen Mannesworten ihr das ganze Leid seines verwelkten Kinderherzens beichtete, dachte sie an ihr eigenes Weh und wiederholte ohne jedes Verständniß, wie ein Papagei, seine letzten Worte.

Die alte mit Rosen verzierte Wanduhr hatte es aber darauf abgesehen, das kleine Menschenpaar, das Stille und Dämmerung so trübe gestimmt hatten, aufzuheitern. Ein grauer Vogel sprang hinter dem Rosenstrauch hervor und schlug mit seinen Blechflügeln fünfmal zu dem Rufe: „Kuck!“ Die Wanduhr besaß außer den prächtigen, etwas verblähten Rosen noch einen munteren Kuck, welcher zu jeder Stunde den Julius so verhaßten gelben Wänden seinen lebensfrohen, den Frühling verheißenden Ruf entgegen schrie, zu Lusia's größter Freude; sie sprang behend vom Stuhle, schlug jubelnd in die Händchen und jauchzte: „Ein Kuck! ein Kuck!“

Mit beflügelten Schritten und weit ausgebreiteten Armen lief sie auf die Uhr zu. Leider war die traute Erscheinung, nachdem sie die fünfte Stunde verkündet hatte, wieder in den geheimnißvollen Tiefen des Uhrwerks verschwunden. Augenblicklich wurde das Kind wieder ernst und ruhig, lehrte zu dem verlassenem Sitze zurück, verbarg die kalten Händchen in die langen Kleiderärmel und grübelte weiter. Jetzt hörte man auch Frau Aniela in der Küche sich bewegen; der Jubel des Kindes, vielleicht auch der Ruf des Rufes hatte sie aufgeweckt; sie rieb mit beiden Händen die verschlafenen Augen, steckte den in Unordnung gerathenen Zopf wieder fest und fragte Julius sehr beunruhigt, ob der Vater noch schlief; dann befahl sie ihm, rasch glühende Kohlen in den Samowar zu werfen, und rief fast verzweifelt:

„Wie konnte ich nur so verschlafen? Jetzt wird Marcel zu spät in die Kanzlei kommen, wenn er seinen Thee mit Muße trinken soll.“

Mit großer Lebhaftigkeit, trotz einer bleiernen Schwere, die sich nach dem unbequemen Schlafen in den Gliedern fühlbar machte, eilte sie leise auftretend in das Zimmer, in welchem ihr Gatte in festen Schlummer versunken lag, näherte sich seinem Lager und berührte mit größter Vorsicht seine Stirn. Es war wunderbar, wie weich und zart diese rauhe schwielige Hand die von unzähligen Runzeln durchfurchte Männerstirn liebte. War es ein wohlthuender Traum, oder ein durch die Dämmerung hervorgerufener halbwacher Zustand, der ihn den Eindruck genießen ließ, als ob er in seine Kindheit zurückgekehrt im Elternhause ruhe! War es ein schwebender Wirkenzweig, oder ein Schmetterling, der im Fluge seine Stirn berührte? Er schlug die Augen auf, sie waren feuchtgänzend und belebt; um seine wie durch einen Zauberstab erhobenen Mundwinkel spielte ein heiteres Lächeln. Man hätte meinen können, seine eigene Natur hätte die Maske, die ein trauriges Schicksal seinem Antlitz aufgedrückt, kräftig weggedrängt. Leider war die Dauer dieses glücklichen Mienenspiels, das ihn so sehr veränderte, allzukurz.

„Es hat schon 5 Uhr geschlagen, stehe auf, lieber Marcel, es bleibt Dir kaum eine halbe Stunde Zeit, bis Du in die Kanzlei gehen mußt,“ sagte Frau Aniela, und ein sanftes Lächeln glitt über ihre vollen Lippen. Sie streichelte dabei sein Haar, so weich und zart wie es in der That weder Frauen noch Geliebte verstehen, wie es fast nur eine Mutter vermag; und doch überzog wieder die starre Maske das Antlitz des Gatten, er streckte die Arme über den Kopf hinaus und lag eine ganze Weile mit verglasten Augen in die Ferne schauend. Der Ausdruck seiner ganzen Gestalt ließ am besten die Bedeutung der von ihm so oft wiederholten Worte verstehen: „Wie es war, so ist es und so wird es bleiben.“ Nach einer halben Stunde war die Familie mit ihrem Abendessen fertig; Thee, Milch, Schwarzbrot und einige Semmeln bildeten den ganzen Schmaus. Herr Marcel zog einen mit vergoldeten Knöpfen und grünem Sammettragen ver-

zierten Rock an, nahm seine Mütze zur Hand, die der übliche matte Silberstern schmückte, und fragte, sich zu seinem Sohne wendend:

„Wie steht es denn mit Dir in der Schule, Julius?“

„Wie gewöhnlich, ziemlich gut,“ antwortete der Junge.

„Gott sei Lob und Dank wenigstens dafür!“

Der Vater sprach dies leise vor sich hin, strich dem Jungen liebevoll einige Male über die Stirn, und schien noch Vieles sagen zu wollen, brachte aber nichts mehr heraus, als den wohlgemeinten Rath: „Verne recht fleißig, mein Sohn.“ Hier brachen seine Worte jäh ab. War es Eile oder wurde ihm das Ordnen und klare Ausprechen seiner Gedanken zu schwer, da er so selten Gelegenheit hatte, sich darin zu üben? Es schien fast so, da er noch einige Mal den lakonischen Rath wiederholte und dann das Zimmer verließ. Nachdem ihr Mann fortgegangen war, begab sich Frau Aniela in die Küche, nahm einen Korb mit schadhafter Wäsche zur Hand, ging in's Wohnzimmer und ließ sich dort bei dem dürftigen Licht einer kleinen Lampe an einem Tisch nieder. Ehe sie noch ihre Arbeit begonnen, blickte sie zu ihrem Sohne herüber und sagte in ihrer kurzabgebrochenen entschiedenen Feldherrnstimme:

„Julius, lerne fleißig!“

Der Knabe näherte sich mit einigen zerrissenen Büchern ebenfalls dem Lampenlicht und fing an eifrig mit gedämpfter Stimme zu lernen. Lusia saß noch immer auf ihrem hohen Stuhl beim Fenster, ihre Händchen bargen sich womöglich noch tiefer in den Kleiderärmeln, ihr großender, sinniger Blick verfolgte ein Schattenspiel, das auf den gelben Wänden Trauerflorstreifen zu bilden schien; den messingenen Pendel der Wanduhr, der einem goldenen Funken gleich auf dunklem Hintergrunde sich gleichmäßig hin und her bewegte; den Lichtstreif, den die Flamme der Lampe auf der Zimmerdecke bildete und der ihrer Phantasie die Mondscheibe vorspiegelte, zuletzt auch Frau Aniela, die mit ganzer Seele in ihre Arbeit versunken war. Ihr Gesicht erschien völlig leblos; tief gebeugt mit gerunzelter Stirn, halb-offenem Munde und starrem Blick, aus dem jede Gedankenspur gewichen war, starrte und nähete sie emsig darauf los. Zuweilen hörte man sie laut aufseufzen, vielleicht war Müdigkeit, vielleicht auch ein so großer Riß an irgend einem Wäschestück, daß nichts mehr damit zu machen war, die Ursache davon. Einige Mal mußte sie auch den widerspenstigen Pops, der einer leuchtenden Schlange gleich über ihren gebeugten Rücken hinabglitt, wieder aufstecken, dann blickte sie auch hinüber zu Julius und wiederholte: „Verne recht fleißig, mein Junge.“ Der Knabe richtete sich ein wenig auf und erhob seine immer leiser klingende Stimme, bis sie dem Gesumme eines Bienenschwarms gleich im Zimmer widerhallte. Frau Aniela mußte wohl die Anwesenheit des Mädchens vergessen haben, sie rief sie nicht an ihre Seite, das Kind fühlte auch nicht das Bedürfniß, sich ihr zu nähern. Erst als der Kukul erschien, um wieder das Bild des Frühlings, grüner Bäume,

heiteren Vogelgezwitschers vorzuzaubern und mit seinen Blechflügeln zehnmal laut ausschlug, raffte sich die Frau auf, legte ihre Arbeit zusammen und rief:

„Kinder, kommt schlafen, es ist schon hohe Zeit!“ Sie deckte sogleich die beiden Betten in der Schlafstube auf, legte einige Bettstücke auf das Sopha, das im Wohnzimmer stand, wie auch auf das Schlafbrett, das in der Küche seinen Platz hatte, und reinigte gewissenhaft das Kleid der Kleinen, hüllte die versilberten Knöpfe, die sich auf dem Rock des Knaben befanden, in kleine Stücke Papier, um sie auf diese Weise länger blank und glänzend zu erhalten. Dann rief sie in die Küche hinein:

„Aber Julius, warum ziehst Du Dich so langsam aus? Bete doch schon!“

Der Knabe kniete statt aller Antwort nieder, aber mit solcher Heftigkeit und Ungebuld, daß der Boden des kleinen Raumes förmlich davon erschüttert wurde.

„Rufia, kannst Du schon allein beten?“ klang wieder die Stimme der beschäftigten Hausfrau.

„Natwohl,“ antwortete das Mädchen.

„Dann sage rasch Dein Gebet.“

Das Kind kniete an dem hohen breiten Sopha nieder, faltete die winzigen Händchen und ließ ihre dunklen sinnigen Augen hoch hinauf blicken, bis an den Punkt, wo die gelben Wände sich an die bestaubte Zimmerbede angeschlossen. Erst jetzt verriethen nervöse Zuckungen des kleinen Gesichtchens die innere Aufregung, erst jetzt entfloß ein heißer Thränenstrom den müden Kinderaugen. Das Weinen war so leise, daß Frau Aniela es gar nicht hörte, und im Falle sie es gemerkt, vielleicht doch nicht beachtet hätte, da sich in diesem Augenblicke die Schritte ihres Mannes auf der Treppe hören ließen. Sie lief zur Thüre, öffnete sie eiligst, damit der wiederkehrende Gatte keinen Augenblick zu warten brauche, da der Arme immer sehr abgesspannt nach Hause kam. Sechs Stunden Arbeit, mühevollste Copiren von Staatsdocumenten wurde so ungenügend bezahlt, daß er gezwungen war, noch fünf Abendstunden zuzulegen, um sich und seiner Familie den nothdürftigsten Lebensunterhalt zu sichern. Die Arbeit, die er zu verrichten hatte, war rein mechanischer Art, und doch wurde hauptsächlich sein Kopf matt und müde. Es ist eine bekannte Thatsache, daß Menschen, welche geistig arbeiten, nach vollbrachtem Tagewerk viel weniger das Bedürfniß der Ruhe, des Schlafes empfinden, als solche, welche rein mechanische Beschäftigung haben. Die Gatten begrüßten sich stumm, ohne Kuß, Aniela lächelte so breit und gutmüthig wie immer, Marcel glättete mit seiner dünnen blassen Hand ihren goldigen Scheitel, das war Alles. Sie ging ihm voran in's Wohnzimmer und bat:

„Gehe hinein und entkleide Dich, ich folge gleich nach mit der Zeitung.“

Wie merkwürdig klang das Wort „Zeitung“ in diesem Munde! Was konnten diese Vermissten, deren gelbes enges Nest in schwindelnder Höhe

schwebte, die in schwerem Kampfe sich die gewöhnlichsten Lebensbedürfnisse verschaffen mußten, diese Proletarier, die Niemand kennen wollte, die das Unglück so abgestumpft, daß sie kaum das Nothwendigste zu denken vermochten — was konnten sie gemein haben mit diesen Blättern, die in ihrem Fluge durch die Welt große Entfernungen vor unseren Augen verschwinden lassen, über Schicksalsschläge und berühmte Menschen berichten, traurige Befürchtungen aber auch glänzende Hoffnungen hervorrufen? Dies Alles mußte doch ein leidenschaftliches Interesse für Marcel bieten, da die Ehegatten die bedeutende Ausgabe nicht scheuten; es waren aber auch die einzigen Druckfachen, die sich im Hause befanden außer den Schulbüchern des kleinen Julius. Sie wurden von Frau Aniela gewissenhaft gesammelt und wie alles andere Hab und Gut sorgsam aufbewahrt. Mit der Zeitung in der Hand trat die Gattin in's Schlafzimmer, setzte sich an das Bett ihres Mannes and begann laut zu lesen. Vor ihren Augen entfaltete sich ein Wirrwarr politischer Neuigkeiten: die Wahlen in's französische Parlament, die letzten hervorragenden Reden, die im österreichischen Staatsrath gehalten worden, englische Conservative, irische Aufwiegler, Bemerkungen über den Schah von Persien, Forderungen, die an den Khedive von Aegypten gestellt wurden, Alles durch einander. Aus dem ganzen Wesen der braven Frau konnte man leicht schließen, daß alle Parlamente, alle Ministerräthe, sowie alle Beherrscher morgen- und abendländischer Großmächte nur leerer Wortschwall für sie waren, und ihr so fremd und langweilig vorkamen, daß sie sich nicht im Geringsten bemühte, etwas von alledem zu begreifen. Müde von der langen Tagesarbeit wurde ihr das Lesen sehr schwer; aber sie beherrschte sich so sehr, daß es unmöglich gewesen wäre, Spuren von Mattigkeit in ihrem Antlitz zu entdecken. Ihre Stimme klang frisch und gleichmäßig, jedes Wort sprach sie deutlich aus, nur zuweilen schien es, als müsse sie einem unüberwindlichen Gähnen erliegen; ihre Augen, deren Lider bleischwer herabhängten, mußten auf eine Secunde wenigstens sich schließen, aber sie ermannte sich augenblicklich und warf über die Zeitung hin einen spähenden Blick auf ihren Gatten. Jener lag bequem ausgestreckt, seine Abendcigarre im Munde, wie durch Ithys Zaubrerquelle verjüngt; seine Augen glänzten, in seinem Blick spiegelten sich allerlei Empfindungen, von Heiterkeit und Freude bis zu Kummer und Sorge. Zuweilen unterbrach er das Lesen und sagte energisch:

„Die Fortschrittspartei hat wieder gesiegt, ich war davon überzeugt, und bin auch sicher, daß sie in Frankreich immer im Vordergrund bleiben wird. Welch glückseliges Land!“ Oder auch mit schallendem Gelächter: „Hol ihn der Futul, diesen Bismarck, er findet doch stets Mittel und Wege, seinen Willen durchzusetzen!“

Manchmal wurde er ernst und sprach sinnend:

„Wer hätte es wohl gedacht, daß das föderative System in Oesterreich sich nicht halten würde, und warum wohl die Leute es nicht einsehen, daß darin ihre einzige Rettung liegt?“

Nur in diesen Augenblicken wurde sein Geist wach, er dachte, fühlte, combinirte, kurz, er belebte sich. Frau Aniela rang noch immer mit heldenhaftem Muth gegen den Schlaf, der sie durchaus zu überwältigen suchte, sah manchmal mit unverbohlenem Vergnügen auf das freudig erregte Antlitz ihres Gatten und las ermutigt weiter. Als der Inhalt des Blattes erschöpft war, umfaßte Marcel seine Frau mit einem zärtlichen Blick und sagte:

„Mein armes Kind, Du quälst Dich schrecklich für mich ab, das Vorlesen muß Dich sehr ermüden!“

Sie lachte hell auf.

„Dein ewiges ‚Du quälst Dich für mich ab‘ ist wirklich lächerlich, Du mußt es Dir durchaus abgewöhnen. Wie würdest Du böse und ungeduldig werden, wenn ich in einem fort jammern wollte: ‚Marcel, Du quälst Dich meiner und des Kindes halber mit dem ewigen Abschreiben.‘ Jeder muß das Seinige leisten, daran ist nichts zu ändern. Dieses Blatt vertritt Dir den Club, schöne Spaziergänge und viele andere Genüsse. Gott sei gepriesen dafür, daß Du so große Freude daran hast.“

Plötzlich schien ihr etwas einzufallen, sie griff in ihre Kleidertasche und holte ein großes kupfernes Geldstück heraus.

„Das habe ich am heutigen Mittagessen erspart,“ erklärte sie, „soll ich es wohl hineinwerfen?“

Die Frage wäre schwer verständlich gewesen, wenn sie bei den letzten Worten nicht mit der Hand auf die Wand gewiesen hätte, an der ein runder Kasten mit einer kleinen engen Oeffnung, wie man sie gewöhnlich bei Sparbüchsen hat, angenagelt war. Auf dem grünen Pappdeckel desselben prangten in der schönen reichgeschweiften Schrift, mit der Marcel elf Stunden täglich Regierungsacten copirte, die einfachen Worte: „Universitätskosten für Julius.“

Frau Aniela hielt noch immer das Geldstück zwischen den Fingern und fragte noch einmal:

„Wie denkst Du darüber, kann ich es hineinwerfen?“

Ihr Gatte besann sich.

„Meinen Gehalt bekomme ich erst in acht Tagen ausbezahlt, wie stehen Deine Rechnungen mit dem Bäcker und Milchmann?“

„Gestern habe ich die ganze Wochenrechnung auf Heller und Pfennig bezahlt!“

„Dann wirf es nur getrost hinein,“ entschied Marcel.

Sie that es freudig bewegt, begann sich auszukleiden und sprach leise vor sich hin:

„Wie viel ist wohl schon darin? Alles muß man der Vorsehung überlassen; er lernt ja mit großem Fleiß, ist der Zweite in seiner Klasse, und versprach mir, eifrigst darnach zu streben, im nächsten Semester Primus zu sein.“

Marcel sagte fast stöhnend:

„Gott sei Dank dafür, wenn es nicht für Dich und Julius wäre,“ er brach ab, da ihm schon tiefe Dunkelheit umgab, und die lauten Athemzüge seiner Frau verkündeten, daß der so lange siegreich verdrängte Schlaf endlich in seine Rechte getreten war.

So floß das Leben der armen Byńczynski dahin, die Tage folgten im ewigen Einerlei auf einander und glichen einer gleichmäßigen mühevoll aufgereihten Perlenkette. Am Morgen waren die Beschäftigungen der Hausfrau noch vielfältiger als im Laufe des Tages und am Abend. Die Arme mußte einheizen, aufräumen, das Frühstück bereiten, dann auch die unentbehrlichsten Einkäufe besorgen, das Mittagessen kochen, dabei noch waschen, bügeln und scheuern. Es war nicht leicht zu erkennen, ob diese große Arbeitslast, die in glücklichen Verhältnissen mehrere Personen in Anspruch nimmt, sie trübe oder heiter stimmte. Die drei tiefen Furchen, die sich in ihre Stirn eingegraben hatten, standen immer deutlich und klar darauf; aber der finstere Eindruck, den sie verursachten, wurde sehr gemildert durch ihre frische Gesichtsfarbe, und verschwand fast ganz vor dem breiten gutmütigen Lächeln, mit dem sie jeden Eintretenden bewillkommnete. Abwechslung brachten nur Sonn- und Festtage mit sich. Marcel frei von jeder Arbeit, schlief dann länger als gewöhnlich, verbrachte die übrigen Stunden des Vormittags in einer Conditorei, wo er mit großem Genuß auch einmal eine andere Zeitung las, als die welche er zu Hause hatte. Des Abends erwartete ihn gewöhnlich die große Freude, im Hause eines Collegen eine Partie Whist zu machen. Dies billige Vergnügen — sie spielten sehr niedrig — dauerte nie länger als bis Mitternacht. In seine Wohnung zurückgekehrt, fühlte er, daß die genossene Zerstreuung ihn ermüdet und gelangweilt hatte. Trotz dieser Unzufriedenheit wollte er am nächsten Sonntag seine Spielpartie doch nicht aufgeben, obgleich es nur der Reiz der Abwechslung war, der ihn wieder hinführte. Es war ihm leicht anzusehen, daß er die große Leere und Nichtigkeit dieser Zerstreuung empfand, und doch sagte er am nächstfolgenden Sonnabend, als seine Frau die eben gelesene Zeitung bei Seite legte: „Morgen Abend bin ich zu einer Partie Whist eingeladen.“ Noch vor einigen Jahren verbrachte er die freien Abendstunden der Festtage inmitten seiner Familie, las mit großem Interesse Bücher die ihm menschenfreundliche Seelen geliehen, oder er hielt auch seinen kleinen Sohn auf dem Schooß und sprach liebevoll und belehrend mit ihm; aber Zerstreuungen, die dem Geiste Nutzen bringen sollen, erfordern ebenso wie pädagogisch geführte Gespräche ein frisches unbesorgtes Gemüth, sein Gemüth mußte durch die elenden Lebensverhältnisse finster und gedrückt werden. Die tiefste Bitterkeit lag aber doch in der Ueberzeugung, daß er keinen Augenblick lang festen Grund fassen konnte, da willkürliche Launen seiner Vorgesetzten, jedes Höherstehenden sogar, ihn um Amt und Brod bringen und die Seinigen in die Hölle der Hungersnoth schleudern konnten. Die Worte

des Evangeliums: „Ihr könnt weder Tag noch Stunde wissen“, schwebten ihm immer vor; er hätte aber noch hinzufügen müssen: „Da die Wolken des Himmels Euer Dach und die Steine der Vaterlands Erde Euer Nahrung sein werden.“ Oft kam es vor, daß ein milder menschenfreundlicher Vorgesetzter abging und ein Fremder, den Niemand kannte, an seine Stelle trat. Die Frage, wie sich die Dienstverhältnisse unter diesem neuen Chef gestalten würden, schien gleichbedeutend mit „Sein oder Nichtsein“ in allen Ecken und Winkeln des gelben in hohen Regionen schwebenden Nestes zu ertönen. Jene aus der Ferne kommende Persönlichkeit, von deren Charakter und Neigungen das Schicksal dieser Familie abhängen sollte, erschien ihrer Phantasie wie ein von geheimnißvollen Nebeln umwobenes gewaltiges Fatum. Die Goldstickereien seines Uniformtragens waren in ihren Augen lauter Orakel, in ganz fremden unverständlichen Hieroglyphen geschrieben. Dieses Gespenst eines strengen unerbittlichen Schicksals, mit seinem großen Gefolge unbekannter Schrecken, beunruhigte die Unglücklichen Tage und Wochen lang. Endlich nahte die Zeit der Ankunft, vielleicht sollte schon morgen das geheimnißvolle Dunkel, das die Person umhüllte, fallen, und seine Füße zum ersten Mal die schmutzigen Dielen der Kanzlei betreten. An solchen wichtigen Tagen geleitete Frau Aniela ihren Gatten einen Theil der Treppe hinunter, und ihre Blicke hingen nicht nur ängstlich wie gewöhnlich, sondern tief erschrocken an ihm. Sie sahen einander schweigend an und verabschiedeten sich ohne ein einziges Wort zu sprechen. Die langen Vormittagstunden hindurch horchte sie auf jedes Geräusch, lief hastig und aufgereggt, sobald die Schritte des wiederkehrenden Gatten hörbar wurden, auf die Treppe, und fragte mit athemloser Spannung:

„Nun, wie war es? Hast Du ihn gesehen? Hat er Dich bemerkt?“ Zuweilen antwortete der Befragte mit einem beruhigenden trostvollem Blicke:

„Sei ruhig, es wird wohl Alles gut werden!“

Desters geschah es, daß er mit großem finstern Blicke und in heftigen Tönen sagte:

„Es kann uns recht schlimm ergehen.“

Diese trostlosen Worte bedeuteten so viel, als daß das gewaltige Fatum sich noch nicht entschleierte hatte, daß die mit goldenen Fäden auf seinem Tragen und Ärmelklappen geschriebenen Hieroglyphen noch nicht entziffert waren. Noch viele Tage mußte die arme Frau, von innerer Unruhe getrieben, auf die Treppe eilen, um Schlimmes oder Freudiges aus den Augen ihres Mannes zu lesen; lange noch mußte der Gatte ohne jede Eßenslust sich an seine Mahlzeiten setzen, um dann noch die Augenblicke der Erholung, die ihm gewöhnlich der Mittagschlummer brachte, zu entbehren, denn sein Herz, sein ganzes Wesen war so beunruhigt, daß dieser wohlthuende Schlaf seine Augenlider floß. Die Befürchtung, aus dem gelben engen Nest herausgerissen, unter die grauen Himmelswolken und auf die verstreuten Steine ihres heimatlichen Bodens geschleudert zu werden, war der Grundton, um

den sich viele weniger wichtige aber ebenso schmerzliche Sorgen gruppirten: die ewig nagende Scheu aller Schwachen und Bedrängten, daß ihre Würde, ihr sehr geringer Ehrgeiz, dessen Spuren man auch in den niedrigsten Geschöpfen Gottes findet, auf alle mögliche Weise verletzt und verachtungsvoll verkannt würden. Alle Menschen, Vorgesetzte nicht ausgenommen, lassen sich oft von Stimmungen verschiedener Art beherrschen. Eine verstimmte Person ist oft launisch, vorurtheilsvoll, hegt unbegründete Abneigungen ebenso wie ganz unerdiente Sympathien; das alles sind psychische Offenbarungen, gegen welche man nichts vermag, als sie ruhig und resignirt über sich ergehen zu lassen. So oft aber Menschen im allgemeinen und ganz speciell Vorgesetzte, sich von solchen unberechtigten Stimmungen beherrschen lassen, so ist die Folge davon, daß viele nicht nur mit schwerem Herzen und bekümmert in die Zukunft blickendem Auge in ihr Heim zurückkehren, sondern daß die heißen Flammen der Verzweiflung die gepeinigete Seele umfassen und bitteren, aufwieglerischen Haß aus ihren Blicken dringen lassen. Solche Stimmungen wilden Schmerzes, ohnmächtiger Wuth, müssen jedes Gemüth veröden, es jeder friedlichen Empfindung berauben. Nicht selten kam Marcel beeinflusst von so finsternen Gedanken düster und verstört nach Hause; augenblicklich merkte Frau Aniela, daß ihn etwas schmerzlich berührt hatte, fragte aber nie sogleich nach der Ursache. Erst Nachmittags, wenn die Dämmerung einbrach, und ihr Gatte seines Mittagschlummers vergessend auf dem alten Sopha weiter sitzen blieb, kam sie mit leisen Schritten heran, setzte sich an seine Seite und fragte, ihre Stirn gegen seinen Kopf neigend: „Was war es, Lieber? Was hattest Du verbrochen?“

Oft wurde ihr eine unfreundliche, barsche Antwort zu Theil, zuweilen sagte er mit seiner hageren bloßen Hand die ihrige, und flüsterte lange und eingehend mit ihr. So kam es aber nur dann, wenn das graue Abendlicht das Fenster fast völlig verhüllte; wenn schwarze Schatten gleich Trauerflorstreifen auf der Zimmerdecke spielten, die Wanduhr leise und gleichmäßig tickte, wehmüthige, gedämpfte Leierkastentöne aus dem Abgrunde her, der sie von der Straße trennte, erklangen, mit einem Wort, um die melancholische Dämmerstunde, in der Poeten am schönsten träumen und Liebende am süßesten kosen. Daß an solchen Tagen Erlebte mußte doch ungemein stark auf die Natur dieses Mannes einwirken; da die so tief begrabene Energie zu erwachen schien und sich in heftigen, schmerzreichen Worten, die seinen Lippen entfuhrn, Luft machte. Seine Gattin wollte wohl Hoffnung auf glücklichere Tage, Worte des Trostes, Bitte um Muth und Ausdauer ihrem Manne an's Herz legen und sagte dies Alles mit thränenvollem Auge, bebender Stimme in den einen Namen „Julius“ zusammen.

* * *

Otozki ging es ziemlich gut in seiner neuen Thätigkeit, man hätte sogar meinen können, daß sie ihm nichts mehr zu wünschen übrig ließe, wenn nicht

tief eingewurzelte Vorurtheile ihm jeden Erfolg verleiden hätten, und namentlich im Anfang die Ursache vieler Kämpfe mit sich selbst geworden wären. Es ist in der ganzen civilisirten Welt Gebrauch, daß abreisende Gäste die Dienste des Portiers durch ein mehr oder weniger reichliches Trinkgeld belohnen; dies geschieht gewöhnlich, wenn er im letzten Augenblick ihnen beim Besteigen des Wagens behülflich ist. Als Dtozki zum ersten Male Geldstücke in seine Hand rollen hörte, schien alles Blut seiner Adern in reißendem Strom sich über sein Antlitz zu ergießen und Entsetzen überfiel ihn. Er kam aber glücklicherweise rasch zur Besinnung, ließ das erhaltene Geld in die Tasche gleiten, stützte mit dem Arm den Reisenden und ordnete sorgsam die warmen Fußdecken. Dann richtete er sich auf, blieb aber wie angewurzelt stehen und zog so heftig an seinem schneeweißen herrlichen Schnurrbart, als wolle er ihn mit allen Wurzeln herausreißen. Dieser Abscheu, der ihm die Trinkgelber der Gäste so verleidete und es ihm so schwer machte, sie stützend in den Wagen zu heben, war nur die natürliche Folge seiner unsinnigen Vorurtheile. Allgemein bekannt ist es ja, daß die Existenz der Menschen auf gegenseitigen Dienstleistungen beruht. Dieser Grundsatz ist wohl nicht der Grundstein aller Weltordnung, aber viele social-ökonomische Theorien können nur von diesem Standpunkte aus entwickelt werden. Dtozki hatte aber inmitten seines jammervollen Glens kein Verständniß für weltbeglückende Theorien. Ein zweiter Grund, der ihm auch das Leben sehr verbittern konnte, wenn er sich nicht eifrig bemüht hätte es ruhig zu ertragen, war die muthwillige Heiterkeit Leon Zgoromitsch Rosenblatts, der gern mit seinen Untergebenen spaßte, und über diese armen Varias sehr verletzende Witze machte. Empört über seine ungenügenden Ansichten von Menschenwürde, gerieth Dtozki oft mit ihm in Zwistigkeiten, die leicht zu einem gänzlichen Bruch geführt hätten, wenn nicht die zarte Kindergestalt gewesen wäre, die stundenlang in der dunklen Portierloge halberfroren, in der Nähe des eisernen Ofens hockte, um ihre erstarrenden Füßchen bei der Hitze der glühenden Kohlen zu erwärmen.

Leon Zgoromitsch war eigentlich kein schlechter Mensch, er war nicht einer von denen, die mit Absicht verletzen und quälen; denn Naturen, die ihre eigene Persönlichkeit so vollkommen befriedigt, sind in der Regel nicht grausam; auch war er wohlgezogen und sich klar bewußt, daß die wichtigste Pflicht, die seine Erziehung auferlegt, Höflichkeit sei. Im Allgemeinen bestrebte er sich sogar einer gewissen Zuborkommenheit gegen Dtozki; die schlechten Witze die er sich im Anfang über seine Vergangenheit, über seinen Patriotismus zu machen erlaubt hatte, entsprangen einzig dem Bedürfniß, der neuesten Mode zu huldigen, was auch zu den wichtigsten Pflichten eines feinen Menschen gehört. Bald wurde er auch dessen überdrüssig und jene unschuldigen Späße, die weder seinen Grundsätzen noch seinen Abneigungen entsprangen, verstummten allmählich. Der unglückliche Greis sollte aber durchaus dem Verwalter sich nützlich erweisen, und als jener keine Freude mehr daran

sand, ihn zu verspotten, so schlug er ihm eines Tages vor, die Hotelrechnungen des letzten Monats statt seiner zu reguliren. Er kam in die Portierloge, legte einen ganzen Haufen großer Contobücher auf den Schreibtisch und sagte mit ausgesucht höflichem Ton:

„Ich hoffe, daß Sie mir diese Gefälligkeit nicht abschlagen werden; Sie verstehen gut zu rechnen, so sicher wie ich sind Sie muthmaßlich nicht, das wäre auch unmöglich, da ich zwei Jahre lang die Berliner Handelsakademie besucht habe. Ich hoffe doch, es wird so ziemlich gehen; die Arbeit ist nicht groß und sie können dazu die Stunden verwenden, welche müßig zwischen den ankommenden Zügen vergehen. Ich bin sehr beschäftigt, muß zwei Hochzeiten in der Familie im Laufe dieser Woche mitmachen, kann also natürlicherweise keine Zeit finden für die Rechnungen; daß sie aber regulirt werden müssen, versteht sich von selbst . . .“

Otozki sah den Sprechenden mit großen Augen an, er schien nicht gut zu begreifen, was für ein Verhältniß zwischen der Regulirung von Hotelrechnungen und den Pflichten eines Portiers bestehe. Er kämpfte gegen einen inneren Bohn, der oft ganz plötzlich über ihn kam, seine Augen sprühten Funken und die Rechte zog heftig an seinem weißen Schnurrbart. Beeinflußt von solchen Gefühlen, hätte er sicher eine abschlägige Antwort gegeben, wenn nicht plötzlich das am Ofen sitzende Kind sich erhob und durch dies Geräusch die Aufmerksamkeit des Großvaters auf sich gelenkt hätte. Er blickte auf das zarte blasser Kinderantlitz und antwortete beruhigt: „Ja, das versteht sich von selbst.“

Fröhlich gestimmt durch diese Zusage, versprach Leon Igorowitsch Rosenblatt recht oft herzukommen und nachzusehen, ob die Summen richtig stimmten, empfahl wiederholt den größten Eifer und verabschiedete sich, nachdem er noch erzählt, daß sein Oheim ihm der Hochzeit halber zwei Tage Urlaub ertheilt habe.

Otozki, mit einer großen Brille bewaffnet, setzte sich an den alten Schreibtisch und vertiefte sich in die langen Zahlenreihen der ihm anvertrauten Bücher; er that es mit Fleiß und Genauigkeit, da er ganz sicher voraussetzte, daß diese neue Thätigkeit von nun an zu seinen Dienstpflichten gezählt würde. Die Beleuchtung des kleinen Raumes war sehr mangelhaft, sie wurde von den blassen Lichtstrahlen die durch die große Glasscheibe aus der Halle drangen und von der winzigen rötlich-gelben Gasflamme, die sich über dem Schreibtisch befand, gebildet; trotzdem zeichnete sich das charakteristische Haupt des Portiers kräftig in diesem schattenhaften Licht. Er schien mit Schwierigkeiten zu kämpfen, ließ sich aber nicht entmutigen, sondern rechnete immer weiter und warf von Zeit zu Zeit einen besorgten Blick dem Kinde zu, das noch immer in seiner Ofenecde kauerte. Nach zweistündiger anstrengender Arbeit blickte er auf seine Uhr und überzeugte sich, daß in kurzer Zeit der zunächst fällige Eisenbahnzug eintreffen würde. Otozki erhob

sich, wendete sich mit heiterem, fast glücklichem Gesicht dem Ofen zu und rief mit heller, fast jubelnder Stimme und weit ausgebreiteten Armen:

„Vögelchen, mein süßes, trautes Vögelchen, komm!“

Das kleine Mädchen schien sich von der glühenden Hitze ihres Lieblingswinkels schwer zu trennen, sie kam langsam und ernst auf den Großvater zu, nicht im Fluge, ohne jedes freudige Zwißchern; er hob sie aber in die Höhe und schwang sie in seinen Armen hin und her, wie es oft Wärterinnen mit den ganz Kleinen thun, dabei berührte zufälligerweise seine Hand ihre kalten Füßchen, die so ungenügend vor Frost geschützt waren, daß sogar die große Gluth, die der eiserne Ofen ausströmte, nicht im Stande war sie zu erwärmen.

„Allmächtiger Schöpfer, was hast Du für leichtes Schuhwerk!“ rief er entrüstet, „und ich einfältiger Greis habe dies so lange Zeit hindurch nicht beachtet.“

Er besann sich einen Augenblick, empfahl Lusia, sich ruhig zu verhalten, setzte seine Livreeemütze auf und stürzte hastig zur Stadt. Sofort kehrte er zurück, brachte warme Strümpfe und Schuhe mit, kniete vor dem Mädchen nieder und legte ihr die eben besorgte Fußbekleidung an. Diese Beschäftigung schien aber fast noch mehr Schwierigkeiten zu bieten, als die Regulirung der verschiedenen Contos des Gasthofs „Aller Welttheile“. Mit offenem Munde, lauten Athemzügen mühte er sich so sehr, daß große Schweißtropfen auf seine Stirn traten — aber trotzdem brachte er es zu Stande und küßte nach vollbrachter Arbeit zärtlich, beinahe leidenschaftlich die kleinen Füße. Er vergötterte das Kind. Sie sah lächelnd herab auf die schwerfälligen Bewegungen, mit denen der Großvater sich an ihren Füßchen zu schaffen machte; dann, als er sich aus der peinlichen knieenden Stellung aufrichtete, umarmte und küßte sie ihn lang und herzlich. Den Ausdruck strahlenden Glückes, der bei dieser Liebkosung sich über das Antlitz des alten Mannes ergoß — kann kein menschliches Wort beschreiben.

Ankommende Gäste unterbrachen diese große Freude; der Portier schien auf Flügel zu eilen, war so freundlich und zuvorkommend wie noch nie und so berebt, daß es den Anschein hatte, als ob er sein Leben lang nichts anderes gethan, als Reisenden Hotelnummern anweisen und mit großem Schwunge anempfehlen.

Oft auch, meistens in den Abendstunden, wenn die große Halle des Hotels von unzähligen Gasflammen erleuchtet war und unter der Aufsicht sich immer seltener Menschenschritte hören ließen, saß Otoki an seinem Schreibtisch und ließ, Lusia auf dem Schooß haltend, aus einem abgerissenen alten Buche, welches er sonst immer vor Aller Augen sorgfältig verbarg. Die von der silberhellen Stimme des Kindes gelesenen Worte waren im Anfang stotternd und unsicher, wurden aber mit der Zeit immer fließender. Sie las in deutlicher pathetischer Weise die poesiereichen Strophen der „Histo-

rischen Gefänge“.) Wenn in den oberen Stockwerken des Hotels dröhnender Lärm herrschte, die Halle, in ein wahres Lichtmeer getaucht, ganz menschenleer war, bis auf einen alten schlummernden Commissionär, dann erscholl es hinter der Glaswand in glöckenhellen Tönen:

„Er, der zuerst einst das Heil erkannte,
Zu dem er sein Volk auch gläubig gelenkt,
Den Mieczyslaw den Alten man nannte,
Wird in die Gruft seiner Väter gesenkt.“

So viel Laute diese Zeilen besaßen so viele heiße Küsse drückte der alte Portier auf die Stirn und die Wangen seiner Enkelin; sie las, sprach sogar vielleicht, immer lauter mit hocherhobenen Augen, die, von der Gasflamme beleuchtet, wunderbar funkelten. Nur eine Bretterwand trennte die Portierloge von dem prachtvollen großen Saal des Hotels; sehr oft drangen durch diese dünne Scheidewand gemeinschallendes Gelächter, Gläsergeklirr und mit heiserer Stimme vorgetragene unanständige Lieder in den kleinen Raum. Otoki fühlte lebhaft die gemeine Ungehörigkeit dieser Nähe und wiederum erglänzte in seinen Blicken ein heftiger innerer Zorn. Das kleine Mädchen mit dem flachschblonden Haar und träumerischem Blick ließ sich durch diesen Lärm nicht stören, sondern las weiter:

„An den Ufern des brausenden Dniepr,
Wo auf Cecoras blutiger Flur
Bolkiewski erlag dem grausamen Loos,
Nitt Sienianski tapfer und traurig
In strahlender Rüstung auf schneeigem Ross!“

Die Melodie dieser Worte hatte die Macht, Otoki über alle Bitterkeiten seines Lebens hinwegzuheben, er blickte Lusia sanft und lächelnd an und bat mit bringender Stimme:

„Singe, mein süßes Vögelchen, juble, meine kleine Lerche, schwinge Dich hoch, immer höher hinauf, aber nimm mich mit auf Deinen Zauberflügeln.“

Die Lerche war willig, erfüllte seine Wünsche, da ihr selber dieß auch schon zum Lebensbedürfnis geworden.

„Schon sind die Blüten des Maies entfaltet,
Hell glänzet der Mond in ruhiger Pracht
Auf den blizenden Helm, auf die Silberflügel
Des Helden, der seufzend sein Leid klagt der Nacht.“

Wenn in den anstoßenden prunkvollen Räumen der Lärm und die Lust am tollsten wütheten, das Gelächter am widerlichsten schallte, das Geräusch von zerbrochenen Gläsern sich zu dem wüsten Geschrei der Spieler gesellte, dann wurden die Töne dieser schwachen Kinderstimme, von einem gewissen Pathos gehoben, immer lauter und schallten melodisch durch das kleine Zimmer:

„Ihr Ebenen von Cecora und ihr stummen Wälder,
In euern Wipfeln bergt ihr unsere Trauer.“

*) Von Julian Ursyn Niemcewicz.

Einmal als Otozki nach einem in solcher Weise verbrachten Abend seine Enkelin in die Wohnung der Wyżyczynski zurückbegleitete, rief sie plötzlich, als sie aus den geräuschvollen Straßen auf einen menschenleeren, in tiefe Stille versenkten Platz traten:

„Großpapa! Siehst Du es?“

Sie blieb gleichzeitig stehen und wies mit der Hand auf eine lichte Stelle des Firmaments, wo weiße ätherische Wolken gespensterhaft an der Mondscheibe vorüberzogen. Sich zu dem Kinde niederbeugend fragte Otozki:

„Was siehst Du denn so Merkwürdiges am Himmel?“

„Den Ritter, siehst Du ihn nicht, lieber Großvater? er ist so deutlich zu schauen mit seinen Silberflügeln und strahlenden Helm!“

Sie vertiefte sich in den Anblick dieser Erscheinung und sprach in flüsternden Tönen:

„Ritt Sieniański tapfer und traurig.

In strahlender Rüstung auf schneeigem Roß.“

Jahrelang suchten in hellen Mondscheinnächten ihre sinnigen tief erglühenden Augen den Ritter, dessen Flügel silbergrauer Nebel, dessen schneeiges Roß eine leuchtende Wolke und dessen strahlender Helm der fahle Schein des Mondlichtes war. Sie schien diese Erscheinung, die mit so zauberhaften, hochpoetischen Zügen sich in ihre Seele eingepägt hatte, schwärmerisch zu lieben, wenigstens zeugte dafür ein sehr häufiges Wiederholen jener Verse, die sie mit ganz passenden Bewegungen begleitete.

Von der Halle her, kam sie galoppirend in die Portierloge, „auf schneeigem Roß“ — ihre Schultern hoben und senkten sich gleich Flügelschlag, ihre Augen blickten hoch empor bis zur Zimmerdecke, die ihr zur stillscheinenden Mondscheibe wurde. So schwebte sie dem eisernen Ofen zu, bückte sich, nahm ein Stück Kohle auf, das ihre Händchen völlig schwärzte, betrachtete es von allen Seiten und rief entzückt:

„Dies ist der Helm!“

Sie vertiefte sich in diesen Anblick so lange, bis sie beglückt, in dem theueren Stein das Wappen des Helden und verrostete Blutspuren zu sehen wähnte. Begeistert wendete sie sich dann ganz dem Stübchen zu und sprach pathetisch, die Wände und Stühle, die kaum sichtbaren Säulen der Halle, sogar die in der Luft schwebenden Gasflammen zu Zeugen ihrer tiefen Trauer anrufend:

„Ihr Ebenen von Tecora und ihr stummen Wälder,
In euren Wipfeln bergt ihr unsere Trauer.“

Bei dem lezten verhallenden Ton der schönen Verse blickte ihr Auge immer thränen schwer. Einmal als sie noch träumerischer und tiefer in Gedanken versunken als gewöhnlich an der Seite ihres Großvaters saß und müßig ihre beiden Händchen tief in ihre Kleiderärmel verbarg, sah er von den Rechnungen, an denen er mit angestrengter Aufmerksamkeit arbeitete, zu seiner Enkelin hin, sein Blick blieb lange und prüfend an ihr hängen, dann erhob

er sich und ging hinaus. Bald kehrte er zurück und brachte eine große, schöne gepuzte Puppe mit:

„Lusia, hier hast Du eine Puppe, spiele mit ihr, wenn ich beschäftigt oder abwesend bin, Du wirst dann nicht so einsam sein.“

Mit lauter jubelnder Freude griff das Kind nach dem hübschen Spielzeug; es dauerte aber gar nicht lange, bis sie wieder in tiefes Sinnen versank, ihre üppigen blonden Zöpfe aufzulösen begann, und die Puppe in ihr eigenes Mäntelchen hüllend, sie mit traurigem Mienenspiel zärtlich in ihren Armen wiegte. Otoki, der in diesem Augenblicke eine lange Addition beendigt hatte, blickte auf das Kind und fragte lachend:

„Was soll das eigentlich vorstellen? Warum hast Du Dein Haar aufgelöst und siehst Deine Puppe mit so wehmüthigen Blicken an?“

Ohne nur das mindeste in ihrem Gesichtsausdruck oder in ihrer malerischen Stellung zu verändern, antwortete sie mit den Worten des herrlichen Gesanges:

„Einsam saß dort und verlassen
Helena, die Königin;
An den schmerzbeugten Busen
Drückte sie mit treuem Sinn
Still das Kind, das man zum Preise
Nennen wird Lefzel der Weiße.“

Der Alte lachte laut und herzlich und sagte:

„Du bist also die vom Hofstaate verlassene Königin Helena? Dein aufgelöstes Haar soll wohl ihr verstörtes Aussehen bedeuten, und die Puppe ist zur Würde des königlichen Kindes erhoben.“

Gleichzeitig mit seinen letzten Worten erscholl die Stimme des Leon Igorowitsch Rosenblatt:

„Otoki, wo stehen Sie denn. Sind Sie plötzlich taub geworden? Otoki, führen Sie diese Herrschaft auf Nr. 48!“

Hastig ergriff er einen von den Schlüsseln, die in langen Reihen an einer schwarzen Holztafel hingen, und eilte die Treppe hinauf, den voranschreitenden Gästen nach.

Als er nach kurzer Abwesenheit zurückkam, saß Lusia am Fenster und beobachtete die Vorübergehenden. Die Puppe lag weit weggeschleudert auf der Diele.

„Was ist geschehen?“ fragte er beunruhigt, — „warum spielst Du nicht mit Deiner Puppe?“

„Ich mag sie nicht,“ erwiderte das Kind, „sie ist ja nicht lebendig.“

Dies eigenthümliche Kinderherz gefiel sich nur in der Atmosphäre großer Empfindungen; schmerzlichen, tragischer Schmerz, große Energie zogen sie mächtig an.

Gleichgültig ging sie an vielen schönen Bildsäulen die das Hotel zierten vorbei, nur die eines Blickes würdigend, die in energisch ausgestreckten Armen Dolche zückten, oder auch solche, deren Züge wilder Schmerz

verzerrte, oder auf deren schön gemeißelten Lippen ein flehender Hilferuf zu schweben schien. Die besüßigten Liebesgötter, sowie die reizenden vollwangigen Kinder, die als Allegorie des Frühlings große Blumenkörbe in ihren Händen haltend, jedem zulächelten, blickte sie nur selten an und dann auch nur mit großer Verachtung. „Lachet doch nicht ewig, verberget doch ein wenig diese alten bestaubten Blumen, ihr seht wirklich zu einfältig aus,“ sprach es aus ihren Augen.

Im Laufe von einigen Jahren hatten Großvater und Enkelin die historischen Gesänge auswendig gelernt und auch ein anderes Buch, das sich im Besitze des Portiers befand, die Psalmen, unzählige Male durchgelesen. Es war rührend zu sehen, wie die Kleine, ihr blondes Köpfchen an die Brust des Großvaters lehnen, auf seinem Schooße saß und ihn mit beiden Händchen umschlang, während ihr feingezeichnetes Mündchen traurige Worte sprach:

„Wie Rauch sind meine Tage hingeflogen
Verfälschet und verbrannt ist mein Gebein,
Ich berge mich am Rande trüber Wogen,
Dem Pelikan gleich in dem düsteren Hain,
Und wie ein Uhu in den Wüstenei'n.

Als sie auch schon alle Psalmen frei aus dem Gedächtniß hersagen konnte, begann Otoki ihr Schreibunterricht zu erteilen. Sie war schon fast zehn Jahre alt und las und schrieb ganz fließend, als zufälliger Weise ein Arzt, der bei dem Portier nach Jemandem fragen wollte, in den halbdunklen Raum trat und das am Schreibtisch sitzende Kind erblickte, das sich mit dem Abschreiben eines Psalms beschäftigte. Er sah sie mit einem prüfenden Blick an und bemerkte, sich zum Alten wendend:

„Dies ist wohl Ihre Tochter oder auch Ihre Enkelin? Es ist sehr unrecht von Ihnen zuzugeben, daß das Kind sich in diesem Stübchen aufhält, die Folgen davon, daß sie hier arbeitet, können nur schädlich sein. Die Luft ist sehr dick und die Vermischung des Tageslichts mit dem künstlichen, den Augen sehr unvortheilhaft. Ein längeres Verbleiben in diesem Raume, noch mehr aber die Ausführung schriftlicher Aufgaben, könnte ihrer Gesundheit und ihrem Augenlicht sehr gefährlich werden.“ Darauf entfernte er sich.

(Schluß folgt.)





Eine neue plattdeutsche Bibelausgabe.

(Die Bugenhagen'sche Bibelübersetzung in neuer Bearbeitung.)*

Von

Klaus Groth.

— Kiel. —



eder Freund des Plattdeutschen wird dieses schöne und kühne Unternehmen mit Freuden begrüßen und ihm von ganzem Herzen guten Fortgang und endliche Vollendung wünschen.

Kein Buch, keine Schrift ist im Stande mehr die Würde des Plattdeutschen tatsächlich aufzuweisen, „die Ehre der plattdeutschen Mundart zu retten“, als die plattdeutsche Bibel. Die verschiedenen plattdeutschen Bibelübersetzungen und Drude sind schon seit lange so gänzlich verschwunden, daß Generationen plattdeutsch Denkender und Sprechender nicht einmal eine Ahnung von ihrer Existenz gehabt, und höchst selten ein Einzelner einen Blick in die Bugenhagensche oder Kölnische plattdeutsche Bibel gethan hat. Wenn das kühn begonnene Werk glücklich zu Ende geführt, wenn die heilige Schrift in plattdeutscher Sprache wieder Jedermann leicht zugänglich werden sollte, so wird Mancher von dem leichtsinnigen Vorurtheil geheilt werden, als sei das Plattdeutsche unfähig, das Höchste in treffender Form zu geben, und wieder lernen, daß es vor seiner Unterdrückung längst dazu gebraucht worden ist. Sollten, wie ich hoffe, die nächsten Feste schon die Psalmen bringen, so kann der Plattdeutsche freudig erstaunen über die Macht und Pracht seiner lange vernachlässigten Modersprache, die dort an Pathos und Wohlklang das Schriftdeutsch hinter sich läßt.

Das Unternehmen ist ein sehr kühnes, ohne bedeutende Geldopfer erreicht es weder Zweck noch Ziel. Der Herausgeber hat sich nicht genannt, ich weiß nicht, über welche Mittel er oder der Verleger zu gebieten hat. Die umfangreiche, zeitraubende geistige Arbeit, welche die Umformung der alten Bugenhagen'schen Uebersetzung in ein gegenwärtig lesbares Plattdeutsch fordert, verrichtet der Herausgeber ohne Zweifel in idealer Begeisterung, ohne an Lohn zu denken, aber die Kosten der Herstellung für Satz, Druck und Papier sind, wie jeder Schriftsteller erfährt, gar bedeutend,

*) Das heilige Evangelium na de plattbütsche O'versetung vun Dr. Johann Bugenhagen. Kropp (Schleswig) 1884. Verlag vun de Vothandlung „Eben-Ezer“.

und wenn das Werk seinen Zweck erreichen soll: von Vielen auch der geistig Armen gelesen zu werden, so muß man es ihnen schenken, ja ausdrängen, und kann nicht darauf hoffen, durch lohnenden Absatz gedeckt zu werden. Die plattdeutsche Bibel müßte durch Colporteurs vertrieben werden, darf dann aber nicht viel mehr kosten als die hochdeutsche, die man wenigstens zu dreiviertel geschenkt bekommt. Sie dürfte in Schul- und Volksbibliotheken nicht fehlen, sie müßte in den Herbergen zur Heimat in plattdeutschen Landen ausliegen, und dort fast oder ganz geschenkt werden, ebenso in den Schifferhäusern und den Wirthschaften für Auswanderer. Welch' ein Schatz wäre sie für manchen Mann auf einsamer See, oder für einen in der Einsamkeit des Hinterlandes in der Fremde! In Amerika ist das Leben noch so jung und frisch, daß man eine Sprache gebraucht, wie jedes andere Instrument, wozu es geeignet ist, also die Sprache zum gegenseitigen Verständniß. Es ist gar nicht unmöglich, daß in den Hauptcentren des Plattdeutschthums in Iowa, Wisconsin, Illinois Prediger auf den Gedanken kommen können, die plattdeutsche Sprache für ihre Vorträge zu wählen, wenn erst die plattdeutsche Bibel dort Verbreitung gefunden; daß sie eindringlicher wäre, ist mir nicht zweifelhaft. Aber es gehören wieder Geldmittel dazu. Man müßte eine recht große Anzahl von Exemplaren umsonst oder für einen sehr geringen Preis an den geeigneten Stellen vertheilen und, damit es zweckmäßig geschieht, geeignete Leute dazu aussuchen. Die Lesarten könnten vielleicht die plattdeutschen Zeitungen auffinden und Geld gäbe vielleicht der allgemeine deutsche Schulverein etwas her. Oder sollte nicht der einflußreiche englische Bibelverein für Beides sich in's Mittel legen?

Im plattdeutschen alten Mutterlande sind wir durch Sitte und Unsitte, Gebräuche und Vorurtheile so eingengt, so ängstlich vorsichtig gemacht, nicht aus gewohnten Bahnen zu weichen, seien sie noch so irrig, daß kaum ein Prediger in seiner plattdeutschen Gemeinde es wagen würde, frisch und fröhlich zu seinen Zuhörern plattdeutsch zu reden, mit denen er nachher beim Kaffe plattdeutsch spricht, weil sie ihn dann besser verstehen. Zum Beweise dafür und als Curiozum theile ich nachstehend den Brief eines holsteinischen Predigers an mich aus dem Jahre 1875 mit. Ich bemerkte noch zum besseren Verständniß des Briefes, daß ich damals für einen Wiederabdruck der Bugenhagenschen plattdeutschen Bibelübersetzung agitirte. Also unser Pastor schreibt:

„Sehr geehrter Herr Professor! Ihr Aufsatz im „Neuen Kalender“ hat einen alten Lieblingsgedanken bei mir wach gerufen: plattdeutsche Predigten und Bibelstunden zu halten, natürlich nur neben dem öffentlichen Gottesdienst. Obgleich ich nun schon eine Reihe von Jahren angestellt bin in einer Gemeinde, deren Glieder zu einem Drittheil eine hochdeutsche Predigt nicht fassen können, habe ich diesen Gedanken noch nicht ausgeführt, da ich vor der Schwierigkeit zurückschreckte, den rechten Ton und Ausdruck zu finden. Ich glaube aber, daß Sie recht haben, wenn Sie sagen, daß wir durch die ausschließlich hochdeutsche Predigt (viel) verloren haben, und ich hoffe, daß das Studium der plattdeutschen Bibel mir helfen wird, die angedeutete Schwierigkeit zu überwinden. Aber auf den neuen Abdruck möchte ich nicht warten. . .“

Also den öffentlichen Gottesdienst in einer Sprache zu halten, die alle seine Zuhörer verstanden hätten, wie es doch ganz natürlich, denn gepredigt wird, damit die Zuhörer verstehen und lernen, dieß zu wagen kam dem Herrn Pastor, wie all seinen Kollegen auf dem plattdeutschen Lande nicht einmal in den Sinn. Eine Bugenhagensche Bibel habe ich ihm durch Hilfe des plattdeutschen Vereins in Hamburg verschafft: daß er gewagt, plattdeutsche Predigten und Bibelstunden zu halten, nur neben dem officiellen Gottesdienste, bezweifle ich, da ich sonst in den zehn Jahren seither gewiß davon vernommen hätte.

Nur ein Prediger in plattdeutschen Landen, der bekannte einflußreiche Pastor Klaus Harns in Hermannsburg, hielt wie die Schrift: „Erbauliches und Beschauliches in hoch- und plattdeutscher Sprache. Halle 1860“ mittheilt, nach Schluß des

Gottesdienstes noch eine plattdeutsche Predigt auf der Diele im Pfarrhause unter großem Zubrange. Als ich dieses im Neuen Kalender für das evangelisch-lutherische Volk 1875, herausgegeben von zwei Pastoren, berichtete und die Erfolge des Pastor Harms dem Gebrauch der plattdeutschen Sprache zuschrieb, sah sich die Redaction genüthigt, in einer Anmerkung zu erklären: „Das läßt sich nicht so bestimmt sagen, weil es der heilige Geist ist, der die Seelen erfasst.“ So sagten freilich die katholischen Priester auch, als sie zur Gemeinde lateinisch redeten und beteten.

Unser berühmter holssteinischer Pastor Klaus Harms, ein Mann hervorgegangen recht mitten aus dem plattdeutschen Landvolke Ditmarschens, hat zwar eine plattdeutsche Geschichte des Märtyrers (Blottügen) Heinrich van Zütphen geschrieben im vollen Bewußtsein, daß seine Landsleute sie so besser verständen, aber, selbst so lange er in einem Ditmarscher Dorfe Prediger war, im Dienste Gottes nur hochdeutsch gesprochen, ist an den Gott holt, der blot hochdütsch spricht, wie unser Herausgeber in seinem Vorworte treffend sagt. Man sollte es kaum glauben. In seinem „Gnomon“ hält er der plattdeutschen Sprache eine Lobrede, aus der er in seinem Vor- und Rückwort zu meinem Quickborn die Worte wiederholt: „Wir halten die hochdeutsche Sprache nicht auf, sie hat sich, die Haupt- und Heldensprache, wie sie von Jemand genannt ist, gar zu sehr festgesetzt. Ein Haupt- und Heldensbuch in plattdeutscher Sprache möchte vielleicht etwas ausrichten wider ihre Verbreitung. Aber ein solches Buch schreibe einer!“

Sollte Klaus Harms nie eine plattdeutsche Bibel gesehen, wie bemerkt haben, daß das Haupt- und Heldensbuch längst gedruckt vorlag? — nicht wider die Verbreitung des Hochdeutschen, das ist wiederum ein Vorurtheil, sondern um gebraucht zu werden da, wo man Hochdeutsch nicht versteht. Die Kirche ist doch wahrlich nicht dazu da, um hochdeutschen Sprachunterricht zu geben, sondern durch verständliche Rede zu erbauen; für's Erste mag die Schule sorgen.

Zum ersten Male spricht sich in der plattdeutschen Christenheit seit Jahrhunderten ein Pastor, wie ich vermuthe, der Herausgeber der neuen Bibelübersetzung, in dem vortreflich geschriebenen Vorworte so klar und entscheidend aus, daß man erstaunt, wie solche Wahrheit so lange hat verborgen bleiben können. Ich übersehe es hier in's Schriftdeutsche:

„Viele plattdeutsche Leute haben bloß ein hochdeutsches Christenthum, und halten sich den Gast, der bloß hochdeutsch zu ihnen spricht und zu dem sie nur hochdeutsch sprechen können, so weit vom Leibe, wie das Plattdeutsche vom Hochdeutschen entfernt ist. Daher giebt es so viele Christen, die nur ein Sonntags-Christenthum kennen. Gott bewahre uns davor in Gnaden und helfe, daß das Christenthum den Hausrock (wieder) bei uns anzieht und für Plattdeutsche auch plattdeutsch werde. Dazu möchte diese plattdeutsche Bibel helfen.“

Dann setzt er hinzu: „Wer aber kein Plattdeutsch mag, der bedenke, daß einst in unserm Lande in der Kirche plattdeutsch gepredigt, gesungen und gebetet worden, daß wir eine plattdeutsche Bibel, ein plattdeutsches Gesangbuch, einen plattdeutschen Katechismus hatten, und die schlechtesten Zeiten waren es gerade nicht.“

Der Leser aber fragt erstaunt: Warum hat man sich das Alles nehmen lassen, wenn es vorhanden und wenn es gut war?

Ueber diese Frage habe ich mich zur Zeit meiner — allerdings vergeblichen — Bemühungen, einen Wiederabdruck der plattdeutschen Bibel herzustellen zu machen, verschiedentlich ausgelassen. Es ist mehr als sonderbar, es ist kaum begreiflich, wie ein unabhängiger Volksstamm, wie die Schleswig-Holsteiner, sich freiwillig — um den Ausdruck unseres Herausgebers zu gebrauchen — vom plattdeutschen Christenthum zum hochdeutschen bekehrt haben. Heimische Kirchengeschichten, so weit ich sie kenne, geben darüber keinen Aufschluß. Faßbar und begreiflich ist es, wenn nach der grausamen Ermordung des holländischen Reformpredigers Heinrich Möller aus Zütphen durch Meliorer katholische Mönche und von ihnen aufgestachelte fanatische Volkshaufen 1524

in Heide das ganze Land Ditmarschen nach Beschluß seiner Vertreter plötzlich zum reformirten Religionsbekenntniß übertrat. Aber von keinem Gemeindevorstande, keiner Landesversammlung ist doch oder konnte doch beschlossen werden, daß, nachdem am heutigen Sonntag noch der Prediger plattdeutsch von der Kanzel sprach, die Gemeinde plattdeutsch sang, dies am nächsten Sonntage in hochdeutscher Sprache geschehen und verstanden werden sollte. Und wie wäre etwa ein allmählicher Uebergang denkbar? Thatsache ist dieser Uebergang, und zwar in sehr kurzer Zeit und nicht bloß in Schleswig-Holstein, sondern in dem ganzen plattdeutschen Küstengebiet von der Grenze Hollands bis nach Danzig und Königsberg, einem Strich Landes mit 10 Millionen Plattdeutschen.

Und nicht bloß die plattdeutsche Sprache ist seitdem aus dem Gottesdienste verschwunden, sondern mit ihr auch die feinst im Ueberfluß vorhandenen plattdeutschen Bibeln, Gesangbücher und Katechismen verschwanden vom Erdboden so radical, daß nur noch ganz einzelne Exemplare in Bibliotheken und bei Liebhabern aufzufinden sind.

Um bei der Bibel stehen zu bleiben, so bedenke man, daß es außer der Bugenhagen'schen plattdeutschen Bibelübersetzung, die fast ausschließlich bei uns gebraucht wurde, vielleicht noch dreißig zum Theil gar berühmte,¹ wie die Kölnische vom Jahre 1480, die Lübecker von 1492, die Halberstädter von 1522 gab. Von manchen existirten verschiedene Ausgaben nach Format und Ausstattung, mit und ohne Bilder. Die berühmte Kölnische Bibel ist sogar in zwei verschiedenen plattdeutschen Mundarten gedruckt. Der Hauptpastor Goeke in Hamburg, der bekannte Gegner Lessings in dem berühmten theologischen Streite, besaß eine ganze Sammlung plattdeutscher Bibelausgaben, und es ist eine bekannte Sache, daß der Streit zwischen den beiden Gegnern dadurch entstand oder wenigstens gleich anfänglich verschärft wurde, weil Lessing, damals Bibliothekar in Wolfenbüttel, das noch jetzt eine ganze Bibliothek plattdeutscher Werke besitzt, dem Pastor Goeke dessen Anfrage nach einer besonderen Bibelausgabe nicht beantwortet hatte — Goeke setzte voraus, aus hochmüthiger Pässigkeit, in der That geschah es, weil Lessing vom Unglück geschlagen war Frau und Kind verloren hatte.

Es ist nicht übertrieben, wenn wir behaupten, daß es plattdeutsche Bibeln zu vielen Tausenden gab. Von je Tausend sind gewiß 999 verschwunden. Wo sind sie geblieben?

Viele dieser Bibeln waren gedruckt mit großen Lettern, im größten Format, Quart oder Folio, auf unvergänglichem Papier, gebunden wie für die Ewigkeit. Wohl jede Kirche besaß ein Exemplar davon. Reiche Leute setzten eine Ehre darin, ein Prachtexemplar mit metallenen, silbernen Ecken und Schließklammern an ihre heimische Kirche zu schenken und in der Widmung Gebrauch und sichere Aufbewahrung zu bestimmen. Ein Besitzer eines Exemplars der Bugenhagen'schen Bibel, das er mir zum Ankauf anbot, beschreibt es mir folgendermaßen: Es ist schön in gepreßtem Leder gebunden, mit Messingbeschlägen und Randverzierungen. Es steht darin mit Dinte geschrieben: Disse Bibel hefft de 'gottselige und veltugendsame Anna Jochims der Kerken to Husum gegeven, dat se alle Sonndage, wann Messe geholden un dat hochwerdige Sacrament geriket ward, opt Altar geleggt, un darina wohl verwahret werde. Gade (Gott) to Ehren, gottseligen framen Christen tom guden Exempel. Anno dei 1592.

Mein Correspondent setzt hinzu: Diese Bibel sei erst in den fünfziger Jahren von der Husumer Kirche (?) verkauft, und fragt mich mit gerechtem Erstaunen, wie die Husumer Kirche ein solches Geschenk habe verkaufen können. — Die Antwort ist: gar nicht, wenn's mit rechten Dingen zugeht. — Doch davon spreche ich noch. — Und die gar nicht mehr vorhanden — wie konnten solche monumentale Werke untergehen? Durch Wurmsfraß, Schimmel, Motten und Rost? Unmöglich! Man muß unwillkürlich an absichtliche Vernichtung, an Beil und Feuer, an Zerreißen und Zer-

brennen, an irgend eine fanatische Vernichtungswuth denken, wie einst bei den Bilderstürmern, nur hier heimlich und im Verborgenen, denn Vernachlässigung reicht nicht aus, dazu ist die Zeit zu kurz, wo sie noch zu Tausenden vorhanden waren.

Außer den plattdeutschen Bibeln sind aber fast noch gründlicher auch die plattdeutschen Gesangbücher, Katechismen, Andachtsbücher, Breviarien zu Grunde gegangen. Wo ist wohl noch ein Exemplar des kleinen Katechismus Lutheri Plattdeutsch vorhanden, der doch sogar früher im Druck erschienen ist, als der hochdeutsche? Er ist fast so gründlich zerstört wie die einst berühmte Deutsch-Theologie durch die Mönche.

Man stelle sich einmal die Lage eines plattdeutschen Volksstammes, sagen wir beispielsweise der Schleswig-Holsteiner, vor etwa 200 Jahren vor. Er war noch nicht lange zur Reformation übergetreten, man hatte ihm die Bibel und die Reformationschriften in seiner heimischen Sprache zugänglich gemacht. Er hatte den Schatz erkannt und mit Begier, mit tief innerlichem Bedürfniß ergriffen. Er hatte Mühe und Ausgaben nicht gescheut „Gute to Ehren, gottseligen Christen tum guten Exempel“, gar manches Exemplar der „heiligen Schrift“ an Kirchen und Pastoren geschenkt oder sich selbst zur Hausandacht angeschafft! —

Ist es denkbar, daß diese selben Leute, daß ihre Kinder oder Enkel Hand an ihre Heiligthümer gelegt, daß sie diese selben Monumente ihres Glaubens nicht nur in die Mumpellammer geworfen, nein mit Feuer und Beil vernichtet hätten, aus denen allein sie Trost und Erbauung schöpfen konnten, da sie eine andere Sprache, sagen wir Hochdeutsch oder Latein (von dem sie eben erst mit dem Katholicismus befreit worden waren) absolut nicht verstanden, nicht zum zehnten Theil so gut wie jene Ostholsteinische Gemeinde, von der mir ihr Prediger schrieb, jetzt nach 200 Jahren?

Nein — die Kirche hat sie verfolgt und vernichtet, wie sie sie eben vorher geschaffen, vernichtet, oder zulezt, wie jene von Husum, da sie rar geworden — verkauft. Ich würde, für meine Person, doch nicht wagen diesen Ausspruch zu thun, obgleich er sich der Ueberzeugung aufdrängt, aber schon vor mir hat ihn ein gelehrter Sprachforscher des Plattdeutschen, hat ihn Dr. Carl Scheller in einem Buche ausgesprochen, das 1826 in Braunschweig erschienen ist. Er sagt: Die vorhandenen plattdeutschen Schriften wurden in den Winkel geworfen oder ganz vertilgt, weil man sie für schädlich hielt, so daß im Volk fast Alles verschwunden ist, was Nützliches heißt. Was noch da ist, hat meistens in Archiven oder Klosterbibliotheken gesteckt, und man sieht es sogar manchem Buch an, daß es — confiscirt gewesen ist! Scheller behauptet, daß man bewußt auf die Ausrottung der plattdeutschen Sprache ausgegangen ist, daß dazu besonders die Gelehrten, vor Allem die Prediger beigetragen haben. Sie unterrichteten das Volk in einer Sprache (nämlich Hochdeutsch), die das Volk nicht verstand und noch heute nicht völlig versteht. Sie selbst verstanden meistens nicht die Sprache, die das Volk spricht (nämlich Plattdeutsch), verachteten, ja haßten dieselbe, wie die Schriften, die in ihr geschrieben waren. Denn die protestantischen Predigerstellen wurden eine Reihe von Jahren hindurch meistens von Wittenberg aus besetzt durch Leute, die das Plattdeutsch nicht einmal lernen konnten, so meint Scheller, „die plattdeutsche Sprache war ihnen zu ungeheuer, zu reich, zu sehr abweichend von oberländischen Formen und zu unnachahmlich für ihre verdorbenen Sprachorgane.“

So spricht allerdings ein Enthusiast für seine Muttersprache und man mag darum meinetwegen den letzten Satz streichen. Doch kommt man mit Scheller in der Hauptsache, der Vernichtung der plattdeutschen kirchlichen Schriften, unwillkürlich in der Ueberzeugung überein, daß sie der Kirche selber zuzuschreiben ist, wenn man seine Schrift aufmerksam durchnimmt, um zu sehen, auf welche Thatfachen er sein Urtheil stützt. Man lernt nebenbei die erstaunliche Thatfache, daß überhaupt mehr plattdeutsche Bücher gedruckt worden sind, als der Raum einer anständigen Privatbibliothek zu

fassen vermag und daß es eine gänzlich unbegründete Unwahrheit ist, die landläufige Ansicht, als sei das Plattdeutsche eine Sprache ohne Schrift und Druck, ohne Form und Zucht, ohne Grammatik und Regel. Sie ist vielmehr in allen Zweigen der Literatur angewandt worden, bis man sie eben vernachlässigte.

Schellers Buch nennt sich: *Bücherkunde der Sächsisch-Niederdeutschen Sprache*, hauptsächlich nach den Schriftendruckern der herzoglichen Bibliothek in Wolfenbüttel. In diesem Buche nun sind auf 500 Octavseiten mehr als 1800 plattdeutsche Bücher und Schriften beschrieben und zum Theil besprochen. Und Scheller glaubt mit Recht, daß er nur noch einen Theil aller vorhandenen plattdeutschen Schätze unter Händen gehabt habe und noch viele andernwärts verborgen seien.

Wie nun Scheller bei diesen Studien zu seiner Ansicht von der Feindschaft des Clerus gegen die plattdeutsche Sprache und damit der plattdeutschen Bibel und Kirchenschriften gekommen ist, davon erlaube ich mir eine schlagende Probe mitzutheilen. S. 234, Jahr 1544, Nr. 929 der plattb. Schr. Titel: „Christlike Kirchenordninge unde Gesänge. Vor armie ungeschickte Parrherren.“ Diese Kirchenordnung war ursprünglich hochdeutsch erschienen. Der Superintendent Corvinus ließ sie plattdeutsch drucken mit der kategorischen Vorbemerkung: Nadem sik dat meiste Deel mank ju Parrherren so lange beklaget, se kunnen sik in der oberländischen Sprache (im Hochdeutsch) nicht wohl schiden: so denn nu kene Entschuldigung, womit ji juwe Nalattigkeit länger smüden könnt!“ (D. h. Da sich die meisten unter Euch Pfarrer beklagen, daß sie des Hochdeutschen nicht wohl mächtig sind, so giebt es nun keine Entschuldigung, womit ihr Eure Nachlässigkeit länger entschuldigen könnt.) Und dann droht er, die des Amtes zu entsetzen, die nun nicht willig und gehorsam sich zeigten.

Also die Mehrzahl der Prediger in plattdeutschen Landen, die einheimischen, verstanden im Anfange der Reformation daselbst, Mitte des 16. Jahrhunderts, nicht so viel Hochdeutsch, um eine einfache Kirchenordnung ordentlich zu verstehen und zu befolgen. Das Volk selbst verstand noch weniger oder gar nichts davon. Aber die Oberhirten kamen aus der sächsischen Centralanstalt für's Luthertum und verlangten rücksichtslosen Gehorsam. Sie bequemen sich nur soweit der ihnen fremden verhaßten niederdeutschen Sprache, um ihren Untergebenen ihre Befehle verständlich zu machen. Dann ging es, wie immer, an's Aufräumen, und das Verbrennen unliebsamer Schriften war ihnen ja noch aus den Antodafes der kaum überwundenen katholischen Zeit geläufig.

Scheller setzt dem mitgetheilten Vorworte bitter hinzu: „Das war doch etwas hart, Herr Superintendent, daß Geistliche in einer fremden Sprache (hochdeutsch) lehren sollten, die weder sie noch ihre Zuhörer verstanden!“

Aber es ist durchgesetzt worden, wie Alles, was die Kirche von oben herab decretirt hat, unsere plattdeutsche Bibel und Kirchenschriften sind vernichtet, unsere Muttersprache ist geächtet aus dem Gottesdienste vertrieben worden. Die Achtung und Zerstörung ist eine so gründliche gewesen, die Zucht der protestantischen Kirche eine so gewaltige, daß in den fast 350 Jahren seit der Drohung des Superintendents Corvinus, wie es scheint, auch nicht ein einziger Prediger in plattdeutschen Landen, einen halbkomischen Pastor Sackmann in Limmer bei Hannover etwa ausgenommen, auch nur auf den Gedanken gekommen ist und es gewagt hat, zu seiner Gemeinde in der Sprache zu reden, die er wie sie allein oder doch am besten verstand oder versteht.*)

*) Wenn man die Mittel kennen lernt, welche angewandt sind unsere Stammsprache zu verdrängen, so ist es kein Wunder mehr, was Geschichtswerke in den kurzen Worten zu berichten pflegen: Luthers Bibelübersetzung habe uns die einheitliche Schriftsprache gebracht. Was wir Norddeutsche dafür gelitten und dabei verloren haben, ist ungekarnet oder vergessen. Mündlich berichtete mir der gelehrte Germanist Dr. Jellinghaus, bekannt als Kenner des Niederdeutschen, in seiner Heimat

Erst jetzt wagt es ein schleswigscher Pastor, die begrabene plattdeutsche Bibel wieder auszugraben. Und ich glaube fest, daß ich nicht Unrecht habe, wenn ich meinen Aufsätzen und Bemühungen um denselben Zweck in den siebziger Jahren, die damals vergeblich waren, die aber nicht unbekannt geblieben sein können, es zuschreibe, den Anstoß dazu gegeben zu haben. Man verzeihe mir diese Aeußerung, ich habe mich seit einem Menschenalter redlich bemüht, die Vorurtheile gegen das Plattdeutsche zu zerstreuen, namentlich auch in den siebziger Jahren um den erneuten Abdruck einer plattdeutschen Bibel. Meine verschiedene Aufsätze in heimischen Blättern über diesen Gegenstand führten zur Constatirung eines Vereins von angesehenen Männern unter dem Vorsitz unseres höchsten Geistlichen für diesen Zweck. Ich wandte mich an die reiche englische Bibelgesellschaft um Mittel, konnte aber den verlangten Beweis nicht liefern, daß noch Plattdeutsch in den Schulen unterrichtet, Plattdeutsch in der Kirche zum Beten, Predigen und Unterrichten gebraucht werde. Denn das hatten die Corvinus und Nachfolger gründlich vertrieben. Und meine Auseinandersetzungen, in welchem Maße Plattdeutsch dennoch für Prediger, Richter, Aerzte werthvoll, die plattdeutsche Bibel zumal für Seelente, Auswanderer, ja für jeden Plattdeutschen wichtig sei, reichte nicht aus. Wir wurden abgewiesen und wiederum reichten unsere Geldmittel nicht aus, das Werk selbst zu wagen.

Daher darf man das vorliegende Unternehmen wohl als ein kühnes und ein schönes bezeichnen. Von der Kirche wird wohl weder das Werk noch der Herausgeber etwas mehr zu fürchten, aber wahrscheinlich auch keine Unterstützung zu erwarten haben, wie sie doch nicht wohl zu entbehren sein möchte, wenn die Arbeit nicht vergeblich sein soll. Nähmen sich die Prediger in plattdeutschen Landen der Sache an, hätten sie für Bekanntwerden und Verbreitung, so wäre sie gewonnen. Ich möchte dem Herausgeber rathen, sein Ziel vorläufig zu beschränken, etwa nur das neue Testament und die Psalmen oder etwa noch die Propheten eingeschlossen, herauszugeben. Herstellungskosten und Preis würden dadurch um die Hälfte vermindert und die Wirkung fast die gleiche.

Der Herausgeber hat die etwas veraltete Bugenhagen'sche Uebersetzung in gegenwärtig lesbares Plattdeutsch abgeändert, für die Beurtheilung dieser philologischen Seite der Arbeit ist hier nicht der passende Platz, das mag dem Correspondenzblatt des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung und rein kirchlichen Zeitschriften überlassen bleiben. Im Allgemeinen kann man der Arbeit seine Zustimmung gewähren. Der Herausgeber hat mit Recht als Norm seine eigene Mundart gewählt, denn eine Art allgemein gültiges Plattdeutsch, wie J. H. Voss es in seinen Idyllen herzustellen versuchte, führt nur auf Irrwege. Mir erscheint sein (des Herausgebers) Dialect als dem Hamburgischen verwandt. Er bietet den Vortheil reinerer Conjugationsformen im Verhältniß zu den weiter östlich gesprochenen, leidet aber an zu vielen gebrochenen Vocalen. Dies ließe sich ändern und bessern, wenn der Herausgeber sich die richtige Hülfe suchte, ohne daß seiner Sprache Gewalt angethan würde. Der berühmte

Westfalen sei die gewaltsame Verhochdeutschung noch radicaler und rascher vor sich gegangen, als in Schleswig-Holstein. Orts-, Städte-, Straßennamen, Namen der Hüfe, Flurnamen, so weit sie häufig vorkommen, seien, oft ganz mißverstanden und entstellt, in's Hochdeutsche übersezt und dadurch sowohl dem Volke die schöne historische Tradition, wie dem Geschichtsforscher die werthvollsten Spuren der Vergangenheit verwischt. Bei uns ist es freilich auch arg genug hergegangen, wie ich gelegentlich einmal an den Kieler Straßennamen nachgewiesen habe, wo z. B. die eine Pol'strat (Straße am Pfuhl, dem kleinen Kiel) hieß. Ein edler Sprachverbesserer übersezte es richtig in Pfuhlstraße. Der Plattdeutsche spricht aber das P vor f nicht aus und sagte, nachdem der Pol vergessen war: Fulsstrat. Das verhochdeutschte dann ein späterer Jan Ballhorn richtig in Faulstraße, und so heißt sie noch.

Sprachkundige Prinz Lucien Bonaparte, der sich besonders mit den germanischen Mundarten befaßt, hat den Auspruch gethan, von allen plattdeutschen Mundarten sei die holsteinische (will sagen ditmarische) die vollkommenste! Dies bezieht sich ohne Zweifel auf den reinen Vocalismus derselben, ein Vorzug, den schon vor lange Professor Müllenhoff gerühmt hat. Die leicht bewerkstelligte Aenderung in diesem Sinn für die folgenden Hefte und für einen späteren Wiederabdruck der ersten würde nach meiner Ansicht eine wesentliche Verbesserung sein.

Ich übergebe diese Uebersetzung de Lesers, weke weiten, wat de plattdütsche Sprak för en Bedüding för unsre Volk hett, sagt der Herausgeber zum Schluß seines Vorwortes und ich setze hinzu: Mögen deren recht viele sein und werden und möge Jeder helfen nach seinem Theil, daß das Werk Zweck und Ziel erreiche.

N. S. Meine Vermuthungen haben sich inzwischen größtentheils bestätigt. Der Herausgeber der plattdeutschen Bibel, Pastor Paulsen in Kropp, Herzogthum Schleswig, schreibt mir selbst: Ihr Quidborn hat mich zuerst wieder für die plattdeutsche Sprache begeistert, auch hat mich Ihre Aufforderung in einem Kalender (es war der Neue Kalender für das evangelisch-lutherische Volk, Bredstedt 1875), die plattdeutsche Bibel wieder erscheinen zu lassen, die Augen auf dies Werk gelenkt. Sie sehen also, daß Ihre Arbeit und Ihre öffentlichen Ansprachen keineswegs ohne Erfolg gewesen. Die Ernte folgt ja oft der Saat. — Mein Vater ist Lehrer in der Nähe Hamburgs, daher stammt meine Mundart. Indem der Herausgeber die Schwierigkeiten der Arbeit erwähnt, setzt er hinzu: „Ich bin ja etwas geübt in der Sache, da ich seit zwölf Jahren viel plattdeutsch gepredigt habe, unter anderm auch vor zwei Jahren in Rochester bei New-York.“ Und erzählt dann noch: „Ihren Quidborn fand ich in Amerika in mehreren Pfarrhäusern, fand auch eine Pastorin, die ihn fast auswendig wußte. Dies also ein Beweis, wie fest die plattdeutsche Sprache drüben gewurzelt, wie tief die Heimatsliebe gerade unter den Plattdeutschen dort in den Herzen steht, und daß meine oben ausgesprochenen Hoffnungen nicht leere Phantasien sind.“

Noch mag es interessant für meine Leser sein, wenn ich berichte, daß mich dieser Tage ein norwegischer früherer Pastor besuchte, der, als er mich gerade mit der neuen plattdeutschen Bibel beschäftigt fand, mir erzählte, daß sie in Norwegen auch mit einer Uebersetzung der Bibel in die heimische Volkssprache beschäftigt seien, er selbst habe kürzlich das Evangelium Marcus fertig gestellt. Es ist eine Reaction gegen das Schriftidänisch, die dort wohl, wie nicht bei uns, einen politischen Beigeschmack hat, dem Volksbewußtsein aber wie auch der Schriftsprache jedenfalls zur Erfrischung dienen wird. Den Anstoß gab auch dort ein poetisches Werk, es waren die Volksmärchen, erzählt von Askjörnsen, der noch als Veteran in Christiania lebt.





Illustrierte Bibliographie.



Alte und neue Kunst.

Moderne Kunst. Studien zur Kunstgeschichte der Gegenwart unter besonderer Berücksichtigung der Münchener, Berliner und Pariser Ausstellungen im Jahre 1883. Von Fritz Bley. Mit Illustrationen in Holzschnitt, Radirungen und Heliogravüren. Leipzig, E. A. Seemann.

Die Dresdener Gallerie. Eine Auswahl der hervorragendsten Meisterwerke dieser Sammlung in Stahlstich. Mit zahlreichen in den Text gedruckten Portraits und erläuterndem Text von H. A. Weiske. Neubdiz = Leipzig, A. S. Payne. Dief. 1—16.

Geschichte der deutschen Kunst. I. Geschichte der deutschen Baukunst. Von Robert Dohme. **II. Geschichte der deutschen Plastik.** Von W. Bode. Mit Text-Illustrationen, Tafeln und Farbendrucken. Berlin, Grote'sche Verlagsbuchhdlg. Dief. 1. u. 2.

Büchern, die aus einer Reihe von Zeitungsartikeln zusammengesetzt sind, pflegt stets die Einheitlichkeit zu fehlen, die das Buch recht eigentlich erst zu einem Buche macht. Der in jüngerer Zeit weit verbreitete Gebrauch, Artikel, die man hie und da veröffentlicht hat, zu vereinigen und sie in der Form eines Buches herauszugeben, hat uns allmählich daran gewöhnt, über diesen Mangel hinwegzusehen. Wir halten es schon für verdienstlich, wenn die an einander gefügten Artikel durch einen Grundgedanken zusammen gehalten werden. Dies ist in Fritz Bley's „Moderne Kunst“ allerdings im höchsten Grade der Fall. Bley hat seine Aufsätze über die zeitgenössische Kunst zum größten Theil in der Königschen Zeitung veröffentlicht und er gesteht selbst, daß sie, obgleich vielfach ergänzt oder verkürzt, auch in der jetzigen Einkleidung ihre ursprüngliche Bestimmung nicht verleugnen. Das Skizzenhafte, das der Tagespresse anhaftet, hat Bley jedoch dadurch ausgeglichen, daß die Artikel selbst eine gewisse Abrundung haben, und daß die Einzelerörterungen stets nur als Beispiele gelten für theoretische Auseinandersetzungen und Betrachtungen allgemeinsten Art. Diese Betrachtungen beziehen sich auf das Verhältniß des Staates zur Kunst, auf die Kunstschulen und



Alpenmärchen von Konr. Dietz.
Aus: Bild, Moderne Kunst. (F. A. Seemann, Leipzig.)



Das letzte Aufgebot von Franz Defregger.
Aus: Reich, Moderne Kunst. (G. H. Seemann, Leipzig.)

Techniken — wie die Capitel: „Die Impressionisten,“ „Die Akademiker und Naturalisten“ — sie betreffen die Kunst verschiedener Nationalitäten — wie „Der Pariser Salon“, „Die italienische Malerei“, „Die spanische Malerei“ — sie entwickeln ausführlich und gründlich den Zustand der gegenwärtigen „deutschen Geschichtsmalerei“, „religiösen Malerei“, der „Sittenmalerei“, der „deutschen Bildnißmalerei“ und der „deutschen Landschaftsmalerei“.

Der Verfasser hat auf allen Gebieten den Muth seiner eigenen Meinung, und er hat auch die nöthigen Kenntnisse, seine Anschauungen zu begründen. Das in der Tageszeitung über Gebühr gepriesene Bild Pilotys „Unter der Arena“ betrachtet Bley —



Der Aufstand des Pöbels im Jahre 1609. Wandgemälde im Rathhause zu Erfurt von B. Jansen.

Aus: Bley, Moderne Kunst. (E. A. Seemann, Leipzig.)

und wir glauben mit Recht — als ein gänzlich mißlungenes Product. Pilotys, sagt er, ist in keinem seiner Bilder so schwächlich und theatralisch geblieben, als in diesem. Das Bild ist kalt und inhaltlos und steht an Glaubwürdigkeit der Erscheinung weit zurück hinter Pilotys die Leichen erwürgter Christen gleichgültig überschreitendem „Nero“, insbesondere aber hinter seiner „Ligea“ und „Wallenstein“.

Auch in dem Capitel: „Ausstellungen und staatliche Kunstpflege“ finden die jelsbständigen Anschauungen des Verfassers Ausdruck. Er fordert vom Staate eine besondere Begünstigung der Kunst. Das Interesse, meint er, welches der Staat an der Entwicklung der Kunst als einem der wichtigsten Factoren des geistigen und

materiellen Gedeihens der Nation hat, beruhe darin, daß die Künstler sich selbständig schöpferisch entwickeln, daß die Gesellschaft mit und in der Kunst ihren Gesichtskreis erweitere und selbst an deren wahrhafter Förderung theilnehme. Wer in der Kunst einen Lugs, wohl gar einen schädlichen Lugs erblickt, der verkennt — nach Bleyß zutreffender Ansicht — nicht nur ihren hohen ethischen Werth, sondern namentlich auch ihre in klingender Münze zum ziffermäßigen Ausdruck gelangende volkwirtschaftliche Bedeutung. Bleyß fordert, ähnlich wie Wilhelm Lübke in einem in unserem vorigen (100.) Heft veröffentlichten Aufsatz, in erster Linie die Begünstigung der großen Kunst, — was Lübke durch monumentale Kunst ausgedrückt hat. Auch er ist der Ansicht,



Refugium peccatorum von Luigi Nono.

Aus: Bleyß, Moderne Kunst. (E. M. Seemann, Leipzig.)

daß nur da Bedeutendes geleistet wird, wo das Streben der Gesamtheit auf die monumentale Kunst gerichtet ist. Ohne den Werth der großen Ausstellungen zu verkennen, sieht er jedoch in ihnen eine neue Ursache des Zurücktretens der monumentalen Kunst. Die monumentale Malerei muß auf den Ausstellungen naturgemäß fehlen. Große Wandgemälde lassen sich nicht aufrollen. Den Ausstellungsbesuchern kann daher nur durch die zu jenen Werken entworfenen Studienköpfe, Cartons und Farbenskizzen ein annäherndes Bild des fertigen Werkes geboten werden. Monumentale Leinwandgemälde aber gelangen in den Ausstellungen nie zu voller Wirkung, da sie ja für eine ganz andere Umgebung bestimmt sind. Sie sind vielleicht in matten Wachsfarben gemalt, und man giebt ihnen satte Oelgemälde zur Nachbarschaft; sie sind vielleicht auf den Hintergrund einer matten Kalkwand gestimmt, und man hängt sie auf eine braunrothe Tapete! (S. 10.) Auch das trägt viel dazu bei, die Kunst auf Abwege zu führen, daß bei dem modernen Ausstellungsweisen eine der wichtigsten Bedingungen der Kunst verlegt wird: daß ein Kunstwerk nur unter den Bedingungen gesehen und beurtheilt werden soll, auf die es berechnet ist. Denn entweder malt der

Künstler sein Bild mit Rücksicht auf dessen zukünftige Umgebung, Lichtverhältnisse und sonstige Bestimmung, oder er malt es — für die Ausstellung, d. h. also in einem seiner Bestimmung schnurstracks zuwiderlaufenden Charakter. Einen zweiten Mangel der deutschen Malerei erblickt Bley insbesondere darin, daß unsern Künstlern „kaum noch das Verständniß für die großen Fragen der Zeit und deren ideale Interessen abgegangen, welche jedem schöpferischen Talent doch wahrlich Anregung und Stoff in Fülle und Fülle bieten“. In dieser Beziehung erscheinen die französischen Maler trotz aller Herzenskälte und Dürftigkeit der Erfindung gegenüber der stylofen Zerfahrenheit der deutschen Kunst noch immer als die Vertreter eines stolzen und selbstbewußten Volkes. Dieser Vorwurf bezieht sich hauptsächlich auf die Sittenmalerei und trifft in erster Linie die jüngeren Künstler. Denn der älteren Generation fehlt es nicht an Verufenen, man braucht nicht bei den Fremden in die Schule zu gehen. Denn wo hätten denn die Franzosen, Spanier, Italiener, Ungarn oder Slaven ein Bild von der kühnen Originalität, welche aus dem „Mommseu“ von Knau aus Janßens Bildniß des Feldmarschalls Herwarth von Bittenfeld, das gleich Lenbachs Bildnissen in die Historie hineintragt, aus dem „Tyroleraufstand“ Defreggers und dessen Bildern vom „Neuerjahr“, der „Retenden Alten“ von Leibl und so vielen anderen deutschen Bildern zu uns spricht. (S. 45.)

Bleys Standpunkt ist darum durchaus nicht etwa ein national beschränkter. Er läßt den Kunstwerken anderer Nationen volle Gerechtigkeit widerfahren und weiß uns auch zu lehren, was wir bei Franzosen, Spaniern und Italienern zum Vorbild zu nehmen hätten. So zeichnet er bei der Darstellung der technischen Malerschulen ganz besonders das Bild eines jungen Künstlers, Luigi Nono, aus: *refugium peccatorum*, ein Bild, das auf der Münchener internationalen Ausstellung die goldene Medaille erhalten hat und sich heute im Besitz des Königs Humbert befindet. Ein italienisches Greichen vor der *mater dolorosa*! An der langen Zeile eines Canals steht das Steinbild der Schmerzensreichen, dem Betrachter nur bis zu dem Arme mit dem Christuskinde sichtbar, und davor kniet ein kaum dem Kindesalter entwachsenenes, vermutlich verwaisetes Mädchen in ärmlicher Kleidung. Sie hat das Antlitz schluchzend in den Händen geborgen, aber es bedarf auch nicht eines Blickes in ihre verweinten Züge: die fahlen Blätter, welche über die Mauer des Büßerflosters vom Herbstwinde auf die einsame Straße herübergetragen werden, und der wunderbar weiche Mollklang des ganzen Bildes erzählen uns zur Genüge die Geschichte des armen Kindes. Gerade einen Vorzug hat das Bild, der unseren deutschen Genremalern fehlt: die Einfachheit der Composition und die malerische Wirkung, insbesondere den Einklang der Stimmung. Auf diesen Mangel lenkt besonders der Vergleich des eben erwähnten Bildes mit Hofelmanns „Verhaftung einer Kindesmörderin“ unsere Aufmerksamkeit, ein Werk, „das bei seiner vortrefflichen Charakteristik, der dramatischen Wiedergabe des Bildgebantens und der über dem ganzen Vorgang lagernden beklemmenden Herbststimmung wohl noch poetischere Wirkung erzielt hätte, wenn es, wie Nonos „*Refugium peccatorum*“, zugleich malerischer erfunden und damit zu allgemeinerer Weiße gerufen wäre.“

Aus dem Wenigen, was wir angedeutet, wird man sehen, daß Bleys Buch reich an Anregungen und guten Gedanken ist, daß es sich von jeder Einseitigkeit frei hält und daß es Lob und Tadel unparteiisch, lediglich nach idealen Gesichtspunkten erteilt. Eine eingehende Kritik im vollen Sinne des Wortes wird man an dieser Stelle nicht erwarten. Der Bilder Schmuck verdient ganz besondere Beachtung. Wir können hier nur wenige Holzschnitte wiedergeben. Die zahlreichen Radirungen und Heliogravüren bilden jedoch den Haupttheil der Illustrationsbeigabe. Man braucht bei dem *Secemann'schen* Verlage kaum zu erwähnen, daß fast alle höchst gelungen sind. Bei wenigen nur merkt man eine Abnutzung der Platte.

A. V.

Zwei neue Bücher von Johannes Scherr.

In jüngerer Zeit erschreckte alle Verehrer des „Alten vom Berge“ die Nachricht, er sei schwer krank und arbeitsunfähig. Glücklicherweise kommt nun auch die Widerlegung dieser Nachricht, und zwar in der besten Form, die man sich wünschen kann, in der Form zweier neuer Arbeiten. „Die Nihilisten“*) betitelt Scherr die eine von ihnen, und schon das gewählte Motto zeigt die Tendenz des Buches:

Warum willst Du Dich von uns Allen

Und unsrer Meinung entfernen?

Ich schreibe nicht Euch zu Gefallen;

Ihr sollt was lernen!

Wahrlich, diese Worte hätten das Motto aller Scherr'schen Bücher sein können. Wer Scherr mit Verständnis liest, hat sicher immer etwas von ihm gelernt, und daß er schreibe, Jemand zu Gefallen und nicht lediglich im Dienst der Wahrheit, hat wohl auch noch Niemand behauptet. Schwer aber wird es Vielen fallen — und auch wir zählen zu diesen — die fürchterliche Prophezeiung als berechtigt anzuerkennen, die Scherr im 26., als „Epilog“ bezeichneten Capitel über die Zukunft Rußlands und des gesamten Europa ausspricht. Nachdem er in den 25 vorangegangenen Abschnitten in klarer, kräftiger, gedankenvoller Darstellung eine Geschichte des sich entwickelnden Revolutionsgedankens gegeben, nachdem er gezeigt, wie der Nihilismus nichts anderes ist, als eine berechtigte Reaction gegen den starren Despotismus, nachdem er ferner die Widersinnigkeit eines solchen Kampfes zwischen Zarismus und Nihilismus dargelegt, gelangt er zu dem düsteren Schluß, „daß der Nihilismus in allen Metamorphosen, die er noch durchzumachen haben mag, fortfahren wird in Rußland, ja auch im heiligen Rußland die Mittel und Wege zu bereiten für einen europäischen Umsturz . . . Der Geist der Revolution, d. h. die wahnwitzige Vorstellung, mittelst Vernichtung alles Bestehenden ihr Loos verbessern zu können, ist in den Massen, wie noch nie, seit es eine menschliche Gesellschaft giebt, und täglich, stündlich nimmt ein wilder Zerstörungstrieb an Ausdehnung, Vertiefung und Stärke zu. Sein Tag wird kommen, so gewiß vordem die Tage der Völkerwanderung, der Reformation und der Revolution von 1789 gekommen sind.“ Und auf die verhängnißvolle Frage: Wer soll das Drohende beschwören und abwenden? findet Scherr keine Antwort. Das Königthum? Die Aristokratie? Die sogenannte Bourgeoisie? Die Kirche? Die Wissenschaft? Der Staatssocialismus? Keine von allen diesen Mächten! Nur eine erscheint den düsteren Propheten als Damm gegen die herardrohende Sintfluth: die deutsche Armee. Alles Andere ringsherum in Europa ist fragwürdig, unzuverlässig und haltlos. „So lange das Gefüge, die Mannszucht und der Gehorsam des deutschen Heeres Stand halten, wird das Verderben aufzuhalten sein.“

Eine traurige Perspective, in welche Scherr die Menschheit blicken läßt. Pöffen wir, daß er sich als falscher Prophet erweist. Scherr war immer ein klein wenig Schwarzseher. Aber zu Lehrern der Menschheit sind diejenigen gewiß besser geeignet, die vor einem vermeintlich herannahenden Verderben sie zu schützen suchen, als die blindlings in die Zukunft jenseuen. —

Verwandt mit den „Nihilisten“ sind auch viele Capitel in Scherr's „Neuem Historienbuch“), das in zweiter Auflage vorliegt. Wir brauchen auf diese vielgelesene Sammlung historischer Essays nicht näher einzugehen, um so weniger, als ein großer Theil derselben in unserer Monatschrift zuerst veröffentlicht wurde. Scherr beschäftigt

*) Die Nihilisten. Von Johannes Scherr. Leipzig, Otto Wigand.

**) Neues Historienbuch. Von Johannes Scherr. Zweite Auflage, Leipzig. Otto Wigand.

sich am liebsten mit den abnormen Erscheinungen der Weltgeschichte oder, um es noch schärfer auszudrücken, mit den abnormen Charakteren Weltgeschichte machender Männer. Ein echter Historiker, kritisiert er die Thatsache nicht, sondern weist auf ihren ursächlichen Zusammenhang und ihre Nothwendigkeit hin. Bedürfte es überhaupt eines Beweises, so hätte Scherr's oben besprochenes Buch zur Genüge klar gemacht, daß er die Nihilisten und ihr Treiben verdamme. Aber das hindert ihn nicht, in der „Präambel“ zu dem Essay „Die Delabristen“ mit Bestimmtheit auszusprechen: „Die Excesse der Rebellion entsprechen mit logischer Nothwendigkeit den vorhergegangenen Excessen der Tyrannei. Wie die Despoten, so der Rebell, wie der russische Zarismus, so die russische Revolution . . . Die Logik der Thatsachen will ihr Recht. Der Knute antwortete schließlich die Dynamitbombe, wie vorher der Bastille schließlich die Guillotine geantwortet hat.“

R. L.

Salvatore Farina.

Vor wenig Jahren war uns der italienische Dichter Farina noch ganz fremd. Heute ist er uns mehr als bekannt, er ist gelesen und geliebt. Das Verdienst, diesen hervorragenden Humoristen bei uns eingeführt zu haben, gebührt dem verstorbenen Ernst Dohm. Er war es, der die ersten Novellen Farina's in mustergültiger Uebersetzung in der „Deutschen Rundschau“ veröffentlichte. Nach seinem Tode setzte Hans Hoffmann das Werk fort, und Siegfried Samosch bot zum Verständniß des Dichters und seiner Eigenart einen längeren Essay. Die Arbeiten dieser Drei hat die Verlags-handlung nunmehr vereinigt in Buchform herausgegeben.*)

Der hervorstechendste Zug der Farina'schen Eigenart ist die Einfachheit, in der er die alltäglichen Freuden und Leiden des Familienlebens schildert, bald mit köstlichem Humor die kleinen Uebelsände einer bescheidenen Existenz persifolierend, bald unser Mitgefühl erregend für die entzückenden Unarten und Vorzüge unsrer Kleinen. Den Mittelpunkt der Schilderungen in den einzelnen Novellen — wenn dieser nicht ganz zutreffende Ausdruck hier gestattet ist — welche zu dem Cycluß „Mein Sohn“ vereinigt sind, bildet das Verhältniß des Vaters zu seinem Sohne. Wir begleiten ihn in allen Phasen des Lebens, ja wir lernen schon die Wirkung kennen, die sein erwartetes Eintreffen in dieser besten der Welten auf die gesammte Umgebung, auf den Vater, die junge Mutter, den Großvater ausüben. „Vor seiner Geburt“ und „Nahrungsforgen“ sind, wie wir meinen, die gelungensten Stücke dieser Sammlung. Späterhin schwächt sich das Interesse ein wenig ab. Dieses scheinbar einschränkende Urtheil ist jedoch nur so zu verstehen, daß wir die vollendete Künstlerkraft, die in den beiden genannten Erzählungen zur Geltung kommt, zum Maßstabe nehmen. Absolut betrachtet sind auch alle übrigen Theile die Werke eines schöpferisch reich begabten und eine frappante Darstellungskraft besitzenden Künstlers. — Die lebhaften geistigen Wechselbeziehungen, welche sich zwischen Deutschland und Italien in jüngster Zeit zu entsalten beginnen, haben durch die Uebersetzung Farina's eine starke Förderung erhalten.

R. L.

*) Mein Sohn. Von Salvatore Farina. Aus dem Italienischen von Ernst Dohm und Hans Hoffmann. Mit einer biographischen Einleitung von Siegfried Samosch. Berlin, Gebrüder Paetel. 2 Bände.



Bibliographische Notizen.

Reichskanzler Fürst Bismarck. 1815 bis 1885. Von Wilhelm Müller. Jubiläums-Ausgabe. Stuttgart, Carl Krabbe.

Das Jubiläum des Reichskanzlers hat, wie man erwarten konnte, eine Flut von biographischen und poetischen Erzeugnissen an's Licht gefördert. Es ist nicht leicht, aus der großen Zahl dieser Bücher dasjenige herauszufinden, welches am Besten der Thätigkeit Bismarcks gerecht wird. Wilhelm Müller, der bekannte Lüzinger Professor, der die Geschichte der Gegenwart in einer jährlichen Chronik darstellt und mit Recht als einer der besten Kenner unserer Zeitgeschichte gilt, hat sich die Aufgabe gestellt, das reiche und großartige Leben des Reichskanzlers in den verschiedenen Stadien seiner Entwicklung vorzuführen. Das heißt aber doch nichts Anderes, als die Geschichte Deutschlands in den letzten drei Decennien schildern. Diese Aufgabe ist in dem vorliegenden Büchlein auf's Beste gelöst. rm.

Die Reden des Abgeordneten von Bismarck-Schönhausen in den Parlamenten 1847—1852. Herausgegeben, mit Einleitung und Anmerkungen versehen von Th. Kiebel. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. Berlin, Carl Heymanns Verlag.

Bismarcks Reden sind in der ersten Auflage, die 1880 erschien, sofort in ihrer vollen Bedeutung gewürdigt worden. Die nun vorliegende, welche dem Jubiläum

des Kanzlers ihr Entstehen verdankt, ist durch diejenigen Reden vervollständigt, welche der Legationsrath von Bismarck-Schönhausen in der zweiten Kammer in den Sessionen 1851 und 1852 gehalten hat, und hierdurch ist, wie der Herausgeber sagt, die letzte Lücke ausgefüllt worden, die in den Sammlungen der Bismarck'schen Reden noch vorhanden war. Die Reden sind nicht bloß darum von Interesse, weil sie uns in den Entwicklungsangang eines großen Mannes hineinblicken lassen, sie sind auch an sich betrachtet bedeutend genug und enthalten der neuen Gedanken und hervorragender rhetorischer Abschnitte so viele, daß sie jedem Leser auch als rhetorische Kunstwerke Genuß gewähren. rm.

Musikalische Studienköpfe von La Mara.

Erster Band: Romantiker. Sechste umgearbeitete Auflage. Heinrich Schmidt und Carl Günther, Leipzig.

La Maras Studienköpfe sind in so weiten Kreisen bekannt und gelesen, daß sie einer Empfehlung nicht bedürfen. Die vorliegende sechste Auflage des ersten Bandes hat ganz besonders in dem letzten Theil, in den Biographien Franz Liszts und Richard Wagners, bedeutende Ergänzungen erfahren. Außer den Lebensabrisseu der beiden letztgenannten Meister enthält dieser erste Band Essays über Carl Maria von Weber, Franz Schubert, Felix Mendelssohn-Bartholdy, Robert Schumann und Frédéric Chopin. av.

Bei der Redaction von „Nord und Süd“ zur Besprechung eingegangene Bücher.

- Amthor's** Reisebücher. Mourer, Führer durch die Dolomiten. 4. Auflage. Gera, Amthor'sche Verlagsbuchhandlung.
- Balzac**, H. de, *Le père Goriot*. Scènes de la vie parisienne. Collection Calmann Lévy. A. Quantin. Paris 1885.
- Baumbach**, Rudolf, Erzählungen und Märchen. Leipzig, A. G. Liebeskind.
- Belle-Croix**, Baron de la, Aus den hinterlassenen Papieren. Enthüllungen und Erinnerungen eines französischen Generalstabsoffiziers aus den Unglückstagen von Metz und Sedan. Hannover, Helwing'sche Verlagsbuchhandlung (Th. Mierzinski).
- Brennecke**, Adolf, Die Wunder der Welt. Europa, eine malerische Wanderung. Strassburg i. E., R. Schultz & Co.
- Deutsche Encyclopädie**. Lieferung 1. 2. Leipzig, Fr. Wilhelm Grunow.
- Engelhorn's** Allgemeine Romanbibliothek. Erster Jahrgang. Band 19: Eheglück von W. C. Norris. Zweiter Band. — Band 20: Schiffer Worse von Alexander Kielland. — Band 21: Ein Ideal von Marchesa Colombi. Band 22, Dunkle Tage von Hugh Conway. Stuttgart J. Engelhorn.
- Erman**, Dr. Adolf, Aegypten und ägyptisches Leben im Alterthum. Mit über 300 Abbildungen und 10 Vollbildern. Tübingen, H. Laupp'sche Buchhandlung.
- Frederking**, Hugo, Der Born der Liebe. Eine hessische Sage. Dichtung in zehn Gesängen. Bromberg, Mittler'sche Buchhandlung (A. Fromm).
- Friedrich**, Georg, Die Krankheiten des Willens. Vom Standpunkt der Psychologie aus betrachtet. München, Georg Friedrich'sche Buchhandlung.
- Gesellschaft für Erdkunde**, Verhandlungen der, zu Berlin. Band XII, No. 4. Berlin, Verlag von Dietrich Reimer.
- Gibbon**, Charles, Aus Mangel an Geld. Aus dem Englischen von Otto Lüling. Norden, Hinricus Fischer Nachfolger. 2 Bde.
- Göttinger**, Dr. E., Reallexikon der deutschen Alterthümer. Leipzig, Woldemar Urban. Lief. 1.
- Guyer**, Eduard, Das Hotelwesen der Gegenwart. Zürich, Orell Füssli & Co.
- Grasberger**, H., Plödersam. Geistli'n G'schicht'n: Leipzig, A. G. Liebeskind.
- Hartmann**, Eduard von, Der Spiritismus. Leipzig-Berlin, Wilhelm Friedrich.
- Heinrich**, W., Probelieder und Liederproben. Frankfurt a. M., Franz Benjamin Auffarth.
- Hellwald**, Friedrich von, Frankreich in Wort und Bild. Hoft 16, 17, 18. Leipzig, Heinrich Schmidt & Carl Günther.
- Herbeck**, Johann, Ein Lebensbild von seinem Sohne Ludwig mit Portrait. Wien, Albert I. Gutmann.
- Hoffmann**, Lehrbuch der praktischen Pflanzenkunde. Lieferung 1. Stuttgart, C. Hoffmann'sche Verlagsbuchhandlung (A. Bleil).
- Katalog** des antiquarischen Bücherlagers von Paul Lehmann. No. XXXV. Deutsche Literatur und Sprache.
- Koner**, Prof. Dr. W., Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin. Zwanzigster Band. Zweites Heft. Berlin, Dietrich Reimer.
- Lange**, Thomas, Meer und Au. Erzählung. Aus dem Dänischen von Dr. August W. Peters. Norden, Hinricus Fischer Nachfolger.
- Lohmeyer**, Julius, Gedichte eines Optimisten. Leipzig, A. G. Liebeskind.
- Meyenbug**, Malwida von, Gesammelte Erzählungen. Zürich, Verlags-Magazin (J. Schabelitz).
- Münch**, Carl, Parlamentarischer Taschen - Almanach für die VI. Legislaturperiode des deutschen Reichstages 1884—1887. Leipzig, Bruno Radelli.
- Pludemann**, Martin, Die ersten Uebungen für die menschliche Singstimme. München, Alfred Schmid.
- Rauber**, Dr. A., Homo sapiens ferus oder die Zustände der Verwilderten und ihre Bedeutung für Wissenschaft, Politik und Schule. Biologische Untersuchung. Leipzig, Denicke's Verlag.
- Revue internationale**. Deuxième Année. Tome sixième. V. VI. livraisons. Tome septième I. livr.
- Riats** Johann Georg, Lebenserinnerungen. Herausgegeben von G. Poel. Erster Theil. Gotha, Friedrich Andreas Perthes.
- Roskoschny**, Dr. Hermann, Afghanistan und seine Nachbarländer. 1. Lieferung, Leipzig, Gressner & Schramm.
- Europas Colonien. Heft 16, 17, 18, 19: Das Kongogebiet und seine Nachbarländer. Leipzig, Gressner & Schramm.
- Rothenbücher**, Dr. Adolf, Der Philosoph für die Welt. Cottbus, B. Jaeger (H. Differt's Buchhandlung).
- Schäfer**, Dr. Dietrich, Die Hanse und ihre Handelspolitik. (Vortrag.) Jena, Gustav Fischer.
- Schwalb**, M. Dr. theol., Zur Beleuchtung des Stücker-Mythus. Ein freies Wort. Berlin, Walther & Apolant.
- Schweiger-Lerchenfeld**, Amand Freiherr von, Im Kreislauf der Zeit. Beiträge zur Aesthetik der Jahreszeiten. Wien, A. Hartlebens Verlag.
- Seldel**, Heinrich, Vorstadtgeschichten. Leipzig, A. G. Liebeskind.
- Spamers**, Otto, Illustriertes Conversations-Lexikon für das Volk. Zweite Auflage. Leipzig, Otto Spamer. Abtheilung 1—6.
- Stanley**, Henry E., Westliche Hälfte von Aequatorial-Afrika und die Forschungsreisen zu Land und zu Wasser in den Jahren 1873 bis 1877. Leipzig, F. A. Brockhaus.
- Strindberg**, Auguste, Les Maries. Lausanne, B. Benda. Paris, Belhatto & Thomas.
- Toistol**, Anna Karenina, Roman in 6 Büchern. 3 Bde. aus dem Russ. übers. von P. W. Graff mit einem Vorwort von Zabel. Berlin, Richard Wilhelm.
- Werkstatt**, Die, Meister Konrads Zeitung für den Gewerbe- und Handwerkestand. Leipzig, Ernst Heitmann.

Im Juliheft ist zu berichtigen: S. 23 Z. 5 v. u. gerechten Ansprüche; S. 25 Ernst Curtius in Berlin; S. 33 H. Homberger; S. 42 Emil Naumann in Dresden.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.

Druck und Verlag von S. Schottlaender in Breslau.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift unterlagt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

CARLSBADER

Natürliche Mineralwässer

1885^{er}. Frische Füllung 1885^{er}.

Täglicher Versand

Quellen

und
deren Wärmegrade.

Sprudel . . .	58 ^{oo} R.
Mühlbrunn . .	44 ^{oo} R.
Schlusbrunn . .	44 ^{oo} R.
Theresienbrunn .	48 ^{oo} R.
Neubrunn . . .	49 ^{oo} R.
Marktbrunn . .	39 ^{oo} R.
Rum. Kronquelle	28 ^{oo} R.
Felsenquelle . .	47 ^{oo} R.
Kaiser Karls-Qu.	34 ⁷⁰ R.

Carlsbader
TRINKKUR
im
Hause

Quellen- Producte.

CARLSBADER
Sprudel-Salz.

CARLSBADER
Sprudel-Seife.

CARLSBADER
Sprudel-Pastillen

Die Carlsbader Mineralwässer und Quellenproducte
sind zu beziehen durch die

Carlsbader Mineralwasser-Versendung

Löbel Schottlaender, Carlsbad i/Böhmen

sowie durch

alle Mineralwasser-Handlungen, Apotheken und Droguisten.

Ueberseeseische Depôts in den grössten Städten aller Welttheile.

Apollinaris

NATÜRLICH
KOHLENSAURES MINERAL-WASSER

Vor **ALLEN ANDERN** Tafelwassern rühmlichst
ausgezeichnet auf der

**INTERNATIONALEN HYGIENISCHEN
AUSSTELLUNG, LONDON, 1884.**

IM EINZELNVERKAUF:—

Die ganze Flasche oder Krug, 32 Pf. *die Gefässe*
Die halbe Flasche oder Krug, 25 Pf. *mit*
einbegriffen.

Etwaige Verpackung wird extra berechnet.

KÄUFLICH ZU DIESEN PREISEN IN:

Aachen.	Coblenz,	M. Gladbach,	Karlsruhe,	Osnabrück,
Angsburg,	Crefeld,	Görlitz,	Kassel,	Remagen.
Baden-Baden.	Creuznach,	Halle a/S.,	Köln,	Saarbrücken.
Bamberg,	Dortmund,	Hamburg.	Landau,	Schwerin i/M.
Barmen.	Dresden,	Hamm i/W.,	Leipzig,	Stettin.
Berlin,	Duisburg,	Hannover,	Ludwigshafen,	Stuttgart.
Bielefeld,	Düren,	Harburg,	Magdeburg.	Trier,
Bochum,	Düsseldorf,	Heidelberg,	Mainz,	Wiesbaden,
Bonn,	Elberfeld,	Heilbronn,	Mannheim,	Worms,
Braunschweig.	Essen,	Herford,	München,	Würzburg.
Breslau,	Frankfurt a/Main.	Ingolstadt,	Münster i/W.,	Zweibrücken
Celle.	Freiburg i/B.,	Kaiserslautern.	Nürnberg.	

DIE APOLLINARIS-COMPANY (LIMITED).

Zweig-Comptoir: Remagen a. Rhein.

Band 34. — Heft 102.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatschrift.

September 1885.

Greslau-Berlin
S. Schottlaender.

Inhalt.

	Seite
Elise Orzeszko in Wilna.	
Nebelsbilder. Erzählung (Schluß)	351
Heinrich Ehrlich in Berlin.	
Charles Gounod	399
Al. Woldt in Berlin.	
Ein Besuch im astrophysikalischen Observatorium bei Potsdam ,.	419
Raphael Loewenfeld in Breslau.	
Russische Gesellschaftstypen im Spiegel der Dichtung	454
Adam Müller-Guttenbrunn in Wien.	
Der Sohn seiner Mutter. Novellette	468
Ludwig Fuld in Mainz.	
Die Ermordung des Polizeiraths Dr. Rumpf in Frankfurt a. M.	476
Eduard von Hartmann in Berlin.	
Anton Theobald Brück	483
Bibliographie.	486
<small> Alte und neue Kunst: Geschichte der deutschen Kunst. I. Bode. Geschichte der deutschen Plastik. II. Dohme. Gesch. der deutschen Baukunst. — H. A. Weisler. Die Dresdener Gallerie. Mit Illustrationen. — Geographische Literatur: E. Meyer. Aus Cosima. Mabella E. Bird. Der goldene Chersones. Karl Knorr. Eines deutschen Matrosen Nordpolfahrten. — P. Boerner: Der Bericht über die Hygieneausstellung. </small>	
Bibliographische Notizen	494

Hierzu ein Portrait von Charles Gounod.
 Radirung von Wilhelm Krauskopf in München.

„Nord und Süd“ erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunstbeilage.

— Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark. —

Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.

—== Alle auf den redactionellen Inhalt von „Nord und Süd“ bezüglichen Sendungen sind an die Redaction nach Breslau, Siebenhufenerstraße 2/3, ohne Angabe eines Personennamens zu richten. ==—

Beilagen zu diesem Hefte

von:

Faber, J. J., in Leipzig. (Illustrirte Zeitung).



An unsere Abonnenten!



ir haben durch Neudruck die bisher fehlenden Hefte

der bereits erschienenen Bände von

„Nord und Süd“

ergänzt, und können daher dieselben entweder in complet **brotschirt** oder fein **gebundenen** Bänden von uns nachbezogen werden. Preis pro Band (= 3 Hefte) brotschirt 6 Mark, gebunden in feinstem Original-Einband mit reicher Goldpressung und Schwarzdruck 8 Mark.

Einzelne Hefte, welche wir auf Verlangen, soweit der Vorrath reicht, ebenfalls liefern, kosten 2 Mark.

Ebenso liefern wir, wie bisher, geschmackvolle

Original-Einbanddecken

im Stil des jetzigen Heft-Umschlags mit schwarzer und Goldpressung aus englischer Leinwand und stehen solche zu Band XXXIV (Juli bis September 1885), wie auch zu den früheren Bänden I—XXXIII stets zur Verfügung. — Der Preis ist nur 1 Mark 50 Pf. pro Decke. Zu Bestellungen wolle man sich des umstehenden Zettels bedienen und denselben, mit Unterschrift versehen, an die Buchhandlung oder sonstige Bezugsquelle einsenden, durch welche die Fortsetzungshefte bezogen werden. Auch ist die unterzeichnete Verlagsbuchhandlung gern bereit, gegen Einsendung des Betrages (nebst 50 Pf. für francatur) das Gewünschte zu expediren.

Breslau.

Die Verlagsbuchhandlung von S. Schottlaender.

(Bestellzettel umstehend.)

Bestellzettel.

Bei der Buchhandlung von

bestelle ich hierdurch

„Nord und Süd“

herausgegeben von Paul Lindau

(Verlag von S. Schottlaender in Breslau)

Expl. Band I., II., III., IV., V., VI., VII., VIII.,
IX., X., XI., XII., XIII., XIV., XV., XVI.,
XVII., XVIII., XIX., XX., XXI., XXII., XXIII.,
XXIV., XXV., XXVI., XXVII., XXVIII.,
XXIX., XXX., XXXI., XXXII., XXXIII.

elegant broschirt zum Preise von M. 6. —
pro Band (= 3 Hefte)

fein gebunden zum Preise von M. 8. —
pro Band

do. Heft 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 10, 11, 12, 13, 14, 15,
16, 17, 18, 19, 20, 21, 22, 23, 24, 25, 26, 27, 28, 29,
30, 31, 32, 33, 34, 35, 36, 37, 38, 39, 40, 41, 42, 43,
44, 45, 46, 47, 48, 49, 50, 51, 52, 53, 54, 55, 56, 57,
58, 59, 60, 61, 62, 63, 64, 65, 66, 67, 68, 69, 70, 71,
72, 73, 74, 75, 76, 77, 78, 79, 80, 81, 82, 83, 84, 85,
86, 87, 88, 89, 90, 91, 92, 93, 94, 95, 96, 97, 98, 99,
100, 101

zum Preise von M. 2. — pro Heft

Einbanddecke zu Band XXXIV. (Juli bis
September 1885)

do. do. zu Band I., II., III., IV., V., VI.,
VII., VIII., IX., X., XI., XII., XIII., XIV.,
XV., XVI., XVII., XVIII., XIX., XX., XXI.,
XXII., XXIII., XXIV., XXV., XXVI.,
XXVII., XXVIII., XXIX., XXX., XXXI.,
XXXII., XXXIII.

zum Preise von M. 1.50 pro Decke

Wohnung:

Name:

Nichtgewünschtes bitte zu durchstreichen.

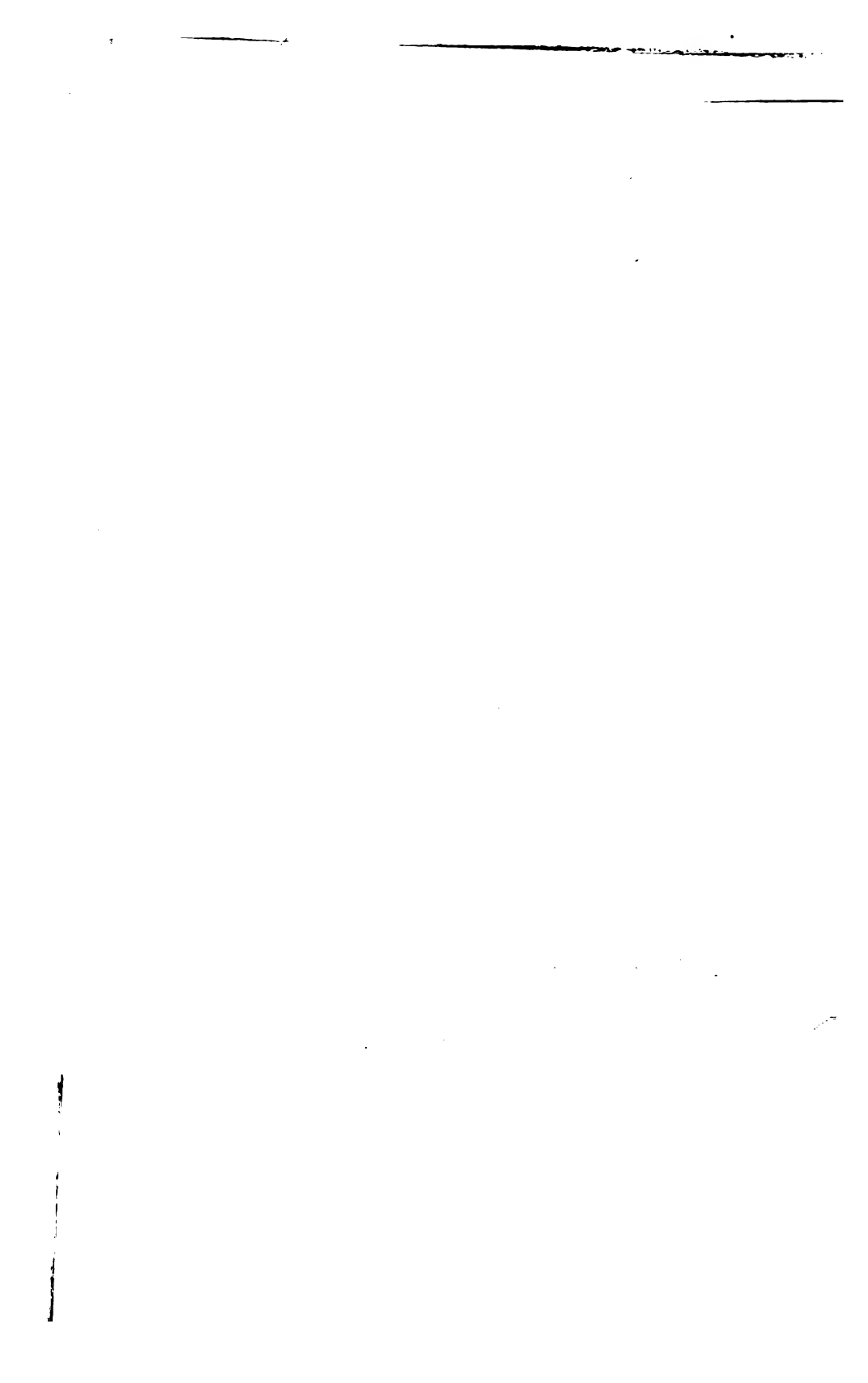
Um gefl. recht deutliche Namens- und Wohnungsangabe wird ersucht.

1000



Ch. Gounod.

Verlag von S. Schottlaender in Breslau.





Nord und Süd.

Eine deutsche Monatschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

XXXIV. Band. — September 1885. — 102. Heft.

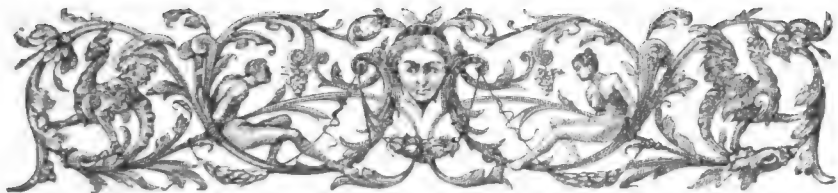
(Mit einem Portrait in Radirung: Charles Gounod.)



1885.

Breslau — Berlin.

Druck und Verlag von S. Schottlaender.



Nebelbilder.

Von

Elise Orzeszko.

— Wilna. —

(Schluß.)

Otozki blieb wie versteinert stehen; ein großer Schrecken malte sich auf seinem Antlitz; aber keinen Augenblick dachte er daran, daß er selbst tagelang in diesem Raum verweilte und in nächster Nähe des eisernen Ofens schlief, aus dem immerwährend der Geruch angebrannter Delfarbe und Kohlendunst hervorkam, daß er stundenlang über die Hotelrechnungen gebeugt in dieser gefährlichen Beleuchtung lesen und schreiben mußte! Wie wenig Werth hatte seine Gesundheit, sein Augenlicht! Diese Rücksichten waren nur winzige Atome, verschlungen von den Wellen des Schmerzes und der Sorge, welche die Worte des Arztes so stürmisch in seinem Herzen wachgerufen hatten. Otozki bemühte sich einen klaren Ueberblick über seine Einnahmen und Ausgaben zu erlangen, ging dann zu Frau Aniela, besprach sich mit ihr eingehend und eifrig und entschloß sich, Rufia in eine Schule zu schicken. Aniela verpflichtete sich eine solche zu wählen, in welcher für gewissenhafte Ausbildung des Herzens und des Geistes gesorgt würde bei bescheidenen Honoraransprüchen. Der Greis legte das höchste Gewicht auf die moralische Entwicklung des Herzens und sagte:

„Ich will sie lieber weniger gelehrt, aber gut und redlich wissen. Vor allem muß ich jetzt danach streben, mehr zu verdienen, noch zuvorkommender als bisher gegen die Gäste zu sein und recht darnach trachten ihnen in die Augen zu fallen.“ Diese beabsichtigte Zuverlässigkeit wurde ihm aber herzlich schwer, und das auffällige Vordrängen ganz unmöglich, darum mußte die Schule, die Rufia besuchen sollte, unter den billigsten der Stadt ausgewählt werden.

Dieser Umstand bekümmerte Dtozki tief; aber die gutmüthige Frau Aniela tröstete ihn, indem sie auf den großen mit Büchern vollgepackten Kasten wies, den das Kind alle Tage zur Schule hin und zurück schleppen mußte.

„Genügt Ihnen dies nicht? Sie lernen Französisch und Deutsch und noch vieles andere. Diese Kenntnisse können Sie über die Zukunft Ihrer Enkelin beruhigen, sie wird Unterricht ertheilen können, dadurch unter Menschen kommen und gewiß sich glücklich verheirathen, da sie so hübsch ist.“

Wenn jetzt Marcel die Wohnung verließ, um des Abends in die Kanzlei zu gehen, und Frau Aniela mit ihrer Näharbeit in das Wohnzimmer trat, sagte sie nicht, wie früher: „Julius, lerne fleißig“, sondern: „Kinder, lernt fleißig!“

Die Möbel des kleinen Schlafzimmers hatte man ganz dicht an die Wände gerückt, um Platz zu machen für einen ziemlich großen runden Tisch, auf dem viele Hefen und Bücher aufgehäuft lagen. Die Stimmen der Kinder, die bei dem spärlichen Licht einer kleinen Lampe eifrig lernten, klangen geräuschvoll durch das Zimmer, das trotz seiner Enge ihnen paradiesisch erschien, — es hatte blaue Wände, ihre Augen waren nicht mehr gezwungen, auf die verabscheuten gelben zu blicken. Ihre Finger tief in die Ohren gestopft, um sich gegenseitig nicht zu stören, arbeiteten sie mit großen Eifer. In murmelnden heiseren Tönen, ihrer müden Stimme keinen Augenblick der Ruhe gönnend, conjugirte das Mädchen: „Je rends — tu rends — il rend — nous rendons.“

Von der anderen Seite des Tisches klang es gleichzeitig:

Ingens — ingentis
Diligens — diligentis.

Die lateinischen Worte verschwammen in die französischen Conjugationen. Lusia stopfte noch energischer ihre Ohren zu und lernte mit erhobener Stimme: „Je vais — tu vas — il va — nous allons . . .“

Der Knabe schien auch durch ihre laute Nachbarschaft gestört, denn sein

Audax — audacis
Loquax — loquacis
Simplex — simplicis u. s. w.

wurde immer heftiger hervorgestoßen. Auf diese Weise verrann der größte Theil des Abends; Lusia legte eine Sprache bei Seite, um sich gleich mit einer anderen zu beschäftigen; oft hörte man auch: „Ich bin — Du bist — er ist u. s. w.“

Die Stimme des Knaben steigerte sich zu späterer Stunde zu so schreienden leidenschaftlichen Tönen, daß es fast scheinen konnte, als wolle er durch dieses Mittel böse Geister in die Flucht schlagen. Die Augen zur Zimmerdecke gehoben, seufzten die armen Kinder oft tief; das Mädchen von nervöser Unruhe und Mattheit beherrscht, drückte oft die zur Faust geballten Händchen an ihre stark pochenden Schläfen. Der Junge zerzaute immer wilder sein Haar und stampfte ungeberdig mit den Füßen; trotz dieser

großen Ungebuld hörte er keinen Augenblick auf zu lernen und legte seine lateinischen Hefte nur zur Seite, um die griechischen vorzunehmen. Während Lusia ihrer deutschen Conjugationen schon sicher, sich einige Regeln der russischen Grammatik in das Gedächtniß einzuhämmern versuchte, sprach Julius mit weit offenen starr auf sie gerichteten Augen, und begeisterter Stimme eine Rede des Themistokles oder Plato. Zwischen den blauen Wänden dieses engen Raumes vermischten sich fünf verschiedene Sprachen, aber keine von ihnen war die heimische, dem Boden eigene, auf dem diese Kinder Geburtsrechte hatten. Frau Aniela saß wie gewöhnlich im Wohnzimmer und stichte und nähte emsig darauf los, hob aber öfters ihren gebeugten Kopf, um mit Genugthuung und Stolz diesen so fremdartig klingenden Tönen zu lauschen. Sie konnte es gar nicht fassen, wie ein menschlicher Kopf so viele verschiedene wildfremde Laute begreifen könne; diese Möglichkeit wurde ihr aber dadurch verständlich, daß ihr eigener Sohn fünf Sprachen erlernen mußte. Oft hörte man auch aus seinem Munde: „J'ai — tu as — il a . . . oder „Der Mensch — des Menschen“ . . .

Lusia flüsterte dann leiser: „Neva — Weichsel — Donau — Spree . . .“

Zuweilen verstummte dieser tausendzüngige heisere Lärm, den die Mutter mit solcher Genugthuung um sich schallen hörte. Dies geschah in Augenblicken, wenn Julius, jede Selbstbeherrschung verlierend, sein Buch zur Erde schleuderte, beide Hände verzweifelnd in sein Haar vergrub, und seinen in Wuth zusammengepreßten Lippen die Worte: „Der Teufel hole das ganze Zeug!“ entfuhr. Dann erhob sich Lusia, streckte sich, gähnte lange und schien in tiefen Athemzügen ihrer beklommenen Brust etwas Luft zuführen zu wollen. Luft war aber in dem kleinen Zimmer nur spärlich vorhanden und das Wenige von sehr schlechter Gattung!

„Wie gerne möchte ich etwas auf und ab gehen,“ sagte sie.

„So gehe doch,“ erwiderte Julius, „es fehlt doch hier nicht am Raum zum spazieren!“

Bei diesen Worten blickte er ironisch auf den engen Paß, der zwischen den Bettstellen und dem Tisch frei lag; eine Maus hätte im besten Falle dort vorüber huschen können.

„Du kannst ja in's Wohnzimmer gehen, da ist wahrlich Raum genug, ganze fünf Schritte breit und ebenso lang ist es; versuche es doch, aber sei darauf gefaßt, daß Du das ewige „Kinder, lernt fleißig“ zu hören bekommst.“ Einem Triebe der Selbsterhaltung folgend, ging Lusia, die ersticken zu müssen wähnte, an das Fenster, öffnete es ein wenig und kühlte ihr Antlitz in der kalten feuchten Nachtluft. Sie war glühend heiß geworden durch die mühevolle andauernde Arbeit und die Anstrengung ihrer Willenskraft. Der Versuchung dieses erfrischenden Luftzuges konnte Julius nicht widerstehen, er gesellte sich zu ihr. Das Fenster ging auf den Hof und überschaute alle Dächer der Nachbarhäuser, deren graue Schornsteine auf dem dunklen Hintergrund der Nacht in gezackten Zügen bis in den

Himmel zu ragen schienen, der deutlich sichtbar wurde an den Stellen, wo kein schwerer langer Zug von Regen- und Schneewolken den Horizont dicht verschleierte. Auf diesen Dächern ruhten die Blicke der Kinder und erhoben sich nur selten zu den kleinen Sternen, die matt und unstät zwischen den grauen Wolken aufleuchteten. Die Fenster der gegenüberliegenden Häuser schienen bei Regentwetter durch ihren feuchten Nebelschleier den Kindern mit franken oder thränenschweren Augen zuzuwinken; das Mädchen, deren Einbildungskraft leicht angeregt wurde, fragte dann wohl:

„Was mag wohl hinter jenen Fenstern sein, und wie sind die Menschen, die dort leben?“

„Ganz ebenso wie hier, sicherlich,“ erwiderte der Knabe, „dieselben hässlichen Wände, dieselbe ewige Plädderei mit Latein und Griechisch und vielen anderen höllischen Erfindungen; was aber das Leben jener Menschen anbelangt, so werden wir vielleicht einst —“

Seine philosophischen Lebensbetrachtungen unterbrach die Stimme der Mutter, die mit großer Hastigkeit aus dem Wohnzimmer rief:

„Wie unvernünftig, das Fenster aufzumachen; die ganze Wohnung wird kalt werden und ich werde eine Fuhr Holz verbrennen müssen, um sie wieder zu erwärmen, schließt rasch das Fenster.“

Zulius schlug es auf diesen Befehl geräuschvoll zu, sah Lusia mit Blicken, die eines Menschenfressers würdig gewesen wären, an und schrie ihr mit von Wuth entstellter Stimme in's Ohr: „So lerne doch, hörst Du es denn nicht? Augenblicklich sollst Du Deine Aufgaben machen.“

Sie setzten sich beide an den Tisch und beschäftigten sich mit schriftlichen Aufgaben; es waren Uebersetzungen der schwierigsten Art. Die russische Sprache, in welcher aller Unterricht erteilt wurde, war ihnen fast fremd, und doch mußten sie aus dieser in's Lateinische, Griechische, Deutsche und Französische übersetzen. Jedes Wort wurde im Wörterbuch nachgeschlagen, die Wörter dann mühevoll zu Sätzen gereiht, aber da die meisten gar nicht von ihnen verstanden wurden, gab dies Verfahren ein so schlechtes Resultat, daß sie selber ihre Arbeit mit Staunen und Entsetzen betrachteten. Sie versuchten die beendigten Aufgaben leise vor sich hin zu lesen; aber der Eindruck der sinnlos zusammengewürfelten Sätze war so komisch, daß sie Beide in ein helles Gelächter ausbrachen; dies Lachen war doch im Grunde sehr bitter.

„Verstehest Du etwas von Deiner Uebersetzung?“ fragte der Knabe.

„Fast gar nichts,“ erwiderte ganz kleinlaut das Mädchen, „wie steht es denn mit Dir, Zulius?“

„Ich werde aus meiner gar nicht klug.“

Dabei lehnte er sich bequem in seinen Stuhl zurück, schlug seine Beine übereinander und sprach gravitatisch mit altflugen Geberden und grämlicher Stimme:

„Wozu nur alles dies nützen soll? Die Jahre 1500 oder 760 vor Christi Geburt kann man doch unmöglich jetzt wieder durchleben — ich lebe aber jetzt und wäre begierig zu erfahren, wie es in der Welt und im Leben aussieht; aber weder Eltern noch Lehrer wollen darüber mit mir sprechen, Ich frage fortwährend und bekomme nie eine befriedigende Antwort; ist es denn möglich, daß ich ohne jede Hilfe so vieles verstehen und erfahren soll, da fast alles, was mich umgiebt, mir unbekannt und unbegreiflich vorkommt. So ein Leben ist wirklich keinen Schuß Pulver werth, und am klügsten thäte ich, mir eine Kugel durch den Kopf zu jagen.“

Glücklicherweise waren solche blutige Gedanken nur wie Gewitterwolken, die oft viel Schrecken verursachen und doch ganz ohne Folgen vorbeiziehen, denn er brauchte nur ein paar Caricaturen unbeliebter Klassenlehrer zu zeichnen, um sich zu zerstreuen und darüber Noth und Elend zu vergessen. Boshaft, zuweilen auch nur komische Situationen wurden dazu von ihm benutzt, denen er als Commentar ergötzliche Geschichten beifügte, die seine Liebe und Ehrfurcht für das Personal der Anstalt, in der sein Geist und Herz gebildet werden sollten, nicht sehr aufrichtig und herzlich erscheinen ließen. Die Empfindungen der Verehrung und des Vertrauens für die Lehrer, die so mächtig auf Kinderherzen wirken, wurden hier gänzlich von stummer Empörung und bitterem Haß verdrängt.

Als er schon fünfzehn Jahre alt war, kam er einmal mit so feierlichem Gesichtsausdruck aus der Schule, daß man ganz sicher voraussetzen konnte, dem wißbegierigen Knaben wäre es gelungen, etwas zu erfahren, was seine Neugier schon lange gereizt und ihm viele Zweifel verursacht hatte, er rief sogleich Lusia in das andere Zimmer und sagte mit bewegter Stimme:

„Der große Stephan, einer der besten Lateiner unserer Schule, erklärte mir heute, daß wohl Niemand sich der Plackerei des Gymnasiums unterwerfen würde, wenn es nicht das einzige Mittel wäre, um einer sorgenfreien Zukunft und glänzenden Laufbahn entgegenzusehen. Wie einfältig von uns, dies nicht schon längst eingesehen zu haben!“

Nun glaubten sie die Bedeutung und das Ziel aller Studien und des Schulwesens vollkommen zu begreifen und betrachteten mit vielen Zweifeln das gelbe enge Nest, in dem sie jahrelang gelebt und erzogen worden.

„Unsere Häuslichkeit,“ sagte Julius, „in der man nichts anderes zu Stande bringt, als kochen, essen, schlafen und aufwachen, um dasselbe in alle Ewigkeit fortzusetzen, ist nur ein dunkles dumpfiges Loch, in dem die drei Gespenster der Noth, der Langeweile und des Unrechts hausen.“

„Noth und Langeweile, das kann ich zugeben,“ sagte das Mädchen, „aber warum denn Unrecht?“

„Warum? Weil mein Vater wie ein Thier im Joch sich sein Lebenlang abplagen muß; meinst Du, er hätte es nicht verdient, mit den Jahren in leichtere günstigere Verhältnisse zu gelangen?“

Lusia schien erst bei diesen Worten die Bedeutung jenes von ihr in Frage gestellten Ausdrucks zu fassen; überzeugt rief sie:

„Ja, Du hast recht gesprochen; wenn Unrecht nicht vorherrschend wäre, so müßten ja mein Großvater und ich selbst auf unserm schönen Gute leben, in einem freundlichen, geräumigen Hause wohnen, in welchem man auch die Fenster öffnen dürfte, da es wohl nicht am Brennholz fehlen würde.“

Dem muthwilligen Lächeln, das bei diesen Worten um ihre Lippen spielte, gelang es doch nicht, über die Bitterkeit, die in denselben lag, zu täuschen.

„Du siehst also ein, daß ich Recht hatte, und ich kann Dich noch aus eigener Erfahrung belehren, daß die drei Horden, die an unserem Herd herrschen, noch eine vierte leibliche Schwester haben, nämlich die Wuth; dies ewige Elend macht mich ganz rasend!“

„Mich stimmt es traurig,“ flüsterte das Mädchen, stützte ihr Antlitz auf die erhobene Hand und versank in wehmüthige Gedanken.

„Das ist recht nach Weiberart, denkst Du denn, daß ich heiter bin? Meine einzige Hoffnung, mein größter Trost ist, daß ich bald auf weitem Fluge in die große, helle, von Menschen überfüllte Welt diese schmähliche Vergangenheit vergessen werde, dann freilich sollt Ihr hier herzlich wenig von mir zu sehen bekommen.“

Dieser so sehnsüchtig erwartete Flug sollte leider nicht so schnell zu Stande kommen, wie es Julius glaubte. Beim Aufsteigen zur Prima erhielt er auch die amtliche Mittheilung, daß noch eine Klasse den sechs üblichen beigelegt würde. Verzweifeln, rasend fast, kam er an diesem Tage nach Hause, und von Lusia über die Ursache seiner stürmischen Aufregung befragt, erging er sich in den gräßlichsten Klagen über diese fatale Verzögerung seiner Universitätsstudien, und meinte, es bliebe ihm nichts anders übrig als in den Stadtwald zu gehen und sich am ersten besten Baum zu erhängen. In dieser düsteren Stimmung verblieb er einige Zeit, ermannte sich aber bald, um sich mit verdoppeltem Eifer seinen Studien zu widmen. Es war merkwürdig, daß diese Kinder, die sich in so heftigen Klagen über die Schwierigkeiten ihrer Aufgaben ergingen und dabei so geringschätzend von Denen machten, die ihnen diese Lasten auferlegten, doch so fleißig und wißbegierig blieben. Nur die Hoffnung auf eine helle Zukunft konnte wohl so stark auf ihre Gemüther wirken, daß sie trotz der starren trockenen Regeln und Wörter, für die sie kein Verständniß hatten, da ihnen keine Art der Erklärung zu Theil wurde, trotz ihrer elenden Lebensverhältnisse nicht an sich selbst und den fruchtbringenden Folgen ihres Fleißes verzweifelten. Dies fortwährende innere Ringen, dem jeder Trost, jede Ermuthigung fehlte, wie sie nur gebildete, aufmerksame Eltern zu geben vermögen, machte die Kinder blaß und finster. Dies enge Nest, in welchem zwei Menschenpflanzen erzogen wurden, war gar still in Vergleich mit solchen, in welchem junge Vögel zwitschernd und jubelnd sich zum Fluge vorbereiten; hier hörte man weder helles Lachen noch lebhaftes Plaudern, Julius und Lusia lachten selten und

hatten weder Sinn noch Zeit für harmlose Gespräche. Ihr einziger freier Augenblick war um die Dämmerstunde; dann saßen sie am Fenster und beobachteten die Masse der Dächer, die schichtenweise in den Abgrund zu stürzen schienen, die unregelmäßigen Linien der Effen und darunter hängenden abgebrochenen Gesimse. Bei dieser Beleuchtung und in dieser Stellung machten die traurigen Kinder den Eindruck zweier Vögel, welche, auf eine Sandbank verschlagen, nicht weiter fliegen können, da ihre von feuchtem dichten Nebel gelähmten Flügel den Dienst versagen; wie solche Vögel sahen auch die Kinder sehnüchlig in die Ferne, in der sie grünes Laub und Sonnenstrahlen vermutheten. Zuweilen drückten sie ihre Gesichter dicht an die Fenster Scheiben und beobachteten neugierig die Straße, die wie ein bunter beweglicher Streifen sich zu winden schien. Die Mühe war aber umsonst, denn die Entfernung war so groß, daß Alles undeutlich verschwamm und die Menschen zu winzigen Puppen einschrumpften. Die Dürsterheit dieser Kinderherzen war die ganz naturgemäße Frucht der Atmosphäre, in der sie sich geistig und physisch entwickelten, deren Urstoffe Schmerz, Ermüdung, nagende Sorge und Grabesstille waren. Diese Gefährten hatten sich seit den frühesten Kindertagen an ihre Fersen gehettet, sie machten sich sogar schon fühlbar in dem grünen Dörfchen, wo Lusia, von einer armen Wittve aufgenommen, ihre ersten Schritte versuchte, sie folgten ihr in die dumpfe dunkle Portierloge, herrschten aber am mächtigsten zwischen den engen gelben Wänden der Kanzlistenwohnung; mit einem Wort, sie verfolgten die armen Kinder auf Schritt und Tritt, draußen auf der geräuschvollen Straße, in den Sälen, in welchen ihnen eine zweifelhafte Bildung eingetrichtert wurde, sogar in Gottes schöner Natur, die sie nur von schwindelnder Höhe betrachteten. Zu dem eigenthümlichen Gepräge dieser Kindercharaktere kam noch eine überwältigende leidenschaftliche Neugier; sie wünschten begierig die Welt und ihre verschiedenen Angelegenheiten kennen zu lernen, sie wollten einen Blick in die Verhältnisse des Menschen, seine Leiden und Freuden, seine Tugenden und Laster werfen, wodurch ihnen das Verständniß für alles dies ermöglicht wurde. Die Saat dieser Neugier wurde immer und überall in ihre Gemüther gestreut, auf der Straße und in der Schule, durch das belauschte Gespräch eines älteren Mitschülers oder auch aus Worten, die sie von vorübergehenden Menschen hörten, und endlich durch den geheimnißvollen sympathischen Trieb, der sie zu allem hinzog, was den Wänden des armeligen Nestes fremd und fern war; alles dies reizte sie zu stillem Brüten und stürmischen Fragen. Ursprünglich suchten sie die Lösung vieler solcher Räthsel in ihren Schulbüchern, griffen hastig danach, verschlangen ihren Inhalt, aber ließen sie enttäuscht und murrend sinken. Später aber drangen Nachrichten aus der Welt leichter bis zu ihnen. Lusia, die etwas früher als Julius aus der Schule kam, lief ihm oft eiligst entgegen und fragte von weitem mit leiser Stimme: „Nun hast Du wieder was Neues gebracht?“

Wenn die Antwort bestätigend lautete, ließ sich an den beiden Kindern

den ganzen Nachmittag eine fast fieberhafte Unruhe bemerken; sie sprachen mehr als gewöhnlich, tauschten in Frau Aniela's Gegenwart verständnißvolle Blicke und waren des Abends, wenn sie ihre gewöhnlichen Plätze am runden Tische einnahmen, so zerstreut, daß ihnen die Aufgaben noch viel schwieriger erschienen. Erst dann beruhigten sie sich, wenn Marcel, aus der Kanzlei zurückgekehrt, sich in sein Schlafzimmer begab, seine Frau die Zeitung nach gewissenhaftem Vorlesen bei Seite legte und kein Ton sich mehr hören ließ, als die lauten Athemzüge der schlafenden Ebern. Dann glitt das Mädchen von dem Sopha herunter, huschte barfuß und im Nachtgewande leise wie ein Mäuschen nach der Küche, deren Thüre sie mit großer Vorsicht hinter sich schloß.

„Schlafen sie schon fest?“ fragte der Knabe.

„Sie schnarchen sogar schon,“ erwiderte Lusia mit heiterem Kichern.

Julius sprang von seinem Schlafbrett herunter, warf alle Betten zur Erde und stellte auf das so abgeräumte Brett eine kleine Lampe; zog aus einem Kasten, der fest verschlossen darunter stand, viele zerrissene Bücher, verstaubte Broschüren, zerknitterte und schmutzige Zeitungen heraus; sie waren in so großer Menge vorhanden und verbedeten das Schlafbrett so völlig, daß keine Spur von dem schwarz und weiß gestreiften Drillüüberzug sichtbar blieb.

Die Kinderjahre lagen hinter ihnen; Julius war zum Jüngling herangewachsen, von hoher Gestalt und edlen Körperformen; die weiche Schmiegsamkeit seiner Erscheinung machte den Eindruck einer Pflanze, die allzu früh entwickelt, schwankend und matt bleibt. Lusia wuchs langsam, war klein und zierlich gebaut, ihre enge eingefallene Brust und die mageren Arme kennzeichneten noch den Wadfish, aber ihre Gesichtsfarbe hatte nichts kindlich Frisches mehr an sich, im Lichte der flachblonden Zöpfe schien sie verwelkt. Diese unnatürliche Blässe wurde oft von Blitzen hoher Gedanken und Stürmen leidenschaftlicher Empfindungen durchglüht.

Auf dem Boden kauern, die Köpfe dicht zusammengedrängt, lasen sie in den arg verstümmelten Büchern oder auch in den von hundert Händen besleckten Zeitungen. Julius las mit gedämpfter Stimme, Lusia horchte mit gespanntem Blick und starr auf den Vorleser gerichtetem Auge. Aus dieser alten Maculatur drangen unzählige Namen, Erklärungen, Grundsätze, Lösungsworte und viele leere Träumereien in ihre erhitzten Köpfe.

Welchen Quellen aber entsprangen diese Begriffe? Sehr verschiedenen und sehr unklaren. Viele dieser Gedanken schienen von starken Geistern und muthigen Herzen herzurühren; andere wieder von verkommenen schwachen Naturen in die Welt gesetzt zu sein. Belebender Duft von Heilkräutern und in nächster Nachbarschaft bittere giftige Säfte, rauher erfrischender Wind, der von hohen Gipfeln her wehte, daneben gefährliche Ausdünstungen morastiger Sümpfe. In diesen Papieren war vielerlei zu lesen: Urtheile und Erklärungen über die Welt, die Natur, sogar über den allmächtigen Schöpfer!

auch die Menschen und ihre Bestimmung wurden vielfach besprochen. Sie enthielten auch Erörterungen über wissenschaftliche Fragen, Erzählungen und Romane, die Verhältnisse und traurige Schicksale der Menschen beschrieben, polemische Verhandlungen, die oft gewisse Personen und einzelne Ideen mit Haß zu Boden schmetterten oder auch begeistert bis zum Himmel erhoben. Dies Alles stürzte mit der Macht und Schnelligkeit einer hohen Fluth in die Kinderseelen, das meiste ohne natürlichen Anfang in abgerissenen Fragmenten. Die Bilder, die diese Bücher vor ihren Augen erweckten, entbehrten aller Tiefe und Logik; es waren nur verstümmelte Brocken, die sich als ein Ganzes hinzustellen suchten. Alle diese Unzulänglichkeiten störten nicht im mindesten die Seligkeit, welche die jugendlichen Leser im Besitze dieser bunten, aus verschiedenen Mustern gebildeten Mosaik empfanden; ein eifriger Forscher, der nach jahrelangem Tappen im Finstern Lichtstrahlen eindringen gesehen, hätte nicht glücklicher darüber sein können, als sie es waren. In ihren erhitzten Phantasien sahen sie in der niedrigen engen Küche mit dem ruhigen Kochherd und den armseligen Möbeln, die große Schatten auf die schmutzigen Wände warfen, die strahlende Erscheinung der Erkenntniß. Begeistert, ganz außer sich blickten sie von ihren Büchern empor und schauten mit glühenden Augen auf die Herrliche. Gleich Vögeln, die, ihrer Flügel noch nicht sicher, hin und her flattern, wurde ihr Geist von den vielen Fragen, die ihn umkreisten, schwankend bewegt. Die armen unschuldigen Seelen rangen schwer nach der klaren Erkenntniß: was erhabener sei, Glauben oder Verneinen, Lieben oder Hassen, Verstand oder Gefühl, starre Dienstpflcht oder innere Freiheit, Opfermuth oder Eigenliebe, Bewunderung für alles Schöne und Erhabene oder beißende Ironie? und ob es vorzuziehen sei, seinen eigenen Glücksgelüsten zu fröhnen oder sich als Märtyrer für die Menschheit zu opfern? Der Jüngling strebte vor allem zu erfahren, auf welcher Seite die Wahrheit zu finden sei; das Mädchen frug, was edler, erhabener wäre; er suchte einen Wegweiser, sie Flügel. Zuweilen glaubten sie vor der Lösung des Räthsels zu stehen; Julius behauptete, daß der Verstand, der die gewaltigste Stütze der Weltordnung sei, das Recht habe, die Gefühle aus den Verhältnissen und Angelegenheiten der Menschen zu verdrängen, daß das Trachten nach Glück die heilige Pflicht jedes vernünftigen Menschen sein müsse, und er alles daran setzen solle, es zu erlangen. Lusia that es leid um das verdrängte Gefühl, dessen Stimme unklar sich in ihrem Busen regte, und sie fühlte sich unwiderstehlich zu Entsagung und heldenhaften Opfern hingezogen. Diese so verschiedenen Meinungen waren die Ursache von heftigen und langen Zwistigkeiten zwischen Beiden; wüthend und nach langem Streit beschuldigte Julius das Mädchen einer unverzeßlichen Schwäche und einer in ewigen Thränen schwimmenden Sentimentalität; sie aber blieb ihm nichts schuldig, sondern verurtheilte ihn als einen eingebildeten herzlosen Egoisten. Nach so liebenswürdigen Auseinandersetzungen begaben sie sich zur Ruhe; er befriedigt in der Ueberzeugung, daß sein Lebensziel, und die Art und Weise,

wie er zu denken und zu handeln habe, ganz klar vor ihm stehe, sie träumend, auf schneeigem Roß mit dem traurigen Ritter den Wolken zuzufliegen, welcher auf einen herrlichen Sternweisend, ihr verhieß, daß sie in den Blüthen desselben versengt der Menschheit Erlösung bringen werde. Am nächstfolgenden Tag, als sie wieder bei Nacht in der kleinen Küche saßen, sagte Julius:

„Ich muß doch gestehen, daß ich nach reiflicher Ueberlegung überzeugt bin, gestern im Irrthum gewesen zu sein.“

Sie erwiderte ganz kleinlaut:

„Ich bin auch meiner Sache nicht mehr so sicher wie gestern, wo es mir schien, es sei das größte Glück, eine menschliche Seele oder eine große Idee fanatisch zu lieben, für das Wohl und den Fortschritt der Nächsten zu sterben; heute sehe ich ein, daß Liebe allein nicht genügen kann, daß ein zu großer Opfermuth, wie überhaupt alle überspannten Gefühle, wohl nur eine naturgemäße Folge von krankhaften Empfindungen, falschen Begriffen sind.“

Finster und schweigend sahen sie auf die Papierscheben, die auf dem Schlafbrett aufgehäuft lagen; Julius erhob sich, fuhr mit der ihm eigenen heftigen Geberde mit beiden Händen durch das Haar und sagte zitternd vor Erregung:

„Warum ist es also um uns bestellt. Warum müssen wir uns mit Zweifeln abmartern, die für Andere gar nicht vorhanden zu sein scheinen? Warum spüren wir Fragen nach, an die man gewöhnlich kaum denkt? Warum können wir nicht so gedankenlos hinleben wie viele Andere, wie zum Beispiel mein College Johann? Mit frisirttem Lockenhaar, steif gestutztem Schnurrbart tanzt er und liebäugelt mit vielen Mädchen und ist davon vollständig befriedigt; was kümmern den die Menschen, ihr Glaube, ihre Gedanken, ihre Lebenszwecke? Er ist glücklich in der verwegensten Bedeutung des Wortes und kennt keine inneren Kämpfe. Oder auch ein Anderer, Constantin Wilski; kaum hatte er fünf Klassen durchgemacht als er schon als wohlhabender, lebenslustiger Gutsbesitzer auf seinem väterlichen Erbe saß, wichtig und stolz that und an's Heirathen dachte — dieser ist doch sicher einer der Glücklichen?“

„Deine Bemerkungen sind sehr richtig, da es bei uns Mädchen sich fast ebenso verhält; alle sprechen größtentheils nur von Puz, Vergnügungen und Verehrern; ich vermag das nicht; finstere traurige Gedanken beherrschen mich oft — ich bin düster gestimmt ohne ersichtlichen Grund, möchte alles verstehen, alles hell und klar sehen, manchmal aus vollem Herzen singen und mich in weitem Fluge hoch in die Luft schwingen!“ Sie schwieg, versank in tiefes Sinnen und sang mit leiser Stimme:

„Schon hat der Mai seine Blüthen entfaltet,
Hell glänzet der Mond in nächtlicher Nacht
Auf den blinkenden Helm, auf die Silberflügel
Des Ritters, der seufzend sein Leid klagt der Nacht.“

Ihr leiser Gesang verstummte bald und sie fragte mit herbem Ton, sich zu ihrem Freunde wendend:

„Warum ist es so und nicht anders?“

„Warum? wohl darum, weil solche Art und Weise uns angeboren ist.“

Die Welt war ihnen ein schweres Räthsel, sie sahen sie in doppelter Gestalt — Hölle oder Paradies; der Eindruck, den ihre nächtlichen Beschäftigungen hervorriefen, war maßgebend für einen von diesen Begriffen. Oft auch behauptete der Knabe mit leidenschaftlicher Stimme:

„Dieser traurige Zustand kann doch nicht ewig dauern, wir sehen ja, daß die Menschheit im Fortschritte begriffen ist, daß man nach Vervollkommenung und Glück streben darf, aber auf welche Weise kann man für sich und für Andere diese wichtigen Factoren erkämpfen?“

„Ja, auf welche Weise?“ tönte es wie ein zartes Echo von den Lippen des blassen Mädchens, das sinnend mit gebeugtem Haupte und glühenden Blicken die röthlich-gelben Feuerzungen verfolgte, die der Lichtreflex der Lampe auf den Fensterscheiben bildete; sie schien diese feurigen Zungen um die Lösung des Räthsels, das ihren Kopf so schrecklich quälte, anzusehen — in ihrer Einbildungskraft wuchsen sie gigantisch und formten sich zu einem phantastischen dämmrigen Gebilde des Weltalls.

So verlebten sie viele Herbst- und Winternächte; der Frühlingsruf des Rufuks erscholl hinter der geschlossenen Thür des Wohnzimmers, ohne von ihnen beachtet zu werden; nur das düstere, gellende Pfeifen des Nachtwächters unterbrach die tiefe Stille und ließ sie oft nervös auffahren. Zuweilen fühlten sie noch zu später Nachtstunde Hunger; ein dürftiges Quantum Thee und Zucker war immer im Bücherkasten vorrätzig. Julius legte dann schnell einige glühende Kohlen in den Samowar — und rasch war das Getränk bereitet. Bei solchem Intermezzo kam manchmal ein vorsichtig gedämpft, muthwilliges Lachen über ihre Lippen; aber nur dann, wenn Hunger die einzige Ursache dieses Schmausens war. Sehr oft fühlten sie sich so matt und schläfrig, daß nur der stärkende Thee ihnen die Kraft verlieh, weiter zu lesen und zu forschen; die armen Seelen wußten nicht, daß diese Flüssigkeit, deren narkotischer Grundstoff ihre Sinne betäubte, ihr Blut erhitzte und ihre Nerven übermäßig reizte, ebenso gefährlich wie Gift für sie war. Nach solchen Nächten zeigten diese jugendlichen Gesichter ein so deutliches Gepräge von Erschöpfung, eine so gespensterhafte Blässe breitete sich über ihre Büge, daß man hätte meinen sollen, große physische Schmerzen oder auch der Taumel wilden Sinnenrausches hätten dies Aussehen verursacht; zu ihrer gewöhnlichen Dürsterheit gesellte sich dann auch fieberhafte Aufregung, sie glichen Pflanzen, die, von Sonnenstrahlen versengt, noch im Todeskampfe in Flammen erglühen. Diese Veränderung mußte sehr auffallend sein, da sie sogar von Marcel, der über Alles so gleichgiltig hinwegblickte, bemerkt wurde. Sein Auge fiel zufälligerweise während des Mittagessens auf Julius; er schien beunruhigt und fragte sogleich:

„Was fehlt Dir? bist Du krank?“

„Nein, ich fühle mich ganz gesund,“ erwiderte er voller Staunen; sein Vater gab ihm höchst selten Gelegenheit eine Frage zu beantworten.

Marcel blickte zu Lusia hinüber und sagte: „Mit der scheint es auch nicht ganz recht zu sein.“ Es wurde darüber kein Wort mehr verloren. Erst nach Tisch, als Marcel auf dem Sopha sitzen blieb, anstatt wie sonst sich in seine Schlafstube zu begeben, und seine Frau auf einen Wink von ihm sich an seiner Seite niederließ, fragte er mit leiser Stimme:

„Was fehlt eigentlich den Kindern?“

Frau Aniela merkte nichts besonderes und versicherte ihrem Gatten, er beunruhige sich unnöthigerweise; die Kinder wären gesund und fleißig. Er zweifelte dennoch und sagte:

„Es steckt doch etwas dahinter, sie sehen sehr leidend aus, lachen nie und sind fast so schweigsam wie ich; Du würdest gut thun, sie gewissenhaft zu beobachten, um zu erfahren, was sie treiben, was sie erfreut, aber auch was sie verstimmt, und hauptsächlich, was es wohl sei, das so nachtheilig auf ihre Gesundheit wirkt.“

„Lieber Mann,“ sagte Aniela, mit einer Stimme, die ein großes Herzeleid durchbebt, „zweifelt Du denn daran, daß unser Sohn mein einziges Glück ist, und daß ich der unglücklichen Waise so viel Gutes wie möglich zu erweisen strebe? Ich verlasse die Kinder keinen Augenblick, bemühe mich, sie wirksam zum Fleiße anzuapornen, ernähre sie so gut, wie es unsere elenden Verhältnisse nur erlauben, kleide sie sogar jeden Morgen eigenhändig an, damit sie anständig aussehen und gut vor Kälte geschützt sind, was vermag ich mehr?“

Staunen über den ganz ungewöhnlichen Ernst und die herbe Strenge ihrer Rede, blickte er sie an und merkte, daß das gutmüthige Antlitz, das immer ein sanftes Lächeln für ihn bereit hatte, schmerzlich erregt war; er sprach kein Wort weiter, drückte einen innigen Kuß auf ihre Hand und verließ seine Wohnung. Er lenkte seine Schritte nach dem Gasthose „Aller Welttheile“. Als er in die Portierloge trat, blickte Dtozki verwundert auf von den Rechnungen, mit denen er eben beschäftigt gewesen war, begrüßte ihn herzlich, aber mit besorgter Miene:

„Willkommen,“ sagte er, „man bekommt Sie selten zu sehen Herr Wyżczyński, ich hoffe, daß Sie mir keine schlechten Nachrichten von Lusia bringen!“

„Aufrichtig gesagt“, erwiderte Marcel, „weiß ich nicht, ob das, was ich Ihnen zu sagen habe, als schlimme Nachricht bezeichnet werden kann; denn ich wollte eben fragen, ob Ihnen das leidende Aussehen der beiden Kinder nicht aufgefallen ist; es will mir scheinen, daß etwas besonders Trauriges ihre Gemüther beschwert? Meine Amtspflichten nehmen mich leider so sehr in Anspruch, daß ich nur wenig mit ihnen zusammen bin und darum wohl mir keine klare Rechenschaft über ihren Zustand ablegen kann. Ich merke

aber trotzdem nur zu gut, daß sie leidend aussehen und alle jugendliche Frische eingebüßt haben.“

Otozki blickte ihn wehmüthig und verständnißvoll an und sagte:

„Ich erfahre nichts Ueberraschendes oder Neues aus ihren Worten, Ihren Sohn kenne ich nur sehr wenig; meine Enkelin ist ein herzlich gutes, aber sehr unglückliches Kind.“

„Warum muß sie das sein?“ unterbrach lebhaft Marcel seine Rede.

„Ich kann Ihnen nur mit Ihren eigenen Worten antworten: ‚Ich kann mir keine Rechenschaft darüber ablegen.‘ Obgleich Ihr Sohn im Schutze der elterlichen Herzen aufgewachsen, können Sie heute nicht auf den Grund seines Leidens bringen; wie soll ich denn Lustig verstehen, die ich nur ab und zu auf kurze Zeit sehe? Ich bemerkte wohl, daß sie blaß aussieht und sich sehr schnell entwickelt, ich sehe auch, daß sie immer trauriger und einsilbiger wird, und doch kann ich nicht den Weg zu ihrem Herzen finden. Bei einer heiteren, nachsichtigen Mutter, der sie ihre Gedanken und Gefühle mittheilen könnte und die sie verstehen würde, könnte sich Lustig wohl offener ausprechen; es wäre aber zu viel von ihr verlangt, daß sie einem Greis, der in seiner Verstimmung und Dürstlichkeit ihr manchmal abstoßend erscheinen muß, vertrauen solle. Dann auch muß man viel Mühe haben, um sich in so ein Kinderherz einzuleben; ich bin fortwährend beschäftigt, arbeite schwer und muß verschiedenfältige Pflichten erfüllen, um mich in meiner jetzigen Stellung zu behaupten; das ist das Wichtigste, denn es ist das Einzige, was mir die Mittel verleiht, meiner Enkelin eine anständige Erziehung zu geben.“

Nach diesen Worten schwieg er, tiefe Sorge beugte sein Haupt, er schien ganz niedergedrückt zu sein, völlig entmuthigt, nur die heftigen Bewegungen der Hände, die zornig an seinem weißen Schnurrbart zupften, zeugten dafür, daß seine Energie noch nicht ganz erloschen sei. Langsam und steif erhob sich Marcel von seinem Sitze; der Portier folgte seinem Beispiel; so standen sie eine kurze Zeit stillschweigend einander gegenüber, in ihren Blicken spiegelte sich die stumme Frage, in den vergoldeten und versilberten Knöpfen ihrer Röcke spiegelte sich in unstillen Bückungen die kleine Gasflamme.

„Sie können mir also keinen Wink, keinen Rath ertheilen, Herr Otozki?“ fragte Marcel mit leiser, unsicherer Stimme, und Sie sind ebensowenig im Stande Ihrer Enkelin zu helfen, wie wir unserem Sohne?“

Diese Frage schien eine schwere Last auf das Herz des Greises zu wälzen; er sank schwerfällig auf einen Stuhl und rief mit verzweiflungsvoller Stimme:

„Was soll ich, was vermag ich für das arme Kind, mehr als ich bis jetzt gethan?“

Sein schmerzgebeugtes Haupt wieder erhebend, fuhr er jammernd fort:

„Armer Sohn! wie wenig Glück kann ich Deinem Kinde geben!“

Frau Aniela, die sich nicht so viel Sorgen um das leidende Aussehen der Kinder machte, warf nach vollendetem Tagewerk das an den Mahlzeiten abgeparte Geld in die Sparbüchse und bemühte sich wiederholt, ihren Gatten über den Zustand der Kinder zu beruhigen.

„Du grämst Dich ganz unnöthigerweise, lieber Marcel, selbst die Zeitung konnte Dich nicht auf andere Gedanken bringen; ich fürchte wirklich, daß Du Dich dadurch krank machen wirst. Ich versichere Dir nochmals, daß die Kinder ganz gesund, und nur oft von anstrengender Arbeit ermüdet sind; das läßt sich aber auf keinen Fall ändern. Du arbeitest wie ein Thier im Joch, ich verliere wahrlich auch keinen einzigen Augenblick; dies dauert schon lange Jahre und doch leben wir und finden immer neue Kräfte. Es wird ja nicht mehr so lange dauern, noch ein einziges Jahr, dann hat Julius das Gymnasium absolvirt und nach fünfjährigem Universitätscurfus ist er ein fertiger Mensch. Wenn er dann Arzt ist, wird es ihm wohl auch nicht an Arbeit fehlen, denn ich will doch hoffen, daß er mit der Zeit eine zahlreiche Praxis gewinnen wird, aber diese Beschäftigung wird ihn nicht so schrecklich plagen, er wird manchmal ausruhen können. Für uns wird dann auch der so heißersehnte Augenblick eintreten, wo alle unsere Qual und Mühe um unseren Sohn ihren Lohn finden.“

Bei diesen Worten löschte sie die Lampe aus und war wie gewöhnlich augenblicklich vom festen Schlaf umfassen.

Ihre Versicherungen schienen Marcel doch nicht überzeugt zu haben, da er am nächsten Sonntag die übliche Whistpartie im Hause eines Collegen aufgab, um den Abend zu Hause mit Frau und Kind zu verbringen. Einige Mal versuchte er ein Gespräch mit seinem Sohne anzuknüpfen, doch fiel es ihnen Beiden sehr schwer, da sie gar nicht gewohnt waren mit einander zu verkehren. Nach einigen kurzen Fragen, die von Julius sehr unbefriedigend beantwortet wurden, schien der Sohn gelangweilt, der Vater fast eingeschüchtert zu sein. Julius machte der peinlichen Situation ein Ende, indem er sich erhob, um aus seinem Büchervorrath eines der zerlumptesten Exemplare zu holen; dann setzte er sich seinem Vater gegenüber und begann mit großer Aufmerksamkeit zu lesen. Marcel streckte seine dürre blasse Hand nach dem Buche aus und fragte:

„Was liest Du da?“

„Sociologie,“ erwiderte Julius so gleichgiltig wie man spricht, wenn man sicher voraussetzen kann, nicht verstanden zu werden. In der That war es auch so, der Begriff dieses Wortes war seinem Vater unverständlich, umsomehr als das Buch in ihm ganz fremden Buchstaben gedruckt war; es war nämlich in deutscher Sprache verfaßt. Mißvergnügt schob er es seinem Sohne wieder zu und versank in tiefes Sinnen. Frau Aniela hörte man in der Küche schaffen, und da es ja Festtag war und sie nicht nähen konnte, mit einer Nachbarin harmlos plaudern. Die beiden Frauen klagten, daß Butter und Eier immer theurer würden, beschwerten

sich über den Schmutz auf dem Marktplatz, der ihr Schuhwerk schrecklich zerstöre; Lusia war nicht daheim, sie verbrachte die Abendstunden der Festtage bei ihrem Großvater. Heute fand sie ihn in trüber Stimmung, er schaute mit glanzlosen Augen in die Ferne, zuweilen sah er seine Enkelin mit betrübten prüfenden Blicken an; so gestimmt war er nur an gewissen Jahrestagen, die ihn an schmerzliche oder auch glückliche Ereignisse seiner Vergangenheit erinnerten. In solchem Fall sprach er immer eingehend und offenherzig darüber, erzählte, wie es bei gewissen Ereignissen zugegangen sei, wiederholte, was für großes Herzeleid die Nachricht von dem Tode seines Sohnes, die er in der Verbannung erhalten, über ihn gebracht habe; zuweilen theilte er ihr auch interessante Einzelheiten aus seiner langen Verbannung mit. Heute kam aber nichts von alledem über seine Lippen, es konnte also kein Jahrestag der Grund seiner Verstimmung sein. Otoki entfernte sich auf kurze Zeit, um die eben ankommenden Reisenden zu empfangen, kehrte aber sehr bald zurück und fragte in auffallend plötzlicher Weise: „Fehlt Dir etwas? Du siehst elend aus und bist so schweigsam. Wenn Du Dich krank fühlst oder über irgend etwas zu klagen hast, warum sagst Du es mir nicht frei und aufrichtig? Du kannst ja überzeugt sein, daß Dein Glück und Wohlbefinden mir über alles theuer sind. Ich bitte Dich dringend, sage mir, was Dir fehlt!“

„Ich versichere Dich, Großpapa, daß ich mich ganz wohl fühle und keinen Grund zu irgend welcher Klage habe,“ erwiderte das Mädchen. Der Alte fuhr zornig erregt auf, beschuldigte sie einer nutzlosen Heimlichkeit, bezwang aber diese Aufwallung bald; er vermochte nicht mit harten Worten mit ihr in's Gericht zu gehen, umfaßte sie, blickte sie lange an und sagte: „Du bist eine unglückliche Waise; zwar hast Du mich, aber ich bin alt, und meine Mittel sind so spärlich, daß ich Dich kaum nothdürftig erziehen und ernähren kann; moralisch wie physisch fehlt Dir alles, was zu einem zufriedenen heiteren Kinderleben gehört; darum mußt Du, theueres Kind, Dich mit allen Schmerzen, allen Zweifeln an den allmächtigen Beschützer aller Unglücklichen und Verlassenen wenden; — oft heiß und fromm beten.“ Ein verhaltenes Spottlächeln umspielte den Mund des Mädchens, Otoki sah es und unterbrach zornig seine Rede. Er erhob sich, schien rauhe vermahrende Worte auf den Lippen zu haben, aber beherrschte zum zweiten Mal den Zorn, der seine Brust in heftigen Athemzügen hob. — Lebhaft streckte er seine Hände in die Höhe und machte sich mit nervöser Hast an der Gasflamme zu schaffen; er fand nicht den Muth, das Kind, das einzige Vermächtniß seines Sohnes, das einzige Glück seines Lebens, rauh und streng zu behandeln. Er rang nach Fassung, setzte sich beruhigt wieder auf seinen Platz und sprach im Anfang mit erregter Stimme, die aber bald nur vorwurfsvoll klang, von den nachtheiligen Wirkungen schlechter Bücher, über die Sünde des Unglaubens und der Vernachlässigung des Gebetes. Allem Anschein nach hörte Lusia aufmerksam und geduldig zu, wie fast immer

schweigsam und versonnen; aber bei näherer Betrachtung hätte man ihr Antlitz öfters während seiner Rede stark erröthen, und ein spöttisches, höhrendes Aufleuchten in ihren Augen gesehen. Seine Moral schien sie zu empören; der gute Mann merkte dies nicht, und ebenso rasch wie sein heftiger Zorn sich in milde Vorwürfe verwandelt hatte, machten diese einer zärtlichen Beunruhigung Platz.“

„Bist Du mir böse, weil ich schalt?“ fragte er, „liebst Du ihn noch ein wenig, den griesgrämigen Großpapa?“

Wenn er nach solchen Worten ihre Eisengestalt mit kräftigem Arm an seine Brust drückte, hörte sie das ungestüme Pochen seines Herzens, das immer noch mit gleichem Abscheu die Livrée, dies Zeichen des Zwanges und der Dienstbarkeit, trug, und mußte dann fühlen, daß Otoki nur ihrewegen diese große Demüthigung so heldenhast duldet. Beeinflusst von solchen Gefühlen, umschlang sie ihn mit beiden Armen und stammelte schluchzend auf jene wiederholt an sie gerichtete Frage: „Ich liebe Dich über alles, Großpapa!“

Die Freude des Alten kannte in solchen Augenblicken keine Grenzen; mit stürmischer Herzlichkeit küßte und liebte er das Mädchen, setzte sie auf seine Knie und flüsterte ihr Vieles mit zärtlich leiser Stimme zu:

„Ich weiß am besten, woran es Dir fehlt, was ich Dir nicht zu bieten vermag. Schöne Blumen, gesunde frische Luft müßten Dir vor allem wohlthun, grüne Bäume, in Farbenpracht prangende Blumen würden Dein ermüdetes Auge am wirksamsten erquicken; der Blick einer liebenden Mutter, die mit zärtlicher Sorgfalt auf Deine Gesundheit bedacht wäre, würde Deinem Antlitz einen harmlosen freudigen Ausdruck verleihen; ein vernünftiger Vater, der Deine Gefühle und Gedanken verstünde, würde Deinem Herzen mild und weise den rechten Weg zeigen. Wie gut weiß ich dies alles, und wie unglücklich macht es mich, daß ich ein obdachloser Bettler bin, der Dir nichts von alle dem gewähren kann.“ Solche Worte rührten sie, sie küßte ihn lang und herzlich, versicherte ihn ihrer großen Liebe und tief empfundenen Dankbarkeit für die Opfer, die er ihr täglich und stündlich brachte und schloß trotzdem mit den Worten:

„Ich kann mein Wesen, meine innersten Gedanken nicht ändern.“ Sie hatte Recht, dazu war es zu spät, die zerstörenden Zweifel hatten schon in ihrem Gemüthe zu tiefe Wurzel geschlagen. Oft brachen die dem Großvater so verhassten neuen Ideen mit unbezwinglicher Macht aus ihr hervor, dann war der Alte der Verzweiflung nahe. Er begleitete sie noch immer des Abends nach Hause, führte sie sogar sorgfältig an der Hand, obgleich sie schon ganz den Kinderchuhen entwachsen war. Einmal als ihr Weg wieder über den einsamen Platz führte, wo ihm einst die kleine Lusia die Erbscheinung des Ritters auf schneeigem Roß gezeigt hatte, blieb er stehen, blickte in die Höhe, schien etwas fragen zu wollen, getraute sich aber nicht mit der Sprache heraus, da er befürchten mußte, daß die Beantwortung

dieser Frage die herzliche Harmonie, die augenblicklich zwischen ihnen herrschte, auf lange Zeit wieder zerstören würde. Am Himmel schien der Mond in gleicher Pracht wie damals, weiße ätherische Wolken zogen langsam vorüber, ein geheimnißvolles Rauschen konnte wohl für Flügelschlag gelten; vielleicht war ihr Herz durch diese Erinnerung an freudvolle Augenblicke der Kindheit gerührt. Er kämpfte gegen den leidenschaftlichen Wunsch zu erkennen, ob Lusia ganz lieblos und nüchtern geworden, fürchtete aber, daß die erlangte Sicherheit ihm bitteren Schmerz bereiten würde; vielleicht war doch nicht alle Poesie in ihrem jungen Herzen vernichtet; ihre Worte sollten ihn tief unglücklich machen oder freudig enttäuschen. Festig drückte er ihr Händchen und fragte mit leiser zitternder Stimme und mit einem schüchternen Lächeln:

„Lusia siehst Du noch die Erscheinung des Ritters auf Tecoras Flur?“

Grausam, mit stolzem Selbstbewußtsein über ihr schwer erworbenes Wissen lachte sie höhnisch auf und erwiderte:

„Seit ich vernünftig bin und mich ernstere rationelle Gedanken beschäftigen, hat jener Zauberpfuf jeden Reiz für mich verloren!“

Er ließ ihre Hand, die er noch immer hielt, plötzlich fallen, sprach kein Wort mehr zu ihr, geleitete sie bis an's Hausthor und verabschiedete sich auf kurze und barsche Weise; kein zärtliches Wort, keine Liebesung wurde zwischen ihnen gewechselt. Dtozki geleitete sie auch nicht wie sonst die dunkle steile Treppe hinauf. Zum ersten Mal in ihrem Leben schieden sie in Zwist, sich gegenseitig der Härte und Lieblosigkeit beschuldigend. Langsam, von bitteren unfreundlichen Gedanken beherrscht, ging sie mit unsicheren Schritten die engen Stiegen hinauf — er schritt eilig dem Gasthose zu, blieb aber inmitten des kleinen Platzes stehen und rief fast laut:

„Wie konnte ich so leichtsinnig handeln, sie allein im Dunkeln die gefährliche Treppe hinaufgehen zu lassen! Wenn sie nur nicht Schaden dadurch erleidet!“

Kummer und Sorge herrschten im Herzen des armen Portiers und waren wohl die Ursache, daß seine prächtige kraftvolle Gestalt gebeugt und bedeutend gealtert erschien. Es gab Augenblicke, in welchen düstere Gedanken ihm jede Fassung, jede Haltung unmöglich machten; seine Arme senkten sich schlaff, sein edles Haupt beugte sich tief auf die Brust. Seine physischen Kräfte, die sich wunderbarerweise trotz seines hohen Alters so lange erhalten hatten, begannen auf einmal rasch zu schwinden. Die Hoffnung, seine Enkelin glücklich zu sehen, hatte seine Nerven gespannt, hatte ihm Kräfte verliehen; er sah jetzt, wie erfolglos seine große Mühe war, und verlor allen Muth. Die Schwäche seines Weines, die er den Strapazen seines Aufenthaltes in Sibirien verdankte, ließ sich immer peinlicher fühlen, und Leon Zgorowitsch Rosenblatt machte ihm oft Vorwürfe, daß sein Gang, der ihm einst durch seine vornehme Nachlässigkeit so sehr imponirt hatte, schwerfällig und langsam wurde. Die Hotelrechnungen konnten den Verwalter auch nicht mehr be-

friedigen; die Augen des Greises waren recht schwach geworden; das jahrelange Verweilen und Arbeiten in einem so unbortheilhaft beleuchteten Raume mußte sein Augenlicht zerstören. Lusia schien Mißtrauen in ihm zu erwecken, oft blickte er auf sie mit scharf prüfenden Augen und sprach mit ihr in gereiztem ungedulbigen Tone. Gewisse Worte, spöttisches Lachen, die sie unvorsichtiger Weise manchmal verrieth, ließen ihn in Zorn erbeben, aber er besaß noch genügende Kraft, jede jähzornige Aufwallung zu unterdrücken. Seine heftige Aufregung äußerte sich nur durch das lebhafte Ziehen seines schneeweißen Schnurbarts und durch die nervöse Emsigkeit, mit der er die Gasflamme regulirte. Wenn der Sturm, der in seinem Herzen tobte, sich beruhigt hatte, setzte er sich und begann mit vorwurfsvollem Tone ihr weitläufig zu erklären, wie wenig moralischen Werth die junge Generation habe, trotzdem sie viel gelehrter, gewiß auch wißbegieriger sei als ihre Väter es gewesen. Sie ließ sich nie auf eine Discussion mit ihm ein, sondern hörte geduldig und aufmerksam zu, wurde aber mit der Zeit immer gleichgültiger gegen ihn, kam immer seltener und dann auch nur auf kurze Augenblicke in die Portierloge.

Als sie schon sechzehn Jahre zählte, kam sie einmal in traurigster Stimmung, mit vertrockneten Augen, zu ihrem Großvater. Beunruhigt hatte er gleich alle Bitterkeiten, die sie einander entfremdeten, vergessen, und erkundigte sich mit zärtlichster Fürsorge nach der Ursache ihres Kummerß. Schluchzend erzählte das Mädchen, daß Julius schon am nächsten Tage Wilna verlassen sollte, um nach Petersburg zu reisen.

„Hängst Du so sehr an ihm, mein armes Kind, daß Dir der Abschied so schwer wird?“ fragte Dtozki.

„Es ist nicht nur das, lieber Großpapa, was mir weh thut, obgleich ich ihn herzlich lieb habe und durch seine Abwesenheit ganz vereinsamt sein werde,“ erwiderte sie, „hauptsächlich schmerzt mich der Gedanke, daß er in große Wirkungskreise tritt, Merkwürdiges zu sehen bekommt, Vieles lernen wird, während ich dazu verurtheilt bin, ewig in diesem dumpfen engen Loch zu vegetiren!“

Dtozki erblaßte und fragte scheu, fast leidenschaftlich:

„Könntest Du denn wirklich Deine Vaterstadt verlassen und dort in der Ferne glücklich sein?“

„Dort oder wo anders ist mir gleich, wenn es nur nicht hier sein müßte,“ sagte sie, ohne sich im mindesten des häßlichen Egoismus, der großen Undankbarkeit bewußt zu sein, die in dem Ausdruck dieses Wunsches lagen. Der Greis stand bebend vor ihr, helle Röthe bedeckte seine Stirn, seine Augen schlenderten Blicke, die aber bald durch Thränen verschleiert wurden; dennoch schwieg er, beherrschte wie immer seinen Zorn, und sie bekam kein hartes Wort zu hören.

Julius hatte seine Abiturienten-Examina schon vor einem Monat beendet, und wollte sich zunächst in Petersburg medicinischen Studien widmen.

Den letzten Abend vor seiner Abreise sollte die an der Mauer befestigte Sparbüchse geöffnet werden; um Mitternacht, als sich die Gatten in ihr Schlafzimmer zurückgezogen hatten, nahm sie Frau Aniela von der Wand herab und stellte sie auf den Tisch, an welchem ihr Gatte saß. Er hatte an diesem Abend nicht nur seine Zeitung völlig vergessen, sondern auch nicht einmal die Uniform gegen den bequemen Schlafrock vertauscht. Sie saßen beieinander und bemühten sich, den Deckel der Büchse zu heben, die Mutter feierlich gestimmt mit freudig erröthendem Antlitz, der Vater zitternd, mit scheuem Blick, und flüsterten hastige abgebrochene Worte und Fragen:

„Wie viel mag es wohl sein? Sicher keine große Summe, vielleicht sogar ganz unzureichend; wenn es doch wenigstens genug wäre, die ersten paar Jahre zu fristen?“

Endlich war der Deckel abgebrochen, allerlei Silber- und Kupfermünzen rollten auf den Tisch, Aniela sah stannend darauf:

„Marcel, es muß wohl eine bedeutende Summe sein?“ sagte sie, ihr Auge starr auf das Vermögen ihres Sohnes geheftet.

„Der große Haufen Kleingeld täuscht Dich, zusammengerechnet wird es wohl wenig ausmachen,“ sagte Marcel bitter und traurig.

Sie begannen das Geld zu zählen, tiefe Stille umgab sie, nur zuweilen durch Aniela's laute Freude unterbrochen. Strahlend von Glück nahm sie einen rothigen Zehnrubelschein in die Hand, ihn so wonnevoll ansehend, wie ein Kind den zuerst erblickten Schmetterling des Frühlings.

„Auf welche Weise kommt dies hierher?“ fragte sie aufgeregt.

„Das kam hinein, als ich unerwartet eine Gratification erhielt und einen Theil davon für Cigarren bestimmte; ich besann mich aber anders und legte das Geld in die Sparbüchse,“ erklärte Marcel.

„Das war wohl damals, als Du behauptetest, wegen eines Halsübels nicht rauchen zu können?“ erwiderte sie und sah ihn herzlich und dankbar an; er lächelte matt wie gewöhnlich und rechnete weiter. Nach genauer Abrechnung stellte sich der Inhalt der Sparbüchse gar nicht so unbedeutend. Dreihundert Rubel, wie viel war es für diese Armen, und doch wie wenig, wenn man in Betracht zog, daß es zehnjährige Ersparnisse waren. Ein Wunder war es, daß sie bei ihren kaum genügenden Mitteln so viel zusammengebracht hatten. Marcel ging an dem zu der Abreise seines Sohnes bestimmten Morgen nicht in's Bureau; es war das erste Mal in seiner langen Beamtenlaufbahn, daß er, ohne durch Krankheit verhindert zu sein, sich solches zu Schulden kommen ließ. Er rief Julius in das Schlafzimmer hinein, übergab ihm ein Päckchen Banknoten und sagte:

„Dies ist alles, liebes Kind, womit wir Dir behülflich sein können. Trotz der großen Kosten, die uns das Gymnasium verursachte, bemühten wir uns noch etwas bei Seite zu legen, um Dir eine Universitätsbildung geben zu können. Die Hälfte dieser Summe wird wohl die Reisekosten und die Ausgaben der ersten Monate decken; die andere Hälfte werde ich

zu Deiner Disposition zurückbehalten. Es ist nicht viel, was wir Dir geben, die elenden Umstände unseres Lebens sind daran schuld, daß wir Dich in Zukunft nur so dürftig unterstützen können. Mein ganzes Sinnen und Trachten war beständig darauf gerichtet, Dir durch eine den jetzigen Verhältnissen entsprechende Schulbildung alle Wege, die zu einer glänzenden Laufbahn führen, zu öffnen. Meine eigene Erfahrung hatte mir leider klar bewiesen, wie schwer es ist, sich in der Welt durchzuschlagen, wenn man ungenügend ausgebildet ist. Ich fühlte einst auch Lust und Liebe zu Geistesarbeit; aber die nagenden Sorgen um das tägliche Brot, unglückliche allgemeine Zustände lasteten schwer auf meinem Geiste und tödteten alles innere Leben. Vor allem wünsche ich Dich stark und unabhängig zu sehen, durch Energie und gediegene Bildung sicher gestellt, Deinen Vorgesetzten so unentbehrlich, daß weder die Schlechtigkeit der Menschen noch unsere unglückliche politische Lage Dir verhängnißvoll den Weg versperren können.“

Die schmerzliche Abschiedsstunde schien Vieles in Marcel aufzuwecken, was schlummernd in seiner Seele lag. Von dem Wunsche befeelt, seinem Sohne ein besseres Loos zu bereiten, als ihm selbst zu Theil geworden, nahm er seinen Kopf in beide Hände und bat mit flehender Stimme: „Verne, arbeite fleißig, mein Sohn, es ist das einzige, was Dir Hoffnung auf eine freudereiche Zukunft geben kann.“

Die Mutter saß inzwischen in der Küche über einen kleinen Reisestoff gebeugt; sie ordnete sorgfältig Wäsche und Kleider, die größtentheils ihrer Hände Werk waren; monatelang hatte sich die arme Frau geplagt, fast jeden Bissen vom Munde abgespart, um ihn mit warmen Kleidern, wie sie das rauhe ungesunde Klima Petersburgs erheischten, ausstatten zu können. Der Vater dachte nur an die Studien, ermahnte zu Fleiß und Ausdauer, die Mutter vergaß alles andere, um nur für das leibliche Wohl ihres Kindes zu sorgen.

*

*

*

Ein Jahr war seit diesen Begebenheiten schon verfloßen, als sich eines Tages in dem gelben engen Neste ein ungewöhnliches Leben und Treiben bemerkbar machte. Es wurde ein doppeltes Fest gefeiert; der Sohn war aus Petersburg gekommen, um die Sommerferien im elterlichen Hause zu verleben; Lusia feierte ihren siebzehnten Geburtstag und die glückliche Beendigung ihrer Schuljahre. Innerhalb dieser gelben Wände hatte noch nie so große Heiterkeit geherrscht; helle Sonnenstrahlen drangen in das Zimmer, die verbläuten Rosen der Wanduhr erglüheten und ihr Pendel blinkte goldbig in dieser Beleuchtung. Die Familie, in deren Mitte Dtozki sich befand, den man zu dem Feste eingeladen hatte, war eben bei dem Mittagsmahl, das reichlicher war und nicht so stillschweigend wie gewöhnlich genossen wurde. Der arme Greis, dessen kranke Augen das Sonnenlicht nicht vertragen konnten, saß mit dem Rücken nach dem Fenster gewendet, und war so vertieft

in den Anblick des blassen blonden Mädchens, als ob er für nichts anderes Verständniß oder Sinn hätte. Das Mädchen schaute unverwandt mit gespannten Blicken auf Julius, der zwischen seinen Eltern saß, fortwährend und freudig von ihnen beobachtet. Trotz großer Hagerkeit und Blässe war er schön, hatte regelmäßige Züge, einen aufgeweckten belebten Gesichtsausdruck, feurige verständig blickende Augen und energische Bewegungen, welche in einer anderen Umgebung vielleicht als dreist gegolten hätten; hier aber bewunderte man alles an ihm und sah zu ihm wie zu einem höheren Wesen empor. Julius erzählte viel von Petersburg, beschrieb seine belebten Straßen, herrlichen Paläste, und schien großes Gefallen an der Aufmerksamkeit zu finden, die man seiner Erzählung spendete. Der Eindruck, den seine Worte machten, offenbarte sich in diesem kleinen Kreise auf sehr verschiedene Art. Die glückliche Mutter lächelte noch viel gutmüthiger als gewöhnlich, der Vater schien, von seiner Rede ganz in Anspruch genommen, völlig in ihm aufzugehen, und unterbrach ihn mit keiner einzigen Silbe, im Gegensatz zu Lusia, die ihn mit unzähligen Fragen überschüttete. Die laute Heiterkeit und Zufriedenheit, die seinem Wesen eigen war, wurde doch manchmal von anderen minder angenehmen Eindrücken verdrängt. Oft verstummte er plötzlich inmitten eines schallenden Gelächters, seine Stirn verfinsterte sich und legte sich in tiefe Falten; mit starr nach innen gerichteten Blicken schien er unter der Wucht einer schrecklichen Erinnerung oder Voraussetzung tief zu leiden; er wurde schweigsam und ein grausames Leuchten drang aus seinen Augen. Solche Augenblicke waren von kurzer Dauer, gewöhnlich ermannte er sich rasch, schien aus einem bösen Traum zu erwachen, ging mit raschen Schritten einigemal durch das Zimmer und fuhr mit beiden Händen, ganz wie in der Kindheit, durch die unordentlichen, bis auf die Schultern herabhängenden Haarmassen. Seiner Mutter, die noch auf keinen Augenblick das Auge von ihm gewandt hatte, fiel die Länge dieser Löwenmähne auf, und sie fragte in ihrer, bescheidenen fast unterwürfigen Weise:

„Warum läßt Du Dein Haar nicht schneiden? Kein vernünftiger Mann läßt es so lang wachsen!“

„Das ist eben der Grund weshalb ich es so und nicht anders trage,“ erwiderte Julius mit einem Tone, der keinen Widerspruch duldete. Die arme Seele dachte gar nicht daran, die Meinung ihres Liebblings zu bestreiten, doch etwas später fragte sie wieder:

„Julius, Du hast wohl vergessen, ein reines Hemd anzuziehen, als Du Deine Reisefleider wechseltest; ich hatte es doch sammt dem Anzuge hingelegt!“

„Quäle mich doch nicht, liebe Mutter, wie kannst Du nur solche Kleinigkeiten beachten? Ich setze mich über alle solche Bumpereien hinweg; es giebt so viele ernste und wichtige Sachen, an die man denken muß, daß es eine Sünde wäre, seine Zeit an solche Vappalien zu vergeuden.“

Lusia hörte aufmerksam zu, stimmte sogar seinen Worten nickend bei, schien aber doch nach einiger Besinnung anderer Meinung zu sein und sagte:

„Wir lasen einmal, so viel ich mich erinnern kann, daß der beste Maßstab für die Civilisation eines Volkes die Menge der Seife sei, die es verbrauche!“

Zulius blickte sie ironisch an und erwiderte so langsam und deutlich, als ob er jedes seiner Worte ihrem Gedächtniß dauernd einprägen wollte:

„Wenn alle Menschen mit Brot versorgt sein werden, so wird es uns vergönnt sein, nicht nur Seife, sondern auch Wohlgerüche in großen Massen zu verbrauchen; Wohlgerüche sind angenehm. Battiswäsche sicher derbem Weinen vorzuziehen; es ist jammerschade, daß solche Genüsse nur Auserwählten zugänglich sind!“

Lusia erröthete, senkte, von seinen vorwurfsvollen Blicken getroffen, die Augen und gab ihm mit sprechender Geberde zu verstehen, daß er sie von der Richtigkeit seiner Meinung überzeugt habe. Seine Gedanken weiter ausführend, wendete sich Zulius an Otoki mit folgender Bemerkung:

„Sie sind nicht zu beneiden, so oft in Berührung mit sogenannten Großen und Vornehmen zu kommen, die ja fast immer großartige Hotels aufsuchen, um dort mit ihren Reichthümern und Titeln zu prunken.“

Otoki, ganz verblüfft, schien im ersten Augenblick die Tragweite dieser Rede nicht zu verstehen, sagte sich aber schnell und antwortete in vernünftiger, ruhiger Weise, daß die Reisenden meist sehr verständige und gute Menschen wären, die sich nichts gegen ihn zu Schulden kommen ließen.

„Sie sind sehr nachsichtig gegen diese privilegierte Menschenklasse, die ohne jeden inneren Werth, unnütz, den Fortschritt hemmend, nur morsche Trümmer einer versunkenen vergessenen Vergangenheit repräsentirt!“

„Zulius,“ rief Frau Aniela entsetzt, „wie kann man so wegwerfend von vornehmen, gebildeten Leuten sprechen!“

Marcel, welcher der Unterhaltung mit Aufmerksamkeit folgte, bekräftigte die Aeußerung seiner Frau, behauptete sogar, daß alle vornehmen Personen, die er zuweilen Gelegenheit hatte im Bureau zu sehen, einen durchaus angenehmen Eindruck machten und sich stets liebenswürdig und zuvorkommend gegen ihn erwiesen. Bei diesen Worten lächelte Zulius spöttisch und wendete sich zu seinem Vater mit der Frage:

„Ist Dir nie eingefallen, daß der Unterschied, der zwischen Dir und jenen besteht, ein empörendes Unrecht sei?“

Marcel schien diese Worte gar nicht zu begreifen, antwortete aber ruhig und gelassen:

„Ich habe nie Neid über fremdes Glück und Wohlergehen empfunden.“

„Neid!“ rief Frau Aniela, heftig sich erhebend; Du wirst doch, liebes Kind, Deinen Vater nicht im Verdacht haben, daß er je nach fremdem Gute gestrebt?“

Zulius sah wohl ein, daß diese einfachen, friedfertigen Seelen seine

weltverbessernden Theorien nicht verstehen könnten, ließ sich jedoch, durch den allgemeinen Widerspruch gereizt, zu einer Erwiderung herab:

„Um Dir Recht zu geben, liebe Mutter, müßte ich erst erfahren, was Du eigentlich fremdes Gut nennst. Ich hoffe doch, daß Du ebenso wie ich die Schöpfung als allgemeines Gut betrachtest. Aber wozu Fragen berühren, die Euch ganz fremd sind? Die schwüle Atmosphäre dieses engen kleinbürgerlichen Lebens hat so betäubend auf Eure Geister gewirkt, daß ihr weder Verständniß noch genügende Kraft besitzt, um Euch neue Ideen anzueignen oder auch neue Menschen zu verstehen.“

Die Mutter schien unter der Wirkung dieser Worte zu erstarren; der Vater sah ihn eine kurze Weile an, senkte aber bald seine Augen auf den vor ihm stehenden Teller und sagte mit dumpfer Stimme:

„Deine Worte überraschen mich nicht, ich habe schon lange dies Bewußtsein meiner Unwissenheit und Beschränktheit; es ist mir aber nicht angenehm, dies von Dir hören zu müssen!“

Empört fuhr Otokli auf und sagte mit großer Aufregung:

„Es ist weder recht noch gut, junger Mann, in solcher Weise mit alten Eltern zu sprechen!“

Julius schien beleidigt über diese Einmischung; sein Gesicht verfinsterte sich und er erwiderte mit rauher Stimme:

„Wo es sich um die Wahrheit, um Menschenrechte handelt, darf man keine Rücksichten nehmen; Eltern müssen ebensogut wie Fremde eines Besseren belehrt werden.“

Tief gereizt unterbrach Otokli seine Rede:

„Sie sind aber in vorgerücktem Alter, durch lange, harte Arbeit geschwächt; es würde sich also nicht lohnen, auf die kurze Spanne Zeit, die ihnen noch auf Erden beschieden ist, sie anders denken und handeln zu lehren!“

Marcel drückte dankend die Hand des Portiers und sagte:

„Wir wollen hoffen, daß das Ende, welches uns Erlösung von so vielen Mühen und Qualen bringen soll, nicht lange mehr auf sich warten lassen wird; denn wozu sollten wir jetzt noch länger leben?“

Er blickte bei diesen Worten auf seine Frau, die mit herbvorbrechenden Thränen zu kämpfen schien.

„Gräme Dich nicht,“ liebes Weib, bat er mit herzlichem Tone, „Julius hat es gewiß nicht böß gemeint; es ist die kraftvolle Jugend, welche in ihm schäumt und gährt.“

„Es thut mir leid, Euch weh gethan zu haben,“ sagte Julius barsch und unfreundlich; „ich hatte ganz vergessen, daß man hier jedes Wort wägen muß; denn in den Kreisen, in welchen ich mich jetzt bewege, spricht Jeder seine Meinung ohne Scheu frei heraus. Es kam mir nicht in den Sinn, Jemanden beleidigen zu wollen, und Euch, liebe Eltern, gewiß am wenigsten.“

Die Mutter umarmte ihn nach diesen Worten schluchzend und stammelte: „Wir haben Dich von Deiner Geburtsstunde an so innig geliebt; Dein Vater arbeitete und sorgte Tag und Nacht für Deine Zukunft, denn Du bist ja unser Eins und Alles!“

Diese mütterliche Zärtlichkeit blieb nicht ohne beruhigende Wirkung; er schien weich gestimmt und drückte einen herzlichen Kuß auf Ihre Hand. Mit diesem Liebesbeweise hielt er die Sache für abgeschlossen und begann Verschiedenes aus dem Petersburger Leben zu erzählen. Ueberzeugt von seiner großen Ueberlegenheit, sprach er nur von alltäglichen Begebenheiten, von großen Schneestürmen, schönen Schlittensfahrten; aber aus seinen Worten klang eine gewisse Verachtung gegen Zuhörer, welche für geistreiche, tiefergehende Gespräche kein Verständniß bezeugt hatten. Der Portier nahm keinen weiteren Antheil am Gespräch, sondern brach bald auf, sich von Allen eiligst verabschiedend. Marcel begab sich in sein Schlafzimmer und Frau Aniela ging auf die Straße, um das Nöthige zum Abendbrot zu besorgen.

Zulius und Rufia blieben allein im Wohnzimmer. Sie standen an dem Fenster, das die Zufluchtsstätte aller freien Augenblicke ihrer Kindheit gewesen war; stundenlang hatten sie an dieser Stelle gegessen, bedrückt von der schwülen Atmosphäre dieses Nestes, überdrüssig seiner gelben Wände, einem Vogelpaar gleichend, das mit aufgesträubten Federn sich in seinem Käfig furchtsam duckt, aber doch sehnsüchtige neugierige Blicke in die Ferne schickt, sich die Welt um so schöner und zauberhafter ausmalt, je weniger es davon zu sehen bekommt. Er war voller Leben und kühner Energie; ein festes Vertrauen auf eigene Kraft verlieh ihm die Hoffnung, daß alle Verheißungen, mit denen die Welt für die Jugend so freigebig ist, sich verwirklichen würden; und doch trotz dieser Siegesgewißheit verdüsterte sich oft sein Antlitz. Sie war klein und zierlich, ihre Bewegungen, ihr ganzes Wesen hatten den krankhaften Reiz einer Blume, die, in Kälte und Nebel erblüht, in ihrer schönsten Entfaltung schon verweltet erscheint. Ihre dunklen Augen glühten geheimnißvoll, gehoben durch die blasser Gesichtsfarbe und die matten Farbentöne ihres flachblonden Haares. Ueberhaupt war sie eine von jenen Erscheinungen, wie sie nur außergewöhnliche Verhältnisse und bewegte Zeiten erzeugen. Sie lächelte selten, und doch war ihr Mund, auf dem sich der Ausdruck einer sinnigen Schwärmerei zeichnete, bezaubernd schön. Sie war sehr blutarm, aber das so spärliche Blut rollte doch in unnatürlicher Hast durch ihre Adern; ihre Muskeln blieben schwach, da das überreizte Nervensystem in jeder Weise hemmend auf sie einwirkte. Ein gewissenhafter Arzt, sogar jeder beobachtende Psychologe wäre entsetzt gewesen über den Anblick dieses Kindes, dessen Organismus jedes Gleichgewichts entbehrte, dieses Gemüths, das so mächtig empfand, so bedeutende Gedanken hegte bei so geringen physischen Kräften und Mitteln. So stand sie vor dem lieben Genossen ihrer Kindheit, blickte ihn forschend an und sprach mit langsamen leisen Worten aus, wie glücklich sie seine Anwesenheit mache, wie sehr sie

das Bedürfniß empfinde, ihn über Vieles zu fragen, wie in früheren Zeiten Gedanken mit ihm auszutauschen. Sie hatte diesen Augenblick so sehnlichst erwartet; er war ja der Einzige, der auf den Grund ihres Herzens zu blicken verstand. Julius saß bequem zurückgelehnt, mit lang ausgestreckten Beinen, die auf einem ihm gegenüberstehenden Stuhle ruheten, eine Cigarrette im Munde und sah aus dieser behaglichen, aber sehr nachlässigen Stellung mit mehr Neugier als Interesse auf das Mädchen.

„Du bist wirklich nicht beneidenswerth,“ sagte er, als Lusia bei ihren letzten Worten ihn mit einer stummen Frage im Auge anblickte; „an diese häßlichen Wände gefesselt zu sein, Dein Leben unter beschränkten, schon halb vermoderten Menschen verbringen zu müssen, ist entsetzlich, um so mehr, da die Welt so schön, von so mannigfaltigen Genüssen und Freuden erfüllt ist, und das ganze Sinnen und Trachten der Menschen darauf gerichtet sein soll, die größte Summe Glückes sich zu eigen zu machen.“

„Erinnerst Du Dich der schlaflosen Nächte, die wir dort in der Küche zubrachten? Wir lasen Vieles und stritten heftig miteinander. Ich knirschte wüthend mit den Zähnen, Du vergoffest bittere Thränen über unsere Herzeinsamkeit und die Hüßlosigkeit unseres Verstandes; wir riefen leidenschaftlich nach einem Begleiter, der uns aus diesem Labyrinth heraus zur Wahrheit und zum Licht führen möchte. Nach einem in der Welt verlebten Jahre suche ich noch, kämpfe ich mehr; über Einsamkeit kann ich nicht mehr klagen; dieses Jahr war für mich einem Jahrhundert gleichbedeutend, so völlig hat es mich von meiner Vergangenheit losgelöst. Viele herrliche großartige Wahrheiten haben sich mir offenbart, ich habe viele Fragen des Lebens und der Wissenschaft gelöst und das Joch aller morschen Vorurtheile von mir abgeschüttelt. Nur eins ist in mir unverändert geblieben: ein großer Haß gegen die beschränkte blinde Menschengemeinschaft, in der Dummheit und Unrecht an der Tagesordnung sind! Ja, Lusia, ich fühle mich wie neugeboren!“

Das Mädchen sah ihn begeistert an; konnte keine Worte finden, und stammelte nur in höchster Aufregung:

„Wie glücklich bist Du!“

Julius schien große Genugthuung zu empfinden über den Eindruck, den seine Worte auf sie gemacht hatten; er lehnte sich womöglich noch bequemer in seinen Sitz zurück, erhob seine Beine so hoch, daß die Stuhllehne ihnen zur Stütze dienen mußte, und fragte mit kurzen Worten und gleichgültiger Stimme:

„Was beabsichtigst Du für die Zukunft?“

Diese Frage ernüchterte das Mädchen; sie ließ sich neben ihm nieder und erklärte im ganz muthlosem Tone:

„Es steht mir ein einziger Weg offen: Sprachunterricht zu erteilen; denn wissenschaftlich bin ich sehr ungenügend ausgebildet, obgleich meine

Zeugnisse mir das Recht verleihen, in allen Lehrgegenständen zu unterrichten.“

Mit ironischem Lächeln fragte Julius:

„Fühlst Du kein Bedürfniß, Größeres zu leisten, als bis in's Alter hinein Dich mit Stundengeben abzulagen? Uebrigens verstehe ich auch nicht, was für Nutzen Dir diese Beschäftigung bringen soll?“

„Einen nothdürftigen Lebensunterhalt für mich und den Großvater,“ antwortete sie kleinlaut mit gesenkten Blicken.

„Das ist ja ein großartiger Erfolg!“ spottete Julius; „also ein trockenes Stück Brot für Dich und den Alten, nichts für die Menschen, für die neuen Ideen!“

Lusia stand vor ihm wie ein seiner Schuld überführter Missethäter; ihre Hände krampfhaft ringend erwiderte sie trostlos:

„Nichts, gar nichts!“

Er brach in ein höhnisches Gelächter aus und rief:

„Das ist ja das verkörperte Ideal einer philisterhaften Existenz, die Schule leidlich durchmachen, die Kinderröcke mit einem langen Kleid vertauschen, und dann von Haus zu Haus wandern, um unausstehlichen Rangen das Lesen und Schreiben einzutrichtern; später im allergünstigsten Falle einen subalternen Staatsbeamten heirathen; der sein ganzes Leben in der Kanzlei verbringt, in seiner Häuslichkeit aber kaum die nöthige Zeit hat, seine Mahlzeiten zu sich zu nehmen und sich im Schlafe etwas Ruhe zu gönnen. Natürlicherweise kommt das Weib eines so geplagten Menschen ihr Lebenlang nicht aus dem Kochen, Scheuern und Waschen heraus. Wahrlich wenn Du nicht höher strebst, kann man Dir nicht unsinnige Träume oder zu großen Ehrgeiz vorwerfen.“

Diese Worte fielen wie Geißelhiebe auf das unglückliche Mädchen; Röthe und Blässe wechselten auf ihrem Antlitze, gespannt folgte sie seinen Reden.

„Möglich wäre es auch,“ fuhr Julius in demselben Tone fort, „daß Du reich heiratest, da Du ein schönes Mädchen bist; das wäre noch das Vortheilhafteste, denn dann würdest Du wenigstens nicht im Elend untergehen. Ich kenne Dich aber zu genau, um dies voraussetzen zu können; Du bist nicht eine von denen, die auf die Suche gehen und überall zu finden sind, wo ein wohlhabender lediger Mann erscheint. Wahrscheinlicher ist es, daß Du eines schönen Tages irgendwo einem Jüngling begegnen wirst — vielleicht ereilt Dich Dein Schicksal in der Kirche, oder auch zwischen dürftigen gelben Wänden — und bezaubert von seinem hübschen Schnurrbart und süßlich lebenswürdigen Wesen, wirst Du ihm Dein Herz und Deine Hand zu eigen geben. Ein Priester wird Euch für alle Ewigkeit verbinden, und sogleich wird die Hölle, die man Familienglück nennt, beginnen; die Hauptbestandtheile dieses Zustandes sind schmutziges Küchengeschirr und Kindergeschrei, seine einzige Abwechslung Streit und Thränen. Vielleicht wird Dich solch ein Leben

befriedigen; aber wir, die neue Generation, deren Lösungswort Fortschritt heißt, nennen es eine verbrecherische Zeit und Kraftvergeudung."

Bei diesen Worten ergriff das Mädchen seine beiden Hände und unterbrach in energischem Tone seine Rede:

"Es ist nicht recht von Dir, nicht Deiner würdig, Julius, so wegwerfend und spottend den Stab über meine Zukunft zu brechen. Ich war die Gefährtin Deiner Kinderjahre, mit der Du alle Gedanken theiltest, und verdiene es auch jetzt, wie ein vernünftiges, denkendes Wesen behandelt zu werden. Mein Streben richtet sich einzig darauf, vieles zu lernen und immer größere Klarheit für meinen Geist zu erringen; ich möchte mich in hohem Fluge über alle Gemeinheiten des Lebens hinwegsetzen und alle Kräfte, die ich besitze, gewissenhaft und mit größtem Nutzen für die Menschheit verwerten. Während Deiner Abwesenheit habe ich fleißig gelernt und viel gelesen. Ich war vereinsamt, konnte mich Niemandem mittheilen, mein Herz war in stetem Aufruhr, so daß ich nur selten Ruhe und Schlaf fand. Während der Nächte, die ich schlaflos verbrachte, zauberte mir meine Phantasie merkwürdige Bilder vor. Ich sah blutige, ungeheuerliche Schlachten, deren Anführer Fahnen trugen, auf welchen große Lösungsworte standen; zuweilen waren es wieder ausgehungerte, elende Volksmassen, welche die Hände flehend zum Himmel emporhoben, an dem langsam und prächtig die Sonne aufging, deren Strahlen in feurigen Buchstaben das Wort „Fortschritt“ verkörperten. Oft waren es auch Scheiterhaufen, deren lichterlose Flammen in mein Herz schlugen, Märtyrer, wie Johanna d'Arc, Giordano Bruno, sah ich in jenen Gluten versinken, mich selbst von heißen Flammen umlobert, selig, mich aufopfern zu dürfen! Nein, lieber Julius, ich werde mich nie damit begnügen, Lumpen zu flicken oder am Kochherd zu stehen, ebenso wenig wie ich Stande wäre, einen unverbienten Reichthum zu genießen, ohne denselben mit vielen Unglücklichen zu theilen! An's Heirathen denke ich nie, vermöchte es gar nicht, wie andere Mädchen, mich aufzuputzen und Männern gefallsüchtig nachzustellen. Sie langweilen mich; ich finde sie ebenso häßlich wie diese verabscheuten gelben Wände. Ich will nur lernen, in der Wahrheit immer weiter vordringen, leben in der großen heiligen Bedeutung des Wortes, und wenn es sein muß, jung sterben, einen Märtyrertod erleiden, für eine edle Liebe oder eine große Idee!"

Athemlos und bebend stand sie vor ihm, flehend zu ihm aufschauend, aus Augen, die unter einem dichten Thränenschleier hervor feurig bligten.

Julius sah sie staunend und entzückt an und rief laut:

"Wie schön bist Du! Erst heute sehe ich, wie herrlich Deine Augen sind und wie eigenthümlich der Zauber ist, der Deine ganze Erscheinung umfließt."

Ueber den Ursprung dieses Zaubers konnte er nicht klar werden, und doch entsprang dieser natürlicherweise der maßlosen Begeisterung, die sie beherrschte, die um so heftiger war, je unklarer die Ziele und Ideen waren.

denen sie huldigte. Allmächtig drängte es sie, Idealen nachzustreben, über deren Bedeutung und Tragweite sie ganz im Dunkeln war, die sie vielleicht nicht einmal näher zu bezeichnen gewußt hätte, und trotzdem hätte weder blinder Glaube noch vergötternde Liebe sie fanatischer stimmen können als diese in geheimnißvolle Nebel gehüllten Ueberzeugungen. Julius mußte wohl verstanden haben, daß diese Schwärmereien ihres Herzens reiner und edler Art waren, denn er bemühte sich, den Eindruck seiner ersten Worte zu mildern und sagte:

„Du bist nicht nur schön, sondern auch vernünftig und von den besten Vorsätzen beseelt; dies preise ich noch viel höher als die Anmuth Deiner Gestalt und die Schönheit Deines Antlitzes.“

Seine Lobsprüche machten ihr nicht den geringsten Eindruck, sie hörte kaum darauf, faltete die Hände und bat mit flehenden Blicken:

„Lehre mich, führe mich, theile mir alle großen Gedanken und Wahrheiten mit, die Du Dir in der schönen Welt erworben!“

Zulius senkte sinnend seine Blicke, aber eine große Genugthuung malte sich auf seinem Antlitz. Zum ersten Male zur Würde eines Meisters erhoben, sollte er die neue Lehre predigen. Ueberzeugt von der Unentbehrlichkeit und Wichtigkeit der Verbreitung dieser geliebten Ideen, konnte er nun das große Werk beginnen. Sein Herz ging auf in stolzem Selbstbewußtsein, seine Ueberzeugungen erschienen ihm vollkommen und heilig.

„Warum sprachst Du,“ fragte er, „wenn Deine Wünsche so hochfliegender Natur sind, von Unterricht ertheilen, dürftigem Lebenserwerb?“

Düster erwiderte sie:

„Ich habe keine Geldmittel, um auf andere Weise die Pflichten, die mir die Dankbarkeit gegen meinen Großvater vorschreibt, zu erfüllen.“

„Das ist wirklich zum Tollwerden!“ schrie Julius wüthend, und erhob sich erregt aus seiner bequemen Stellung. „Pflichten! Wenn Deine Grundsätze und Ueberzeugungen so kleinlicher Art sind, dann wirst Du am besten thun, Dich mit Unterricht zu beschäftigen, oder auch auf die Jagd nach einem reichen Versorger zu gehen.“

Dusia erschien erschrocken und beschämt und sagte, um sich zu entschuldigen:

„Mein Großvater hat mir viel Gutes erwiesen, er hat von Kindheit auf für mich gesorgt, hat meinethalben schwer und in erniedrigender Stellung gearbeitet, darf ich ihn verlassen, wenn er durch Krankheit und Alter gebrochen zusammensinkt?“

„Höre doch auf, es ist schrecklich, solchen Unsinn anzuhören,“ sprach Julius. „Wenn Du von Verpflichtungen gegen einen hilflosen unnützen Greis sprichst, so scheinst Du ganz zu vergessen, daß die großen einzig wichtigen Pflichten gegen die Menschheit immer auf dem ersten Plan stehen müssen. Ein Einzelner muß Millionen weichen. Du sprichst viel von hohem Streben, sehnst Dich, eine Märtyrerin großer Ueberzeugungen zu

werden, und setzest Dir trotzdem vor, Dein Leben in einen engen Wirkungskreis einzuschränken und Dich einem abgelebten Greis aufzuopfern. Ich sehe, daß Du noch unter der Macht morscher Vorurtheile und überwundener Begriffe stehst; aber ich habe die Zuversicht, Daß Du Dich eines Besseren besinnen wirst. Komm mit mir, wir wollen ein wenig spazieren gehen, die Abendluft ist köstlich, und ich werde draußen viel freier sprechen können als in diesem dumpfen gelben Nest.“

Seinem Wunsche gemäß gingen sie aus und erregten schon bei diesem ersten Spaziergang großes Aufsehen. Julius machte den Eindruck, nicht bei gesunden Sinnen zu sein, sein langherabwallendes Haar, seine frechen Blicke und dreisten Geberden gaben ihm den Anschein eines Abenteurers und Raufbolles. Rufia hatte weder Hut noch Handschuhe angezogen, um ihrem Freund zu beweisen, wie wenig sie auf Neußerlichkeiten hielt; nur ein zerknittertes Tuch war nachlässig um ihren Kopf geschlungen und ließ die große Unordnung ihres üppigen blonden Haares sehen. Das ganze Auftreten dieser jungen Leute hatte das Gepräge müßter Unordnung und wegwerfender Gleichgültigkeit für ihre Umgebung. Nicht alle Blicke, die auf das Paar fielen, drückten großes Staunen aus; Vielen waren solche Gestalten nicht mehr fremd und unverständlich. Man wußte, woher die polnische Jugend jene unanständigen rohen Sitten und jene gefährlichen Doctrinen mitbrachte. Die Eitelkeit des jungen Mannes war sehr geschmeichelt durch die Aufmerksamkeit, mit der die Vorübergehenden sie betrachteten. Rufia merkte nichts davon; den äußeren Einwirkungen völlig entrückt, lauschte sie gespannt seinen Worten. Er sprach fortwährend mit heftigen Bewegungen und lauter Stimme, die sich zuweilen zu einem geheimnißvollen Flüstern senkte, manchmal mit großer Begeisterung, öfter aber klangen Spott und Ironie aus seiner Rede heraus.

Von nun an machten diese Beiden alle Tage lange Spaziergänge, lenkten immer ihre Schritte außerhalb der Stadt, um ungebundener und freier sprechen zu können. Sie bestiegen die reizenden Hügel, die Wilna malerisch umgeben, schritten durch duftende Wiesen, gingen an Feldern vorüber, die in üppiger Reife der Kornähren prangten, oder lustwandelten den blauen langsamfließenden Fluß entlang. Für diese Schönheiten der Natur, die gleich außerhalb der Stadthore sich vor ihren Augen herrlich entfalteten, hatten sie kein Verständniß; sie wähnten dies alles schon längst zu kennen, da sie oft Beschreibungen gelesen und Bilder gesehen, welche diese Blumen, die ihre Füße grausam zertraten, diese Vögel, die in der Höhe jubelnd oder auch wehmüthig sangen, fast naturgetreu darstellten. Die Pracht der Kornähren, die sich vor der scheidenden Sonne tief verneigten, machte keinen Eindruck auf sie, so wenig wie das herrliche Versinken der Tagesstrahlen in einem Meer von Purpur und Gold. Sie sahen dies Alles, hatten aber kein Herz dafür und waren überhaupt für erfrischende beruhigende Empfindungen nicht mehr empfänglich. Mit rücksichtsloser Verachtung behandelte

Julius alles Einfache und Alltägliche, alles was seinen unsinnigen Forderungen und überspannten Begriffen nicht entsprach. Beschäftigungen, die so manchen Menschen vor dem Hungertode schützten, Tugenden und Opfer, die im engen Familientreife schweigend geübt werden, nannte er dumme Kindereien. Es hatte den Anschein, als strebte er mit aller Kraft darnach, das ganze Weltall in einem Blicke zu umfassen, sich mit einem Male zur höchsten Stufe geistiger Erhabenheit emporzuschwingen, alle Bedürfnisse der Menschheit zu ergründen. Er kannte kein Schwanken, kein langsames Fortschreiten, verstand es auch nicht, seine Ideen vernünftig zu prüfen und sie den vielen Rücksichten der Wirklichkeit anzupassen. Durchdrungen von der Bedeutung und Vollkommenheit seiner Ansichten, ertrug er keinen Widerspruch und wußte seine Meinung mit einer wilden Energie zu behaupten, die nur ein absoluter Glaube an sich selbst und an die Wahrheit der verkündigten Lehre verleihen können. Die Ansprüche seines Ehrgeizes für seine Person sowie seine Forderungen für die ganze Menschheit hatten keinen geringen Maßstab; regelmäßige, von den Landesgesetzen geschützte Arbeit nannte er Sklaverei und unnütze Kraftvergeudung. Er fühlte sich berufen, auf große Massen zu wirken, als Apostel einer neuen Lehre Tausenden das Heil zu verkünden, große Thaten zu vollbringen, die gleich mächtigen Naturerscheinungen die ganze Welt erschüttern und alle Menschen in Bewunderung und in Demuth zu seinen Füßen niederwerfen sollten. Er zählte auf großartige Erfolge, die seine Zukunft mit Glanz umgeben würden, auf allgemeine Huldbigung, Belohnungen, die nicht ausbleiben könnten, da er der Menschheit den Weg zum Glücke weisen würde. Das Ziel seines Strebens war, große Ehren für sich und die Befriedigung aller Bedürfnisse der Menschen zu erkämpfen; nicht seinem persönlichen Ehrgeiz allein wollte er fröhnen, er forderte für sich und alle Anderen auch Reichthum. Der Begriff der Armuth galt ihm für seine eigene Person als unmöglich, für Andere unerträglich. In seinen Träumen sah er Marmorpaläste, üppige Mahlzeiten, herrliche Gestüte, allen Luxus, den moderne Kunst und Industrie hervorbringen, zum Nutzen jener nordischen Magnaten, denen keine Summe zu groß ist, wenn es sich darum handelt, verschwenderischen Gelüsten zu fröhnen. Keine andere Stadt wie Petersburg hätte ihn so vertraut mit allen Ausschweifungen des Luxus und des Lasters machen können. Solche Genüsse wollte er nicht für sich allein erringen, sondern sich ihrer in Gemeinschaft seiner Nächsten, als ein Theil des großen Ganzen, erfreuen. An der Verwirklichung dieser Idee zweifelte er keinen Augenblick, da seiner Meinung nach nur abgelebte Geseze und morsche Begriffe, die jede Lebensfähigkeit verloren hatten, den siegreichen Fortschritt der neuen Lehre hemmten. Er litt mit den armen Proletariern und liebte sie so sehr, daß sein eignes Ich ganz in ihnen ausging. Der Anblick von armen im Schweiß ihres Angesichts arbeitenden Menschen rührte ihn bis zu Thränen und entseßelte seinen ganzen Zorn gegen den Unterschied der Stände. Die Vision einer

allgemeinen Glückseligkeit verfolgte ihn immer, betäubte seinen Verstand und reizte seine Einbildungskraft und seine Nerven bis zum äußersten. Zuweilen fühlte er Zweifel über seinen inneren Zustand, fragte sich, ob diese stürmischen Forderungen nicht egoistisch nur auf sein eigenes Wohlergehen gerichtet seien? Ja, er fürchtete immer, sich über die Selbstlosigkeit seines Herzens zu täuschen. Da nie falsche, noch seinem Geiste fremde Gedanken über seine Lippen kamen, war es nur eine treue Abspiegelung seines Denkens und Fühlens, was seine Gefährtin von ihm zu hören bekam. Diese freie Offenherzigkeit seiner Natur gab seiner Erscheinung ein ganz außergewöhnliches Gepräge, wodurch seine Augen feurig aufleuchteten, sein Antlitz sich auch zuweilen verbüßern mochte, daß ihn aber doch mit verklärten stolzen Blicken in die Zukunft schauen ließ. Diese Begeisterung erhob ihn in der Meinung des Mädchens zur Höhe eines Genies, das zu außerordentlichen Schicksalen erkoren ist. Seinen Worten, die von der Macht seines Glaubens und Strebens zeugten, lauschte sie mit Entzücken und Bewunderung, machte sich jedes davon zu eigen und wünschte nichts mehr, als seinen Glauben, sein Wissen, sein Streben zu theilen. Seit ihrer frühesten Kindheit neigte ihr Gemüth zur Schwärmerei; die unnatürliche Atmosphäre, in der sie sich ihr ganzes Leben hindurch bewegt, hatte dieses Gefühl bis zur Exaltation gesteigert; bald aber wurde es unterdrückt durch den Einfluß der Bücher und Schriften, die sie mit Julius zusammen verschlang. Ihre Natur konnte sich nicht mit lauen alltäglichen Empfindungen begnügen, ihrem leidenschaftlichen Herzen waren großartige Gefühle unentbehrlich geworden. Jetzt hatte sie endlich gefunden, was ihr zum Leben nothwendig war, was ihm Zauber und Inhalt verlieh. Die jahrelange Neugier, das Wesen der Menschen, ihre Verhältnisse kennen zu lernen, das lange Suchen nach Idealen fanden jetzt durch seine Lehre ihren Abschluß. Die Ueberzeugung, daß man seine Kräfte, sein Leben daran setzen müsse, um diese Ideale zu verwirklichen, war ihr ein kostbares Erwerbniß, das ihren Lebenslauf in ganz andere Bahnen lenkte. Die Absicht, durch Stundengeben den Großvater auf seine alten Tage zu unterstützen, schien ihr jetzt eine einfältige und sündhafte Idee zu sein; es drängte sie, den ganzen Ballast kleinlicher, persönlicher Gefühle abzuwerfen, um von erhabenen Zielen und Ideen beseelt, ohne alle Schranken leben zu können, oder auch in Opferflammen einen Märtyrertod zu sterben. Das schäumende Leben der russischen Hauptstadt übte großen Reiz auf sie aus; und nicht gering war die Versuchung eines vertrauten Verkehrs mit verständigen gelehrten Männern — die Gelegenheit die sich dort darbot sich weiter zu bilden, und die Möglichkeit einer propagatorischen Thätigkeit, wirkten mächtig auf ihren Geist und ließen ihr das kleine, im letzten Zustand so schrecklich heimgesuchte Wilna, das aus tausend Wunden blutete, wie eine Gruft erscheinen. Kein Wunder, daß von solchen Gedanken beherrscht, sie sich so stürmisch sehnte, die durch so schwere Schläge betäubte Vaterstadt mit Petersburg, dem Sammelpunkt ihrer Glaubensgenossen, zu vertauschen. —

Einen von malerischen schönen Hügeln eingefassten Pfad entlang schreitend, besprachen sie mit gehobener Stimme die schwierigsten Fragen und Aufgaben, die sich der Menscheng Geist gestellt. Zuweilen blieben sie am Ufer des blauen Flusses stehen und riefen seinen strömenden Fluthen weltgeschichtliche Namen, große Losungsworte zu. Manchmal ruheten sie auf bemoosten Baumwurzeln und lösten mit stolzgehobenem Haupte die geheimnißvollen Räthsel des menschlichen Herzens, brachten größte Gegensätze in innere Verbindung, fällten Urtheile, so grausam und rücksichtslos, wie kein Weltverbesserer es vor ihnen gewagt. Der Schlußsatz ihrer Forderungen ging darauf hin, keinen Unterschied im Besitz und Stand der Menschen zu dulden und alle verschiedenen Nationalitäten in einen einzigen Völkerbund zu vereinigen. Dies planten sie angesichts der dichten polnischen Wälder und riefen den Bäumen, von denen jeder eigenartig gebildet war, zu, daß auf der ganzen Erde eine Sprache, eine Sitte und ein Gesetz herrschen sollte. Vögeln, die, von ihren Stimmen und Schritten aufgeschreckt, ihren Nestern aufzogen, um die Brut vor jeder Gefahr zu beschützen, sprachen sie von Aufhebung aller Pflichten, aller Familienbände. Dem Wurm, der zu den Füßen aller kriechen muß; den Insecten, die in ungeheueren dichtgebrängten Schwärmen durch die Luft ziehen, erzählten sie von einer riesiggroßen Menschengemeinschaft, der unumschränkte, durch keine Gesetze, keine moralischen Verbindlichkeiten geknechtete Freiheit verliehen werden sollte. Dem Winde, der in stürmischem Fluge über ihren heimischen Wiesenflächen rauschte, riefen sie begeistert zu:

„Es herrscht nur ein Glaube!“

Mit mitleidigen Blicken schaueten sie im Vorübergehen auf die frischen Bauernweiber, die mit freudigen Liedern die geernteten Aehren in Garben zusammen banden, und sprachen mit triumphirender Stimme:

„Keine harte Arbeit, kein Leiden von nun an für die Menschheit!“

Oft auch schallte es mit silberhellen Tönen aus dem Munde des schlanken blaffen Mädchens:

„Gleiche Rechte, Brüderschaft zwischen Mann und Weib!“

Heftig erregt, mit strahlendem Antlitz, kam Lusia nach solchen Spaziergängen nach Hause zurück. Allgemein behauptete man, daß sie dem stattlichen Kindheitsgefährten, den sie mit vergötternden Blicken ansah, ihr ganzes Herz geschenkt habe. In seiner Abwesenheit schwebte fortwährend sein verklärtes Bild vor ihren Augen, sie suchte in erhabenen Regionen nach einem würdigen Platz, womöglichst zunächst der Planeten, für den geliebten Meister. Zuweilen saß sie mit vorwärtsgeneigtem Haupte, ihre dunklen Wimpern warfen geheimnißvolle Schatten auf die blaffen Wangen, und um den kleinen Mund spielte ein verzücktes Lächeln. Verückend schön waren die ätherischen Züge dieses zarten Gesichts, die sich von dem Hintergrund der gelben Wände plastisch abhoben. Sie schien von glücklichen Träumen umfangen, ein unabsehbares Gewühl von Schatten und seltsamen Gebilden, die in Silber- und Krystall-

gewänder eingehüllt, mit Diamantkronen und Flammenschleier geschmückt, umschwebte sie. Woher kamen diese glänzenden Schaaren? Jenseits eines bitteren Meeres, eines großen Waldes, hinter einer dichten Wolkenmauer hervor, mitten durch einen Regengelregen gelangt man zu der Stelle, wo auf einer Wagschale, unter Blitz und Donnergeroll, die Ideen der Menschheit gewogen werden. Um diesen Punkt zu erreichen, um diese Wagschale der Erde ein wenig näher zu rücken, muß man durch einen Abgrund von Beschränktheit schreiten, einen Wald von Hindernissen fällen, Wolkenzüge quälender Zweifel aufklären und seine Brust unzähligen Schußwunden bloßstellen. Nur starke, nur muthige Menschen können eine so riesige Aufgabe bezwingen, und werden, wenn es ihnen gelingt, Wohlthäter der Menschheit. Das exaltirte Mädchen und ihr kühner Gefährte sahen nur das Leuchten der Ideen, die sich in der Ferne belebten, deren Reflexe ihnen ein Schattenspiel vor die Augen zauberten, dessen unklare gebrochene Linien nichts von der Herbheit und Schärfe der Wirklichkeit hatten, ihres ätherischen Wesens halber leicht faßbar schienen, und durch grelles Licht ihre Augen so blendeten, daß sie keine Blößen, keine Mängel gewahr wurden.

„Wir nüchternen Menschen,“ war Lusia's Lieblingsausdruck.

Julius hatte sich wieder eine andere Nebenart angeeignet, um seine Gefährten und sich selbst zu bezeichnen: „Wir Realisten.“

In dieser Weise vergingen die Sommermonate und je näher der Termin der Abreise ihres Freundes heranrückte, desto trauriger und düsterer wurde Lusia.

„Du wirst in der Ferne meiner vergessen, allein wirken und leiden,“ sagte sie vorwurfsvoll.

„Nein,“ erwiderte er, „das werde ich unterlassen, ich werde im Vollgenuß des Lebens schwelgen!“

Genuß war ihr ein unverständliches Wort geblieben, es war vielleicht der einzige Begriff, der von seinen Lippen nicht in ihr Gefühlleben gedrungen war. Oft sprach sie von dem heftigen Verlangen ihres Herzens, mit dem treuen Gefährten und in Gemeinschaft aller neuen Menschen für den Sieg der gerechten Sache zu kämpfen und zu sterben.

Ihn empörte dieser Wunsch, und scheltend belehrte er sie, daß es kein Leiden, keine Betrübniß für sie Beide ebenso wie für die ganze Menschheit mehr geben sollte. Wie träumend flüsterte sie leise, daß großer Schmerz beglücken könne, daß für heilige Zwecke sich zu opfern, sogar peinliche Foltern zu erdulden, eine größere Wonne sein müsse, als Genuß, den Reichthum und Ruhm verstehen. Julius war jedoch mit ihren Wünschen und Theorien nicht einverstanden und meinte, daß so nur solche urtheilen könnten, denen Reichthum und Ruhm ganz fremde Begriffe sind; diejenigen aber, welche die Gelegenheit hatten, genau zu beobachten, wie groß die Wohlthaten und die Genuße sind, die jene mit sich bringen, wissen wohl, daß diese beiden Faktoren den größten Werth des Lebens ausmachen. Seine Worte über-

zeugten sie nicht; aber es war wohl der einzige seiner Gedanken, dem sie nicht huldigte. Eines Tages sah er sie lange mit heißen Blicken an und fragte zornig erregt:

„Ist es möglich, daß Du Dich selber dazu verdammst, in diesem dumpfen Keller zu vermodern?“

Das arme Mädchen, dessen Herz von quälenden Zweifeln bestürmt wurde, fing statt aller Antwort bitterlich zu weinen an.

„Höre doch auf zu weinen, diese ewigen Thränen sind unerträglich, sprach Julius barsch. Nimm Dich lieber zusammen und beweise, daß Du Thatkraft und Muth besitzest.“

Entsetzt über seine Unzufriedenheit, hob sie ihre Hände mit flehender Geberde zu ihm empor, stammelte Worte der Entschuldigung und die heiße Bitte, ihr Mittel und Wege zur Vervollkommenung zu weisen.

„Die Hauptsache, liebe Lusia,“ sagte er mit pedantisch trockenem Ton, ist: sich einen unerschöpflichen Glücksquell zu eröffnen und sich einer großen Gleichgültigkeit gegen Personen, fremde Urtheile und Gefühle zu befleißigen.“

Sie schien seinen Gedanken nicht recht folgen zu können und fragte schüchtern:

„Wie können wir aber damit unseren Nächsten nützen?“

„Die Zustände von denen ich sprach,“ antwortete er, „sind die besten Mittel, die Freiheit zu erlangen; man kann andere nur befreien, wenn man selber alle Fesseln von sich geworfen hat.“

Bald hatten aber solche Gespräche und die vielen Theorien, mit denen Julius den Sinn seiner Freundin nährte, der That das Feld geräumt. Er kam immer in sehr düsterer Verfassung aus der Stadt nach Hause zurück und beklagte sich oft darüber, daß in seiner Heimat keiner für ihn Verständnis hätte, niemand die wohlthätige Bedeutung der neuen Ideen anerkennen wollte, viele sogar ihn unhöflich behandelten, andere wieder ganz und gar mieden. In solchen Augenblicken furchte seine Stirn sich tief, wüthend ballte er die Fäuste und erging sich in Schimpfreden gegen das beschränkte Gefindel, das die Herrlichkeit der neuen Lehre nicht genügend würdigte. Im Grunde seines Herzens gab ihm das Gefühl, diesen Menschen geistig überlegen zu sein, eine große Genugthuung; aber er ärgerte sich so sehr über ihre Dummheit und Verstocktheit, daß er ihnen gern seine Verachtung bewiesen hätte und mit großer Freude darauf sann, sie zu ärgern. „Wenn ich ihre mitleidigen Blicke sehe, ihre Empörung über mein Benehmen bemerke, möchte ich mit herzlicher Freude sie mit Nadeln stechen und mit heißen Lavastrücken steinigen; das wäre zwar ein grausames Verfahren, aber nach der neuesten Heilmethode werden ja die schmerzlichsten Wunden mit Messer und Feuer behandelt.“

Eines Tages kam er noch erregter als gewöhnlich nach Hause und erzählte seiner Gefährtin, daß sie beide von den Stadtbewohnern böswillig verklatscht würden. Wüthend ging er eine längere Zeit im Zimmer auf und

ab, schien einen Entschluß zu fassen und begab sich in die Stadt. In später Abendstunde zurückgekehrt, brachte er ein Bündel mit, sagte aber Lusia nichts über dessen Inhalt.

In den Nachmittagstunden des nächsten Tages saß das Mädchen, mit einer Handarbeit beschäftigt, sinnend wie gewöhnlich im Wohnzimmer, als sie plötzlich Julius vor sich stehen sah. Staunend betrachtete sie die russische Nationaltracht, die er angelegt hatte; sie irrte doch nicht, er trug den langen blutrothen Kittel, den ein breiter Leder Gürtel um die Hüften schnallte, die hohen bis an die Knie reichenden Lederstiefel und endlich auch das charakteristische Barett, mit Pfauenfedern geschmückt. Neugierig fragte sie:

„Was soll diese Verkleidung bedeuten, die alle Einwohner der Stadt im höchsten Grade empören wird? Es ist doch jetzt nicht die Zeit, in welcher Maskenscherze üblich sind?“

Erzürnt erwiderte er:

„Denkst Du, daß ich Späßes halber gerade diesen Anzug gewählt habe? Verstehst Du wirklich nicht, was ich damit bezwecke?“

Sie blickte ihn während seiner Rede ernst und verständnißvoll an und sagte:

„Brüderschaft der Völker!“

„Meine Ueberzeugungen will ich muthig und offenherzig Allen kund thun,“ sagte er mit feierlicher Stimme, „mich von allen Vorurtheilen öffentlich los-sagen. Willst Du an meiner Seite stehen, so ist es Dir freigestellt, mit mir zu gehen.“

Lusia zauderte keinen Augenblick, erhob sich und sprach mit leuchtenden Blicken:

„Ich gehe mit Dir und beweise dadurch, daß auch Frauen groß und unabhängig denken können; daß auch sie Muth und Seelengröße genug besitzen, um ihre Ueberzeugungen, trotzdem sie mit Traditionen nicht übereinstimmen, gegen Alle zu behaupten!“

„Bravo!“ rief Julius entzückt über den Eifer des Mädchens. „Ich hätte meine Ferienzeit nicht besser benützen können, als eine so tüchtige Adeptin für unsere Ideen zu gewinnen.“

Schnell machte sie sich fertig, um ihn auf dem verhängnißvollen Spaziergang zu begleiten, setzte einen kleinen Filzhut, den ihr Gefährte eben so gut wie sie selbst hätte tragen können, tief in den Nacken, löste ihre dicken seideweichen Zöpfe, blickte in den Spiegel und rief jubelnd: „Ich sehe fast aus wie ein Knabe!“

In solchem Aufzuge gingen sie Arm in Arm durch die Straßen, beherrscht von der Idee, daß sie einer großen Mission ihre Dienste weiheten. Die Vorübergehenden blickten staunend und mißbilligend auf den Anzug des jungen Mannes und überhaupt auf das wilde, nachlässige Aussehen des jungen Paares; Viele konnten sogar den Abscheu, den die abgeschmackte Idee dieser Verkleidung hervorrief, nicht unterdrücken. Viele verachtungsvolle

Blicke wurden ihnen zugetworfen, und oft bekamen sie ein gehässiges Gelächter zu hören.

Julius ließ sich durch dies Alles nicht anfechten; im Gegentheil, diese Weise von Feindseligkeit waren ihm sehr erwünscht, erhöhten in seiner eigenen Meinung die Bedeutung der Demonstration und schmeichelten sehr seiner Eigenliebe. Wegwerfend blickte er auf das beschränkte Gesindel und bemühte sich, immer dreister in seinen Bewegungen und frecher in seinen Blicken zu sein, ganz im Gegensatz zu Lusia, die sich wohl zu viel zugemuthet hatte; blaß, fast bewußtlos hing das unglückliche Mädchen am Arme ihres Gefährten.

„Was fehlt Dir?“ fragte er. „Aengstigst Du Dich?“

„Rein,“ antwortete sie und raffte sich mit großer Kraftanstrengung auf. Sie wollte eher Alles erdulden, als in seinen Augen erniedrigt sein.

An einer Straßenecke blieb er stehen, zündete einen Papiros an und bot ihr auch einen. Sie wies diesen im ersten Augenblick zurück, besann sich aber eines Besseren, als sie seiner zornigen Blicke gewahr wurde; nahm den angebotenen Papiros und rauchte muthig darauf los. Um die unverzeihliche Schwäche, welche sich ihrer am Anfange des Spazierganges bemächtigt hatte, zu sühnen, bemühte sie sich recht herausfordernd zu blicken und blies den Rauch in auffallend großen Wolken von sich. Bald gelangten sie in die Nähe der Straße, in welcher sich der Gasthof „Aller Welttheile“ befand; Lusia blieb stehen und bat ihren Gefährten herzlich, einen anderen Weg einzuschlagen.

„Warum sollen wir diese Straße meiden?“ fragte er gespannt.

„Ich möchte meinem Großvater nicht wehe thun,“ sprach sie tonlos.

„Das ist also der Grund?“ sagte er laut lachend, „als gehorsame Enkelin fürchtest Du den Großpapa! Warum warst Du denn unwahr gegen Dich selbst und gegen mich und gingst mit mir? Hattest Du das Recht, von Muth und Ausdauer, von Deinem heiligen Enthusiasmus für die neuen Ideen zu sprechen, wenn so erbärmliche Kleinigkeiten noch Bedeutung für Dich haben?“

„Du irrst, Julius, ich fürchte Niemanden,“ erwiderte sie, „ich hätte nur gern meinem Großvater den Schmerz, den unser Anblick ihm verursachen wird, erspart.“

„Persönliche Leiden können nicht in Betracht kommen,“ predigte der junge Apostel, „wo es sich um das allgemeine Wohl handelt; es wäre schon Zeit, daß die wichtigsten Grundsätze unserer Lehre Dir verständlich würden, ich fürchte aber, daß Dein schwacher Frauensinn nie die ganze Größe unserer Ideen fassen wird.“

„Schwacher Frauensinn!“ erwiderte sie düster. „Julius, wie kannst Du so grausam sein?“

Muthig und entschlossen schritt sie weiter, und doch war ihr der Gedanke, daß der Großvater sie in diesem Aufzuge sehen würde, eine unsägliche

Dual. Eben fuhr ein hochbepackter Reisewagen vor dem Gasthof vor, Dtozki stand pflichtgemäß am Wagenschlag, nahm das Handgepäck der Reisenden in Empfang und beantwortete ihre Fragen mit der ihm angeborenen ehrerbietigen Zuborkommenheit. Plötzlich erblaßte er, ein großes Zittern ging durch seine ganze Gestalt, die Worte die er eben zu sprechen begonnen, erstarben auf seinen Lippen, sein ganzes Leben schien sich in den Blicken zu concentriren, mit denen er das junge Paar, das auf dem gegenüberliegenden Trottoir schritt, verfolgte. Einen Augenblick lang schien er den Anlauf zu einem großen Sprunge zu nehmen, um sie einzuholen; er besann sich aber glücklicherweise noch bei Zeiten, daß dieses noch viel mehr die allgemeine Aufmerksamkeit auf die Unglücklichen lenken würde, und er hätte gern Leib und Seele ewiger Pein verschrieben, um die Macht zu besitzen, sie den Blicken Aller zu entziehen. Der unglückliche Greis wandte in die Portierloge zurück und sank überwältigt von dem schrecklichen Anblick, der ihm zu Theil geworden, fast leblos auf einen Stuhl nieder, sein in Scham erglühendes Haupt so tief beugend, als ob er nie wieder den Muth finden könnte, seinem Nächsten frei in's Auge zu blicken. Doch mußte er sich ermannen, einen raschen Entschluß fassen, ehe das verirrte Mädchen unwiderruflich in's Verderben gezogen würde. Hastig erhob er sich und stürzte in das Gemach des Verwalters, welcher, wie immer heiter gestimmt, beim Fenster stand und eine lustige Melodie vor sich hinpfiff.

„Bitte,“ sagte der Portier mit zitternder Stimme, „gestatten Sie mir, mich heute auf einige Stunden zu entfernen!“

Leon Igorowitsch Rosenblatt näherte sich dem Greise, der bei der Thürschwelle stehen geblieben war und rief lachend, ohne im mindesten sein Anliegen zu beachten:

„Donnerwetter! wie sich Ihre Enkelin herrlich entwickelt hat; sie ist ja schlant wie ein Reh, selten schönes Haar hat sie, und die feurigsten Augen, die mir je begegnet sind.“

Dtozki schien seine Worte gar nicht zu hören und wiederholte nur um so dringender seine Bitte; aber der Verwalter ließ sich dadurch gar nicht in seinen Betrachtungen stören, sondern sprach in demselben Tone weiter:

„Es scheint ihr auch an Verstand nicht zu fehlen, wenigstens ist sie geschwieber als alle hiesigen Mädchen, die ihr Leben vertrauern und sich großen Gefahren aussetzen durch ihren dummen Patriotismus.“

„Herr, ich bitte Sie,“ sprach Dtozki noch dringender, und seine Hand näherte sich bebend der Rocklappe des jungen Mannes, um in dieser Weise endlich dessen Aufmerksamkeit auf sein Anliegen zu lenken, „geben Sie mir Urlaub für den Rest des heutigen Tages.“

Jetzt endlich bemerkte Leon Igorowitsch die schmerzliche Erregung des Portiers und sagte beschwichtigend:

„Ja, gehen Sie nur, Jakob kann Sie vertreten, und grämen Sie sich nicht darüber, daß Ihre Enkelin im jugendlichen Uebermuth wilde Streiche

macht. Keine vorurtheilsfreie Menschen werden sie entschuldigen, trotzdem daß sie rauchte und daß ihr Gefährte die russische Nationaltracht trug.“

Dozki schien diesem Trost nicht viel Gewicht beizulegen, denn er entfernte sich mit eiligen Schritten, ehe der Verwalter seine Rede beendet hatte. Leon Zgorowitsch trat wieder an's Fenster, vergrub seine mit einem blühenden Ring geschmückte Hand in dem frisirten Haar und sagte, dem Portier nachschauend, mit verächtlichem Lächeln:

„Armer Narr!“

Inzwischen ging das junge Paar immer weiter durch die Stadt, und je größer das Aufsehen wurde, das sie hervorriefen, desto aufgeregter wurde ihr Wesen und herausfordernder ihre Blicke. Sie begegneten einer heiteren und eleganten Gesellschaft, in der sich auch einige Mädchen befanden, die Lusia gut kannte. Diese sahen sie nur mit verächtlichen Blicken von Kopf bis zu Fuß an und gingen ohne Gruß an ihr vorbei. Lusia blieb wie angewurzelt stehen, wendete sich nach ihnen um und brach in ein schallendes Hohngelächter aus.

„Vortrefflich!“ rief Julius, von ihrer Frechheit entzückt. Er mußte wohl blind sein, da zwar ihr Lachen in seine Ohren drang, aber seine Augen nicht die schweren Thränen sahen, die an ihren Wimpern hingen. Trotz bitterem Schmerz fühlte sie doch eine stolze Genugthuung, über die gemeine Alltäglichkeit erhaben zu sein. Die Vortheile, die der Umschwung ihrer Gedanken und Gefühle ihr gebracht hatte, traten noch deutlicher vor ihren Sinn, als sie ein befreundetes Mädchen bemerkte, das ärmlich gekleidet, ein Bündel unter dem Arme tragend, ihr entgegenkam. Kaum hatte das Mädchen das auffallende Paar bemerkt, als sie eiligt auf die andere Seite der Straße hinüber lief; sie schien nicht den Muth zu haben, Lusia zu begrüßen, wollte aber in dieser Weise vermeiden, sie zu beleidigen. Lusia sah ihr mittheilsvoll nach und sagte:

„Die ersten, denen wir begegneten, sind unnütze, nur dem Fuß und Vergnügen ergebene Creaturen; dieses arme Geschöpf ist ganz anderer Art; sie ist überzeugt, daß es ihre heilige Pflicht ist, sich die Finger wund zu arbeiten, um ihren jüngeren Geschwistern eine dürstige Bildung zu geben. Dieser ewige Arbeitszwang hat sie zu einer elenden Sclavin gemacht, die es gar nicht begreifen kann, daß es Charaktere giebt, denen solche enge Pfade nicht genügen. Gegen die ersten fühle ich Haß und Verachtung, diese Aermste aber bemitleide ich.“

Bald führte ihr Weg durch entlegene, menschenleere Straßen, bald hatten sie sogar die Stadt hinter sich gelassen und schritten inmitten weiter Wiesen und Felder, die von schönen Hügeln eingerahmt waren. Lusia hielt ihren Gefährten auf, warf einen Blick auf das schöne Bild, das sich vor ihren Augen entrollte, und fühlte erst jetzt, wie glühend heiß ihr Antlitz war. Mit Wonne empfand sie, wie breite, harzige Luftwellen es kühlten, und führte sie in tiefen Athemzügen ihrer beengten Brust zu. Die verschiedenen Gefühlsstadien, denen sie in den letzten Stunden ausgesetzt gewesen, die

centnerschwer auf ihr gelastet, hatten jedes freie Aufathmen gehindert. Sie machte sich von Julius los und lief mit eiligen Schritten auf den Gipfel der grünen Hügel.

„Wie schön ist es hier,“ rief sie dem ihr nacheilenden Freunde zu; siehst Du, wie kräftig die Wipfel der dunkelgrünen Tannen in der bläulich hellen Luft sich abheben, und diese grauen Wolken, gleichen sie nicht schaurigen Burgen, deren blutbefleckte Mauern hoch in den Himmel ragen? Wie herrlich sind diese Berge, deren Gipfel so goldig schimmern, dieß heitere Gezwitscher der Vögel, die wohl weder schmerzliche Erniedrigung, noch bitteren Kampf kennen! Wie wunderbar schön ist die Welt, und doch wie mühevoll gestaltet sich das Leben, wenn man ernste Ziele in's Auge faßt! Wie glücklich müßten diejenigen sein, die im Stande wären, allen Ansprüchen zu entsagen und nur im Genuße der herrlichen Natur zu leben! Da wäre kein Kampf möglich, weil sie das einzige Vollkommene ist.“

„Du irrst,“ erwiderte Julius in belehrendem Tone; „die Natur, in der wir leben, kann eben so wenig wie unsere innere der Vervollkommenung entbehren. Jahrhunderte haben barbarische Begriffe und rohe Neigungen in uns angehäuft, die großartige Idee der Erbllichkeit beweist . . .“

Hier brach er seine Rede plötzlich ab, die letzten Worte hatte er schon zerstreut gesprochen. Glühend blickte er auf Lusia, seine Augen hingen so unverwandt an ihrer Gestalt, daß keine Macht ihn hätte zwingen können, seine Blicke von ihr loszureißen. Der Anblick des Mädchens war bezaubernd schön in diesem Augenblick, ihr klassischer Kopf, von dem sie den Hut abgenommen, nur von üppigen Haarflechten geschmückt, wurde durch das Licht der untergehenden Sonne mit einer Strahlenkrone umrahmt. Ihre Augen funkelten, ihre Wangen glühten, und die feingeschwungenen Lippen bebten, ebenso wie die elastischen klassischen Formen, die, von einem schwarzen Kleid umschlossen, in Jugendfülle prangten; Energie und Thatkraft offenbarten sich in allen ihren Bewegungen.

„Lusia!“ tönte es wie ein leiser Windhauch von seinen Lippen; noch nie hatte Julius so geheimnißvoll diesen Namen ausgesprochen, noch nie hatte Lusia seine Stimme so weich und gedämpft klingen hören. „Lusia!“ wiederholte er und näherte sich ihr noch mehr, obgleich er schon dicht bei ihr stand.

„Was wünschst Du?“ sagte sie mit sanfter, fast lieblosender Stimme. Seine Haltung, die gewöhnlich so viel Selbstbewußtsein verrieth, war in diesem Augenblick schwankend und unsicher, er ergriff ihre Hände und sprach mit bebender Stimme:

„Nicht nur verständig und energisch bist Du, Theuerste, sondern auch berückend schön, ich möchte Dich in meine Arme nehmen und weit fort mit Dir fliehen, in eine Wüste, wo uns kein Menschenauge sähe und kein Ruf zu uns dränge!“

Mit einer scheuen, fast entsetzten Geberde sprang sie von seiner Seite hinweg und rief:

„Nein, um keinen Preis der Welt, nie soll das geschehen!“

„Was soll nie geschehen? Warum denn nie?“ fragte er mit verschleierter leidenschaftlicher Stimme und streckte heiß verlangend seine Arme nach ihr aus.

Lusia wich immer weiter von ihm zurück und wiederholte: „Niemals, theurer Freund!“

Es hatte den Anschein, als ob dies tapfere Mädchen, das mit stolzhgehobenem Haupte feindseligen Blicken, verächtlichem Spott begegnet war, jetzt ihren ganzen Muth eingebüßt hatte; fast beschämt stand sie da. Julius schien auch viel von seiner Sicherheit verloren zu haben, er schwieg, aber warf noch immer leidenschaftliche Blicke auf seine Gefährtin. Es gelang ihr nach einigen Minuten, den Aufruhr ihres ganzen Wesens zu beruhigen, sie richtete ihre zierliche Gestalt empor und sagte, sich zu Julius wendend:

„Von der Liebe, die Mann und Weib zu einander führt, darf zwischen uns nicht die Rede sein; wir Realisten, nüchterne Menschen haben die heilige Pflicht, solche Gefühle von einem klaren Standpunkte aus zu beurtheilen, darum muß ich, so schwer es mir auch wird, Dir gestehen, daß Deine Gefühle, selbst Deine Wünsche mir nicht im Mindesten unverständlich sind. Ich habe aber nur eine Antwort darauf: Nie werde ich unsere Ehre, unser Gewissen mit den Schleichigkeiten beflecken, die gemeine Menschen uns zugebraut haben; ich will auch keinesfalls die Ueberzeugung einbüßen, daß wir nicht persönliche Kleinliche Interessen verfolgen, sondern uns für das allgemeine Wohl in den Kampf stürzen!“ Mit warmer Empfindung, flehend gefalteten Händen sprach sie weiter:

„Versprich, mein Julius, mich nie mehr mit solchen Blicken zu betrachten, nie wieder solche Worte in mein Ohr zu flüstern, trotzdem werde ich ewig an Dich denken, denn Du bist der edelste Inhalt meines Lebens, eine mir unentbehrliche Stütze und ein herzlich geliebter Bruder!“

Die letzten Worte sprach sie lauter als alle anderen, wiederholte sie auch einige Mal, sie so stark betonend, als wollte sie ihr eigenes Herz, das sich gegen diese Zumuthung aufbäumte, damit bezwingen. Sie erfaßte seine Hand und bat mit bebender Stimme und flehenden Augen, die durch einen dichten Thränenschleier feurig blickten:

„Theurer, gleich auf dieser Stelle wollen wir uns eidlich verpflichten, immer nur Bruder und Schwester in der Idee zu sein!“

Sie kniete nieder und zog ihn mit sich auf den Rasen. Er war so berauscht von ihrer Begeisterung, so hingerissen von ihrer Seelengröße, daß sie ihn in diesem Augenblick völlig beherrschte. Er vermochte nichts mehr als ihre Hände leidenschaftlich zu drücken, und in feurigen Worten ihre Erhabenheit, ihren Opfermuth zu preisen. Hand in Hand knieten sie auf dem Gipfel des grünen Hügels, beleuchtet von stockigen rothigen Abendwolken; ihre Augen hingen verzückt an der goldigen Bläue des Horizonts. Von des Mädchens Lippen ertönten mit zitternder Stimme feierliche Worte, die Julius bebend ihr nachsprach:

„Im Angesicht der Natur, deren reines Gewand durch kein Unrecht, keinen Jammer befleckt ist, angesichts dieser leichten goldenen Wolken, auf welchen es so wonnig wäre in eine große Einsamkeit, einen ungestörten Frieden zu segeln, im Namen der heiligen Wahrheit die wir mit unserem Blut vertheidigen wollen, schwören wir Kinder der Welt, wir neuen Menschen, unser Lebenlang Bruder und Schwester in der Idee zu bleiben!“

Sie erhob sich zuerst, neigte ihm ihre rosige Stirn zu, er berührte sie mit seinen Lippen; der Fuß war lang und feurig, so gar nicht brüderlich.

Sich noch immer bei den Händen haltend, stiegen sie langsam den Hügel hinunter. Lusia betrachtete ihren Bruder mit zärtlich leuchtenden Blicken; er war noch lange stürmisch bewegt, beruhigte sich aber endlich und erzählte ihr von den unzähligen Paaren, die über alle Vorurtheile erhaben, ohne durch den Segen der Kirche geweiht zu sein, gemeinschaftlich glücklich lebten. Merkwürdig war es, daß er heute zum ersten Mal die Theorie der freien Liebe vor ihrer Seele entrollte. Ermüdet rasteten sie ein wenig an einem Bauernhause, das auf ihrem Wege zwischen Hollunder- und Fliedersträuchern verborgen lag, sie schwiegen, spielten verlegen mit den rothen Beeren, womit die Sträucher überladen waren; blickten auch zuweilen auf den schimmernden Reifen, den das Licht des aufgehenden Mondes über den dunklen Tannentwipfeln zeichnete, und warfen einander verstohlen Blicke zu. Julius wurde wieder unruhig, er verfolgte mit glühenden Augen die Bewegungen, sogar das Lächeln seiner Gefährtin, die matt und traurig schien. Auf dem Rückwege zur Stadt ließ er sie noch tiefere Blicke in die Schichten thun, in welchen die Idee der freien Liebe die meisten, die glühendsten Anhänger zählt. Er versicherte sie, daß eine große Anzahl Frauen der besten Stände, sogar Fürstinnen, der Welt ganz entsagen, um in Verborgenheit barfuß und in Lumpen gehüllt, sammt den unglücklichen Brüdern und Schwestern zu arbeiten, sie dabei zu trösten und zu belehren.

„Diese erhabenen Frauenherzen,“ sagte er, „verzichten auf jede Lebensfreude, lassen sich nur das Glück der Liebe nicht rauben. Den blutig schweren Weg, den sie erwählt, gehen sie gestützt auf den kräftigen Arm des Mannes, den ihr Herz erkoren, kraft ihres freien Willens und des gewaltigen Rechts der Wahlverwandtschaft.“

„Wie glücklich müssen sie sein!“ flüsterte Lusia.

„Du brauchst sie nicht zu beneiden, es steht Dir ja vollkommen frei,“ erwiderte Julius, „Deinem Leben dieselbe Richtung zu geben. Mit Träumen, ewigem Hängen und Wanken erreicht man gar nichts.“

Die letzten Worte wurden schon auf der steilen Treppe des alten gelb-angestrichenen Hauses gewechselt. Bei ihrem Eintritt in's Wohnzimmer erhob sich die hohe Gestalt des Portiers, der ungewöhnlich blaß und finster aussah. Lusia schien bei diesem Anblick furchtsam zurückzuweichen, schämte sich aber sogleich dieser Anwandlung von Feigheit und trat mit energischen Schritten, fast herausfordernden Blicken in's Zimmer. Frau Aniela, die sehr aufge-

regt war und auf deren Gesicht Thränen Spuren sichtbar waren, verließ hastig das Zimmer und schlug sogar mit einer ihr ganz fremden Heftigkeit die Thüre hinter sich zu. Julius blieb auf der Schwelle stehen, drohende Blicke auf den Greis heftend und bereit Lusia zu vertheidigen. Dazu gab ihm Otokli aber nicht die Gelegenheit. Ruhig, näherte er sich seiner Enkelin, faßte ihre beiden Hände und sagte:

„Ich will Dich nicht fragen, wo Du Dich während dieser langen Stunden, seit ich Dich hier erwartete, aufgehalten hast; ich bitte Dich sogar dringend, mir Dein Benehmen nicht erklären zu wollen, denn ein Versuch der Rechtfertigung Deinerseits würde mich zu sehr empören; ich könnte alsdann vergessen, daß Du das Kind meines Sohnes bist, mein einziger Trost und freudigste Hoffnung!“

Lusia löste zitternd ihre Hände aus den seinigen; er sprach weiter:

„Obgleich ich dieser Vorfälle nicht mehr erwähnen will, werde ich dennoch alles, was möglich ist, zu Deiner Rettung versuchen und habe beschlossen, Dich aus Wilna zu entfernen. Uebermorgen wird Frau Wyżczyńska Dich aufs Land zu Deiner früheren Beschützerin bringen.“

Empört unterbrach das Mädchen seine Rede und rief:

„In diesen Krähwinkel, in diese dunkle Gruft soll ich verbannt werden? Niemals werde ich mich dazu hergeben!“

Otokli beachtete ihren Zorn gar nicht, er schien ihre Worte kaum gehört zu haben und sprach energisch weiter:

„Dort werde ich wie bisher die Kosten Deines Lebensunterhalts bestreiten; ich wünsche aber, daß Du unter der Leitung Deiner Beschützerin Dich zu einer praktischen Hausfrau heranbildest. Als Gegendienst wirst Du die jüngeren Kinder des Hauses unterrichten.“

Lusia wich einige Schritte zurück und sagte mit düsterer Stimme und finster blickenden Augen:

„Ich fühle mich weder für die Rolle einer Haushälterin noch einer Gouvernante geschaffen, und versichere Dich noch einmal, daß ich nicht gesonnen bin hinzugehen.“

Diese Worte vernichteten die so schwer errungene Fassung des Greises; wüthend kam er auf sie zu und sagte mit bebender Stimme:

„Wozu bist Du denn gut genug? Vielleicht nur zu einem verlorenem Geschöpf, das Schimpf und Schande über den Namen unserer Ahnen bringt!“

Lusia war von diesen beleidigenden Worten tief betroffen, heiße Thränen stürzten aus ihren Augen, ein schmerzliches Stöhnen entrang sich ihrer Brust.

Der Anblick ihres Schmerzes reizte Julius, er konnte es nicht unterlassen, sich ihrer anzunehmen, stellte sich trotzig vor den Portier und erklärte, er werde es nicht leiden, daß man die Gefährtin seiner Kindheit beleidige und peinige. Otokli sah auf den Jüngling, dessen russischer Pöbel trotz des schwachen Lichts der Lampe blutroth schien; eine große Blutwelle ergoß sich bei diesem Anblick über das Gesicht des ehrwürdigen Polen, und minuten-

lang schien es, als ob etwas Schreckliches sich zwischen diesen beiden Männern, aus deren Augen Haß und Verachtung sprühte, ereignen müßte. Dennoch beherrschte der Greis sich soweit, daß er mit ruhiger, aber fast gebrochener Stimme sich zu Julius mit folgenden Worten wendete:

„Ich kenne Sie nicht, und wünsche auch nicht mit Ihnen zu sprechen, ich muß nur aussprechen, daß es mich sehr schmerzt, ein Mädchen das meinen Namen trägt, unter einem Dach mit Ihnen zu wissen, ich kann es leider nicht verhindern, da ich ihr kein eigenes Heim zu bieten habe; das ist wohl der Grund des ganzen Unglücks, das mich getroffen!“

Darauf schwieg er und sah seine Enkelin mit verzweifelnden Blicken an. Gerührt von dem großen Schmerz des unglücklichen Greises, oder vielleicht durch die Erinnerung an ihre Kinderjahre, die er so liebevoll beschützt, näherte sich ihm Lusia, einer zärtlichen Regung Folge leistend, und rief mit beruhigender sanfter Stimme: „Großväterchen.“

Otozki wich ein paar Schritte zurück und sagte in strengem Tone: „Küste Dich zur Reife, denn wenn Du nicht freiwillig fahren wirst, so werde ich Dich doch dazu zu zwingen wissen. Von nun an wirst Du nicht mehr den zärtlichen nachsichtigen Großvater in mir finden, sondern einen strengen Richter und energischen Vormund.“

Bei diesen Worten ergriff er seine Mütze, und entfernte sich, ohne sie eines Grußes oder nur eines Blickes zu würdigen. Tiefe Stille herrschte bald nachher zwischen den Wänden des engen Nestes, die Eltern hatten sich zur Nachtruhe begeben. Julius saß mit seiner Freundin in der dunklen Küche, deren einzige Beleuchtung blasser Mondstrahlen waren, die wie Irrwege auf Dielen und Wänden herumschweiften, Lusia schien tief betrübt und vergoß bittere Thränen, Julius machte ihr lebhaftest Vorwürfe; er war sehr unzufrieden mit ihr, und trachtete durchaus Entschlossenheit und Thatkraft in ihr wieder zu erwecken.

„Weine doch nicht,“ sagte er, es ist jammerschade um Deine schönen Augen; übrigens taugen Thränen nur für Kinder und Feiglinge.“

Sie sah ihn mit trostlosen Blicken an und fragte tonlos: „Wie soll ich handeln?“

Er beugte sich zu ihr hernieder und sagte mit heißer, flehender Stimme, die weder zu der Würde des vergötterten Lehrers, noch zu der Rolle des Bruders in der Idee paßte:

„Theuerste! komm mit mir hinaus in die schöne Welt.“

Dieser Gedanke war ihr nicht fremd. Wie oft hatte sie davon geträumt, auf seinen Arm gestützt, diesen engen häßlichen Wänden und kleinen Verhältnissen zu entfliehen. Jetzt bot sich die Gelegenheit diese Träume zu verwirklichen, und doch konnte sie keinen Entschluß fassen; der Gedanke an den Schmerz ihres Großvaters lastete centnerschwer auf ihrem Gemüth. Keines Wortes mächtig, wies sie mit einer sprechenden Geste auf die Thür, durch welche Otozki sich vor Kurzem entfernt hatte.

„Du denkst wohl wieder an den alten Narren,“ sagte er ironisch, „welcher sich so pathetisch auf seine Ahnen berufen hat und so rücksichtslos sein Recht auf Dich geltend machte? Ich meine dies sollte genügen, Dich zu überzeugen, daß ein so beschränkter, so despotischer Mensch weder Achtung noch Liebe verdient, daß es das größte Unrecht wäre, Deine Kräfte, die Vielen heilbringend sein können, einer so nutzlosen Existenz zu opfern.“

Aufmerksam folgte sie seinen Worten und erwiderte schüchtern und leise:

„Er hat mich aber erzogen und von Kindheit auf liebevoll beschützt!“

„Bist Du vielleicht auf eigenen Wunsch zur Welt gekommen,“ antwortete er. Wie merkwürdig, daß es sogar gescheiten Menschen so oft an Klarheit fehlt!“ Ist es denn nicht ganz natürlich, daß ein Vater das verwaisete Kind seines Sohnes beschützt? Jedes Thier thut ja dasselbe einem natürlichen Triebe folgend. Ich sehe nichts dabei, was Dich zu Opfern verpflichten sollte; und glaube überhaupt, daß alle Opfer, die man Einzelnen bringt, unnütz sind. Der Menschheit, großen Ideen, einem geistesverwandtem Menschen, dessen Herz ebenso sehr wie das unsere von Nächstenliebe erfüllt ist, sich solchen Zwecken aufzuopfern, macht glücklich, obgleich Schmerz und Leiden auch dabei uns nicht erspart werden!“

Rusia schien nicht ganz seiner Meinung zu sein; aber seine Worte wirkten jedenfalls beruhigend auf ihr Gemüth; sie trocknete ihre Thränen und versank in tiefes Sinnen. Julius blickte voller Unruhe auf seine Gefährtin, noch nie hatte er so heiß wie in diesem Augenblick gewünscht, sie für seine Ueberzeugungen zu gewinnen und völlig zu beherrschen. Gereizt durch ihr langes Schweigen, fragte er mit leisem Spott:

„Vielleicht würde es Dir leid thun, die Heimat zu verlassen, die Menschen zu entbehren, in deren Mitte Du aufgewachsen bist; wenn dies der Grund Deiner Unentschlossenheit ist, so bitte ich Dich, wirf doch einen Blick auf die reizende Umgebung, in der Du Dein Leben verbringst.“

Er riß das Fenster weit auf, deutlich sah man die in tiefste Stille versunkene Straße, die keinen anderen Anblick bot, als den der unzähligen hoch übereinander gethürmten Dächer und der gleichmäßigen Reihen dunkler Fenster.

„Nur in einer Gruft kann es so still, so leblos sein, wie hier; die Menschen, die hier wohnen, sind in ewigen Schlaf versunken, sie kennen weder Thätigkeit, noch Kampf, noch Fortschritt. Ihr ganzes Streben richtet sich darauf, sich einer Zufluchtsstätte für ihre Nachtruhe zu versichern und ein trockenes Stück Brod als Nahrung zu verdienen; um so großartige Resultate zu erlangen, opfern sie ihre Intelligenz, ihre Freiheit und ihr Selbstbewußtsein; uns neuen Menschen geziemt es nicht, uns in solchen Verhältnissen passiv zu verhalten und unsere kostbare Zeit zu vergeuden. Nein, so können wir nicht leben,“ sprach er weiter. Seine Begeisterung hatte einer ruhigeren wehmüthigen Stimmung Platz gemacht.

„Ich würde gewiß nicht daran denken, diese Stadt auf immer zu ver-

lassen, und Dich nicht auffordern, mit mir in die Fremde zu ziehen, wenn hier ein anderes Leben möglich wäre. Im Grunde ist es ja einerlei, wo ich wirke und arbeite; es wäre mir gewiß angenehmer, in der Heimat zu bleiben; dies ist ja ein ganz natürliches Gefühl, für das ich ebenso gut wie andere Menschen empfänglich bin, ich könnte mich sogar leicht dazu entschließen, wenn man hier die Gelegenheit hätte sich zu bilden, das Recht, offenherzig und frei für seine Ueberzeugungen aufzutreten, wenn diese Menschen, die meine Landsleute sind, den Entschluß fassen könnten, vereint mit mir den Kampf um den Fortschritt, die Wahrheit, das Glück aufzunehmen, aber nur unter solchen Bedingungen könnte ich hier bleiben und Dich hier lassen.“¹⁾

Sie saß noch immer regungslos neben ihm und gab mit keinem Blick zu verstehen, ob sie sich in seinen Willen füge; er neigte sich zu ihr herab und fragte heftig, indem er ihre Hände mit unzähligen heißen Küffen bedeckte:

„Hast Du auf meine Worte geachtet? Hörst Du mich Theuerste?“

Sie mußte ihn wohl hören; mußte wohl die Gluth seiner Liebeslüssen fühlen, und doch saß sie regungslos und starrte mit weit offenen Augen in die Wolken, die von schimmerndem Mondeslicht beleuchtet ihr wieder die silbernen Fittige des traurigen tapferen Ritters verkörperten. Längst Vergessenes zauberten diese flüchtigen Wolkenzüge vor ihren Sinn, das Bild jenes Helden, dessen Gestalt ihr Kinderherz so lang erfüllt hatte! mußte wohl aus der Höhe ihr zuminken, denn sie flüsterte geheimnißvoll:

„Ritt Siemawski tapfer und traurig

In strahlender Rüstung auf schneeigem Roß!“

Diese Verse drängten sich unwillkürlich auf ihre Lippen, Julius schien sie nicht gehört zu haben und fragte besorgt:

„Was sagst Du, Theuerste? Du liebste Schwester in der Idee!“

Um keinen Preis der Welt hätte das beschämte Mädchen ihm ihre augenblickliche Herzensschwäche gestanden, sie hätte es nicht ertragen können, seine Achtung zu verlieren.

Zu derselben Zeit saß Otozki mit Rechnungen beschäftigt in der Portierloge, so ermattet durch die Aufregung der letzten Stunden, daß die Zahlenreihen vor seinen Augen verschwammen. Uebermorgen sollte schon der Stern seines Lebens verschwinden; und doch wollte er lieber diese einzige Freude entbehren, als seine Enkelin in Wilna behalten, wo sie jetzt von allen verspottet und streng verurtheilt wurde. Es war auch das einzige Mittel, sie aus der schrecklichen Gefahr, die ihr von dem ruchlosen Schurken in der blutrothen Blouse drohete, zu retten. Otozki nahm sich vor, sie gar nicht vor ihrer Abreise zu sehen, obgleich schon der Gedanke, ihr zwei Tage lang zu zürnen, ihm sehr peinlich war. Am nächsten Tage war er fast unzurechnungsfähig, seine Gedanken weilten fortwährend bei dem theuren Kind; wie groß war aber seine Freude und Ueberraschung als sie des Abends in die Portierloge trat! Die Liebe zu ihm war also nicht ganz in ihrem

Herzen erlöschten; demüthig suchte sie sich mit ihm auszuföhnen. So tröstende Gedanken bemächtigten sich des unglücklichen Greises bei ihrem Anblick und brachten die Hoffnung mit, daß das auf Irrwege gerathene Kind leicht und schnell gerettet werden könne, und daß sie beide noch einer glücklichen Zukunft sich freuen würden. Er bemühte sich seine Freude zu verbergen und begrüßte sie mit großer Ruhe. Heute war ihre Erscheinung ebenso geseht, ihre Kleidung so anspruchslos wie gewöhnlich, nur ihr Antlitz war sehr blaß und die dunklen Augen loderten in unheimlichem Feuer. Sie setzte sich auf einen Stuhl, der am Schreibtisch stand, kreuzte die Arme und verbarg ihre Hände tief in die Kleiderärmel.

„Gut, daß Du gekommen bist,“ sagte Otoki mit unsicherer Stimme, und wußte nicht, was er weiter sagen sollte, ob sie mit Vorwürfen überhäufen oder in zärtlicher Stimmung an sein Herz drücken.

„Wie geht es bei Euch?“ sprach er weiter. „Frau Aniela war gestern sehr bekümmert, hat sie sich schon beruhigt?“

„Nein,“ erwiderte das Mädchen mit trockener Stimme, „heute hat sie noch viel mehr Grund zu Schmerz und Sorge.“

„Warum denn?“

„Weil ihr Sohn heute Wilna verläßt!“

Diese Nachricht beglückte ihn solchermaßen, daß er seine große Freude nicht zu verbergen vermochte. Wenn Julius abwesend war, konnte er Lusia hier behalten. Er brauchte den einzigen Trost seiner alten Tage nicht zu verbannen, und gewiß würde bald ihr fleißiges Streben ihnen beiden eine nothdürftige aber unabhängige Existenz schaffen; nach der Abreise dieses Dämons würde sich alles zum Besten wenden. Lusia mußte wohl die freudige Erregung ihres Großvaters gemerkt haben; sie erröthete stark, verharrte aber in fast regungslosem Schweigen. Otoki bemühte sich sehr, ein vertrauliches Gespräch einzuleiten, um sich völlig mit ihr auszuföhnen; aber sie antwortete nur mit bündigen kurzen gleichgiltigen Worten und sah mit leeren Blicken in die Ferne. Erst als Leon Igorowitsch Rosenblatt den Portier rief, erhob sie sich, erfaßte die Hände des Großvaters und bedeckte sie mit zärtlichen Küssen. Glückselig neigte er sich zu ihr herab und sah, daß ihr Antlitz in Thränen gebadet war. Dieser Anblick rührte ihn dermaßen, daß er alles vergaß, das Mädchen stürmisch an sein Herz drückte und sie mit Liebkosungen überhäufte und Gottes Segen für ihr junges Leben stammelnd ersuchte. Die Stimme des Verwalters wurde immer dringender und sie mußten sich trennen.

„Wirßt Du lange ausbleiben, lieber Großpapa?“ fragte sie mit leiser Stimme. Er konnte ihr keine sichere Auskunft darüber ertheilen, hat sie aber, wenn seine Abwesenheit von längerer Dauer sein sollte, ihn nicht zu erwarten, sondern nach Hause zu gehen, wo er sie noch heute besuchen würde. Frisch und heiter, wie man ihn lange nicht gesehen, stieg er die Marmortreppe hinauf und fand oben vollauf Beschäftigung; neue Möbel

sollten unter seiner Aufsicht in mehreren Zimmern aufgestellt werden. Erst nach einer Stunde war er frei, und dann hielt ihn noch Leon Igorowitsch längere Zeit auf der Treppe auf, sprach wie gewöhnlich von den großen Vortheilen einer feinen Bildung, von einem glänzenden Ball, den er besucht, zu welchem er, dank der hohen Stellung seines Oheims, eine Einladung erhalten hatte.

„Ich habe zwar zu diesem Zwecke,“ erklärte er, „einen feinen theuren Anzug kaufen müssen, aber es ist wirklich alles Geld werth, sich in so hochfeinen Kreisen zu bewegen. Der intime Freund meines Oheims, Graf K., verkehrt auch dort und viele schöne Mädchen; aber die schönste war doch die Tochter des Generals B., ein kerngesundes Mädel!“

Obgleich innerlich sehr beunruhigt, durfte Dtozki es sich nicht merken lassen. Mit eiligen Schritten kehrte er in die Loge zurück, wo er seine Enkelin nicht mehr traf. Er setzte sich an seine Rechnungen und sah zu seinem großen Staunen einen Brief neben seinen Büchern liegen, der in Lufias Handschrift an ihn adressirt war. „Das gute Kind,“ dachte er, „hatte nicht den Muth, mir mit Worten die Neue über ihr gestriges Benehmen zu gestehen, nun hat sie es brieflich gethan.“ Das Schreiben war ziemlich lang, er las aber nicht mehr davon als die erste Seite, welche folgendermaßen lautete:

„Du wirst sehr erstaunt sein, lieber Großvater, daß ich Dir schreibe; es geschieht darum, weil ich nicht den Muth hatte, Dir Aug' in Auge zu sagen, was ich zu thun beabsichtige. Obgleich wir in letzter Zeit oft uneinig waren und eine große Kluft unsere beiderseitigen Ideen und Grundsätze trennt, so schmerzt es mich dennoch unendlich, Dir wehe thun zu müssen. Möge Dich die Ueberzeugung trösten, daß es das Loos jedes Einzelnen ist, sich dem Heil der Menschheit zu opfern; ich habe keinen Augenblick geschwankt, so schwer es mir auch fiel, unsere Zukunft, unser Glück auf den Altar der großen Ideen, denen ich diene, niederzulegen. Ich werde schwer arbeiten und ringen müssen, um mich zu ernähren, und doch werde ich glücklich und begeistert den blutigen Weg, der zur Wahrheit führt, sammt meinen Brüdern und Schwestern in der Idee einschlagen. Gewiß wirst Du fragen, ob ich hier in der Heimat an Deiner Seite, unter mir befreundeten Menschen keinen Wirkungskreis gefunden hätte? Statt aller Antwort muß ich Dir gestehen, daß sogar der Himmel hier bleiern schwer wie ein Sargdeckel über den Häuptern liegt, jeden Augenblick drohend herabzustürzen und alle diese schlaftrunkenen, tieftrauernden Menschenchaaren in Finsterniß zu vergraben. In einer Gruft kann ich nicht athmen! Glaube mir, wenn es möglich wäre, in dieser unglücklichen Stadt in Wissen und Erkenntniß fortzuschreiten, wenn man hier durch Lehre und gutes Beispiel veredelnd einwirken könnte, würde ich nie den Gedanken gefaßt haben, mich von Dir zu trennen, so grausam Dein Herz zu verwunden. So gehe ich denn in die weite Welt, dort kann ich mich Vielen nützlich erweisen und werde gleich einem Vogel mit Gleich-

gesinnnten in großen Schaaren einen hohen Flug versuchen. In einer Stunde schon werde ich Wilna verlassen haben und mich mit Julius auf dem Wege nach Petersburg befinden; ob ich je zu Dir zurückkehren werde“

Weiter konnte Odozki nicht lesen; die Buchstaben tanzten vor seinen Augen; verzweifelnnd schlug er beide Hände an seinen schmerzenden Kopf und rief mit wilder Stimme: „Gott meiner Väter! erbarme Dich meiner! O mein Sohn!“

Zugleich nahm er seine Uhr heraus und flüsterte hastig:

„Schnell zu ihr, ich muß sie retten, sie aus den Armen dieses Nichtswürdigen reißen!“

Er blickte auf die Uhr, sah aber die Stunde nicht; die Zeiger wurden ihm zu zwei blutigen Fingern, die sich schmerzhaft in sein Herz bohrten.

„Ein bleierner Sargdeckel, schlaftrunkene, trauernde Menschen — was konntest Du Größeres leisten, theueres verirrtes Kind, als diesen Sargdeckel heben, die Schlafenden aufrütteln, die Trauernden trösten!“

Der schrille Pfiff der Locomotive unterbrach sein dumpfes Brüten, er kannte nur zu gut die Bedeutung dieses Tones. Da jagte auch schon das gewaltige leblose Ungethüm, Rauch und Flammen aus eisernem Rachen speiend, blitzschnell in die Ferne und rief mit zischender Stimme: „Wir nach in die weite Welt.“ Die Locomotive, gefolgt von einer zahllosen Reihe dunkler Waggons, verschwand immer mehr in der Abenddämmerung, ihr tosender Lärm wurde immer undeutlicher; bald wurde alles still und man hörte nur das Stöhnen eines in großen Qualen sich windenden Menschenherzens; ein gebeugter, bis in's innere Lebensmark getroffener Greis rief jammernd:

„Auf ewig verloren!“

Seit dieser Stunde war der Portier des Gasthofs „Aller Welttheile“ spurlos verschwunden. Vielleicht hatte ein glücklicher Zufall ihn gleich seinen Brüdern, vom Sturm verwehten Blättern, endlich einen Zweig finden lassen, an den geschmiegt er regungslos sein Ende erwartete, vielleicht hatte der Strom, der alle seine Lieben vernichtete, auch ihn, den lebensmüden Greis, mit in seine Fluthen fortgerissen. Leon Igorowitsch Rosenblatt wurde sehr oft nach dem Schicksal des stattlichen ehrwürdigen Portiers gefragt; er schüttelte dann spöttisch sein frisiertes, duftendes Haupt und sagte mit einer wegwerfenden Bewegung seiner juwelengeschmückten Hand:

„Es war ein überspannter Narr!“

Viele hegen die Meinung, zu der auch ich mich bekennen muß, daß die feine Erziehung oder Bildung, die Leon Igorowitsch zu besitzen wähnte, nicht die echte veredelnde, sondern nur ihr schmutziges niedriges Trugbild war.





Charles Gounod.

Von

Heinrich Ehrlich.

— Berlin. —



Gounod ist der bedeutendste lebende französische Tonbildner. Er hat nicht bloß die Oper „Margarethe“ componirt, die in Deutschland unter allen französischen — (Carmen*) ausgenommen — die meisten Bühnenerfolge gewann; er hat noch vor „Margarethe“ mit seiner „Méditation“ über das erste Präludium von Bach's „Wohltemperirtem Clavier“ einen kleinen Instrumentalsatz geschaffen, der sofort mit unglaublicher Schnelle in alle Gegenden drang und noch heute in allen möglichen Umformungen öfters in den Concertsälen erscheint. Er hat auch kirchliche umfangreiche religiöse Tonwerke geschrieben, die in England sich günstiger Aufnahme erfreuen, und will nunmehr seinen eigenen Versicherungen zufolge, sein ganzes künftiges Schaffen dieser Richtung weihen.

Bevor wir zu den Betrachtungen über seine Werke und sein Wirken übergehen, muß zuvörderst festgestellt werden, daß jeder französische Componist seit Glucks Zeiten nur vom Standpunkte der Entwicklung der französischen Opernmusik beurtheilt werden kann. Denn mit Ausnahme von Berlioz, über den wir später noch sprechen werden, und von Saint Saëns, der in neuerer Zeit versucht hat, das musikalische Genrebild in Frankreich einzuführen**), giebt es keinen bedeutenden französischen Componisten, bei

*) Und hier trug der sehr „viclante“ Stoff nicht wenig zum Erfolge bei.

**) Wir glauben auch, daß der eifrigste französische Patriot zugestehen muß, daß Saint Saëns Werke (nicht bloß der Name) in Deutschland bekannter sind als in Frankreich. Seine Opern sind ganz unbeachtet geblieben.

dem nicht die unmittelbaren Wechselwirkungen zwischen ihm und der Entwicklung der Opernmusik nachzuweisen wären; jeder ist aus ihr hervorgegangen, und keiner vor Gounod hat ihre Ueberlieferungen verlassen, versucht, einen selbständigen Weg einzuschlagen. Es ist bezeichnend, daß Verlioz, der als der erste Anreger der Programm-Musik anerkannt werden muß, immer wieder einen (für die Wesenheit seines Genies unerreichbaren) Erfolg in der französischen Oper anstrebte, und daß auch St. Saëns schon zwei oder drei Mal denselben vergeblichen Anlauf genommen hat. Das französische große Publikum kennt eigentlich nur einen Componisten-Ruhm: den in der Oper erlangten. Die Symphonien und andere Instrumental-Werke überläßt es den Deutschen und bewundert deren Schöpfungen — aber von seinen Componisten verlangt es Opern.

Die Entwicklung der französischen Opernmusik, die Traditionen dieser letzteren, sowie ihr maßgebender Einfluß auf die Componisten sind tief begründet in der Culturgeschichte des Landes, deren Brennpunkt von jeher in Paris lag. Die französische Hauptstadt war und ist eine Theaterstadt, welche die Opernmusik als die oberste betrachtet. Die Instrumentalmusik hat in Frankreich bis in den dreißiger Jahren des laufenden Jahrhunderts wenig Pflege gefunden, und ward als ein exotisches Erzeugniß betrachtet; die Symphonien von Méhul und Cherubini's Streichquartette waren schon zu Lebzeiten der Componisten — von denen der Eine Franzose war, der Andere seit vielen Jahren in Paris wirkte — viel mehr in Deutschland bekannt als in ihrer Heimat. Und während in Deutschland jede bedeutende Stadt, ja selbst jede kleine vermögliche, wie Schleusingen, Nordhausen, Detmold u. A., bereits in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts ein Orchester von Dilettanten oder Fachmusikern, oder ein aus beiden gemischtes besaß, das regelmäßige Concerte veranstaltete; während fast jeder kleine Fürst in Süddeutschland seine Capelle und seinen Componisten hatte: konnten sich in Paris die Concerte der société d'amateurs, die in den fünfziger Jahren gegründet worden, nicht halten, und die concerts spirituels, die in den Fastenzeiten und an hohen Feiertagen stattfanden, und wo geistliche Arien und Chöre jener Zeit mit allerhand Soli von Instrumentalisten abwechselten, verschwanden Ende der achtziger Jahre. Erst im Jahre 1828 entstanden die berühmten Concerts de la société du conservatoire, „um der Musik, und dem Verständnisse Beethovens in Paris Eingang zu verschaffen“. Und in jener Zeit der großartigsten Entfaltung nach allen Richtungen, als Paris von der eleganten Gesellschaft aller Länder als gleich maßgebend in der Dichtkunst, Malerei, wie in der Politik betrachtet werden konnte, hat sich daselbst auch der Sinn für Instrumentalmusik entwickelt. Aber von französischen Componisten weichte nur der geniale Verlioz der Instrumentalmusik seine Kräfte. In ihr erblickte er die Lösung der höchsten Aufgabe. Er wollte in Tönen Seelenzustände darstellen, welche selbst auf der Bühne, also dramatisch, nicht darstellbar waren. So schuf er die merkwürdige Symphonie fantastique, „Episode aus dem Leben eines Künstlers“.

In dieser sollen die letzten Sätze die wilden Ausgeburten eines Opiumrausches schildern. Der Künstler glaubt seine Geliebte ermordet zu haben, sieht sich zum Tode geführt, getödtet; die verdammten Geister empfangen ihn mit einem wilden Tanz, sie singen ihm seine Liebesmelodie in verzerrtem Walzer-Zeitmaß vor u. s. w.

Da die französische Tonkunst größere Instrumentalwerke nicht geschaffen hatte, so mußte Berlioz nothwendigerweise seine Vorstudien in der deutschen suchen, aus ihr die Anregung zur Weiterentwicklung schöpfen. Er wollte Beethovens Werk fortsetzen, und that es, aber in excentrischer Weise. So schuf er Compositionen, die nicht im nationalen Boden wurzeln, die in Deutschland und Frankreich gleich fremdartig erschienen. Wenn aber die Deutschen in ihrem objectiven Kosmopolitismus — der nicht selten der Charakterlosigkeit sehr nahe kommt*), — in Berlioz das Genie erkannten und ehrten, dem französischen Geiste, der vor Allem genaue Zeichnung der Form verlangt, blieb er immer fremd. „Er gewann Ruhm, nicht aber Erfolge.“ (Il avait la gloire mais non le succès.) Und wenn in den letzten Jahren seine Werke öfters und mit großem Beifall in Paris aufgeführt worden sind, so ist dies weniger einer Verherrlichung nach dem Tode, oder einem besseren Verständnisse zuzuschreiben, als dem Umstande, daß man nach dem Kriege mit Deutschland als „Revanche“ den einzigen bedeutenden Instrumental-Componisten, den Frankreich erzeugt hat, den Deutschen entgegenstellen wollte.

Saint Saëns hat zwar auch einige Erfolge zu verzeichnen, er gilt aber als „Belgier“ und ist als ausgezeichnete Pianist und erster Organist noch berühmter denn als Instrumentalcomponist. Auch bewegt er sich nur in kleinen knappen Formen.

Der Instrumentalmusik fehlt also in Frankreich die Vergangenheit, die geschichtliche Entwicklung, und es sind für sie in diesem Augenblicke so wenig französische Componisten thätig, daß man wohl vom Fehlen einer Zukunft reden darf. Ganz anders mit der Oper. Diese hat sich ganz organisch, ganz einheitlich entwickelt, man könnte fast sagen einheitlicher als in Deutschland, wenn vielleicht auch einseitiger.

In Deutschland haben sich seit dem Ende des verflossenen Jahrhunderts, die verschiedenartigsten Stile dramatischer Musik gebildet und die merkwürdigsten Gestaltungen erzeugt. Die Nachfolger Mozarts, die „Klassiker“ sind zuletzt in die „Capellmeister-Musik“ gerathen; dem göttlichen Meister kam Keiner mehr nahe. Dann mit einem Male, in unermesslicher Entfernung von dem bisherigen Opernstile, erschien Beethovens

*) Keine Nation der Welt läßt es sich gefallen, daß auf ihren ersten Bühnen fremde Sänger in ihrer Sprache hochdramatische Partien singen, während die ganze Umgebung in der Landessprache singt. Niemand mußte französisch lernen, als er den Tannhäuser in Paris sang. Aber Nierzwinski singt Raoul italienisch in Deutschland.

„Fidelio“, der eine neue ungeahnte Welt erschloß. Und von diesem welch ein Abstand wieder bis zum neuen Stern, zum „Freischütz“, der im höchsten Sinne des Wortes vollsthümlichste Oper! Und geht man nun weiter und betrachtet Wagners „Meisterfänger“, „Tristan“*), „Ring des Nibelungen“ — wir weisen nicht auf „Tannhäuser“ und „Lohengrin“, in welchen noch der Weber'sche Einfluß vielfach erkennbar — welch' eine Sternenpracht am deutschen Musikhimmel! Zauberflöte, Fidelio, Freischütz, Meisterfänger, jedes ist ein echt deutsches Werk**) und jedes trägt zu gleicher Zeit das ganz entschiedene unverkennbare Gepräge seines Schöpfers. Unbestreitbar hat die Entwicklung der deutschen Instrumentalmusik den größten Einfluß auf die deutsche Opernmusik geübt — ohne sie wäre die Verschiedenheit der melodischen und harmonischen Wendungen, die charakteristischen Tonfärbungen in der Begleitung, in welcher sich die Eigenthümlichkeit eines jeden der großen Opern-Componisten kennzeichnet, ganz undenkbar. Und im Mangel jeglicher nationalen Entwicklung der Instrumentalmusik in Frankreich liegt auch die Erklärung der zugleich einheitlicheren und einseitigeren Entwicklung der französischen Opernmusik. In Italien wurde seit Anfang des Jahrhunderts die schöne Melodie als die Hauptaufgabe der Oper angesehen, und unleugbar liegt auch in der italienischen Musiknatur eine reichere Melodien-Gabe als in der französischen. Rossini und Bellini haben Melodien geschaffen, die noch heute als die schönste Klangreihe gelten können; selbst Donizetti's Opern enthalten viele schöne Gesangsstellen. Erst Verdi hat die „Charakteristik“ in die neu-italienische Musik eingeführt, die Instrumentation bedeutend bereichert, hat die Rhythmik geschärft, sich einen besondern Stil zu schaffen gesucht; er hat neben Hohem, Gewaltsamem und Gemeinem manches sehr Bedeutende hervorgebracht, wie es nur ein Hochbegabter vermag.

Prüft man nun den Entwicklungsgang der französischen Musik, so ist vor Allem in's Auge zu fassen, daß dieser Entwicklungsgang vollständig eingeengt und in gewisse Vorbedingungen eingezwängt worden ist durch die Concentration in Paris; die ganze geistige künstlerische, also auch die musikalische Thätigkeit Frankreichs lag und liegt heute in der Hauptstadt. Diese allein hat von jeher in allen Kunstfragen entschieden, wie sie noch heute entscheidet. In Deutschland hat jede große Stadt ihren eigenen Musikgeschmack. Die Eifersüchtelei zwischen Berlin und Wien, zwischen Leipzig und Dresden, und zwischen manchen größeren süddeutschen Städten ist noch heute nicht ganz ausgestorben. Fülle, daß die eine mit Enthusiasmus aufnimmt, was die andere entschieden abgewiesen hatte,

*) Wir nennen „Tristan“, weil dieses Werk nur in Deutschland entstehen konnte.

**) Wenn wir Spohrs „Jeffonda“ und Marschner's „Hans Heiling“ oben nicht mit aufzählen, so verkennen wir darum nicht ihren hohen künstlerischen Werth. Nur stehen sie nicht als Fixsterne in den verschiedenen Himmelsgegenden wie die oben genannten.

kommen zwar nicht mehr vor.*) Aber sicher ist, daß ein Componist, dessen Oper z. B. in Berlin oder Wien gefallen hat, des Erfolges in anderen Städten durchaus nicht sicher ist**) und umgekehrt, daß ein erster geringer Erfolg da oder dort noch nicht gänzlich Fehlschlagen für Deutschland bedeutet. Selbst in Italien behalten die verschiedenen Großstädte noch ihr selbständiges Urtheil. *Doitos Mephistopheles* wurde in Mailand verhöhnt, in Venedig und Bologna mit großem Beifall aufgenommen; seither hat sich auch Mailand eines Bessern besonnen.

Aber in Frankreich ist nur ein Erfolg maßgebend und entscheidend, der Pariser; einen andern giebt es überhaupt nicht für den Künstler wie für das Publikum. Daß von einer außerhalb Paris liegenden französischen Bühne irgend ein Werk nach Paris verpflanzt werden könnte, ist noch weniger denkbar, als daß ein Minister aus Lippe-Detmold deutscher Reichskanzler würde — obwohl es gar nicht unmöglich erscheint, daß von dort ein ganz gutes Opernwerk oder Theaterstück nach Berlin käme. Das vollständige Zusammendrängen aller leitenden Kräfte in einen Punkt, diese geistige Gehaltsherrschaft der Hauptstadt hat für den französischen Künstler ebenso viel Vortheile als Nachtheile; sie entwickelt das Talent, und hemmt jede eigenthümliche Individualität; sie bildet den Geschmack und zieht dem Geiste enge Grenzen; sie lehrt den Anzug ordnen und behindert die freie Bewegung. In der Literatur, in der bildenden Kunst hat in den dreißiger Jahren die romantische Schule sich vom Zwange der Regeln befreien können; und der Realismus ist in beiden Künsten jetzt so weit vorgeschritten, daß man manchmal in Versuchung geräth, zu Crébillon und Beaubouin zu flüchten.***) In der Oper jedoch haben die Neuerungen der romantischen Schule einen durchgreifenden dauernden Einfluß auf die nationale Geschmacksrichtung nicht ausgeübt. Meyerbeer hatte durch Hinzuziehung deutscher (theilweise auch italienischer) Elemente einen neuen Stil für seine Opern erdacht. Eine Prüfung dieses Stiles und seiner Berechtigung liegt ganz außerhalb der Aufgabe dieser Studie. Daß Meyerbeer ein Mann von sehr großer Begabung war, beweist der Umstand, daß sein „Robert“ und „Die Hugenotten“ noch immer bestehen, trotz der heftigsten Angriffe von verschiedenartigsten Seiten, und obwohl auch Niemand behaupten kann, daß sie dem großen Haufen viel Zugeständnisse entgegen bringen. Aber Meyerbeer vermochte

*) Berlioz ward 1854 in Dresden sehr gefeiert, nachdem Leipzig sich sehr kühl verhalten. In neuester Zeit wurde in Wien der Versuch angestellt, eine von Berlin abgelehnte Strauß'sche Operette zu verherrlichen — doch kamen die Wiener bald selbst zur Erkenntniß, daß Berlin kein Unrecht begangen hatte.

**) So z. B. hat Taubert's „Cesario“ in Berlin großen Beifall gefunden, und ist fast nirgend anderswo gegeben worden. Mit Unrecht!

***) Crébillon in seinen Erzählungen und Beaubouin in seinen kleinen Gemälden sind frivol, unsittlich u. in infinitum. Aber — sie philosophiren nicht, sie wollen nicht Culturgeschichte machen; sie sind natürlich.

trotz seiner großen Begabung ebenso wenig einen französischen nationalen Opernstil zu schaffen, als der an hoher Gesinnung und echt dramatischer Auffassung ihn weit überragende Gluck seiner Zeit vermocht hat. Die Opern des großen Reformators, die er für Paris componirt hat, werden jetzt nur mehr in Deutschland gegeben; 1859 führte das *théâtre lyrique* „*Orphée*“ auf, um der großen Sängerin Viardot Gelegenheit zur Entfaltung ihrer herrlichen Kunst zu bieten; 1861 hinkte die große Oper mit „*Alceste*“ nach, worin die Viardot ebenfalls sich als unvergleichlich erwies. Aber bei diesen vereinzelt Versuchen ist es auch geblieben. Was die Nachfolger Glucks, Salieri, Méhul und Spontini, für Paris geschrieben haben, ist der Vergessenheit anheimgefallen, und hat auch keine weiteren Spuren hinterlassen.*) Dagegen hat die Gattung der französischen Oper, welche fast gleichzeitig mit der Gluck'schen hervortrat, die halb heitere, halb sentimentale, die Grétry, Dalayrac, Fjouard und dann später Boieldieu, Auber gepflegt haben, die stärkste Entwicklung genommen und ist die eigentliche französische nationale geworden. Nicht aus Gluck'schen und Meyerbeer'schen Ueberlieferungen sind die Opern der Neuzeit hervorgegangen, welche die meisten Erfolge und die weiteste Verbreitung erlangten, sondern aus denen der „*Stummen von Portici*“ und der „*Weissen Dame*“ — das beweisen „*Rignon*“ von Ambroise Thomas und „*Faust*“ von Gounod. Wir wollen das so genau darlegen, als dies ohne Notenbeispiele möglich ist.

In den oben angeführten älteren französischen Opern, in welchen der Dialog mit Gesang abwechselte**), treten gewisse melodische und harmonische Wendungen hervor, die durch alle Entwicklungen hindurch sich bis zum heutigen Tage erhalten haben. Die Melodien waren nicht in nahe aneinander liegenden Tönen und in lang ausgebreiteten Sätzen componirt, sondern in ziemlich knappen kleinen Sätzen und meistens in Intervallen, besonders in Quart- und Quinten-Sprüngen. In der Begleitung, die meistens sehr einfach, aber immer geschmackvoll instrumentirt ist, waltet neben dem Dreiklang der Quart-Quint-Septimen-Accord in erstaunlicher Weise vor. Diesen Zuschnitt der empfindsamen Romanze wird der einigermaßen musikalische Beobachter überall wiederfinden. Ich will hier einige ziemlich allgemein bekannte Arien anführen: „*Komm holde Dame*“ mit dem $\frac{5}{4}$ Nachsage „*Schon deckt die Nacht*“ aus der „*Weissen Dame*“; die Arie „*Wer ich bin*“ aus dem „*Domino noir*“; die Romanze der *Esilda* aus „*Des Teufels Antheil*“; das Schlummerlied aus „*Die Stumme von Portici*“. (Des Spases halber sei hier noch aus der „*Mlle. Angot*“ die Legende: „*Mit Fischen in der Halle*“ und Pomponnets Romanze „*Seht so unschuldig*“ erwähnt, weil die beiden

*) Wäre Paleyvs „*Jüdin*“ nicht eine Ausstattungsooper, wo alles Gepränge zum Vorschein kommen kann, sie würde ebenfalls längst vom Repertoire abgesetzt sein.

**) Sie mußten alle in der *Opéra comique* gegeben werden, weil die große Oper keinen Dialog vorführte, dagegen das unsinnige Privilegium besaß, daß Opern ohne Dialog anderswo nicht gegeben werden durften.

Gefänge auch der echt französischen Schule angehören.) Und nun zuletzt aus Faust: „Blümlein traut“, „Sei mir gegrüßt, heilige Stätte“ und Lasse mich in Dein holdes Antlitz“ u. s. w. Der musikalische Leser vergleiche einmal diese aus so verschiedenen Perioden stammenden und auf so verschiedenartige Texte componirten Arien, und er wird finden, daß sie, ohne sich gerade zu gleichen, eine gewisse starke Familienähnlichkeit zeigen: Ueberall dieselben Intervallen-Absätze in der Melodie und das Vortwalten des Quart-Quint-Septimen-Accordes und der melodischen Wendungen.

Wie wir schon bemerkt haben, ist die eigenthümliche einseitige Entwicklung der französischen Opernmusik eine Folge der starken Concentration, der Pariser Alleinherrschaft in allen Dingen, also auch in künstlerischen. Man darf aber auch die Vortheile, welche sie bietet, nicht unerwähnt lassen. Der französische Operncomponist wird von Jugend an mit der richtigen Technik des Theaters vertraut, während der deutsche sie kaum in der Darstellung der großen Bühnen lernen kann. Für das Decorative, das unmittelbar Wirkende, für die dramatische Action ist Paris noch immer eine Schule. Wir möchten behaupten, daß selbst Richard Wagners Aufenthalt in der Seine-stadt — so aufrichtig gefühlt, so entschieden seiner Wesenheit entsprechend seine Abneigung gegen die Stadt war — dennoch nicht ohne einen gewissen Einfluß auf die Technik seiner Musikdramen geblieben ist. In dem, was man „Exposition“ nennt, zeigen die französischen Theaterdichter noch immer die größte Geschicklichkeit. Der französische Operncomponist steht auch einem Publikum gegenüber, das sich um nichts kümmert, als um den musikalischen Effect, während das deutsche noch eine Masse ethischer und ästhetischer Forderungen mit in's Theater bringt — Forderungen, die es allerdings den ausländischen Erzeugnissen gegenüber schmähslich über Bord wirft. *) Wie ein Textdichter die historischen Persönlichkeiten oder die poetischen Gestalten eines Romans oder Dramas für den Musiker zurecht, das prüft kein Pariser Publikum. Ob Mignon stirbt oder leben bleibt; ob Hamlet den Laertes tödtet, oder nachdem ihm der todtle Papa Leben und Lebenlassen befiehlt, zum Minister ernannt, das beunruhigt keinen Hörer; wenn die Oper effectvolle Nummern enthält, könnte Hamlet die Ophelia heirathen. Und wenn morgen irgend ein französischer Textdichter die Ottilie aus den „Wahlverwandtschaften“ zu einer Theaterfigur ummodelt, etwa wie sie aus der Pension kommt — und wenn sie einen brillanten Walzer und ein sentimentales Lied singt, und vielleicht nach einem recht effectvollen Schlußduette mit Eduard diesen noch heirathet, so kann das „Werk“ auf günstige Aufnahme rechnen, selbstverständlich auch in Deutschland, wo nur deutsche derartige Bearbeitungen streng verurtheilt werden. Von Gounods „Faust und Gretchen“

*) Die folgenden Sätze sind theilweise einer Kritik entlehnt, die wir vor Jahren veröffentlicht haben.

werden wir später sprechen, jetzt wollen wir uns mit seiner Person und seinem künstlerischen Entwicklungsgange beschäftigen.

Gounod stellt insofern eine Doppelnatur dar, als er schon von Jugend an geistlich-mystischen Regungen nachhing, andererseits aber immer Theatererfolge anstrebte und auch sich sehr weltlichen Eindrücken durchaus nicht abgeneigt zeigte. Er ist im Juni 1818 geboren. Sein Vater war Maler; welche Erziehung der Sohn genossen, ob die ersten musikalischen oder religiösen Anregungen von der Familie ausgingen oder durch äußere Eindrücke hervorgerufen wurden, ist nicht festzustellen. Als sicher kann nur angenommen werden, daß er schon im Knabenalter großes Musiktalent und auch ernststen Sinn zeigte, und daß er sehr bald in das Pariser Conservatorium trat, wo er 1837 den zweiten, 1839 den großen ersten Compositionspreis errang, mit welchem das Regierungsstipendium zur Ausbildungsreise nach Rom verbunden ist.

Daß die „ewige Stadt“ schon lange jede höhere Bedeutung für musikalische Studien verloren hatte, daß daselbst (bis vor wenigen Jahren, da die Uebersiedelung der königlichen Residenz neues Leben auch in die künstlerischen Verhältnisse brachte) die schlechteste Musik gemacht ward, daß also die Phantasie eines jungen Tonkünstlers dort eher erlahmen mußte, ist aus allen Reisebeschreibungen und Musikbriefen bekannt. Mendelssohn und Andere, besonders aber Berlioz, der in den dreißiger Jahren ebenfalls als Stipendiat in Rom weilte, haben genaue Schilderungen des Verfalls hinterlassen, der damals in dem Musikleben Roms vorherrschte. Aber Gounod fand dennoch Anregungen daselbst! Der katholische Gottesdienst, der allerdings in dem Wohnsitz des Papstes am prachtvollsten und großartigsten gefeiert ward, erzeugte in dem jungen frommen Componisten solche tiefe Eindrücke, daß er die Wohnung des Stiftungspfleglings mit der in einem Priesterseminar vertauschte und nahe daran gewesen sein soll, sich ganz dem geistlichen Stande zu widmen. Er componirte auch meistens nur kirchliche Musik, unter anderm ein Requiem und eine Messe. Diese brachte er in Wien, wo er auf der Rückreise nach der Heimat eine Zeit lang weilte, zur Aufführung; über den künstlerischen Werth ist nichts bekannt geworden. Auch in Berlin ist er damals gewesen; der Aufenthalt im protestantischen Norden, und das Anhören der dort zur musikalischen Nahrung gehörenden Oratorien brachte ihn auf den Gedanken, ein Oratorium „Judith“ zu schreiben. Daß er übrigens von der Musik Bachs und Händels keine tieferen Eindrücke mitgenommen hat, beweisen seine neuen kirchlichen Compositionen, denen wir später eine genaue Besprechung widmen werden. Nach Paris zurückgekehrt, vermählte er sich mit der Tochter des Professors am Conservatorium, Zimmermann, und ward Organist und Kapellmeister an der Missionskirche („Missions étrangères“). Bis dahin zeigte er nicht den mindesten Hang zur Operncomposition; im Jahre 1849 ließ er eine Hochamtmesse in der Kirche St. Eustache aufführen, welche die Aufmerksamkeit

einiger Kenner erregte; sein Name blieb aber nach wie vor in Paris unbekannt. Dagegen wurden einige seiner geistlichen Compositionen in London 1850 aufgeführt. Die englische Hauptstadt hat von jeher auch neuen religiösen Musikwerken gerne Aufmerksamkeit gewidmet; es giebt daselbst noch heute viele reiche und einflußreiche Familien, welche nie ein Theater und nur Concerte, vorzugsweise „sacred music“ besuchen; und es gehört zum bon ton, daß in den elegantesten Concerten, die oft 12—15 Nummern bieten, zwischen italienischen Vouladen, französischen Romanzen und Virtuosen-Soli auch irgend ein religiöses Musikstück vorgetragen wird. Gounods Compositionen gefielen und wurden in „Athenäum“, der damals einflußreichsten Wochenschrift, sehr günstig beurtheilt. Man sagt, daß Herr Louis Viardot, der Gatte der großen Sängerin, der Verfasser der lobenden Artikel gewesen sei. Es ist darüber Authentisches nicht festzustellen. Sicher ist nur, daß Herr Viardot und seine Frau, die große Künstlerin, dem jungen Componisten sehr freundlich gesinnt waren; Madame Viardot öffnete ihm die Pforten der großen Oper, indem sie die Hauptrolle in seiner „Sappho“ übernahm und in dieser Weise jedes Bedenken der sonst sehr schwierigen Direction jenes Institutes beseitigte. Die Oper gefiel nicht. Schon der Stoff brachte die alte, Fénelon zugeschriebene satirische Bemerkung „Qui nous délivrera des Grecs et des Romains“ wieder in Erinnerung; und die Behandlung durch den Textdichter, den geistvollen, jetzt mit Recht berühmten Emile Augier, war eine wenig glückliche. Nichtsdestoweniger behaupteten schon damals die Kenner, daß die Musik des Componisten eine große Zukunft für ihn hoffen lasse, viele seine Züge enthalte, besonders aber in der Declamation und in den Momenten hoher lyrischer Erregung eine viel vornehmere Haltung zeige, als die der damaligen Tagesopern. Ein Jahr später trat Gounod mit einer neuen Composition für die Bühne hervor, mit den Chören zu „Ulysses“ von Ponfard, dem Zugenbdichter der „Lucrèce“ und des später von Ludwig Napoleon III. sehr protegirten Dramas „l'honneur et l'argent“. Auch hier war der Versuch ein von vornherein ganz verfehlter. Auf der Bühne werden die Gestalten der Odyssee niemals Lebenskraft bewahren; im Concertsaale hat M. Bruch mit seinem der Originalität entbehrenden, aber sehr geschickt gemachten und für die Sänger sehr dankbar geschriebenen Halb-Oratorium „Odysseus“ viele Erfolge gewonnen. Auch Gounods Chöre finden hie und da in Pariser Concerten noch heute günstige Aufnahme und gelten für sehr gediegen. Gounod konnte nun kein gutes Libretto mehr erhalten und mußte zu einem sehr schlechten Zuflucht nehmen, das Scribe viele Jahre vorher geschrieben hatte, das ursprünglich für Berlioz bestimmt, von ihm theilweise componirt worden war — zuletzt aber doch in die Hände der Direction der großen Oper zurückkam.*) Nach einigen

*) Zur Zeit, als Herr Billet Director der großen Oper war, hatte er von Scribe ein Textbuch „la nonne sanglante“ entwerfen und theilweise ausführen lassen; Berlioz

Jahren wurde es Gounod übergeben. Die „Blutige Nonne“ kam zur Ausführung und verschwand nach wenigen Wiederholungen. Einzelne Stimmen lobten einzelne Stücke, aber der Gesamteindruck war für die Musik wie für das Buch gleich ungünstig.

Aber gerade in jener Zeit errang Gounod einen glänzenden Erfolg, der seinen Namen noch lange vor dem „Faust“ in Deutschland bekannt machte. Von diesem großen und unbestreitbaren Erfolge spricht merkwürdigerweise keine einzige Biographie, kaum der Artikel Hanslicks, und doch war er unleugbar glänzend und ist noch heute nicht vergessen. Gounod hatte zu dem ersten Präludium des „wohltemperirten Klaviers“ eine Melodie erdacht, welche zu den Harmonien vollkommen paßte, und für die Geige niedergeschrieben. Man mag über das Verhältniß dieser Melodie zu dem Charakter des Präludium denken wie man will, nach Belieben die Frage erörtern, ob dieses von Bach so langsam gedacht war, als Gounod den Vortrag seiner Melodie anordnet — kein Unparteiischer, nicht Einseitiger wird leugnen, daß die Melodie eine sehr schön klingende, eigenthümliche, und mit Ausnahme der banal klingenden Endphrasen eine durchwegs edel gehaltene ist. Ob Sivori das Stück 1853 zu erst öffentlich gespielt hat, kann ich nicht behaupten; wohl aber, daß er es während der Concertsaison am öftesten vorgetragen hat, und jene Banalität, die dem Geiger günstigste Gelegenheit zum Effectmachen bietet, besonders hervorhob. Wirkung und Erfolg waren beispiellos*). Musiker und Laien schwelgten in Entzücken. Der wackere Leon Gatafès, ein ganz klassisch gesinnter Mann, bezeichnet diese Meditation als die Enttäuschung einer tief sinnigen Inschrift; die Directoren des Conservatoire, Girard und Garaudé, meinten, Bach selbst würde sich freuen, wenn er vernähme, welch' schönen Gedanken sein Präludium in einem französischen Componisten erzeugt hatte; ein Dichter, auf dessen Namen ich mich nicht entsinnen kann, sprach von einem aus versunkenem Schiffe hervorgeholten Schätze. Manche begeisterte Dilettanten meinten, jetzt erst verstände man das Präludium, das in seiner ursprünglichen Gestalt eigentlich nach gar nichts klinge. Es gab bald fast gar kein Concert und keine musikalische Privatsoirée mehr, in welcher dieses Stück nicht vorgetragen wurde — und es mußte immer wiederholt werden. Selbstverständlich fand es binnen kurzer Zeit seinen Weg nach Deutschland. In streng Bachisch gesinnten Städten wagten die Geiger nicht, es öffentlich in großen Concerten vorzuführen, die bedeutenden Künstler ver-

solte die Musik componiren. Als Billel von der Direction zurücktrat, kamen die Herren Duponchel und Roqueplan an seine Stelle — Berlioz behauptet in seinen Memoiren, daß seine Verwendung bei Arm. Bertin, dem Eigenthümer des damals allmächtigen „Journal des Débats“, ihnen die Stelle verschafft habe. Die Ausführung des Textbuches und der Musik verzögerte sich, und wie es scheint benutzten die Herren diesen und andere Umstände, um das erstere von Berlioz zurückzuerhalten, was auch gelang.

*) Ich spreche als Augen- und Ohrenzeuge. In meinem Concerte hat Sivori die Meditation ebenfalls gespielt.

hielten sich überhaupt eher etwas teutonisch ablehnend. Aber um desto mehr ward das Stück in Hof- und Privatreisen gefeiert, und in eleganten Concerten errangen elegante Geiger großen Beifall damit. Die Bearbeitungen dieser Meditation sind geradezu zahllos. Erst fügte Gounod eine Phharmonika bei, die bei der Wiederholung der Melodie mit einem sehr hübschen Effect der Nachahmung eintritt. Dann kamen die Cellisten und die Flötisten; dann kam der Orchester-Director, setzte die Klavierbegleitung für Harfe und die Phharmonika-Partie für allerhand Instrumente; sogar die Pauke wirbelte am Schlusse. Endlich wurde die Melodie für Gesang gesetzt, und ist noch heute in den Concertsälen, ja selbst in Kirchen der größeren deutschen Städte als „Ave Maria“ von Gounod zu vernehmen. Wir haben sie in Berlin während des verflossenen Winters 1884—85 zweimal von Sängern (vor wenigen Jahren von der großen Adelina Patti) singen hören. Läßt sich nicht mit Bestimmtheit behaupten, daß diese Composition dem Namen Gounod den ersten weit tönenden Ruf gegeben hat? Und ist es nicht ganz merkwürdig, daß in keinem Artikel über Gounod von dieser Composition gesprochen ward?

Allerdings — der Erfolg, den „Faust“ fünf Jahr später (1859) errang, war ein ganz anderer *). Durch ihn ward Gounod ein in allen Welttheilen gefeierter Mann, damals noch in höherem Grade als Richard Wagner, dessen Weltruhm viel später zu glänzen begann. „Faust“ hat sich bis heute auf allen Bühnen aller Länder erhalten. Es muß also doch ein ganz tüchtiges Stück Lebenskraft darin stecken; ob dieselbe immer edler Natur? Das ist eine Frage, vor der nur sehr wenige Opern bestehen können! Wir wollen das Werk zuerst als eine französische Oper betrachten, dann aber auch einige Betrachtungen vom deutschen Standpunkte anstellen.

Vor Allem muß festgestellt werden, daß die Musik im „Faust“ in der großen Mehrzahl der Nummern jenen ausgeprägten nationalen französischen Charakter trägt, auf den wir in unserer Darstellung der französischen Opernmusikentwicklung hingewiesen haben. Meyerbeer'sche, Weber'sche, selbst Wagner'sche Anklänge mögen sich einem sorgsamem Reminiscenzen-Sammler bieten. Aber im Ganzen und Großen ist doch der französische Stil vorherrschend, der sich auch in Rubens „Stumme“ und „Ballnacht“ zeigte; kurze gefällige Melodien, prädelnde Rhythmen, und in allen Liebescenen der schwärmerische echt französische Romanzenton. Dabei hat Gounod in dieser Oper eine wahre Meisterschaft der dramatischen charakteristischen Instrumentation gezeigt, ohne sie aus dem Rahmen der Begleitung heraustreten zu lassen. Man kann nicht sagen, daß er in irgend welcher Nummer eine

*) Die im Jahre 1858 am théâtre lyrique gegebene „komische“ Oper: „le médecin malgré lui“ nach Molières gleichnamiger Fosse, hat auch sehr wenig Dauerkraft bewiesen. Wir kennen den Klavierauszug. Sehr viel geistreiche Feinheiten, aber keine komisch heitere, drastisch wirkende Musik!

hervortretende Eigenthümlichkeit der Erfindung zeigte. Aber er bewährt sich fast überall als ein sehr geistreicher Effektkünstler, der Alles was er sagt in anständiger und feiner Weise vorbringt, und daher auch mit Wendungen, denen innerer tieferer Gehalt abgeht, einen günstigen Eindruck zu erzeugen vermag.

Gar sehr viel ist gestritten worden über die Auffassung des „Gretchens“, ob das überhaupt die ideale deutsche Gestalt Goethes sei, oder nicht vielmehr ein französisches recht braves, verliebtes und poetisch aufgeputztes Nähmädchen (grisette)?

Die Leute, welche Gounods Gretchen nicht als musikalischen Widerschein des Goethe'schen gelten lassen wollen, haben vollkommen Recht, nur dürften sie überhaupt gar nicht einen deutschen Maßstab an die ganze Oper anlegen. Es giebt in der Dichtkunst — theilweise auch in der Musik — gewisse Schöpfungen, die ein so rein nationales Gepräge tragen, daß auch der gebildetste Beurtheiler einer andern Nation sie nicht vollkommen fassen, sich nur in sie einigermaßen hineindenken kann. Es sind eben Schöpfungen, die so zu sagen aus dem nationalen Leben hervorgegangen sind, in denen der Inhalt reicher ist als die Form ihn wieder geben kann und nur von den nationalen Gefühlen ganz erfaßt wird. Gewisse Gedichte Bérangers, ja selbst manche Verse von Alfred de Musset sind so ganz französisch, daß jeder Versuch, sie zu übersetzen, dem gewandtesten Handhaber der (so viel reicheren) deutschen Sprache mißlingen muß. Manche französische Conversationsstücke sind in mittelmäßiger Darstellung durch Franzosen viel wirksamer, passender, überzeugender, als in der besten durch Deutsche, aus dem einfachen Grunde, weil manche französische Gestalten und eigenthümliche Charakterzüge nur von Franzosen wiedergegeben werden können. Selbst manche französische Roman-Gestalten erscheinen interessant im Original, während sie in der Uebersetzung geradezu unerträglich anwidern. Balzacs „peau de chagrin“ ist in jeder andern Sprache unmöglich. Dagegen ist Vieles in „Hermann und Dorothea“ und das Gretchen nur den Deutschen ganz verständlich; und dem musikalisch gebildeten Franzosen werden Bachs Matthäus-Passion*) und manche Lieder Schumanns nie das sein, was sie dem Deutschen sind. Als Ary Scheffer seine „Mignon“ in Paris ausstellte, nannten die Franzosen das Bild „la petite mendiante“. Und derartige französische Zurechtlegungen für deutsche Gestalten kann man zu Duzenden aufweisen. Wer an Goethe denken will, der hat mit Gounods „Margarethe“ nichts zu schaffen. Wer aber eine französische Oper mit interessanten geistreichen und melodischen Einzelheiten ohne alle Nebengedanken zu hören sich entschließen kann, der wird unbefangen urtheilen.

In Gounods Gretchen ist nicht eine deutsche Fieber. Der „König von

*) Steht doch schon der katholische Süden Deutschlands diesem Werke anders gegenüber als der protestantische Norden.

Thule“ ist Meyerbeerisch, der Walzer ist gar nichts, das Duett mit Faust ist durch und durch französisch, wie ich schon dargelegt habe. Die letzten Acte sind so wenig bedeutend, daß man sich um die Nationalität gar nicht zu kümmern braucht. Nur die Schlussscene ist theatralisch wirksam combinirt. Aber das Thema selbst ist auch eher dürrig, doch französisch zu nennen. Der Erfolg des „Faust“ ist in Frankreich nur noch von „Mignon“ erreicht worden, welche aber, da sie Dialoge enthält, nur am théâtre de l'opéra comique gegeben werden kann, während Faust aus dem théâtre lyrique in die große Oper eingezogen ist.

Gounod hat später noch mehrere Opern-Versuche angestellt, aber ohne je eine Wirkung zu erzeugen, die der eben erwähnten im entfernten gleich käme. Die komische Oper „Philemon und Baucis“, die große „Königin von Saba“, die Mischooper „Mireille“ kamen nicht über eine geringe Anzahl von Vorstellungen, und nicht über das Weichbild von Paris hinaus. Erst mit „Romeo und Juliette“ gelang es ihm wieder in das Ausland zu bringen. Der Gegenstand der Handlung ist ein in allen Zonen gleichmäßig anregender und Gounods Musik ist mit besten Absichten und mit großem Fleiße gearbeitet. Aber sie enthält nicht zwei Nummern, von denen man einen unmittelbaren Eindruck erhielte; es ist Alles vornehme Phrase. Auch hat Gounod hier den Weg der französischen Oper verlassen, und wollte etwas Apartes hervorbringen, etwas das einerseits gar nichts von Wagner hätte und anderseits doch Wagnerschen Principien dramatischer Musik nachstrebte. Die Folge dieses Strebens war, daß er ein Zwitterding zu Wege brachte. Romeo und Julia erscheint hier und da in den großen Opernhäusern, und wird von den Kennern mit achtungsvoller Gleichgültigkeit angehört.

Wir glauben, Gounod thäte viel besser wenn er wieder zum französischen Romanzenton zurückkehrte, den er in Faust in erweiterter Form und mit geschicktester Instrumentation so glücklich verwendet und auch in einigen kleinen Liedern mit Erfolg angebracht hat. Aber es steht zu befürchten, daß er sich immer mehr und mehr von der Sphäre des Natürlichen entfernt, und immer mehr in die des Nebelhaften zu dringen versucht. Seit einigen Jahren hat er sich auf die Composition großer Kirchenwerke geworfen, und wählt auch nur solche Opernbücher, deren Handlung ganz religiöser Natur ist. Wann er so ganz fromm geworden ist, läßt sich nicht genau bestimmen; vielleicht seit die Leidenschaft für eine schöne englische Frau eine so schlimme Wendung erfahren mußte. Wir begehen gewiß keine Indiscretion, wenn wir das hier anführen, was der ihm befreundete Professor Hanslick in seinen „Musikalischen Stationen“ 1880 über diese Lebenswandlung veröffentlicht hat: „Sein Herz hat in London einen argen Feldzug durchgemacht; arg geschlagen und zerschlagen hat er es nach Paris zurückgebracht. Jetzt endlich sind die letzten Ketten rasseln von ihm gefallen; die erst so süße, dann unerträgliche und entwürdigende Leidenschaft zu der

schönen Frau Georgine Welbon. „Affreux“ nennt er das Benehmen der Dame, die ihn mit vergötternder Zärtlichkeit umstrickt hielt, um seine Protection, sein Talent, seine Arbeit eigennützig auszubeuten und ihm schließlich seine Partituren, die Oper Polheute mit einbegriffen, zu veruntreuen. Es hatte eben ein Brief dieser Dame im Zigarro gestanden, worin sie von Verfolgungen durch hohe und höchste Personen spricht — ich konnte die Vermuthung nicht unterdrücken, die Schreiberin müsse nicht recht bei Verstand sein. „O nein,“ fiel Gounod lebhaft ein, „sie ist sehr hellsehend, sie sieht im Dunkeln wie eine Tigertatze,“ u. s. w.“ So erzählt Hanslick ganz offen. *)

Gounod hat vor etwa drei Jahren ein großes Oratorium, eine „Trilogie“ „Rédemption“ in Birmingham auführen lassen, in neuester Zeit eine Messe in den Hallen von St. Eustache, welche nach dem Muster des ältesten Palestrina-Stiles gearbeitet ist; inzwischen ist er mit der Composition eines durchwegs mystischen Oratoriums „Mors et vita“ beschäftigt, welches das Leben des heiligen Franz von Assisi darstellen, und die ganze Kraft des Componisten für die nächsten zwei Jahr in Anspruch nehmen soll. Wir haben nur die „Rédemption“ gehört und geprüft, und können daher nur dieses eine Werk beurtheilen. Es ist aber allerdings sehr umfangreich, und vom Componisten mit einer Vorrede versehen, welche seine Principien und Ansichten vollkommen erkennen läßt, bietet daher breiteste Grundlage für ein umfassendes Urtheil. Diesem müssen jedoch einige allgemeine Betrachtungen über die Kirchenmusik vorangehen, über deren Wesen, über deren Beziehungen zur Kunst und zur Kirche, zur Menschheit.

Die Entwicklung der Kirchenmusik und des Kirchenstils ist unzertrennlich nicht bloß von den religiösen Anschauungen, sondern auch von den religiösen Gewohnheiten der Mehrzahl der gebildeten Klassen. Es herrscht eine immerwährende Wechselwirkung zwischen den sittlichen und religiösen Bedürfnissen der Menschen und den Erzeugnissen der Kunst. Es giebt keine Erhebung und keinen Verfall der Kunst, die für sich allein gedacht werden könnten. Wenn große Ideen die Menschheit bewegen, dann finden sich die Künstler, welche diese Ideen concentriren, höher tragen, in einem Kunstwerke zur reinsten unvermischten Anschauung bringen. Die großen Kunstwerke sind die, in welchen die höchsten Ideen der Zeit, in welcher sie entstanden, geläutert und verklärt sich wieder spiegeln, und vom schaffenden Genius mit den höchsten Ideen aller Zeiten in Verbindung gebracht sind. Das ist eben das Göttliche im Genie, daß seine Schöpfungen sein eigenthümliches Gepräge tragen, und doch immer mehr sich mit der Allgemeinheit vereinigen, Gemeingut werden, und für alle Zeiten dieselben bleiben, während das Beste, was die Talente hervorbringen, über eine gewisse Periode hinaus nicht wirkt, und nur mehr kunsthistorisches Interesse bietet.

Als nach der Reformation die katholische Geistlichkeit in Italien eine

*) In neuester Zeit haben wieder Gerichtsverhandlungen in England gegen Gounod stattgefunden; der Abwesende wurde zu einer starken Summe verurtheilt.

strengere kirchliche Haltung annahm, da fand auch der erhabene Geist Palestrinas das Feld für seine herrlich heiligen Werke. Die Richtung, die er der Kirchenmusik gab, blieb vorherrschend bis gegen die Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts. Die katholische Kirchenmusik in Italien war die beste in Europa, und die vortrefflichen Chöre der größeren Kirchen übten eine besondere Wirkung auf die gläubige Menge; sie erhöhten in stärkstem Maße jene eigenthümliche, der Verzücung nahe Stimmung, in welche leicht erregbare Gemüther beim katholischen Gottesdienste gerathen können, der die Mischung geheimnißvoll sinnbildlicher Feierlichkeiten und großer äußerer Pracht mit unvergleichlicher, von tieffter Menschenkenntniß zeugendem Geschiede bereitet. In der ersten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts beginnt die merkwürdige Wandlung in der katholischen und protestantischen Kirchenmusik. Deutsche Meister verpflanzten italienische katholische Kunst in die protestantische Musik der Heimat. Schütz, der große Vorgänger Bachs, studirte in Venedig unter Gabrieli dem Jüngern*) den schönen Bau, die melodische Führung der Stimme, die wirksamen Instrumentation, die er dann in seinen Oratorien selbständig und ganz im Geiste der evangelischen Kirche anwandte. Dagegen verflachte in Italien die Kirchenmusik immer mehr, bis zuletzt gar die Concerti ecclesiastici stattfanden, da in der Kirche Sänger und Instrumentalisten sich als Virtuosen hören ließen, und Ende des achtzehnten und im neunzehnten Jahrhundert während des Gottesdienstes beliebte Opern-motive auf der Orgel ertönen. Im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts begann in Deutschland die Pflege der Sprache, das Bürgerthum war gegenüber den Höfen, von denen die meisten sich in ärgster Nachahmung des französischen wüsten Hoflebens gefielen, der Hüter der Bildung, der häuslichen Tugenden, der Religiosität. Und Bach und Händel vollendeten, was Hasler, Prätorius und Schütz, die Schüler der Italiener, begonnen hatten, sie trugen die echte protestantische Kirchenmusik zur höchsten Höhe. Sie waren die Spitzen jener geistigen Gebirgskette evangelischer Kirchencomponisten des siebenzehnten und achtzehnten Jahrhunderts. Aber so wie die übergroße Mehrzahl der Gebirgsreisenden nur die Namen jener höchsten Berge kennt, von denen aus die weiteste herrlichste Aussicht über ferne Gegenden sich öffnet, und die Namen der andern Höhen vergißt, über welche der Weg zu der Spitze führt, so auch kennen gar viele Musikfreunde nur die Namen der Größten in der Kunst, und dem Forscher bleibt es vorbehalten die andern zu erkennen, über welche der Weg zu jenen Höchsten führte. Gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts und im Anfange des neunzehnten, als die verschiedenartigsten Ideen die Menschheit bewegten, trat die Kirchenmusik in den Hintergrund; die Oper und die Instrumentalmusik fanden die höchste Beachtung. Die kirchliche nicht denkende Gläubigkeit schwand immer

*) Auch Prätorius war ein Schüler dieses Gabrieli; und wie schön melodisch sind manche seiner vierstimmigen Kirchengesänge!

mehr und nur das Bedürfniß der religiösen Erhebung waltete noch in den Gebildeten. Selbst der ganz fromme Haydn war viel glücklicher in seiner „Schöpfung“ und in den „Jahreszeiten“, in der auf freie Texte componirten oratoriumartigen Cantate als in seinen Messen, die von religiöser Vertiefung gar wenig zeigen. Die romantische mit dem Mittelalter liebäugelnde Richtung, welche von den Neubekehrten Fr. Schlegel und A. Müller nach Oesterreich gebracht wurde und so gute Aufnahme fand, brachte nur in die kirchliche Malerei einen Widerschein, nicht aber in die kirchliche Tonkunst. Die „Nazarener“ Overbeck, Veit (beide Convertiten), Führich u. A. schufen fromme Gemälde nach dem Muster der Zeit vor der Renaissance, wollten den Triumph der Religion in der Kunst durchführen, indem sie die Mittel der Kunst verwarfen, jeden „Reiz“ der Farbe und selbst der Zeichnung vermieden und dafür eine Symbolik einführten, die weder der Kunst noch der Religion förderlich war. Ihre Werke erregten eine zeitlang großes Aufsehen, heute bieten sie ein kunsthistorisches Interesse. Aber die Tonkunst hat nur ein hochbedeutendes Werk aus jener Zeit aufzuweisen: Beethovens Missa solemnis, und diese ist mit dem höchsten Aufwande jener Instrumentation in Harmonisation componirt, die zu der Errungenschaft der neuen Kunst gehörte, steht also jener gezwungenen Einfachheit sehr ferne; und sie enthält dennoch vieles, das zu den erhabensten Schöpfungen der religiösen Musik gerechnet werden muß.

Gleichzeitig als in Norddeutschland die Philosophie wieder christlich war, erschloß sich die herrliche Nachblüthe des Oratoriums durch Mendelssohn, nachdem auch die bisher vernachlässigte Kirchenmusik Wachs wieder zu Ehren gelangt war. Aber wenn man recht in's Auge faßt, daß nicht der christliche „Paulus“ das beste Werk des edlen Felix war, sondern „Elias“ und die sehr unchristliche Walpurgisnacht, so ist es kein Wagstück zu behaupten, daß auch er nur das gebildete religiöse Christenthum seiner Zeit in höchster Kunst vertrat, nicht das entschundene kirchlich gläubige. Geläutertes philosophisches Christenthum, Erhebung, Begeisterung durch die „Idee“ eines Erlösers, eines Menschwerdens der Gottheit war in jener Zeit vorherrschend, aber das dogmatische kirchengläubige Christenthum existirte nur in einer sehr kleinen Minderheit. Es ist bezeichnend, daß in jener Zeit ein höchst bedeutendes Kunstwerk im strengen altkirchlichen Stile geschaffen wurde, aber erst in der neuesten Zeit zur richtigen Würdigung gelangt ist: die sechzehnstimrige Messe des Protestanten Grell. Dieses große Meisterwerk, das die schönsten Klangwirkungen mit der vollkommenen Kunst des Contrapunktes vereint, blieb in Deutschland unbeachtet, und ist erst jetzt in Leipzig zur Aufführung und zur verdienten Verehrung gelangt. während Brahms' deutsches Requiem, das ganz auf dem Boden der Neuzeit steht, binnen wenigen Jahren fast in allen großen Städten Deutschlands aufgeführt worden ist, und gleich von Anfang her vorwiegend günstigste Aufnahme gefunden hat.

Wir kommen nun zur Schlußfolgerung unserer Darlegungen: Nur

das Kunstwerk, das in dem Boden der Ideen seiner Zeit wurzelt, und das auch in den Formen mit seiner Zeit im Zusammenhange steht, ist der Dauer sicher. Es kann und soll den höchsten Ideen entspringen; es kann und soll in den schönsten und auch schwierigsten Formen erscheinen. Aber es darf nicht nach den Formen früherer Zeiten zurückgreifen, um deren Ideen darzustellen — es wird im besten Falle nur ein fremdartiges Kunststück sein, kein dauerndes Kunstwerk. Und hier sind wir am Punkte angelangt, wo wir Gounods kirchliche Tonwerke besprechen können.

Gounod hat in der „Rédemption“ (Erlösung) offenbar zugleich eine neue Gattung schaffen und die alte katholische Liturgie-Manier anwenden wollen. Das erste beweist seine fünf Seiten lange Vorrede, sein „Commentar“, das andere berichtet die Musik. Der fünf Seiten lange Commentar des Verfassers sagt: „Dieses Werk ist die lyrische Darstellung der drei großen Thaten, auf welche das Bestehen der christlichen Gesellschaft sich gründet, und diese sind: 1) die Leidensgeschichte und der Tod des Erlösers, 2) sein glorreiches Leben auf Erden seit seiner Auferstehung bis zur Himmelfahrt, 3) die Verbreitung des Christenthums in der Welt durch die apostolische Sendung. Diesen drei Theilen der vorliegenden Trilogie geht ein Prolog voran“ u. s. w. Der Prolog enthält nun wieder drei Abtheilungen, die Schöpfung, das Chaos, „ein instrumentales Vorspiel, die Verworrenheit der Elemente andeutend“, dann die Erschaffung des Menschen, Sündenfall und „Erstes Erscheinen einer typischen Gesangsweise des Menschen; Gott als „Erlöser“; dann Erlösung im ewigen Rathe beschlossener mystischer Chor, Verkündigung des Geheimnisses der unbesleckten Empfängniß“ u. s. w. Dann kommt „Erster Theil“: I. der Calvarienberg in sechs Unterabtheilungen; II. die Kreuzigung, III. Maria zu den Füßen des Kreuzes („das Orchester drückt das Mitleid mit den Schmerzen der Mutter aus“, während die Chöre „Unifono das Thema der Klage anstimmen und die Orgel das liturgische „Stabat mater“ bringt“), IV. die beiden Missethäter, V. der Tod Jesu, VI. der Centurio. — Zweiter Theil: von der Auferstehung bis zur Himmelfahrt, wieder in sechs Abschnitten. Hier belehrt uns der Componist und Commentarist, daß bei den Worten „Er ist auferstanden“ „der Gesang und die Pässe plötzlich eine Terz überspringen, gleichsam um auszudrücken, daß Christus durch seine göttliche Macht das Grab und die Herrschaft des Todes besiegt hat“. Dritter Theil: Pfingsten. „Ein instrumentales Vorspiel verkündet die Morgenröthe des gesegneten Zeitalters“ (des Friedens, der allgemeinen Brüderlichkeit). In dieser Weise geht der Commentar fort bis zur „Verherrlichung der heiligsten Dreieinigkeit von Jahrhunderten zu Jahrhunderten“. Dann kommt das Nachwort, daß der Gedanke zu dem musikalischen Werke über die Erlösung ihm im Herbst 1867 kam und er „das Libretto“ schrieb, dann die zwei später zu nennenden Stücke componirte und „erst zwölf Jahre später die Arbeit beendigte und für das Musikfest in Birmingham bestimmt hat.“


Dieser Commentar von Gounod erinnert an die Erklärungen, die Cor-

nelius zu den Zeichnungen für das in Vorschlag gebrachte „campo santo“ gab (er nannte sie seine „Doctorbiffertation“). Und man war wohl zu der Annahme berechtigt, daß, wenn in der „Trilogie“ auch nicht alle Theile dem hohen Entwurfe entsprächen, doch die Haltung eine ernste würdige und besonders aber die Recitative und die großen Chöre geeignet sein würden, religiöse Stimmung, Vergessen des Tagesgetriebes, Einskehr in sich, Erhebung zu erzeugen. Man war auch zu der Voraussetzung berechtigt, daß in den Chören die höhere contrapunktische Kunstform, öfters angewendet, die ganze Aufmerksamkeit des Hörers fesseln und ihn allen anderen Gedanken entrücken und daher in die weisevolle „religiöse“ Stimmung versetzen würde. Aber gerade die Recitative und die langen Chöre sind der schwächste Theil des Werkes. Wir können hier Notenbeispiele leider nicht anführen; aber jeder einigermaßen musikalisch gebildete Leser wird verstehen, wenn wir sagen, daß in 15 bis 20 Stellen das Recitativ sechs bis acht Mal denselben Ton wiederholt und dann chromatisch auf- und absteigt, um dann wieder auf einem Tone zu verbleiben. Es ist das die im katholischen Ritus gewöhnliche Art der Viture und mag daselbst das Recht der Gewohnheit für sich haben; aber in einem Oratorium angewendet, dem ein so großartiger Plan zu Grunde liegt, wie der in der Vorrede angedeutete, und so oft wiederkehrend, hat diese Art nur eine Wirkung: gänzliche Ermüdung.*) Die Chöre ertönen gar sehr oft in der Octave fortschreitend, selbstverständlich ohne Accorde; wo aber diese angebracht sind, da sucht man vergeblich nach einer Stimmführung und Harmonisation, wie sie einem großen Kirchenwerke zukommen. Das ist wahrlich nicht der altitalienische, der Palestrina-Stil, für den Gounod so schwärmt; denn in diesem ist bei einfachstem Gange die höchste Kunst der Stimmführung und eine Kühnheit und Originalität der Harmonien nachzuweisen, die alle Versuche der Nachahmung von vornherein als verfehlt erscheinen läßt. Wir können auch nicht glauben, daß Gounod schon bei Composition der „Rédemption“ den Palestrinastil im Auge gehabt hat. Sonst konnte er unmöglich solche entschieden Wagner'sche Wendungen**) anbringen, wie sie in dieser Trilogie vorkommen. Gleich in der Erzählung vom Sündenfalle vernimmt man die Accorde, mit welchen Brünhilde von Wotan im den Schlaf gebannt wird, und daß Gounod nicht erkannt hat, wie ihm nach

*) Beethoven läßt in seiner Missa solemnis am Ende des sphärenhaften „Et incarnatus“ unter den vier Solostimmen plötzlich den vierstimmigen Chor nur mit der Quinte^{es}_{as} die Worte „Et incarnatus est de spiritu sancto ex Maria virgine“ in der Art wiederholen, wie man sie in den Prozessionen von den Kindern und Frauen hört. Diese echt katholische Wendung ist von unbeschreiblicher Wirkung; da schwebt der heilige Geist über der gläubigen Gemeinde!

**) Hanslick berichtet in dem obenangeführten Buche, Gounod habe ihm 1878 in Paris über Wagner gesagt: „Nous nous tournons le dos.“ Die „Rédemption“ ist aber viel später als 1878 geschrieben.

den Worten „Water in Deine Hände“ das Schwertmotiv in die Feder gestossen ist, bleibt uns ganz räthselhaft.

Auffallend ist auch, wie derselbe Trompeten-Rhythmus  bei jeder Gelegenheit wiederkehrt, ob nun vom Tode oder von der Auferstehung, vom Himmel oder von der Hölle die Rede ist. Zum ersten Male tritt er hervor in dem Marsche bezeichnend die Rohheit der materiellen und heidnischen Gewalt, welche Jesum zum Martertod führt (so erklärt der Commentar), der aber ein bezeichnendes originales oder nur interessantes musikalisches Motiv nicht bietet.

Es ist merkwürdig, daß die schönsten Theile des Werkes entschieden diejenigen sind, welche Gounod componirt hat, als er noch mit der Composition weltlicher Opern beschäftigt war, noch mit der sinnlichen Welt lebte und liebte, und noch nicht ganz fromm geworden war. Nach seiner eigenen Erklärung hat er ja „das Libretto“ im Winter 1867/68 gedichtet, und damals nur den Gang zum „Calvarienberg“ und den ersten „Pfingstchor“ gedichtet. Diese beiden Theile können als Höhepunkte des Werkes bezeichnet werden. Denn nach dem oben erwähnten bedenklichen Marsche ertönt ein sehr schöner choralartiger Gesang „Heiland Du thronst!“ allerdings in bequemem Unisono, aber schön erfunden und wirksam instrumentirt; der Pfingstchor aber ganz einfach, ganz anspruchslos ist sehr schön und stimmungsvoll. Das sind zwei Stücke, die nur ein sehr bedeutender Componist geschrieben haben kann. Das Motiv der Versöhnung, das Gounod als „Typischen Gesang“ behandelt und oft wiederkehren läßt, ist sehr melodisch. Die „Rédemption“ enthält also Einzelheiten, die von jedem gerecht Urtheilenden als sehr schön anerkannt werden müssen. Aber wir behaupten und zwar ganz apodiktisch, als ganz unabwiesliche Nothwendigkeit, daß ein groß angelegtes Kunstwerk, eine Trilogie, in welcher die höchsten Mysterien des Christenthums veranschaulicht werden sollen, vor Allem Stileinheit und vollendete Handhabung jeglicher Kunstform bieten muß; daß, wo diese fehlen, schöne Einzelheiten oder die fromme Gesinnung allein nicht entschädigen können. Ich zweifle nicht einen Augenblick, daß Gounod ebenso fromm ist, als Brahms. Aber das deutsche „Requiem“ ist doch ein höheres religiöses Kunstwerk als die „Rédemption.“ Man sage nicht, daß zwischen katholischer und protestantischer Kirchenmusik ein Vergleich nicht gezogen werden soll; giebt es eine echtere katholische Musik als Mozarts Requiem? Kann es eine mehr dramatische Auffassung des Textes geben als des „Tuba mirum?“ Und dennoch welch eine Kunst des Baues und welch eine Schönheit!

Wir haben nun dem Kirchencomponisten Gounod hinreichend lange Betrachtungen gewidmet und können nur mit der wiederholten Bemerkung schließen, daß die von ihm in neuester Zeit angekündigte Rückkehr zu den ältesten Formen keine Hoffnungen zu hohen Kunstwerken bietet. Man kann ein

musikalischer Stylit *) werden, ohne dadurch als musikalischer Stylist Besseres zu leisten. Kehren wir nun zu Gounod, dem Opercomponisten, zurück. Er ist ganz entschieden der bedeutendste der ganzen neuen Periode. Er mag vielleicht weniger Originalität besitzen als Auber, diesem gegenüber nur als Imitator gelten können; aber er überragt ihn und die Zeitgenossen an künstlerischer, vornehmer Auffassung, an umfassenderem Wissen und an Formkraft. Selbst „Romeo und Julia“ ist ein Werk, das immer auf eine gewisse Achtung des Musikers Anrecht hat, wenn auch der Besucher des Theaters wenig Anregung oder Vergnügen darin fand. Und der großartige Erfolg des „Faust“ ist einer, der nicht mit einem paar verbrauchten Säßen von „Zugeständnissen an den Geschmack der Menge“ abgethan werden kann. Wir finden gerade, daß der Erfolg der Zugeständnisse immer mehr abnimmt, daß der ordinäre Schmutzwalzer immer weniger gefällt, während die wahren Schönheiten der Oper ihre Wirkungskraft nach wie vor bewahren. Wird Gounod, nachdem er sich ganz der Kirchenmusik zugewendet hat, jemals noch die Composition einer Oper unternehmen, wird er je noch einen Bühnenerfolg erringen? Diese Frage kann nur die Zukunft beantworten, wir aber wollen dem sehr Bedeutenden, das er bisher geleistet, an dieser Stelle die gebührende Achtung gezollt haben. Auf der Ruhmesleiter, auf welcher die französischen nationalen Operncomponisten der letzten sechzig Jahre stehen, ist ihm die oberste Sprosse beschieden.

*) „Styliten“, Säulenheilige des 5. Jahrhunderts, die auf der Spitze einer Säule den größten Theil ihres Lebens in frommer Buße und Beschauung verbrachten.





Ein Besuch im astrophysikalischen Observatorium bei Potsdam

Von
A. Woldt.

— Berlin. —

I.

In überwältigender Majestät und Erhabenheit dehnt sich der Welt-
raum mit seinen unzähligen Gestirnen, seinen Fixsternen und
Planeten, seinen Sternhaufen und Nebelflecken, seinen Kometen
und Monden unendlich weit seit Ewigkeit aus, der Weltraum, in welchem
unser Staubkörnchen Erde mit allem Leid und Lust der Menschheit einen
der kleinsten Punkte einnimmt, der Weltraum, welcher sicherlich noch auf
vielen Himmelskörpern organisches Leben und Weben, Fühlen und Denken,
Ringen und Streben nährt und trägt.

Der einzige Bote, welcher uns Nachricht von dem Vorhandensein der
übrigen Weltkörper bringt, ist der Lichtstrahl, er, welcher seine goldenen
Brücken von Gestirn zu Gestirn schlägt und sein glänzendes Netz auch über
jene ungeheuren kosmischen Einöden, die sich zwischen den Sonnensystemen
ausbreiten, spannt. Der Lichtstrahl, welcher die nahezu 150 Millionen Kilo-
meter weite Strecke zwischen Erde und Sonne in etwa acht Minuten durch-
fliegt, braucht Jahre und Jahrtausende, um aus den fernsten sichtbaren
Punkten des Himmels zu uns zu gelangen, und giebt uns dadurch eine
Anschauung von der gewaltigen Ausdehnung der Welt. Daß jenseits dieser
Sichtgrenze keine leuchtenden Gestirne existiren, dürfen wir durchaus nicht
annehmen, sondern wir dürfen wohl im Gegentheil schließen, daß sich die
Sternenwelt nach jedem Punkte des Weltalls hin in's Unendliche fortsetzt,
daß aber die aus jenen Gebieten ausgesandten Strahlen zu lichtschwach sind,

um von uns wahrgenommen zu werden. Wenn sich dies so verhält, dann sehen wir von unserm Sternensfirmament nur einen, der Lichtempfindlichkeit unserer Augen und Fernröhre entsprechenden, verschwindend kleinen Theil des ganzen Weltalls.

Der Lichtstrahl mit seiner flammenden Schrift zeichnet uns die Welt, nicht wie sie in demselben Moment ist, sondern wie sie in der Vergangenheit war. Die großartigen Gasausbrüche, die wir auf der Sonne zu beobachten Gelegenheit haben, sind nicht im Augenblicke der Beobachtung dem glühenden Meere — der Oberfläche der Sonne — entstiegen, sondern bereits acht Minuten früher entstanden; der uns nächste Fixstern des Himmels, der Stern Alpha im Centaurus, welcher mehr als zweihundertsechstaufend Mal so weit von uns entfernt ist, als die Sonne, hat vor etwa $3\frac{1}{2}$ Jahren so ausgesehen, wie er uns heute erscheint, denn so lange hat der Lichtstrahl zu seiner ca. 33 Billionen Kilometer langen Reise von ihm bis zu uns gebraucht. Der Maßstab für die Entfernung der entlegensten Sterne fehlt uns gänzlich, wir dürfen jedoch mit ziemlicher Sicherheit annehmen, daß das Licht, welches von manchen Sternen zu uns gelangt, bereits vor mehr als dreihundert bis vierhundert Jahren, also etwa zur Zeit der Entdeckung Amerikas, von dort abgereist ist, und daß der Lichtstrahl, welchen uns das entfernteste Gestirn zusendet, bereits zu einer Zeit seinen Stern verlassen hat, als das Menschengeschlecht noch nicht auf Erden existirte, zu einer Zeit, die vielleicht zehnmal so groß ist als das Alter unserer gesammten Weltgeschichte seit Beginn der Kultur im alten Aegypten. Könnten wir einem solchen Lichtstrahl mit der Schnelligkeit des Gedankens bis zu seinem Ursprung entgegenfliegen, so würden sich während dieser Reise alle Ereignisse, die das Gestirn in den letzten 50—60 000 Jahren durchgemacht hat, im schnellsten Tempo vor uns abspielen.

Blicken wir auf zum Fixsternhimmel! Jedes kleine Lichtpünktchen dort oben verräth uns das Dasein eines Sonnensystems mit selbstleuchtendem Centralkörper und — wahrscheinlich — einer Zahl von uns unsichtbaren Planeten und Satelliten. Ist diese letzte Voraussetzung richtig, dann giebt es noch eine unsichtbare Sternenvelt, die eine viel größere Zahl von Gestirnen enthält, als der sichtbare Sternenhimmel, und die für unsere rein menschliche Betrachtung ein um so größeres Interesse haben muß, als nur sie, und nicht jene glühenden Ballen der Fixsterne der Wohnsitz organischer Gebilde und Wesen sein kann. Doch dies dürfen wir nur als willkürliche Annahme gelten lassen, für welche die Wissenschaft höchstens die Analogie mit unserem Sonnensystem als eine Art Beweis gelten lassen würde.

Für die strenge Forschung giebt es keine Hypothesen und Träume, zu denen uns unsere Phantasie so gern verleitet; für die Wissenschaft giebt es nur positive Thatfachen und Wahrheiten; sie kennt daher von den Sonnensystemen des Firmamentes nur die einzelnen Lichtpünktchen, die für sie Gegenstand der Untersuchung sind.

„Nur ein Lichtstrahl, ein winziges Pünktchen, als einziges Object der wissenschaftlichen Untersuchung eines Weltsystems?“ wird Mancher kopfschüttelnd ausrufen.

Und dennoch ist dem so, daß die Forschung fast nur den Lichtstrahl befragen kann, aber es ist ein Triumph der Wissenschaft, daß sie es versteht, den Lichtstrahl eine Sprache reden zu lassen, die uns schon manches Geheimniß der Fixsternwelt offenbart hat.

Die Astronomie greift hier in das Gebiet der Physik über, denn die letztere ist es, welche die Hauptfrage, was denn eigentlich ein Lichtstrahl sei, beantwortet. Man nimmt bekanntlich an, daß ein äußerst fein vertheiltes, unwägbares, elastisches Fluidum, der sogenannte Lichtäther, den gesamten Weltenraum und auch die Zwischenräume der Körperatome einnehme, und daß die kleinsten Theilchen dieses Aethers bei gewissen, durch Temperaturerhöhung u. hervorgerufenen Zuständen eines Körpers in mehr oder weniger starke oscillatorische Bewegung gerathen. Diese pflanzt sich mit der unbegreiflichen Schnelligkeit von 42 000 geographischen Meilen in der Secunde nach allen Seiten gradlinig fort, und erzeugt, sobald sie die Netzhaut unseres Auges trifft, dort denjenigen Nervenreiz, den wir Lichterscheinung nennen. Dieselbe Oscillation des Lichtäthers erzeugt auf photographischen Platten gewisse andere Wirkungen, die man dauernd fixiren kann.

Ein Lichtstrahl, welcher von irgend einem hellleuchtenden Punkte der Erde oder des Himmelsgewölbes in unser Auge gelangt, ist indessen doch nicht etwas so Einfaches, wie die schwingende Bewegung eines Fluidums. Jedermann weiß, wenn man einen hellen Lichtstrahl durch einen dreikantigen Glaskörper, ein Prisma gehen läßt, daß der Strahl hierdurch in eine größere Zahl von farbigen Lichterscheinungen zerlegt wird. So spaltet sich das Sonnenlicht in die bekannten Regenbogenfarben: Roth, Orange, Gelb, Grün, Blau, Indigo, Violett, deren Gesamtheit man das Sonnenspectrum nennt. Ein glühender Metaldampf, eine glühende Gasart, ein funkelndes Gestirn u. a. m. zeigen, wenn man sie durch ein Glasprisma betrachtet, gleichfalls je eine Reihe von Lichterscheinungen, die man das Spectrum des Metalles, des Gases, des Sterns nennt. Alle Körper von gleicher chemischer Zusammensetzung haben unter denselben äußeren Verhältnissen ein und dasselbe Spectrum, das nur allein für sie charakteristisch ist; die Spectra aller verschiedenartig zusammengesetzten Körper sind unter einander verschieden.

Man sieht sofort, welche lehrreiche Rußanwendung die Astronomie hiervon in Bezug auf die Sterne machen kann, indem sie die leuchtenden Himmelskörper durch ein Glasprisma betrachtet und die Spectra der Gestirne unter einander vergleicht. Die Wissenschaft zieht hierbei den Schluß, daß alle Sterne, welche durch das Prisma dieselbe Reihe von Lichterscheinungen zeigen, also dasselbe Spectrum haben, auch unter einander gleichartig sind, sowie, daß es so viele verschiedenartige Sterne giebt, als verschiedenartige Stern-

spectra sich zeigen. So wird der Lichtstrahl, indem man ihn zerlegt, zum Offenbarer der tiefsten Geheimnisse des Weltalls!

Jede einzelne der vielen Lichterscheinungen, aus denen ein Spectrum bestehen kann, muß man als eine besondere Lichtart auffassen, obgleich unser Auge ohne Hilfe des Prismas diese verschiedenen Arten von Licht nicht einzeln zu erkennen vermag, sondern durch das Zusammenwirken Aller auf die Netzhaut des Auges den Eindruck einer einheitlichen Lichterscheinung erhält. Es läßt sich dies vergleichen mit dem Eindruck, den ein zusammengesetzter musikalischer Accord im Trommelfell unseres Ohres erzeugt, wobei wir auch nicht immer im Stande sind, jeden einzelnen Ton des Accordes besonders aufzufassen, sondern nur die Gesamtwirkung aller Töne. Somit ist, vergleichsweise ausgedrückt, ein Lichtstrahl oder das helle Lichtpünktchen eines Sternes gewissermaßen ein Lichtaccord.

Die wissenschaftliche Prüfung der charakteristischen Spectra, welche jedem intensiv glühenden gas- oder dampfförmigen Stoffe zukommen, ist die Aufgabe der Spectral-Analyse, welche für jedes chemische Element und auch für die zusammengesetzten Körper die Farbenbilder aufzuzeichnen und zu beschreiben hat, welche ausschließlich dem untersuchten Stoffe zukommen. Ebenso also, wie der Chemiker, der die einzelnen Stoffe untersucht, ein Verzeichniß anlegt, in welchem es heißt: das Gold, das Blei, der Schwefel, das Natrium, der Wasserstoff, der Sauerstoff u. sind Körper, denen das und das specifische Gewicht, die und die Farbe, jenes und jenes Verhalten zu den übrigen Stoffen u. zukommt, gerade ebenso ergiebt die Spectral-Analyse, daß das Gold, das Blei, der Schwefel u. Stoffe sind, denen dieses und jenes ganz bestimmte Spectrum ausschließlich zukommt. Mit Hilfe dieser Kenntniß ist man im Stande, einen beliebigen unbekannten Körper, nachdem man ihn in einen Zustand lebhafter Lichtentwicklung gebracht hat, auf seine Bestandtheile zu untersuchen und anzugeben: Er zeigt die und die Spectra, enthält also die denselben entsprechenden Elemente.

Es war ein Fortschritt, wie ihn die Astronomie seit ihrem mehr als sechstausendjährigem Bestehen nicht in gleicher Großartigkeit gemacht hat, als sie vor noch keinem Menschenalter die Spectral-Analyse in ihren Dienst stellte, und auf rein physikalische Weise die Spectra der Gestirne zu untersuchen anfang. Die „Physik der Sterne“, die „Astronomie“, gewann bald solche Ausdehnung, daß es nöthig wurde, für sie besondere Observatorien zu bauen. Das größte dieser Institute ist das seit 1879 seiner Bestimmung übergebene „astrophysikalische Observatorium“ bei Potsdam.

Die Aufgaben dieses Institutes sind aus seinem Namen ersichtlich; sie bestehen in der physikalischen Untersuchung der Gestirne, im Wesentlichen also in spectralanalytischer Erforschung und photographischer Aufnahme der Sternenvwelt, sowie in fortgesetzter Beobachtung und Abbildung der Planeten und unserer Sonne. Mit dem Prisma des Spectroscops be-

waffnet bringt die Astronomie zur Untersuchung der Fixsternwelt vor, sie spaltet und zerlegt, oder, wie der wissenschaftliche Ausdruck lautet, „zerstreut“ die Lichtstrahlen selbst der entfernten Gestirne und Nebelflecken in Reihen von farbigen Lichterscheinungen, sie bietet die lichtempfindliche Platte dem schwachen Schein entlegener Sternhaufen und Gestirne dar und fixirt das Bild der Sonne und der anderen Weltkörper, sie beobachtet mit den besten optischen Hilfsmitteln unter starker Vergrößerung die kleinen Scheiben, welche die Glieder unseres Sonnensystems im Refractor dem Auge darbieten, und zeichnet unermüßlich alle Details auf, bis sie im Stande ist, aus der Fülle der Einzelercheinungen das wahre Außenbild eines Planeten darzustellen und „kartographisch“ niederzulegen.

Das astrophysikalische Observatorium liegt etwa eine Viertelstunde vom Bahnhofe in Potsdam entfernt, in stiller Waldeinsamkeit auf dem Gipfel des Telegraphenberges nahe dem südlichen Habelufer. Weithin sichtbar ragen die drei mächtigen Kuppeln des Instituts, in nahezu grader Linie von Osten nach Westen stehend, aus dem Waldegrün in die reine klare Luft empor, unberührt von Erschütterungen, wie sie eine Lage inmitten einer Stadt kaum ganz vermeiden können. Die mittelfte oder Haupt-Kuppel mit einem inneren Durchmesser von zehn Meter enthält das größte Beobachtungsinstrument, einen siebzehn Fuß langen Refractor, mit einem Objectiv von elf Pariser Zoll Oeffnung. Der optische Theil dieses Instrumentes ist von Schröber, der mechanische von Repsold in Hamburg ausgeführt. Die West- und Ost-Kuppel haben einen Durchmesser von je sieben Meter; in der ersteren befindet sich ein Instrument von Grubb in Dublin mit einem Objectiv von acht Zoll Oeffnung, in der letzteren ein solches von Steinheil mit Objectiv von fünf Zoll.

Diese, durch malerische Bogengänge unter einander verbundenen drei Kuppeln stehen in engster Vereinigung mit einer Anzahl von Laboratorien und anderen Räumen, die sich im Erdgeschoße des Hauptgebäudes befinden, das sich von der Mittelskuppel aus nach Norden erstreckt. Es sind dort zwei Laboratorien für Spectralanalyse, eines für andere physikalische Beobachtungen, eines für photographische Arbeiten, und eine Dunkelkammer. Den übrigen Theil des Erdgeschoßes nehmen Bureauräume ein. Im Souterrain befindet sich die Kastellanwohnung, ferner eine Werkstatt für Tischler und Mechaniker, ein Laboratorium für Hilfsarbeiter zur Photographie und eine sechspferdige Gasmaschine nebst Dynamomaschine zur Erzeugung elektrischen Lichtes. An der Südfront der Mittelskuppel befindet sich ein Vorbau für den Helio-graphen.

Eine zweite Gruppe von Gebäuden erstreckt sich isolirt nördlich und östlich vom Observatorium und enthält die Wohnhäuser für das Gelehrtenpersonal, den Director, die Observatoren und Assistenten; eine dritte Gruppe liegt am Eingange des Terrains und besteht aus einem Tiefbrunnen mit Beobachtungskammer und Brunnenhaus, sowie aus Maschinen- und Wohn-

haus. Die Gesamtanlage der Bauten ist ein Werk Spielers, der sich in seiner Eigenschaft als Mitglied des Cultusministeriums schon so viele Verdienste durch hervorragende Bauten für wissenschaftliche Zwecke erworben hat. Das große Areal wird durch einen Zaun und eine lebendige Hecke umgeben, wodurch jeder Verkehr der Außenwelt vom astrophysikalischen Institut ferngehalten wird.

Mit Hilfe der astrophysikalischen Beobachtungen steigt vor unserem staunenden Auge aus dem alten Fixsternhimmel eine neue, wunderbare, erhabene Sonnenwelt auf, ein Weltall, dessen Lichtstrahlen uns in flammenden Zügen die große neue Botschaft verkünden: Es leuchten überall Sonnen im Weltenraum, wie Deine Sonne, Du Menschenkind; es drehen überall Erden ihre Kreise wie Deine Erde! Nicht Dein Gestirn allein ist der Wohnsitz von Land und Wasser, Steinen und Metallen; nicht Deine Erde allein erzeugt Empfinden und Denken, sondern der ganze Weltenraum; sei stolz hierauf, erhebe Dein Haupt, Du Staub des Staubes, und fühle Dich als Sohn der ganzen Schöpfungswelt!

Wenn man bei wiederholten Besuchen des astrophysikalischen Observatoriums bei Potsdam das weitverzweigte wissenschaftliche Arbeitsgebiet dieses Instituts kennen lernt, wird man sich solcher Betrachtungen, wie der vorstehend angeführten, nicht erwehren können und man wird namentlich bewundernd auf die großen Errungenschaften blicken, welche die Anwendung der Spectralanalyse auf die Himmelskörper gebracht hat. Es ist noch gar nicht so lange her, als Fraunhofer eine eigenthümliche sehr wichtige Entdeckung machte, für welche indessen erst sehr viel später die richtige Erklärung gefunden wurde. Er fand nämlich, daß das Sonnenspectrum in eigenthümlicher Weise von einer Anzahl dunkler Linien durchzogen ist. Da diese Linien stets in derselben Reihenfolge erscheinen, so fixirte er einige der bemerkenswerthesten dadurch, daß er sie mit den Buchstaben des Alphabets bezeichnete. Die Hauptlinien, zwischen denen sich viele Nebenlinien befinden, sind so vertheilt, daß die Linien A und B an bestimmten Stellen im Roth, C im Uebergang vom Roth zu Orange, D im Orange, E im Gelbgrün, F im Uebergang vom Grün zu Blau, G im Dunkelblau oder Indigo und H im Violett liegt. Mit der letztgenannten Farbe haben die für unser Auge sichtbaren Strahlen des Sonnenspectrums ihr Ende erreicht, es giebt aber noch über Violett hinaus unsichtbare, aber photographisch sehr wirksame Strahlen, deren Hauptrepräsentanten später gleichfalls Buchstaben des Alphabets, I, K, L, u. s. w., erhalten haben.

Diese charakteristischen Linien des Sonnenspectrums, welche man die Fraunhofer'schen oder auch Spectral-Linien nennt, haben uns über das Wesen der Stoffe auf Erden und im Weltall ganz neue Aufschlüsse verschafft. Fast ein halbes Jahrhundert nach Fraunhofer, im Jahre 1859, fanden die berühmten Untersuchungen von Kirchhoff und Bunsen über das Sonnenspectrum und die Spectra der irdischen Stoffe statt.

Es zeigte sich hierbei, daß jeder feste oder flüssige Körper im glühenden Zustande ein Licht ausstrahlt, welches, durch ein Prisma betrachtet, ein die ganze Farbenreihe enthaltendes, nicht durch Lücken unterbrochenes „continuirliches“ Spectrum liefert.

Ganz anders aber ist der Anblick, wenn man ein glühendes Gas oder glühenden Dampf durch ein Prisma betrachtet. Dann entsteht kein lückenloses continuirliches Spectrum, sondern ein solches, welches aus einer Reihe von meist sehr unregelmäßig geordneten, leuchtenden farbigen Linien, die durch dunkle Zwischenräume von einander getrennt sind, besteht. Ein solches Spectrum nennt man ein „discontinuirliches“, ein Linien- oder ein Gasspectrum.

Eine wunderbare Beziehung hat sich zwischen den dunklen Linien des Sonnenspectrums und den hellen Linien der Spectra glühender Gase herausgestellt, wie aus folgendem Beispiel ersichtlich ist: Der Dampf des glühenden Natriums — eines im Kochsalz vorkommenden Elementes — giebt ein Spectrum von zwei hellen orangegelben Linien und einigen schwächeren Linien in anderen Farben. Genau an derselben Stelle des Sonnenspectrums, welche dieselbe Nuance des Orange besitzt, befinden sich zwei charakteristische dunkle Linien, welche von Fraunhofer die Bezeichnung D erhalten haben. Man kann nun im Spectrum jedes glühenden festen oder flüssigen Körpers diese beiden dunklen D-Linien erzeugen, wenn man das Licht dieses Körpers zuerst durch glühenden Natriumdampf leitet, bevor man es zur Erzeugung des Spectrums mit dem Prisma auffängt; vorausgesetzt, daß die Temperatur des glühenden Körpers größer ist, als diejenige des Natriumdampfes. Während also das Spectrum dieses festen oder flüssigen glühenden Körpers vorher die ganze Farbenreihe vom Roth bis zum Violett continuirlich enthielt, löscht der glühende Natriumdampf aus dieser Reihe gerade die beiden Stellen aus, welche der Farbe seiner Spectrallinien gleichen.

Wir können hieraus in Bezug auf die Sonne den Schluß ziehen, daß auch ihr Licht, bevor es in unser Auge gelangt, durch glühende Natriumdämpfe hindurchgegangen sein muß, und daß diese letzteren das Licht der Farbenreihe an denjenigen Stellen verschluckt oder ausgelöscht haben, welche den Linien ihres Spectrums entsprechen, daß also die Fraunhoferschen D-Linien und einige andere schwächere Linien ein Beweis für Anwesenheit von Natriumdampf in der die Sonne umgebenden glühenden Gashülle ist.

Nachdem es uns gelungen ist, die Anwesenheit eines irdischen Elementes in der Gluthatmosphäre der Sonne nachzuweisen, gehen wir daran, zu untersuchen, wie sich die Spectra der übrigen Elemente unserer Erde zu den übrigen dunklen Linien des Sonnenspectrums verhalten.

Welch großartige Ueberraschung! Fast alle die Hunderte von hellen Spectrallinien, welche insgesammt den Spectren der Elemente angehören, finden wir als dunkle Linien in derselben charakteristischen Gruppierung über das Sonnenspectrum vertheilt. Wir haben somit die erstaunliche Thatsache

vor uns, daß fast alle irdischen Elemente, bis auf wenige Ausnahmen, in der Gluthülle unseres Centralgestirns in Dampfform vorhanden sind.

Man hat bis jetzt im Spectrum der Gashülle der Sonne nachgewiesen: Die beiden hellen und alle schwächeren Spectrallinien des Natriums, 450 Spectrallinien des Eisens, 75 des Calciums, 4 des Magnesiums, vom Chrom 18, vom Nickel 33, Barium 11, von Zink 2, Kobalt 19, vom Wasserstoff 4 Linien, Mangan 57, Titan 118, Aluminium 2, Strontium 4, Blei 3, Cadmium 2, Cerium 2, Uranium 3, Kalium 2, Vanadium 4, Palladium 5 und Molybdän 4.

Ferner hat man, als wahrscheinlich in der Atmosphäre der Sonne in Dampfform vorhanden, erkannt die Elemente: Indium, Lithium, Rubidium, Cäsium, Bismuth, Zinn, Silber, Berthium, Lanthanum und Yttrium, während Kohlenstoff, Silicium, Thallium, Chlor, Brom, Jod, Sauerstoff, Stickstoff und Schwefel noch nicht nachgewiesen sind.

Also nichts Fremdes, nichts anders Geartetes als unsere Erde ist das Centralgestirn unseres Systems, die Sonne; sie enthält fast alle Stoffe unseres Planeten, wenn auch in Folge ihrer gegenwärtig noch hohen Eigenwärme in dampfartiger oder feurig-flüssiger Form.

Welch großartiger, indirecter Beweis für die Wahrheit der Kant-Laplace'schen Hypothese, daß unser Weltssystem durch allmähliche Zusammenziehung eines kosmischen Nebels entstanden sei!

II.

Nach den erstaunlichen Einblicken, welche uns die Untersuchungen von Kirchhoff und Bunsen in eins der tiefsten Geheimnisse der Natur — in die Zusammensetzung unserer Sonne aus irdischen Elementen — verschafft haben, liegt es nahe, daß wir unser Prisma nunmehr direct auf den Fixsternhimmel richten und den glänzenden Sternenheeren die Frage vorlegen: „Seid Ihr auch Sonnen, wie die unsrige, so zeigt uns Euer Spectrum, und wenn dieses mit demjenigen unseres Centralgestirns übereinstimmt, so werden wir, trotz Eurer fast unermeßlichen Entfernung, erkennen, daß Ihr gleichsam Fleisch von unserem Fleische seid.“

Man hat die spectroscopische Untersuchung der Gestirne ausgeführt, und bereits Fraunhofer fand, daß das Spectrum eines der hellsten Sterne des Firmaments, des Sirius, mit dem Spectrum unserer Sonne Aehnlichkeit hat. Späterhin als man die Spectra der chemisch zusammengesetzten Körper, z. B. Kohlenwasserstoff u. A. m. kennen lernte, fand man, daß am Himmelsgewölbe auch solche Sterne existiren, welche ein Spectrum besitzen, das durch breite Streifen und Banden die Anwesenheit von chemischen Verbindungen verräth, woraus man schloß, daß sich derartige Gestirne bereits in einem weiter vorgerückten Abkühlungsstadium befinden. Man fand ferner, daß zwischen den Spectren der Sterne zwar mancherlei Ueber-

gangsstufen existiren, aber daß man doch im Großen und Ganzen eine kleine Anzahl von Klassen aufstellen kann, in welche sich sämtliche Sternspectra einreihen lassen.

Es tritt somit an unsere Generation die ernste Pflicht heran, den jetzigen Zustand des Sternenheeres, wie er sich spectroscopisch darstellt, genau aufzuzeichnen und das Material der Nachwelt zu überliefern, damit diese durch spätere Untersuchungen die inzwischen eingetretenen Veränderungen der Fixsternwelt erkennen und jene großen und allgemeinen Naturgesetze, denen das Weltall unterworfen ist, studiren könne.

Eine Anzahl von Männern, vor allen Suggins, Secchi, Vogel, d'Arrest u. A. sind seit einer Reihe von Jahren bemüht gewesen, die verschiedensten Sterne spectroscopisch zu untersuchen, und haben die Spectra vieler Hunderte von Sternen bestimmt. Eine streng systematische Arbeit dieser Art ist in letzter Zeit vom astrophysikalischen Observatorium in Potsdam ausgegangen, indem der Director desselben, Professor Dr. Vogel, unter Mitwirkung des Herrn Dr. G. Müller mit Hilfe des großen 11zölligen Refractors des Instituts den ersten, überhaupt existirenden spectroscopischen Sternkatalog hergestellt und publicirt hat. Es wurde ursprünglich beabsichtigt, die spectroscopische Durchmusterung über die ganze nördliche Hemisphäre auszudehnen, indessen hat man zunächst — vom Himmelsäquator ab gerechnet — eine zwanzig Breitengrade des nördlichen Himmelsgewölbes umfassende Zone untersucht. Die spectroscopische Untersuchung der Fixsterne kleinster Helligkeit ist mit gewissen Schwierigkeiten verbunden, da sich die feinsten Lichtpünktchen im Prisma nicht zu deutlich erkennbaren Spectren zerlegen lassen. Man unterscheidet die Helligkeit der Fixsterne bekanntlich von Alters her nach sogenannten Größenklassen und spricht von Sternen erster Größe, zweiter Größe, dritter, vierter Größe u. Mit bloßem Auge kann man unter günstigen Umständen höchstens Sterne bis zur sechsten Größe erkennen, während man in größeren Teleskopen noch Fixsterne der fünfzehnten Größenklasse unterscheidet. Der große Refractor des astrophysikalischen Observatoriums zu Potsdam läßt bei spectralanalytischer Untersuchung noch die Streifen eines Sternes bis zur neunten Größenklasse erkennen. Es erschien indessen angemessen, die Eintragung in den Katalog nur bis auf Sterne von der Größe $7\frac{1}{2}$ auszudehnen und nur ausnahmsweise Gestirne sowie sogenannte „veränderliche Sterne“ aus noch niederen Größenklassen aufzunehmen, wenn sie ein deutliches Spectrum besaßen oder wenn sonst bestimmte Angaben über ihr Spectrum gemacht werden konnten. Die Zahl der insgesammt auf der bezeichneten Zone spectroscopisch untersuchten Sterne beträgt etwa 12 000, von denen aber nur 4051, als den gestellten Bedingungen entsprechend, eingetragen wurden. Die Fortsetzung dieser Arbeit für die Breitenzone 20° bis 40° der nördlichen Himmels-halbkugel wird demnächst im astrophysikalischen Observatorium erfolgen.

Das große wissenschaftliche Material, welches durch diese erste gründ-

liche spectralanalytische Umschau in einem Theil des Himmelsgewölbes gewonnen ist, hat zunächst die außerordentlich wichtige Thatsache offenbart, daß die größte Anzahl der Himmelskörper in der That aus denselben Stoffen zu bestehen scheinen, die sich auf der Erde befinden. Damit ist denn auch wohl die überaus wunderbare, unser tiefstes Nachdenken herausfordernde Wahrheit constatirt, daß die körperliche Materie, der Stoff, durch das ganze unermessliche Weltall hindurch eine einheitliche Zusammensetzung hat, daß sich auf jedem Stern die Atome zu den, auch auf Erden als unzerlegbare Körper erkannten Elementen vereint haben. Diese etwas mehr als 60 an Zahl betragenden Elemente gewinnen dadurch eine kosmische Bedeutung, denn nicht ein irdisches, sondern ein Weltgesetz ist es, welches ihr Leben und Hassen vorschreibt. Und mehr noch! Jene ungeheuren Einöden des Weltalls, die jetzt, uns sichtbar, nur der Lichtstrahl durchfliegt, können nicht zu allen Zeiten als leere Isolirungsräume zwischen den Weltkörpern bestanden haben, denn die Einheitlichkeit des Weltstoffes zeigt uns, daß wohl eine innige Durchmischung der Materie über die weitesten Entfernungen hin stattgefunden hat.

Das Resultat der spectroscopischen Fixstern-Durchmusterung im Potsdamer Observatorium zeigt uns aber noch die andere Thatsache, daß die Gestirne des Himmels sich in verschiedenen Stadien der Abkühlung befinden. Es war möglich, sämmtliche beobachteten Sterne nach ihren Spektren in drei Klassen einzureihen, die Professor Vogel genau präcisirte. Zur ersten Klasse wurden Sternspectra gerechnet, in denen die Wasserstofflinien sehr bemerkbar hervortreten und der blaue und violette Theil des Spectrums besonders auffällt, während die Spectrallinien der Metalle und anderer Elemente kaum sichtbar sind. Diese Klasse stellt das Hauptcontingent zu den untersuchten Sternen, denn der Katalog zählt von ihnen nicht weniger als 2165, also mehr als die Hälfte auf. Das Spectrum dieser Klasse findet sich besonders schön ausgeprägt an sechs Gestirnen im Sternbild des Stiers, an vier Sternen im Löwen, an drei im Pegasus, an zwei in den Zwillingen und an je einem im Hercules, Ophiuchus und der Jungfrau. Es steht zu erwarten, daß auch die übrigen Zonen des Himmelsgewölbes eine überwiegende Zahl zu dieser Klasse gehörender Sternspectra aufweisen werden. Zur zweiten Klasse wurden solche Spectra gerechnet, in denen sehr zahlreiche und deutliche Spectrallinien vorhanden sind; also Spectra, die etwa mit demjenigen unserer Sonne übereinstimmen. Der Katalog führt 1240 derartige Gestirne auf, unter denen mit besonders schön ausgeprägten Spectren zu nennen sind 4 Sterne im Ophiuchus, je einer im Wallfisch, Stier, Wasserschlange, Löwen, Bootes, Schlange, Hercules, Adler und Pegasus. Zur dritten Klasse wurden solche Spectra gerechnet, welche außer dunklen Linien noch zahlreiche dunkle Bänder in allen Theilen des Spectrums besitzen. Zu dieser Klasse gehören nur 297 Sterne, darunter mit besonders charakteristischem Spectrum je drei im Pegasus und der

Jungfrau, je zwei in den Fischen, dem Widder, Walfisch, Stier, Orion, Löwen, je einer in den Zwillingen, im Krebs, der Schlange, Hercules, Pfeil u. Bei 349 Sternen konnte überhaupt das Spectrum nicht mit Sicherheit festgestellt werden.

Der italienische Astronom P. Secchi, der eine aus vier Typenklassen bestehende Einteilung der Fixsterne aufgestellt hat, vermuthet, daß bestimmte Typen von Spectren auch an bestimmte Gegenden des Himmels gebunden seien, eine Ansicht, welche sich durch die Potsdamer Untersuchungen nicht bestätigt hat. Es zeigt sich übrigens bei den Beobachtungen, daß ein Zusammenhang zwischen dem Spectrum eines Sterns und seiner Farbe besteht. So gehören zur ersten Klasse fast nur weiße und bläulich-weiße, zur zweiten weißlich-gelbe, gelbe und röthlich-gelbe und zur dritten meist röthlich-gelbe und rothe Sterne.

Wir haben uns also — wenigstens für die genannte Zone und bis zur angegebenen Sternengröße — vorzustellen, daß dort im Wesentlichen drei Klassen von Welten existiren, eine erste, die sich noch in einem so hohen Stadium der Weißgluth befindet, daß ihre glühende Wasserstoffatmosphäre Alles überdeckt und nur wenig oder gar keine Metaldämpfe bis an deren Grenze emporbringen; eine zweite, etwas weniger heiße, deren Gluthhülle, wie unsere Sonne, viele Dämpfe von Metallen und anderen Elementen enthält; und endlich eine dritte, bei denen die Abkühlung bereits so weit vorgeschritten ist, daß ihre Kerne und Atmosphären zwar gleichfalls noch glühen, aber doch schon in letzteren das Auftreten von Gebilden, die wahrscheinlich aus chemischen Verbindungen bestehen, möglich ist.

Der Potsdamer spectroscopische Katalog constatirt, daß in der uns sichtbaren Welt mehr als die Hälfte der Sterne der ersten Klasse angehört; daß die Gestirne mit lebhafter Licht- und Wärmeentwicklung, also die verhältnißmäßig jüngsten Weltkörper, uns am zahlreichsten umgeben, daß ferner die unserer Sonne ähnlichen Fixsterne der zweiten Klasse nicht ganz den dritten Theil der Gesamtheit ausmachen, während die Zahl der Gestirne der dritten Klasse noch nicht einmal den dreizehnten Theil aller sichtbaren Sterne der angegebenen Größenklassen bildet. Es mag dahingestellt sein, ob dieses Verhältniß in Zukunft, bei Vollendung der spectroscopischen Durchmusterung des ganzen Himmelsgewölbes oder bei etwaiger Wiederholung der Untersuchungen, die mit den stärksten optischen Hilfsmitteln bis an die äußersten Grenzen der Möglichkeit ausgedehnt werden, irgendwie geändert werden wird; soviel ist mit Sicherheit schon heute zu erkennen, daß sich unserem Auge vorwiegend diejenigen Gestirne entgegendrängen, in denen noch die Gluth erster Jugendentwicklung ruht; daß sie es hauptsächlich sind, welche ihren Lichtstrahl weit hinauszusenden vermögen in den Weltenraum, während die relativ älteren Sonnen, die sich bereits in einem Stadium größerer Abkühlung befinden, mit bescheidenerem Licht leuchten.

Dennoch müssen die letzteren unserer menschlichen Anschauung und Betrachtung die sympathischeren sein, denn sie gerade sind es, welche aus der sichtbaren Welt der Gluth und des Feuers hinüberleiten in die unsichtbare Welt der abgekühlten Gestirne, in denen sich im Laufe unermesslicher Zeiten die Keime entwickeln können zu organischem Leben!

Wenn wir die Frage aufstellen, wo denn überhaupt im Weltall organisches Leben vorhanden sein kann, so müssen wir sie nach den vorhergegangenen Betrachtungen dahin beantworten, daß kein einziger der zahllosen glänzenden Lichtpunkte des Fixsternheeres der Wohnsitz organisirter Wesen sein kann, denn Himmelskörper, deren Atmosphäre glühende Metaldämpfe enthalten, können überhaupt nicht die Träger von lebenden Organismen sein.

Wohl aber kann jeder hellleuchtende Fixstern eine Anzahl von Planeten zu Begleitern haben, bei denen der Abkühlungsproceß in ähnlicher Weise vorgeschritten ist, wie auf unserer Erde, so daß sich auf solchen uns unsichtbaren Himmelskörpern unter Umständen Leben zu erhalten vermag. Dieser Zeitpunkt wird für die Planeten dann eintreten können, wenn ihre viele hundert Grad betragende Anfangstemperatur allmählich bis auf etwa 50 bis 60 Grad Celsius herabgesunken ist. Von diesem Zeitpunkt an, wo sich die ersten niedrigen Zellenorganismen entwickeln, bis zu jenem viel späteren, wo die Abkühlung der Oberfläche des Gestirns bis auf mehrere Grad Kälte erfolgt und alles Wasser zu Eis erstarrt ist, wird sich der Zellenstaat der Organismen halten können. Bei fortgesetzter Abkühlung dagegen muß er wieder zu Grunde gehen, so daß seine Dauer nur eine verhältnißmäßig kurze Periode in der Entwicklung des Gestirns bilbet.

Doch jene ewigen Gesetze, welche alles Leben auf Erden bestimmt haben, sind ohne Zweifel auch im ganzen Weltenraum wirksam, um in der unorganisirten Materie der Weltkörper zur geeigneten Zeit die Lebenskeime erscheinen zu lassen, und wer möchte bezweifeln, daß dies noch auf ganz andere Weise geschehen kann als auf unserem kleinen unbedeutenden Planeten!

III.

Die subtilen und äußerst schwierigen astrophysikalischen Untersuchungen, durch welche es gelang, wahrscheinlich zu machen, daß die Materie im Weltenraum einheitlich ist, sind zunächst nur für eine kleine Anzahl von Gestirnen als Beweis zu betrachten. Die Uebereinstimmung der Spectrallinien irdischer Elemente mit Spectrallinien der Sonne und einer Anzahl von Fixsternen ist indessen keine vollständige, denn sowohl in irdischen Spectren findet man zahlreiche Linien und Banden, die noch in keinem Gestirn nachgewiesen sind, als umgekehrt. Es rührt dies zum Theil wohl davon her, daß die Tempe-

ratur- und Druckverhältnisse für die Linien eines Spectrums von wesentlicher Bedeutung sind, so daß beispielsweise das Spectrum eines glühenden Gases, das bekanntlich nur aus hellen Linien besteht, bei zunehmendem Druck und Temperatur allmählich immer mehr Linien und Streifen erhält, bis es zuletzt fast in das continuirliche Spectrum eines glühenden Körpers oder einer glühenden Flüssigkeit übergeht.

Im Weltall herrschen in Folge der Anziehungskraft der Gestirne und der hohen Eigenwärme der letzteren fast überall bedeutend andere Verhältnisse von Druck und Temperatur als auf unserer Erde, so daß es fast als ein Wunder zu betrachten ist, wenn das Prisma trotzdem eine Uebereinstimmung gewisser Spectra ergeben hat. So zerfallen denn auch die drei Klassen von Fixsternspectren, welche für den Potsdamer spectroscopischen Sternkatalog gewählt worden sind, wieder in Unterabtheilungen, so daß wir die Spectra I a, b, c; II a, b; III a, b haben. Es ist in hohem Grade belehrend, die Untersuchungen zu verfolgen, welche der Director des astrophysikalischen Observatoriums im Jahre 1883 an dem mächtigen und schönen 25zölligen Refractor der Wiener Sternwarte, dem damals größten dioptrischen Instrument der Welt, angestellt hat. Vorwiegend widmete er seine Aufmerksamkeit einer Anzahl besonders lichtschwacher Sterne und Nebelflecke.

Hatten wir in Klasse II im Allgemeinen solche Spectra kennen gelernt, welche mit denjenigen unserer Sonne Ähnlichkeit haben, so umfaßt die Unterabtheilung II b solche Spectra, welche neben den dunklen Spectrallinien auch helle Linien aufweisen.

Diese Spectra gehören zu den interessantesten Objecten, welche die Spectralanalyse aufzuweisen hat. Die hellsten derartigen Spectra haben die sogenannten „neuen Sterne“ gezeigt, von denen späterhin noch die Rede sein wird. Es wurden in Wien einige derartige Stern-Spectra von Vogel untersucht und eine innige Verwandtschaft derselben unter einander als auch mit anderen, früher bekannten, gefunden. Die Deutung der hellen Linien ist indessen — bis auf eine, die unzweifelhaft dem glühenden Wasserstoff angehört — noch nicht möglich gewesen.

Besondere Beachtung verdient Klasse III b, welche Spectra mit sehr breiten dunklen Bänden enthält. Wir hatten in Sternen mit solchen Spectren Sonnen kennen gelernt, die meist mit röthlicher Farbe glühend nur verhältnißmäßig schwach leuchten, und von denen wir annehmen, daß sie zu den etwas mehr abgekühlten Himmelskörpern gehören, auf deren Oberfläche oder in deren Atmosphäre bereits chemische Verbindungen auftreten.

Auf Grund zahlreicher Beobachtungen stellte Vogel diese Ansicht in einigen Sätzen auf, in denen es u. A. heißt: Die charakteristischen Bänder der Stern-Spectra III b scheinen durch die Absorption von Kohlenwasserstoffen, die in der Atmosphäre der betreffenden Sterne vorhanden sind, hervorgebracht zu werden.

In den Spectren sind Linien zu erkennen, die auf Anwesenheit von

Metalldämpfen in der Atmosphäre der betreffenden Sterne schließen lassen; mit Bestimmtheit ist die Gegenwart von Natrium nachgewiesen worden. Diese Spectra besitzen auch noch eine breite dunkle Linie, deren Natur bisher nicht zu ergründen war.

Einschaltend sei hinzugefügt, daß sich auf unserer Erde Kohlenwasserstoffe in den verschiedensten Naturproducten vorfinden, u. A. im Petroleum, Erbwachs, in vielen ätherischen Oelen, im Leuchtgas, Theer, Benzol, Naphthalin, Solaröl und Paraffin. Ferner ist wohl zu bemerken, daß sich die ganze organische Welt, der Zellenstaat der Pflanzen, Thiere und Menschen aus den vier Elementen Kohlenstoff, Wasserstoff, Sauerstoff und Stickstoff aufbaut.

Man wird an das uralte geologische Zeitalter der Erde, an die große Steinkohlenperiode erinnert, in der sich eine niemals wieder erreichte Fülle organischer Entwicklung auf unserem erkalteten Planeten zeigte. Der hierzu nöthige Kohlenstoff muß damals — wie jetzt in den Atmosphären noch glühender Sonnen des Weltalls — in der lauwarmen Lufthülle unserer Erde vorrätzig gewesen sein.

„Ich lege,“ sagt Vogel, „dem Nachweis von Kohlenwasserstoffen, also von chemischen Verbindungen, in der Atmosphäre der Sterne großen Werth bei, da hierdurch der Ansicht, daß sich in dem Spectrum eines Sterns seine Entwicklungsphase documentirt, eine ganz sichere Stütze verliehen wird. Im besten Einklang hiermit stehen die spectralphotometrischen Untersuchungen, nach welchen die Temperatur der rothen Sterne eine verhältnißmäßig geringe sein muß.“

Nachdem wir also durch die Spectralanalyse darüber unterrichtet sind, daß gewisse, anscheinend sehr kleine, namentlich rothe Sterne nur aus dem Grunde schwachleuchtend sind, weil sie sich in einer bereits ziemlich weit vorgerückten Entwicklungsphase befinden, und daß aus der Schaar dieser Himmelskörper die Mehrzahl der so räthselhaften veränderlichen Sterne hervorgegangen ist, die plötzlich im Laufe von oft nur wenigen Wochen auf kurze Zeit eine doppelte bis hundertfache Helligkeit entwickeln, als sie früher besaßen, so werden wir in Bezug auf derartige rothe Sterne mit dem Spectrum IIIb nicht annehmen dürfen, daß sie von uns wegen ihrer geringen Helligkeit „Tausende von Lichtjahren“ entfernt seien, sondern wir müssen annehmen, daß sie unserem Sonnensystem näher liegen, als etwa weiße oder bläulich-weiße Sterne gleicher Größenklassen mit ihren enorm großen Wasserstoffatmosphären.

Denkt man sich einen veränderlichen Stern als bereits so sehr in der Entwicklung fortgeschritten, daß er nur noch äußerst schwach glüht, so wird er schließlich für uns überhaupt nicht mehr sichtbar sein. Tritt aber dann auf ihm einer jener plötzlichen Lichtausbrüche ein, so wird er für uns sichtbar werden und eine Zeit lang als sogenannter neuer Stern leuchten. In diesem Sinne sind „veränderliche“ und „neue“ Sterne dasselbe.

Für die Astrophysik sind die rothen, sowie die veränderlichen und neuen Sterne ganz ausgezeichnet interessante Objecte der Betrachtung, darum wird ihnen auch in dem Rahmen des umfassenden Arbeitsprogramms des astrophysikalischen Observatoriums zu Potsdam volle Aufmerksamkeit gewidmet. Jene räthselhaften, seit Jahrtausenden bekannten Phänomene, zu denen man wohl u. A. auch dasjenige rechnen kann, welches im Beginn unserer Zeitrechnung, zu Christi Geburt die Weisen aus dem Morgenlande nach Bethlehern führte, haben sich auch vor den Augen der Astronomen ereignet. Die berühmteste Erscheinung dieser Art ist wohl der vielbesprochene Tychonische Stern im Sternbilde der Cassiopeia, den der Astronom Tycho de Brahe zufällig am 11. November 1572 erblickte. Dieser Stern leuchtete damals heller, als die strahlendsten Gestirne des Firmaments, der Sirius und der Jupiter, so daß ihn scharfe Augen selbst zur Mittagsstunde erkennen konnten; er wurde indeß schon nach einem Monat lichtschwächer und verschwand nach etwa anderthalb Jahren dem Auge spurlos, bis erst später, nach Erfindung des Fernrohrs, ein kleiner lichtschwacher Punkt aufgefunden werden konnte, der, wie es scheint, jener Stern war.

In jüngster Zeit ist wohl am meisten genannt worden der neue Stern im Schwan, der Ende November 1876 entdeckt wurde. Diese Erscheinung gab Herrn Prof. Vogel und Herrn Dr. Lohse vom astrophysikalischen Observatorium Anlaß zu einer bis zum März 1877 fortgesetzten spectroscopischen Beobachtungsreihe. Die ausführlichen und übereinstimmenden Berichte beider Gelehrten wurden in den Monatsberichten der Königl. Akademie der Wissenschaften abgedruckt: „Ein Sternspectrum — sagt der Erstgenannte darin — mit hellen Linien ist für den mit Spectralanalyse Vertrauten immer eine höchst interessante Erscheinung, wohl werth des ernstesten Nachdenkens. Es wird gewöhnlich angenommen, daß die hellen Linien in einigen wenigen Sternspectren von Gasen herrühren, die aus dem Innern des leuchtenden Körpers hervorbrechen und deren Temperatur die der Oberfläche übertreffen, wie man Aehnliches in den Spectren der Sonnenflecke zuweilen beobachten kann, wo glühendes Wasserstoffgas, aus dem heißen Innern emporgeschleudert, über den kälteren Flecken sich durch das Hellwerden der Wasserstofflinien kundgibt. Es ist dies aber nicht die einzige Erklärung. Man kann auch annehmen, daß die aus glühenden Gasen bestehende Hülle eines Sterns, wie es bei unserer Sonne der Fall ist, im Allgemeinen eine geringere Temperatur besitzt als der Kern, relativ zu dem letztern aber sehr groß ist.

Bei der ersten Annahme läßt sich meines Erachtens ein Bestehen der Erscheinung auf längere Zeit nicht wohl denken. Es wird das aus dem heißen Innern des Körpers hervordringende Gas einen Theil seiner Wärme der Oberfläche des Körpers mittheilen und die Temperatur desselben erhöhen, infolge dessen wird der Temperaturunterschied zwischen dem glühenden Gase und der Oberfläche des Körpers bald nicht mehr groß genug sein, und die hellen

Linien im Spectrum werden verschwinden. Es paßt diese Annahme ganz entschieden für plötzlich erscheinende und bald wieder verschwindende oder wenigstens an Intensität sehr weit herabsinkende, für sogenannte neue Sterne, in deren Spectren helle Linien austreten, wenn man zu ihrer Erklärung die BÄUner'sche Hypothese gelten läßt."

BÄUner nahm bekanntlich an, daß sich die Oberfläche eines abgekühlten Sternes allmählich mit einer kälteren, nur wenig oder gar nicht leuchtenden Schicht bedeckt, welche bei einem plötzlichen Ausbruch, der aus dem Innern des Weltkörpers hervordringt, gewaltfam zerreißt, so daß die Gluthmasse unter ihr wieder sichtbar wird und auch die bereits gebildeten chemischen Verbindungen wieder zersetzt. Die hierdurch entstehende gewaltige Lichtentwicklung wird sich einem entfernten Beobachter als das Ausleuchten eines neuen Sterns ankündigen. Es wäre demnach das starke Ausleuchten nicht nur den durch die hervorgequollene Gluthmasse wieder leuchtend gewordenen Theilen der Oberfläche zuzuschreiben, sondern gleichzeitig einer Art Verbrennungsproceß, der durch die Berührung bereits erkalteter Verbindungen mit der glühenden Masse des Innern eingeleitet wurde.

Im Potsdamer spectroscopischen Sternkatalog finden sich für die beobachtete Himmelszone nicht weniger als 221 Sterne verzeichnet, welche die Bezeichnung: röthlich-gelb, gelblich-roth oder roth erhalten haben, unter diesen sind nur 59 in dem zur Zeit vollständigsten Katalog farbiger Sterne von J. Birmingham zu finden. Unsere Kenntniß der farbigen Sterne scheint demnach eine noch sehr unvollständige zu sein, und da die meisten veränderlichen Sterne sich durch röthliche Färbung auszeichnen, dürfte dasselbe von den veränderlichen gelten.

Ein Sternbild besteht bekanntlich aus vielen Hunderten, ja Tausenden von Sonnen und Weltkörpern, darunter sind Doppelsterne, veränderliche und unveränderliche Sterne, Sternenhaufen und Nebelflecke, die meist unter sich keinen inneren kosmischen Zusammenhang haben. Es ist also der Name eines Sternbildes nichts anderes, als eine Ortsbezeichnung für eine gewisse Himmelsregion, ein geographischer, oder vielmehr „kosmographischer“ Begriff, wie etwa die Bezeichnung eines Erdtheils für unseren Planeten. Der Orientirung wegen erhält jedes zu einem solchen Sternbild gehörende Gestirn einen Buchstaben, eine Nummer oder sonst eine Katalogbezeichnung nebst genauer Längen- und Breitenbezeichnung seiner Lage am Himmelsgewölbe. Auf diese Weise ist es jedem Astronomen möglich, den betreffenden Weltkörper aufzufinden.

Um einige Beispiele von veränderlichen Sternen anzuführen, so bedeutet R im Sternbilde des Schwans (R Cygni) einen vor mehr als 30 Jahren als veränderlich erkannten, sehr rothen Stern, der im Maximum seiner Helligkeit als Stern sechster Größe erscheint, während er im Minimum bis auf die nur in großen Fernröhren noch erkennbare Größe 13 herabsinkt. Der Stern Chi im Schwan (χ Cygni) ist ein bereits seit zweihundert

Jahren als veränderlich erkannter Stern, dessen Helligkeit innerhalb je 13 bis 14 Monaten zwischen der Größe 4 und 13 schwankt. R im Bootes ist ein ziemlich rother Stern, der innerhalb 223 Tagen von der sechsten zur zwölften Größe wechselt. Die drei Sterne R, S und T im Sternbilde der Zwillinge sind ein intensiv rother, ein gelbrother und ein rother Stern, die alle drei im Jahre 1848 als veränderlich erkannt sind, Perioden von 371, 294 und 288 Tagen besitzen und im Minimum bis unter die Größe 12 — 13 herabsinken, während sie im Maximum die Größen 6, 8 und 8 erreichen. Es ließen sich noch viele Sterne dieser Art hier anführen, die alle in astrophysikalischen Observatorium seit einigen Jahren in Bezug auf ihr Spectrum und ihre Helligkeitsperiode untersucht werden.

Wenn wir irgend welche Hoffnung haben, jemals nähere Auskunft über die Welt der unsichtbaren Gestirne zu erhalten, so dürfte dies durch die Untersuchungen der rothen Sterne geschehen!

IV.

Wir wenden uns nunmehr einer anderen Gruppe räthselhafter Himmelserscheinungen zu, welche zu den größten Wundern des Weltalls gehören; es sind dies die Sternhaufen und die Nebelflecke. Man glaubte bis vor Kurzem, daß die Nebelflecke nichts anderes seien, als Sternhaufen, die sich in so außerordentlichen Entfernungen von uns befinden, daß es nur der Kraft überaus mächtiger Riesenteleskope gelingen würde, sie in ihre einzelnen Sterne aufzulösen. Wiederum war es die Astrophysik, deren Lichtzerstreuendes Werkzeug, das kleine unscheinbare Prisma, diese beinahe schwierigste aller astronomischen Fragen in wunderbar befriedigender Weise beantwortete.

Huggins war der Erste, welcher das Spectroskop auf jene lichtschwachen entlegenen Himmelsgebilde richtete. Wie durch einen Zauber wurden vor seinen Augen die wirklichen, aus vielen Fixsternen bestehenden Sternhaufen von den wesentlich aus glühenden Gasen bestehenden Nebelflecken getrennt, denn das Spectrum dieser letztern besteht nur aus hellen Linien, dasjenige der ersteren dagegen aus der bekannten Farbenreihe von Roth bis Violet.

Mit der letzten Wahrnehmung schwand somit auch die frühere Annahme, daß diese Himmelsgebilde unter allen mit am weitesten von uns entfernt sind; es wurde vielmehr wahrscheinlich gemacht, daß wenigstens manche von ihnen uns fast so nahe im Weltraum sein können, wie irgend ein Fixstern mittlerer Entfernung. Das Spectroskop hat somit in diesem Falle sowohl, wie in dem oben angeführten betreffs der rothen Sterne, die früheren Anschauungen von der unendlich weiten Entfernung gewisser Gestirne wesentlich modificirt.

Die Nebelflecke, welche nach der Kant-Laplace'schen Theorie die Fixsternsysteme in ihren ersten Entwicklungsstadien darstellen, besitzen verschieden-

artige äußere Gestalt, nach der sie von J. Herschel als Ringnebel, Spiralnebel, planetarische Nebel, Doppelnebel, Nebelflecke, sichelförmige Nebel u. s. w. bezeichnet worden sind. Diese Klassificirung bezweckt durchaus keine Hervorhebung der mehr oder weniger fortgeschrittenen — wenn ich so sagen darf „embrionalen“ — Entwicklung der werdenden Weltkörper, sondern nur ein Auseinanderhalten der äußeren Form. Allerdings liegt in der letzteren schon eine Andeutung der Entwicklungsphase, aber wir wissen nichts Genaueres darüber, denn unsere Untersuchungen auf diesem Gebiete haben kaum erst begonnen.

Theoretisch würde man einen chaotischen Nebelfleck als den primitivsten Zustand eines künftigen Weltkörpers bezeichnen können, während die Spiralnebel, die Ringnebel und die Nebel mit einem centralen oder mehreren hellen Kernen die weiteren Stufen der Ausbildung zu rotirenden Sonnen und Planeten andeuten würden.

Vogel hat gelegentlich seiner Wiener Beobachtungen eine Anzahl Nebelflecke und Sternhaufen untersucht und gezeichnet. Es mag in Folgendem ein Beispiel eines Nebelflecks angeführt werden: der berühmte Spiralnebel im Sternbilde der Jagdhunde. Dieser, im Jahre 1773 als kleines nebliges Fleckchen entdeckte Himmelsgebilde konnte später durch Herschel und Rosse näher studirt werden und ist seitdem öfter abgebildet worden. Der Nebel erschien im Wiener Refractor weniger compact als ihn die Rosse'sche Zeichnung angiebt. Er besteht aus einem Doppelnebel, dessen Hauptcentrum aus einem mächtigen Lichtknoten gebildet ist, um den sich ein Nebelstreifen spiralförmig mehrfach nach außen herumwindet. Der zweite große Knoten ist das Centrum einer anderen Nebelmasse, die sich als Verbindungsbogen bis zur Hauptspirale hinzieht. Die Schneckenwindungen des Spiralnebels enthalten an mehreren Stellen kleinere Lichtknoten, während der Raum des Himmelsgewölbes zwischen den losen Windungen durch äußerst fein vertheilten zarten Nebel ausgefüllt ist.

Dieser, hier nur andeutungsweise beschriebene Nebel kann uns einen Begriff von der Ausdehnung solcher Gebilde des Weltraumes geben. Wir kennen zwar seine wirkliche Entfernung von uns nicht, aber wenn wir annehmen, daß sie etwa gleich derjenigen des uns zweitnächsten Fixsternes ist, daß also das Licht von dort zu uns etwa 6 Jahre gebrauchen würde, so können wir hieraus bei dem Durchmesser, unter dem uns der Nebel im Refractor erscheint, die Entfernung zweier beliebiger Punkte untereinander, die sich auf ihm markiren, berechnen. Es stellt sich dann heraus, daß beispielsweise die beiden erwähnten intensivsten Lichtknoten etwa $2\frac{3}{4}$ „Lichttage“ von einander entfernt sind, eine Distanz, die, auf unsere Verhältnisse übertragen, etwa fünfhundert Mal so groß ist, als die Entfernung der Sonne von der Erde.

Die Hauptaufgabe der Astrophysik besteht darin, die zahllosen Gestirne des Himmelsraumes in ihrer äußeren Erscheinung sowohl, als in Bezug

auf ihre Zusammenfügung zu erforschen und das Resultat als dauerndes Zeugniß des gegenwärtigen Zustandes der sichtbaren Welt für die Nachwelt aufzuzeichnen. In Erreichung dieses Zweckes baut die Astrophysik überall auf dem Material weiter, welches die Astronomie, die „Königin der Wissenschaften“, seit ihrem sechstausendjährigen Bestehen gesammelt hat. Ist erst einmal das Ergebnis der Untersuchungen festgelegt, dann wird es der Zukunft leichter werden, die majestätischen, in Jahrhunderten und Jahrtausenden sich vollziehenden großen Massenbewegungen und Veränderungen im Weltraum zu überblicken und zu verstehen, als der Gegenwart.

Neben dem Prisma giebt es noch zwei mächtige Hilfsmittel der physischen Astronomie, nämlich die lichtempfindliche photographische Platte und die lichtmessenden Instrumente. Auf die Letzteren, welche die photometrischen Untersuchungen ermöglichen, wird bei Gelegenheit der Besprechung der Planeten zurückzukommen sein, während die erstere im Nachfolgenden kurz berührt werden muß.

Bekanntlich ist die Netzhaut unseres Auges derjenige Apparat, welcher einen Theil des Sonnenspectrums, und zwar die Farbenreihe: Roth, Orange, Gelb, Grün, Blau, Indigo und Violett durch Vermittelung der Sehnervenfasern unserem Gehirn zum Bewußtsein bringt. Den jenseits des Violett liegenden Theil des Sonnenspectrums vermag dagegen unser Auge nicht zu erkennen, während gerade dieser in chemischer Beziehung auf die mit einer lichtempfindlichen chemischen Schicht bedeckte photographische Platte einwirkt. Somit ist die photographische Platte gewissermaßen eine „Netzhaut“ für den über Violett hinaus liegenden unsichtbaren Theil des Sonnenspectrums. Wir können die in diesem dunklen Theil befindlichen Fraunhofer'schen Linien nur mit Hilfe photographischer Aufnahmen studiren.

Man ersieht hieraus, welch ein bedeutender Bundesgenosse für die Astrophysik die Photographie, welche ihre Methoden fortbauend zu verbessern sich bestrebt, zum Theil schon ist und voraussichtlich noch einmal werden wird, und welch' eine neue Ära für die Astronomie begann, als es im Jahre 1850 gelang, die erste Daguerrotypie des Mondes herzustellen. Von jenem Zeitpunkt an hat sich die Photographie der Himmelskörper in mächtiger Weise entwickelt und einen großen Aufschwung genommen.

Es sollen hier nicht die zahlreichen Pionierarbeiten, durch welche sich namentlich im Anschluß an die großen astronomischen Expeditionen unseres Zeitalters, zur Aufnahme und Beobachtung totaler Sonnenfinsternisse und der beiden Durchgänge der Venus, die Photographie der Himmelskörper herausgebildet hat, aufgeführt werden. Das Potsdamer Observatorium, welches für die Pflege dieses Zweiges der Wissenschaft ein mit allen Hilfsmitteln ausgerüstetes Laboratorium besitzt, trat von vorn herein mit aller Anstrengung für die Ausbildung der Methode der photographischen Aufnahme der Himmelskörper ein. Es war Dr. D. Lohse, welcher eingehend alle Verfahren prüfte

und manches Neue erfann, der auch die Ausführung der Aufnahmen selbst, also die Anfertigung der Photographien der Sonne, der Sterne zc. vornimmt.

Für die heutige Betrachtung sollen uns mit Ausschluß alles Andern nur die in Potsdam hergestellten photographischen Aufnahmen von Sternen und Sternhaufen beschäftigen und auch von diesen nur ein Beispiel angeführt werden: jener prachtvolle Sternhaufen Chi im Sternbilde des Perseus (χ Persei), der zu einem der herrlichsten Objecte am Himmel gehört und dem unbewaffneten Auge als eine Hervorragung der Milchstraße erscheint. Die Belichtungszeit, welche angewandt wurde, betrug bei diesem und anderen Sternhaufen 45 Minuten, welche Zeit hinreichte, um Sterne bis zur Größe $10^{1/2}$, in einigen Fällen auch noch etwas schwächere Sterne zu fixiren. Es wird von großem Interesse sein, späterhin die Positionen aller dieser Sterne auf der Platte, sowie ihre gegenseitigen Abstände auszumessen.

Bei dem genannten Sternhaufen wurde indeffen noch ein anderes Experiment angestellt, indem kurz hinter einander auf einer anderen Glasplatte noch fünf photographische Aufnahmen bei verschieden langer Belichtungszeit gemacht wurden. Bei jeder neuen Exposition wurde das Fernrohr ein wenig verstellt, damit sich die Bilder nicht deckten. Natürlich entstanden von den helleren Sternen mehr und kräftigere Bilder, als von den weniger hellen. Der photographische Effect ließ die Abschätzung der erhaltenen Sternpunkte nach etwa 15 Größenklassen zu. Es war somit möglich, die Sterne des Haufens Chi im Perseus in Größenklassen zu sondern. Aus diesen und ähnlichen Versuchen ist nun mit großer Wahrscheinlichkeit hervorgegangen, daß die hier geschilderte Art der wiederholten Sternaufnahmen bei verschiedener Belichtungszeit ein einfaches und vortheilhaftes Mittel darbietet, die Helligkeit der Sterne wenigstens für den photographisch wirksamen Theil des Lichtes zu taxiren.

Aus den entlegensten Fernen der Fixsternwelt, aus den Regionen der Milchstraße, der Sternhaufen und Nebelflecke begeben wir uns nun hinab in größere Nähe, bis in das Gebiet unseres Sonnensystems und der ihm unmittelbar benachbarten Regionen. Es giebt vermittelnde Sendboten zwischen uns und jenem Raum, der die himmlischen Schaaren von uns trennt, Sendboten, die oft und unvermittelt aus den Tiefen des Himmelsraumes sich uns nähern, und, nachdem sie unserem Centralgestirn, der Sonne, einen Besuch gemacht, wieder verschwinden in entlegene Fernen. Es sind dies die Kometen, jene wunderbaren, die Menschheit im höchsten Grade fesselnden Himmelskörper, die uns durch ihre ungeheure Lichtentwidelung sowie durch die Nähe, in welche sie zur Sonne, zu uns und anderen Planeten gelangen können, auffallen. Kein noch so süßloses Gemüth bleibt unberührt, wenn ein Kometenschweif in mächtigem Bogen einen großen Theil des Himmelsgewölbes umspannt; alle Völker, alle Zonen haben dieser Erscheinung ihre

Aufmerksamkeit gewidmet, und die Astronomen haben die Kometen stets aufs eifrigste studirt.

Das Spectrum der Kometen hat im Allgemeinen ergeben, daß diese Himmelskörper Kohlenwasserstoff und Wasserstoff in glühendem Zustande besitzen. Neuerdings haben jedoch Untersuchungen der in den letzten Jahren erschienenen Kometen noch ganz andere merkwürdige Resultate ergeben. So entbedte am 31. Mai 1882 Vogel im astrophysikalischen Observatorium zu Potsdam bei Beobachtung des Kometen von Wells, daß auf dem Hintergrunde des Spectrums dieses Kometen zwei intensiv gelbe Linien sichtbar waren. Hieraus und aus später wiederholten Beobachtungen, welche auch von anderen Seiten bestätigt wurden, hat sich die Anwesenheit von glühendem Natriumdampf in diesem Kometen ergeben. Damit ist eine gewisse Aehnlichkeit des Spectrums dieses Gestirns mit den Spectren der Ziggstern-Klasse IIIb, über welche oben näheres mitgetheilt worden ist, dargethan. In Zusammenhang mit den Kometenuntersuchungen steht die auch im Potsdamer Observatorium erfolgte Untersuchung der Spectra einiger anderen „Himmelskörper“, der zu den kleinsten kosmischen Gebilden gehörenden Meteorsteine und der in ihnen eingeschlossenen Gase. Es zeigte sich eine Uebereinstimmung mit dem allgemeinen Spectrum der Kometen, wodurch die oft ausgesprochene Ansicht von der Identität beider Gruppen von Himmelskörpern eine neue Unterstützung erhielt. Im Jahre 1883, als der Komet Pons-Brooks sich der Sonne näherte, wurden auch in Potsdam jene wiederholten Lichtausbrüche beobachtet und beschrieben, welche bis zum Januar 1884 wiederholt auf diesem interessanten Himmelskörper stattfanden.

Auch in diesen hochwichtigen Untersuchungen haben wir erst die Vorstufen des großen Tempels der Erkenntniß betreten!

V.

Unter Welten eine Welt, unter unzähligen Gestirnen ein bescheidener Stern, so wandelt unser Centralgestirn, die Sonne, mit ihren Planeten und Monden ihre Bahn am Himmelsgewölbe. Wohin sie zieht im Weltenraum, woher sie kommt aus weiten Fernen, wir wissen es nicht und können nur schwache Vermuthungen über die kosmische Beziehung unserer Sonne aufstellen. Aber daß sie uns auf Erden der Urquell und die Erhalterin alles Lebens und aller Bewegung ist, daß ein Theil ihrer Wärmeenergie seit Jahrmillionen aufgespeichert liegt in den Steinkohlenschichten der Erde, daß ohne ihre wärmenden und leuchtenden Strahlen alle Organismen auf unserem Planeten in kurzer Zeit untergehen müssen, das wissen wir bestimmt. So ist sie für uns denn der Centralpunkt unserer Welt, und es ist für uns Menschen eine Pflicht, sie recht genau kennen zu lernen, soweit uns dies möglich ist.

Die Entstehung des Sonnencultus, wie er in den ältesten Zeiten so-

wohl als auch noch jetzt bei verschiedenen Völkern der Erde existirt, ist sehr erklärlich, denn warum soll der einer höheren Anschauung entbehrende Naturmensch nicht in der Sonne, die ihn täglich zu frischem Leben erweckt und erwärmt, und die ihm die Früchte des Feldes reift, eine höchste Macht erkennen, von der er selbst sich nach jeder Richtung hin abhängig sieht und deren Wohlwollen er durch seine Gebete und Beschwörungen, seine Opfer und Weihegeschenke erhalten zu müssen sich verpflichtet fühlt?

Die Astronomen haben zu jeder Zeit der Sonne ihre besondere Aufmerksamkeit zugewandt, wenn es auch erst unserem Jahrtausend vorbehalten blieb, diesem Gestirn seinen Rang als Mittelpunkt eines Weltsystems zu erobern, sowie der neuesten Zeit, uns über die physischen Bestandtheile, aus denen die Sonne besteht, aufzuklären. Wir wissen jetzt aus der Spectralanalyse, welche irdischen Elemente in der Gashülle der Sonne in glühendem Zustande vorkommen, wir wissen, daß der Sonnenkörper selbst, welcher die bekannte Farbenreihe vom Roth bis Violett als Spectrum besitzt, eine dem Uebergang in den flüssigen Zustand nahe, stark verdichtete gasförmige Kugel sein muß.

Diese Kugel ist uns durch ihr linienreiches Spectrum zu dem wichtigsten Vergleichsobject für die ganze Fixsternwelt geworden. Aus diesem Grunde hat die Astrophysik sich in außerordentlicher Weise bemüht, die einzelnen Linien und Liniengruppen des Sonnenspectrums aufs Genaueste kennen zu lernen und aufzuzeichnen.

Schon Fraunhofer hat ein für die damalige Zeit sehr schönes Spectrum der Sonne gezeichnet, und in demselben nicht nur die von ihm benannten Hauptlinien, sondern eine größere Zahl von Nebenlinien eingetragen. Diese Arbeit wurde späterhin aber weit übertroffen durch diejenige von Kirchhoff und Bunsen, welche mit Hilfe ihrer vortrefflichen Apparate eine sehr viel größere Zahl von Linien des Sonnenspectrums wiedergaben. Diese Arbeiten hatten indessen die Eigenthümlichkeit, daß ihnen ein ganz willkürlicher Maßstab zu Grunde gelegt worden war, was zu mancherlei Schwierigkeiten in der Anwendung auf die Spectralanalyse Veranlassung gab.

Es war deshalb ein großes wissenschaftliches Verdienst, als der Physiker Ångström in Upsala denjenigen Normalmaßstab für das Sonnenspectrum einführte, der von der Natur selbst gegeben ist, nämlich die Länge der Lichtwellen.

Man nimmt bekanntlich an, wie bereits früher erwähnt, daß das Licht die oscillatorische Bewegung der kleinsten Theile eines im ganzen Weltraum verbreiteten elastischen Fluidums, des Lichtäthers, ist. Die Schwingungen der Lichtäther-Moleküle geschehen mit beispielloser Schnelligkeit, und die Lichtäther-Wellen haben eine so außerordentlich geringe Länge, daß es unserer menschlichen Fassungskraft kaum möglich ist, sich davon ein Verständniß zu bilden. Die verschiedenen Farben der bekannten Reihe von Roth bis Violett haben Lichtwellen verschiedener Länge.

Die längsten, für unser Auge sichtbaren Lichtwellen sind diejenigen des rothen Lichtes, welche etwa doppelt so lang sind, als diejenigen des violetten Lichtes. Denkt man sich das kleinste Längenmaß, mit welchem wir gewöhnlich rechnen, das Millimeter, das bekanntlich nicht länger ist, als der Durchmesser eines Stednadelknopfes, in zehn Millionen gleiche Theile zerlegt, so ist die Wellenlänge des rothen Lichtes des Sonnenspectrums etwa so lang, als 7600 solcher Theile, diejenigen des Violett etwa 3932. Da das Licht in jeder Secunde ca. 42000 geographische Meilen durchläuft, so haben auf dieser genannten Strecke ungefähr 392 Billionen rothe, oder 757 Billionen violette Lichtwellen Platz, und alle gelangen während der kurzen Dauer einer Secunde in unser Auge, wo sie die Nervenfasern der Netzhaut so erregen, daß wir das Gefühl, Roth resp. Violett zu sehen, erhalten. Die dazwischen liegenden Farben: Orange, Gelb, Grün, Blau und Indigo haben Lichtwellen, deren Längen zwischen den hier genannten Extremen liegen.

Die Wellenlänge eines bestimmten farbigen Lichtes ist somit für jede Stelle der Farbenskala eine genau bestimmte Größe, welche demnach für jede beliebige Linie des Sonnenspectrums mit aller Schärfe und Genauigkeit berechnet werden kann. So bezeichnen wir beispielsweise die Wellenlänge der Fraunhofer'schen Linie B im Roth mit 6868, welches bedeutet, daß sie 6868 Zehnmilliontel Millimeter lang ist, die Fraunhofer'sche Linie H₂ am Ende der Farbenreihe im Violett hat die Bezeichnung 3934 erhalten, was soviel bedeutet, daß die Wellenlänge für diejenige Stelle des Spectrums, an der sich die genannte Linie befindet, 3934 Zehnmilliontel Millimeter beträgt. Bei der Ausrechnung der Wellenlängen kann man, wenn man dieses natürliche Längenmaß noch genauer erhalten will, in der Theilung der Millimeters noch weiter gehen, indem man ihn in Hundertmilliontel oder Tausendmilliontel Theile zc. zerlegt denkt. Ångströms Verdienst war es, die Wellenlängen von ca. 1000 Linien des Sonnenspectrums bis auf Zehnmilliontel Millimeter genau auszurechnen und das Gesamtergebnis als Normal-Sonnenspectrum aufzuzeichnen.

Der große Aufschwung, welchen neuerdings die Optik in der Construction mächtiger Spectroscopie genommen hat, ist die Ursache, daß man nicht lange nach der Vollenbung der Ångström'schen Arbeit im Stande war, das Sonnenlicht noch stärker zu zerstreuen, wodurch sehr viel mehr Linien des Sonnenspectrums sichtbar wurden als früher. Aus diesem Grunde begann Vogel im astrophysikalischen Observatorium zu Potsdam eine neue Darstellung des Sonnenspectrums, indem er, mit Beihilfe von Dr. Müller, für sie einen etwa dreimal so großen Maßstab als Ångström anwandte und mit Zugrundelegung einer großen Zahl von Ångström'schen Werthen der Wellenlängen, die als Fundamentalepunkte dienten, viele Tausende von Linien bestimmte. Es wurde zunächst nur ein Theil des Sonnenspectrums vom Violett bis Grün aufgenommen.

Während dieser Arbeit hatte es sich herausgestellt, daß es recht wünschenswerth ist, die Genauigkeit der Bestimmung dieser Fundamentalepunkte noch weiter zu treiben. Aus dem Grunde wurde beschlossen, zunächst eine Neubestimmung der Wellenlängen von dreihundert, in möglichst gleichen Zwischenräumen über das ganze Sonnenspectrum vertheilten Linien vorzunehmen. Diese schwierige Arbeit ist jetzt durch Dr. Müller und Dr. Kempf in gründlichster Weise ausgeführt worden. Hieran wird sich nunmehr die Fertigstellung des gesammten Sonnenspectrums anschließen.

Das Bestreben, die Auflösbarkeit des Sonnenspectrums in Linien möglichst weit zu treiben, ist für die Physik der Sonne von großer Bedeutung. Denn nicht nur wird es bei gleichzeitig angestellten terrestrischen Untersuchungen möglich werden, neue Elemente in der Sonnenatmosphäre aufzufinden, wie dies ja bereits in einigen Fällen geschehen ist, sowie die Wahrscheinlichkeit für das Vorhandensein der schon bekannten zu erhöhen, sondern man wird, wie Vogel hervorhebt, durch eine weiter in das Detail gehende Untersuchung dahin gelangen können, die vielfach vermutheten, allerdings nur sehr geringen Veränderungen des Sonnenspectrums kennen zu lernen, welche im Zusammenhang mit der Sonnenfleckenperiode zu stehen scheinen. Eine genaue Untersuchung der Spectra der Sonnenflecken wäre gewiß geeignet, unsere Kenntniß über die physische Beschaffenheit der Sonne zu erweitern, wozu die Potsdamer Untersuchungen über das Sonnenspectrum die nöthigen Grundlagen liefern.

Gleichzeitig mit den spectralanalytischen Untersuchungen werden in Potsdam auch directe teleskopische Beobachtungen der Sonnenoberfläche und der auf ihr hervortretenden Flecke, Fackeln und Protuberanzen angestellt. Es ist Professor Spörer, welcher die Sonnenstatistik, die er schon seit 1861 in Anklam getrieben, auf dem astrophysikalischen Observatorium in Potsdam zum Gegenstand seiner Thätigkeit gemacht hat. Diese so viele Jahre fast ununterbrochen fortgesetzte Beobachtung der Sonnenoberfläche hat ein reiches Material ergeben, dessen Publication regelmäßig erfolgt ist und das für Vergleichen und spätere Untersuchungen werthvoll ist. Jeder Fleck, jede Fleckengruppe in ihrem verschiedenen Auftreten, mit und ohne Kern und Hof, die Bildung, Größe, Dauer, Bewegung und Auflösung der Flecke, die Protuberanzen, welche sich mit ihren oft beispiellos schnellen Veränderungen am Sonnenrande zeigen, sowie die Fackeln und Fackelgebiete sind von diesem fleißigen Beobachter registrirt worden.

Aus diesen Aufzeichnungen stellt sich die etwa elfjährige Periode der Häufigkeit der Sonnenflecken genau so dar, wie sie sich in Wirklichkeit verhält, nicht wie sie in theoretischen Betrachtungen häufig geschildert wird. Das räthselhafte Phänomen der Periodicität erscheint nicht, wie man dies sonst bei periodischen astronomischen Ereignissen gewöhnt ist, mit jener Pünktlichkeit, welche die große Weltenuhr, das Himmelsgewölbe, sonst so sehr auszeichnet, man kann deshalb auch nicht mit einiger Sicherheit von vorn-

herein bestimmen, wann das Maximum und wann das Minimum der Flecke eintritt. Bei Betrachtung der interessanten Curve der Häufigkeit der Sonnenflecken, welche in den Publicationen des Observatoriums veröffentlicht wurden, findet man, daß jede einzelne Periode ihr individuelles Gepräge hat und sich vor den übrigen bestimmt charakterisirt, wenn auch eine allgemeine Uebereinstimmung aller existirt. Namentlich hat das letzte, im vorigen Jahr eingetretene Maximum die Astronomen überrascht, da sich hier die Einzel-Erscheinungen zu einem wesentlich anderen Gesamtbilde vereinen als bei Gelegenheit des vorletzten, so intensiven Maximums.

Man kann daraus wohl schließen, daß neben allgemein wirkenden kosmischen Ursachen, welche eine etwa elfjährige Periodicität von Erscheinungen fast allgemein auf den zu unserem Sonnensystem gehörenden Weltkörpern hervorrufen, ein nicht unwesentlicher Theil der Phänomene in lokalen Beziehungen des Sonnenkörpers seinen Ursprung hat. Daß die Sonnenflecke eine Beziehung zur Rotation der Sonne um ihre Aze haben, kann man wohl daraus schließen, daß ihr Vorkommen auf die Zone bis zum 40 Grade nördlicher und südlicher Breite beschränkt ist. Merkwürdigerweise ist jedoch die eigentliche Aequatorgegend ziemlich frei von Flecken.

Während eine Menge Flecke eine geringe Eigenbewegung über die Sonnenoberfläche zeigen, scheinen andere verhältnißmäßig still zu stehen und nur mit der Umdrehung der Sonne selbst sich zu bewegen. Aus zahlreichen Flecken letzter Art ist die Rotation der Sonne um ihre Aze zu nicht ganz $25\frac{1}{4}$ Tag berechnet worden, auch scheint dargethan, daß sich die nördliche und die südliche Halbkugel der Sonne in Bezug auf das Fleckenphänomen von einander unterscheiden.

Bei einem so gigantischen Weltkörper, wie die Sonne, aus deren Körper fast anderthalb Millionen Kugeln von der Größe unserer Erde hergestellt werden könnten, geht Alles in's Riesige, Gewaltige über. So wurde, um nur ein Beispiel in Bezug auf die Fleckenbildung zu erwähnen, im vorigen Jahrzehnt eine große Fleckengruppe beobachtet, welche ein Areal auf der Sonnenscheibe von etwa 425 Millionen Quadratmeilen bedeckte, die also 46 mal so groß war, als die ganze Erdoberfläche.

Auch die an allen Stellen des Sonnenrandes, vom Nordpol bis zum Südpol vorkommenden Protuberanzen, welche man zuerst bei Gelegenheit der Beobachtung totaler Sonnenfinsternisse studirte, die aber jetzt zu jeder Zeit spectroscopisch beobachtet werden können, nehmen oft ganz ungeheure Dimensionen an. Diese wesentlich aus Eruptionen glühenden Wasserstoffs bestehenden Erscheinungen schießen oft bis zu einer Höhe von 12 000—20 000 Meilen empor. Besonders imponirend sind die sogenannten „metallischen“ Protuberanzen, deren Ausbrüche von solcher Festigkeit sind, daß die Form der Gebilde in wenigen Minuten vor den Augen des Beobachters wechselt und sich fortwährend ändert. Diese Phänomene, welche nicht selten eine Höhe

von 20 000—30 000 Meilen erreichen, reißen Metalldämpfe bis zu vielen hundert Meilen mit sich empor.

Die Schnelligkeit, mit der sich diese Wasserstofferuptionen vollziehen, hat zu der sehr interessanten Entdeckung geführt, daß man das Spectroskop als ein Werkzeug kennen lernte, mit dem man die Bewegung von Lichtquellen im Weltraume auf uns zu oder von uns hinweg zu messen im Stande ist. Man wird dies leicht an folgendem Beispiel ersehen können. Wie wir oben gesehen haben, treffen in jeder Sekunde 392 Billionen rothe Lichtwellen unser Auge. Wenn nun die rothe Lichtquelle sich plötzlich sehr schnell auf uns zu bewegt, vertheilen sich die betreffenden Lichtwellen in jeder Sekunde auf einen kürzeren Raum als 42 000 Meilen. Es folgt hieraus, daß die Wellen dichter stehen, also auch kürzer werden und wir den Eindruck eines Lichtes erhalten, welches in der Farbenreihe ein klein wenig mehr nach dem violetten Ende des Spectrums liegt. Betrachten wir also bei einer mit großer Schnelligkeit auf uns zu sich bewegenden Lichtquelle irgend eine Spectrallinie, so wird dieselbe nicht mehr an ihrer gewöhnlichen bekannten Stelle erscheinen, sondern sie wird, je nach dem Grade der Schnelligkeit, etwas mehr oder weniger nach dem violetten Ende des Spectrums verschoben sein, bei Entfernung der Lichtquelle jedoch nach dem rothen. Nicht nur über die Bewegung der Protuberanzen, sondern auch über diejenige von Kometen und Sternen des Fixsternhimmels auf uns zu oder von uns hinweg ist auf diese Weise bereits viel werthvolles Material gesammelt worden.

Die Oberfläche der Sonne ist gewöhnlich bedeckt mit verhältnißmäßig kleinen rundlichen Gebilden, die wir in ihrer Gesamtheit mit einer Cirruswolkendecke vergleichen können. Diese Gebilde bestehen aus glühenden Metalldämpfen und enthalten u. A. Eisen, Magnesium, Calcium, Strontium etc. Die ganze Wolkendecke, deren Zwischenräume etwas dunkler erscheinen, schwebt in einer Atmosphäre, welche zusammengesetzt ist aus glühendem Wasserstoff und aus einem uns noch unbekannten Element, dem Helium, das sich spectroscopisch durch eine einzige helle Linie in der Nähe der gelben Natriumlinien kundgibt.

Wie sieht nun das Spectrum dieser Gesamtatmosphäre aus? Nähert man sich mit dem Spectroskop von außen her dem Sonnenrande und zwar der äußersten obersten Schicht der Metalldämpfe, dann erscheinen die Metalllinien nicht dunkel, wie auf dem heißen Hintergrunde der Sonnenscheibe, sondern hell. Diese auffällige Umkehrung der Linien findet deshalb statt, weil die Wasserstoffatmosphäre, in der die Cirruswolken schwimmen, keinen helleren und heißeren Hintergrund abgibt. Nähert man sich aber mit dem Spectroskop dem äußeren Sonnenrande noch ein wenig mehr, so werden die Metalllinien wieder dunkel, wie im gewöhnlichen Sonnenspectrum. Man bezeichnet die Wolkenschicht der glühenden Metalldämpfe mit dem Namen Chromosphäre.

Die Entstehung eines Sonnenflecks können wir uns auf folgende

Weise erklären: Es brechen Wasserstoffmassen aus dem Innern empor und reißen Metalldämpfe aus der Chromosphäre mit nach oben. Die hoch emporgeschleuderten Wasserstoffmassen kühlen sich in der Höhe ab und wirken, wenn sie wieder herabfallen, ebenfalls abkühlend auf die unter ihnen befindlichen Metalldämpfe, welche dadurch einen Theil ihrer Gluth verlieren und uns als Sonnenflecke sichtbar werden. Diese Flecke erscheinen uns im Gegensatz zu der lebhaft glühenden Sonnenscheibe verhältnißmäßig dunkel, sie besitzen jedoch noch eine recht bedeutende Helligkeit, denn wenn man einen Sonnenfleck aus der Sonnenscheibe herausnehmen und an den nächstlichen Himmel versetzen könnte, so würde er daselbst an Helligkeit als ein Stern ersten Ranges strahlen. Wenn das Wolkenmeer der Chromosphäre bergartig aufsteigt, so zeigt sich uns die helle zusammenhängende Schicht der glühenden Metalldämpfe als jene Erscheinung, die wir Faeln nennen.

Die photographischen Aufnahmen der Sonnenscheibe erfolgen auf dem Potsdamer Observatorium durch Dr. Lohse, und zwar werden die Bilder in zwei verschiedenen Größen hergestellt. Eine am 1. Juli 1881 begonnene Serie regelmäßiger Aufnahmen der Sonnenscheibe im Durchmesser von 10 Centimeter hat bis jetzt gegen neunhundert Photographien ergeben, welche ein äußerst werthvolles Material für die Sonnenstatistik bilden. Außerdem stellt derselbe Gelehrte noch große photographische Aufnahmen der Sonnenscheibe im Durchmesser von 30 Centimeter her.

Diese Aufnahmen geschehen durch den Heliographen, der, wie bereits erwähnt, sich in einem Anbau der Südseite der Hauptkuppel befindet. Eine kurze Beschreibung dieses Verfahrens mag hier eingeschaltet werden. Ein auf seiner Oberfläche versilberter, ebener Glas Spiegel von sechs Zoll Durchmesser und etwa fünfviertel Zoll Stärke ist so aufgestellt, daß er das direct auf ihn fallende Bild der Sonne in ein Fernrohr von vier Meter Länge wirft. Ein seitwärts am Spiegel angebrachtes Uhrwerk bewirkt, daß trotz der scheinbaren Bewegung der Sonne die Richtung des in's Fernrohr fallenden Sonnenbildes stets dieselbe bleibt. Das Fernrohr selbst ist schräg aufwärts gerichtet und ragt durch zwei Etagen des Gebäudes empor. Es ist ganz fest auf einem mächtigen Backsteinpfeiler derartig montirt, daß seine Axe der Erdaxe parallel ist.

Am oberen Theil des Heliographen befindet sich ein Camera-Einsatz mit Momentverschluß, sowie eine Vorrichtung, um mittelst langer Stangen von oben her den Spiegel des Heliostaten fein einzustellen. Im Brennpunkt des Objectivs des Fernrohrs ist ein horizontaler Spinnenfaden ausgespannt, dessen Bild auf der Photographie der Sonnenscheibe mit erscheint und zur Bestimmung der Lage der Sonnenflecken dient, indem man zugleich die Zeit der Aufnahme in Betracht zieht.

Es ist die Einrichtung getroffen, daß man, um den günstigsten Moment für die Aufnahme zu wählen, nach Einstellung des Sonnenbildes im Heliographen, die Sonnenscheibe von einer anderen Stelle aus, im großen

Refractor der Hauptkuppel beobachtet und im geeigneten Augenblicke auf eine Kautschukbirne drückt, wodurch — in Folge einer Combination von elektrischer und pneumatischer Kraftübertragung — in demselben Augenblicke alle zum Photographiren gehörenden Operationen sich mechanisch vollziehen.

Um die Photographieen der Sonnenscheibe herzustellen, bedarf es nur einer Expositionszeit von etwa dem zweitausendsten Theil einer Secunde. Man hat hierbei nicht soviel Zeit, die lichtempfindliche Platte in ihrer ganzen Ausdehnung auf einmal den Sonnenstrahlen auszusetzen, sondern man läßt einen ganz schmalen Spalt des Momentverschlusses durch Federkraft sich blizschnell über die Platte hinwegbewegen, was zur Herstellung des Sonnenbildes genügt. Die großen Sonnenbilder des Potsdamer Observatoriums bilden ein äußerst werthvolles wissenschaftliches Material.

Dieses Alles in Verbindung mit fortgesetzten spectroscopischen Beobachtungen und Zeichnungen aller sichtbaren Phänomene der Sonnenscheibe ergibt eine Fülle des reichhaltigsten und belehrendsten Stoffes und trägt dazu bei, unsere Kenntniß von der Sonne, sowie der noch im Stadium des Selbstleuchtens befindlichen Weltkörper zu vermehren.

Und wahrlich, wir haben auch hinreichend Veranlassung, nicht aufzuhören im Studium und im Auffammeln von Thatfachen, denn wir müssen für die Nachwelt die Bausteine zusammentragen, aus denen sie das große Gebäude einer geläuterteren Weltanschauung einstmals errichten wird.

Wir haben um so mehr Veranlassung, Alles auf's Genaueste zu beobachten, da es nur eine große leuchtende Sonne ist, welche wir als Vergleichsobject untersuchen können; aber der Sonnen im unendlichen Weltraum sind fast zahllose, die sich uns als die verschiedenartigsten Ausbrüche des großen kosmischen Gesetzes darbieten, und durch deren Vergleichung unter einander und mit unserem strahlenden Centralgestirn wir suchen sollen den ruhenden Pol in der Erscheinungen Flucht!

VI.

Als das Menschengeschlecht vor uralter Zeit begann, sein Auge auf den nächtlichen Sternenhimmel zu richten, lernte man bald eine kleine Anzahl von Gestirnen kennen, die Planeten, welche neben den fest und unbeweglich am Himmelsgewölbe befindlichen glänzenden Punkten der Fixsterne eine eigenartige selbständige Bewegung zeigen. Eine wichtige Rolle spielten diese Wandelsterne bei den späteren mythisch-astrologischen Anschauungen bis in's Mittelalter hinein, da man ihnen einen gewissen Einfluß auf das Schicksal der Menschen zuschrieb und sie den Wochentagen und den Tagesstunden als Regenten beigab. Als nach Erfindung des Fernrohrs die Erforschung der Größe, Umlaufszeit und Beschaffenheit der Planeten zum besonderen Gegenstand des Studiums gemacht wurde, gefielen sich Gelehrte, wie Huyghens u. A. darin, die Planeten mit Bewohnern zu bevölkern, und

sich die Lebensweise dieser hypothetischen Wesen mit mehr oder weniger Phantasie auszumalen.

Man kannte bis gegen Ende des vorigen Jahrhunderts nur die Planeten Merkur, Venus, Erde, Mars, Jupiter und Saturn. Hierzu kam im Jahre 1781 der von Herschel entdeckte Uranus und im Jahre 1846 der von Galle in Berlin entdeckte Neptun, dessen damaligen Ort am Himmel Levertrier aus den Störungen, die der Uranus in seiner Bahn erfahren hatte, berechnete. Außerdem befinden sich zwischen Mars und Jupiter zahlreiche kleine Planeten, die Asteroiden, deren Entdeckung seit dem 1. Januar 1801 ununterbrochen fortgesetzt wird.

Wir haben bei Gelegenheit der Erwähnung des Spiralnebels im Sternbild der Jagdhunde gesehen, daß die Entfernung der beiden größten Lichtnoten dieses Himmelskörpers von einander wohl fünfhundert mal so groß ist, als die Entfernung der Erde von der Sonne. Da nun der Neptun nur dreißigmal so weit von der Sonne entfernt ist, als die Erde, so ist es immerhin möglich, daß die Grenzen unseres Sonnensystems sich noch viel weiter erstrecken — was wir auch aus einigen Kometenbahnen wissen — und daß wir vielleicht jenseits dieses Planeten in Zukunft noch einmal einen oder mehrere Wandelsterne auffinden werden.

Die Planeten leuchten nicht mit eigenem Lichte, sondern sie reflectiren das Licht der Sonne. Die atmosphärischen Oberflächen der Planeten verschlucken oder absorbiren einen Theil dieses Sonnenlichtes und senden den Rest in unser Auge. Dieser Umstand gestattet uns, das Licht der Planeten spectroscopisch zu untersuchen und daraus Schlüsse auf die Oberflächenbeschaffenheit dieser Weltkörper zu machen. Diese Arbeit hat Vogel ausgeführt und die Resultate im Jahre 1874 in einer gekrönten Preisschrift veröffentlicht. Er kam dabei zu den nachstehend kurz mitgetheilten Resultaten.

Im Spectrum des Merkur sind zahlreiche Linien zu erkennen, die mit denen des Sonnenspectrums in vollkommenster Weise übereinstimmen. Es sind ferner einige Streifen im Merkurspectrum beobachtet worden, die auf eine Atmosphäre dieses Planeten schließen lassen, die mit derjenigen unserer Erde Aehnlichkeit hat. Venus giebt von allen Planeten das glänzendste Spectrum, welches gleichfalls eine fast vollkommene Aehnlichkeit mit dem Sonnenspectrum hat. Daß Venus von einer Atmosphäre umgeben ist, in der eine sehr dichte Schicht von Condensationsproducten schwebt, ist durch astronomische Beobachtungen zur Gewißheit geworden. Wir können aus dem Spectrum der Venus annehmen, daß die von der Sonne ausgesendeten Lichtstrahlen nur wenig in die atmosphärische Hülle der Venus einzubringen vermögen und zum größten Theil an der Wolkenschicht derselben reflectirt werden. Auch im Spectrum des Mars sind eine große Zahl Fraunhofer'scher Linien zu erkennen. Aus gewissen Streifen des Marsspectrums dürfte mit Bestimmtheit hervorgehen, daß die Marsatmosphäre, deren Existenz bewiesen

ist, in Bezug auf ihre Zusammensetzung von der unsrigen nicht bedeutend abweicht.

Die Untersuchungen über das Spectrum des Jupiter haben ergeben, daß die meisten seiner Linien mit Linien des Sonnenspectrums übereinstimmen. Die den Jupiter umgebende Gaschülle übt auf die sie durchdringenden Sonnenstrahlen eine ähnliche Wirkung aus, wie unsere Atmosphäre, woraus wir auf Wasserdampf in der Jupiteratmosphäre zu schließen berechtigt sein dürften. Dem Jupiterspectrum eigen ist eine dunkle Bande im Roth. Ob das Auftreten dieser Bande durch das Vorhandensein eines besonderen, in unserer Atmosphäre nicht anzutreffenden Stoffes bedingt ist, oder ob nur das Mischungsverhältniß dieser Gase ein anderes ist, muß vorläufig unentschieden bleiben. Auch die Monde dieses gigantischen Planeten scheinen, soweit ihr Spectrum beobachtet werden konnte, mit Atmosphären von ähnlicher Zusammensetzung umgeben zu sein, wie der Jupiter.

Im Spectrum des Saturn konnten die hervorragendsten Linien des Sonnenspectrums erkannt werden; es steht in vollster Uebereinstimmung mit dem Jupiterspectrum, abweichend dagegen ist das Spectrum des Saturnrings, aus dem man schließen kann, daß den Ring entweder keine, oder eine Gaschicht von nur sehr geringer Höhe oder Dichtigkeit umgiebt. Was den Uranus betrifft, so ist es in Folge großer Lichtschwäche dieses Planeten nicht möglich, in seinem Spectrum Fraunhofer'sche Linien zu erkennen, dagegen ist es, wie dasjenige des noch lichtschwächeren Neptun, fast in allen Theilen mit starken breiten Absorptionsbändern durchzogen.

Diese Ergebnisse der Spectralanalyse stimmen in gewünschter Weise mit den Ansichten überein, welche wir uns anderweitig über unser Planetensystem bilden können. Die Planeten können gar keine andere materielle Zusammensetzung haben als die Sonne selbst, denn sie sind, ebenso wie diese, nur Theile eines großen ehemaligen Nebelflecks, in dem sich vor fast unermesslicher Zeit wahrscheinlich Lichtnoten — oder was dasselbe ist, Verdichtungen glühenden Stoffes — gebildet haben, welche nach und nach, je nach der Stärke ihrer Anziehungskraft, die ungeformte Nebelmasse um sich gruppirt und sich allmählich zu ihrer heutigen Gestalt herangebildet haben.

In aller Schärfe aufgefaßt unterscheidet sich die Sonne von den Planeten nur durch ihr enormes Volumen; sie ist gewissermaßen das größte der Glieder unseres Systems, da nicht sie, sondern der gemeinsame Schwerpunkt des ganzen Systems das Centrum bildet, um welches sich alle Planeten, alle Monden und auch die Sonne drehen. Dieser Punkt befindet sich etwa 50 000 bis 150 000 Meilen vom Mittelpunkt der Sonne entfernt, aber da die Sonne selbst einen Halbmesser von etwa 94 000 Meilen Länge hat, so liegt dieser Schwerpunkt — dessen Lage sich übrigens nach dem jeweiligen Stand der Planeten stetig ändert — noch innerhalb des Sonnenkörpers selbst.

Wie die Gestirne des Fixsternhimmels, so unterscheiden sich auch die

Planeten unseres Systems durch verschiedene Helligkeit, und es ist bereits darauf aufmerksam gemacht worden, daß die Helligkeitsbestimmungen der Gestirne, die Photometrie der Himmelskörper ein sehr wichtiges Hilfsmittel der Astrophysik ist.

Die älteste Methode der Photometrie besteht darin, die Sterne unter einander mit bloßem Auge zu vergleichen und danach abzuschätzen. Auf diese Weise sind die Größenklassen der Fixsterne entstanden. Es hat hervorragende Beobachter gegeben, beispielsweise Argelander, Schmidt u. A., welche vorwiegend diese Methode anwendeten und eine außerordentliche Fertigkeit darin erlangten. Auch auf dem Potsdamer Observatorium wird sie noch heute bei Abschätzung der veränderlichen Sterne von Dr. Wisling angewendet.

Man hat aber auch mechanisch-optische Vorrichtungen verschiedenster Art construiert, die sogenannten Photometer, um Helligkeitsmessungen auf's Genaueste ausführen zu können. Als das vorzüglichste dieser Systeme hat sich bisher dasjenige von Zöllner bewährt. Das Princip des Zöllner'schen Photometers beruht darauf, daß man mit Hilfe einer gleichmäßig brennenden Lampe im Fernrohr einen Lichteffect, einen künstlichen Stern erzeugt, der durch optische und mechanische Vorrichtungen in jedem Grade meßbar abgeschwächt werden kann.

Gleichzeitig mit dem Licht des künstlichen Sterns läßt man dasjenige eines natürlichen Sterns in's Fernrohr fallen und ändert die Helligkeit des künstlichen Sterns so lange, bis sie gleich derjenigen des natürlichen ist. Der Meßapparat giebt alsdann einen zahlenmäßigen Ausdruck für die Intensität des zu messenden Sternes an. Macht man nun dieselbe Manipulation mit einem zweiten natürlichen Stern ebenfalls, so erhält man auch für diesen eine Zahlenangabe am Meßapparat, ebenso für einen dritten u. Diese Zahlen unter einander verglichen, bezeichnen die Helligkeitsverhältnisse, welche die gemessenen natürlichen Sterne unter einander haben.

Mit derartigen Meßinstrumenten, die in der letzten Zeit noch wesentlich verbessert worden sind, werden auf dem astrophysikalischen Observatorium seit dem Jahre 1878 von Dr. Müller ausführliche photometrische Untersuchungen angestellt. Unter diesen verdienen besonders Interesse die Helligkeitsmessungen der Planeten. Welchen Werth dieselben besitzen, kann man aus folgender Betrachtung ersehen: Mit Ausnahme des Spectrums und der teleskopischen Vergrößerung bieten uns die Planetenscheiben keinen Anhalt, der uns gestattet, in Bezug auf ihre Oberflächenschicht Schlüsse zu machen. Es ist klar, daß eine dichte weiße Wasserdampfatosphäre eine sehr viel größere lichtreflectirende Kraft besitzt, als eine Atmosphäre mit nur partieller Wolkendecke oder eine Oberfläche mit Unebenheiten. Wenn wir also photometrisch die lichtreflectirende Kraft eines Planeten feststellen, so sind wir in der Lage, uns über seine Oberflächenbeschaffenheit eine nähere Ansicht zu bilden.

Die zwischen der Erde und Sonne befindlichen Planeten Venus und

Merkur erscheinen uns bekanntlich, wie unser Mond in seinen Phasen, veränderlich, in Sichelform bis zur vollen Scheibe, auch die äußeren Planeten Mars, Jupiter u., wenn sie sich seitwärts von der Verbindungslinie zwischen Sonne und Erde befinden, haben geringe Phasen, deren photometrische Untersuchung von Interesse ist.

Bei allen Phasen wirkt das Sonnenlicht, von uns aus betrachtet seitlich auf den Weltkörper, so daß wir, wie beispielsweise auf dem Mond, die Erhöhungen der Oberfläche gleichzeitig mit den großen Schatten sehen, welche sie werfen.

Diese Schatten nehmen z. B. der Mondsichel einen Theil des Sonnenlichtes, das bei voller Beleuchtung direct auffällt. Deshalb ist die Vollmondscheibe verhältnißmäßig heller als sie sein würde, wenn wir ihre Lichtintensität aus der Beleuchtung der Sichel durch Rechnung ausfindig machen würden. Durch fortgesetzte photometrische Beobachtungen der Planeten bei verschiedenen Phasen können wir mit gewisser Vorsicht Schlüsse ziehen über etwaige schattenwerfende Unebenheiten an der Lichtgrenze der Sichel.

Die photometrischen Beobachtungen der Planeten sind aber auch noch von einigen anderen Gesichtspunkten aus betrachtet von großem Werth. Die zwischen Mars und Jupiter um die Sonne kreisenden kleinen Planeten haben so außerordentlich geringe Dimensionen, daß eine Ausmessung ihrer Durchmesser mit den gewöhnlichen Hülfsmitteln der Astronomie nicht möglich ist. Wenn man aber voraussetzt, daß ihre Oberflächenbeschaffenheit eine ähnliche wie die der großen Planeten ist, so giebt die Vergleichung der von den Asteroiden und den großen Planeten auf die Erde gesandten Lichtmengen ein Mittel an die Hand, genähert die Dimensionen der kleinen Geschwister unserer Erde zu bestimmen. Auf diese Weise ist bereits festgestellt, daß die Durchmesser dieser Himmelskörper nur zwischen 30 und 400 Kilometer schwanken.

Es darf ferner nicht unerwähnt bleiben, daß fortgesetzte Helligkeitsbeobachtungen der Planeten, insofern dieselben uns nur reflectirtes Sonnenlicht zusenden, ein ausgezeichnetes Mittel bieten, etwaige Schwankungen in der von der Sonne ausgesandten Lichtmenge nachzuweisen. Wenn zu gewissen Zeiten sämmtliche beobachtete Planeten eine größere oder geringere Helligkeit zeigen, so folgt, daß eine Zu- oder Abnahme des Sonnenlichtes stattgefunden hat. Auf diese Weise können, wenn die Beobachtungsmethoden immer mehr verfeinert werden, nicht nur große säculare, sondern vielleicht auch kleinere periodische Helligkeitsschwankungen der Sonne nachgewiesen werden, die auf anderem Wege kaum ermittelt werden würden.

Für die Kenntniß der Details der Planetenoberflächen ist die directe Beobachtung und Zeichnung außerordentlich wichtig. Aus diesem Grunde haben schon seit dem vorigen Jahrhundert die Astronomen Gewicht darauf gelegt, durch die Riesenteleskope sich ein möglichst genaues Oberflächenbild

unserer himmlischen Nachbarn zu verschaffen. Auch heute noch setzt man diese Arbeiten mit Hilfe unserer jetzigen lichtstarken Instrumente auf verschiedenen Sternwarten fort. Im Potsdamer Observatorium hat sich Lohse mit diesen Untersuchungen permanent beschäftigt und ist zu schönen Resultaten bezüglich des Mars und Jupiter gelangt.

Bevor hierauf eingegangen werden soll, ist es nöthig, Einiges über die anderen Planeten zu sagen. Da handelt es sich zunächst um einen sogenannten „intramerkurischen“, d. h. um einen solchen Planeten, der sich — nach der Hypothese Leverriers — noch innerhalb der Bahn des Merkur, nahe der Sonne befinden soll. Dieser bereits mit dem Namen „Vulcan“ versehene Planet, dessen Existenz von vielen Astronomen angezweifelt wird, ist auf dem Potsdamer Observatorium trotz der hundert- und tausendfältigen Beobachtung der Sonnenscheibe, auf der er sich doch einmal als kleines schwarzes Pünktchen markiren müßte, noch niemals bemerkt worden, so daß wir nach wie vor den Merkur als den der Sonne nächsten Planeten betrachten müssen.

Was nun den Merkur betrifft, so ist er selbst nahe der Sonne so lichtschwach, daß er für die directe Beobachtung bisher wenig Details dargeboten hat. Auch die Venus hat uns auf ihrer Oberfläche noch keine Flecken oder andere Erscheinungen gezeigt, welche man durch Zeichnung fixiren und etwa zur Bestimmung der Rotation dieses Weltkörpers um seine Axe hätte verwenden können. Die Atmosphäre der Venus scheint sehr hoch und dicht zu sein, was u. A. auch die schmale Sichel der Venus erkennen läßt, indem sie nämlich mehr als die Hälfte des Randes der Scheibe umspannt und dadurch auf die Anwesenheit einer lichtbrechenden Schicht Schlüsse zu ziehen gestattet. Die Venus ist für die Astronomie in einer Beziehung ein wichtiger Himmelskörper, denn ihre Vorübergänge vor der Sonnenscheibe werden bekanntlich dazu benutzt, um die Entfernung der Sonne von unserer Erde zu bestimmen und dadurch einen Maßstab für den Weltraum zu gewinnen.

Die Asteroiden sind so klein, daß sie dem Beobachter keine Details ihrer Oberflächen offenbaren. Dagegen erscheint Saturn mit seinem stattlichen Ringe unter günstigen Verhältnissen als ein der eingehenden Beobachtung würdiges Object. Es sind bis jetzt über die Saturnscheibe noch keine fortlaufenden, durch eine Reihe von Jahren sich erstreckenden directen Untersuchungen in Potsdam ausgeführt worden, ebenso wenig wie über die beiden lichtschwachen Außenplaneten Uranus und Neptun.

Die Hauptaufmerksamkeit hat sich den beiden günstigsten Himmelsobjecten, dem Mars und dem Jupiter, zugewendet. Was zunächst den Mars betrifft, so beobachtete Lohse diesen Planeten bereits seit Anfang der siebziger Jahre und hat mit Hilfe seiner Zeichnungen aus den Jahren 1873, 1877 und 1879 zunächst eine Karte der Aequatorialgegenden und der Südhälfte des Mars bis etwa zum 60° südlicher Breite dargestellt.

Als der Planet 1883 und 1884 wieder in eine günstige Nähe zur Erde kam, beobachtete und zeichnete der genannte Astronom den damals uns zugewendeten Nordpol, sowie einen Theil der Nordhälfte des Gestirns und construirte daraus eine Karte der Nordpolargegend des Mars, welche demnächst veröffentlicht werden wird, nachdem die oben erwähnte Karte bereits früher publicirt worden ist.

Der Mars ist einer der wenigen Körper unseres Sonnensystems, dessen Atmosphäre hinreichend gelichtet ist, um einen außerhalb befindlichen Beobachter die Gestalt der soliden Oberfläche erkennen zu lassen. Die Flecke des Mars sind feste Oberflächengebilde von dunkelgrünlich schwärzlicher Farbe; das Uebrige ist röthlichgelb, die Polarflecke blendend weiß. Es kommen nicht selten auf dem Mars atmosphärische Trübungen vor, die dem Beobachter das Erkennen der einzelnen Gebilde oft erschweren. Der Nordpolfleck war in der letzten Beobachtungsperiode constant zu sehen, und zwar fiel seine Mitte fast genau zusammen mit der wirklichen Lage der Marsage. Die atmosphärischen und sonstigen Verhältnisse auf dem Mars, der Wechsel der Jahreszeiten u. s. w. machen die Wahrscheinlichkeit, daß der Mars für organische Wesen bewohnbar sei, fast zur Gewißheit.

Das zweite Hauptobject der Beobachtung Lohses bildet, ebenfalls seit Anfang der siebziger Jahre, der mächtigste Planet unseres Sonnensystems, der Jupiter. Nachdem es gelungen war, bis zum Jahre 1875 zahlreiche Abbildungen der uns sichtbaren Oberfläche des Jupiter anzufertigen und zu publiciren, wurde die Stellung dieses Planeten am Himmel für die Beobachtung in unseren nördlichen Breiten immer ungünstiger, und es war nothwendig, die Arbeit so zu organisiren, daß auch die südlichen Sternwarten unserer Erde sich daran betheiligten. Zu diesem Zweck constituirte sich im Jahre 1876 auf Lohses Anregung in London eine internationale Gesellschaft, das „Jupiter-Comité“, dessen Mitglieder noch in demselben Jahre Beobachtungen in Australien, Amerika u. anregten.

Als nun aber 1878 der Jupiter wieder für uns ein guter Gegenstand der Beobachtung zu werden anfang, wurde er in Potsdam, soweit es die Umstände gestatteten, fortgesetzt gezeichnet und beobachtet. Die Fülle des Materials, welches gegenwärtig über den Jupiter vorhanden ist, übersteigt bei Weitem Alles, was wir von irgend einem anderen Planeten wissen. Die merkwürdigste Erscheinung, welche in neuerer Zeit auf der Oberfläche des Jupiter zu Tage trat, war der vielbesprochene „rothe Fleck“ — wahrscheinlich ein Eruptionsproduct — der seit seinem Erscheinen, Juni 1879, bis heutigen Tages noch auf der Jupiterscheibe beobachtet werden kann.

Die Oberfläche des Jupiter ist mit charakteristischen Streifen und wolkenartigen Gebilden bedeckt, deren Gesammterrscheinung im Laufe der 15 Beobachtungsjahre bis heute sich verändert hat, wie dies auch die zahlreichen Abbildungen des Planeten in den Publicationen des Observatoriums beweisen. Zur Erklärung der Streifenbildung kann man sich vorstellen, daß

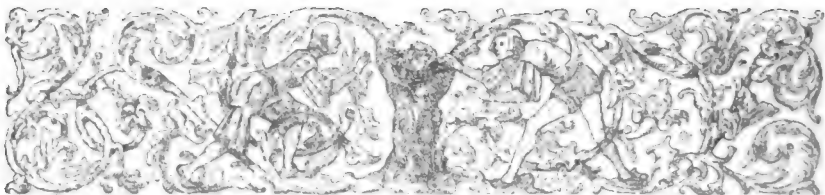
vulcanische Eruptionsproducte aus dem Innern des Planeten die Wolkenbede durchbrechen, und indem sie — etwa wie unsere Passatwinde — gegen die sehr schnelle Rotation des Jupiter zurückbleiben, sich streifenartig über die Scheibe ausdehnen. Aus den Beobachtungen des Planeten war ferner zu entnehmen, daß in der Zeit des Sonnenfleckensmaximums die Streifenbildung in der Atmosphäre des Jupiter eine entwickeltere gewesen ist.

* * *

Wir sind am Ende dieser Betrachtungen angelangt, zu denen ein Besuch auf dem astrophysikalischen Observatorium in Potsdam die Veranlassung gab. Wohin wir blicken im Weltall, werden wir gefesselt durch die Fülle der Erscheinungen, durch die Großartigkeit der kosmischen Massen, welche in Action sind, und durch die Gewaltigkeit der wirkenden Naturkräfte. Riesengroß wölbt sich über uns der Himmel mit seinen flammenden Sonnen, die die Lebensfackeln jener „dunklen“ Welt sind, die allein befähigt ist, organisches Leben im Kosmos zu tragen und zu unterhalten. Neue Sterne flammen auf am Firmament, alte Sterne verschwinden dem Blick, auf und nieder wogt das kosmische Lichtmeer, dessen Tropfen die Fixsternwelten sind!

Inmitten dieser erhabenen Scenerie steht ein Stäubchen da, der Mensch; ruhig und unergründlich dieses Weltchauspiel beobachtend. Sein Prisma hält er dem glühenden Gestirn entgegen, das aus Fixsternwelten herüberleuchtet, und mißt die Schnelligkeit der Flammenwoge der Protuberanzen, mit dem Fernrohr löst er die Milchstraßen des Himmelsraumes in Einzelwelten auf und mit dem Photometer registriert er die Pulsschläge der abnehmenden Lebenskraft der Sonne!





Russische Gesellschaftstypen im Spiegel der Dichtung.

Von

Rapphael Toewenfeld.

— Breslau. —



Mehr als in irgend einem andern Culturlande besteht in Rußland ein enger Zusammenhang zwischen Dichtung und Leben. Nicht als ob dort der Einfluß der Literatur auf die Gesamtbildung des Volkes ein größerer wäre, als im westlichen Europa, umgekehrt vielmehr, der Einfluß der geistigen Strömungen und Strebungen der Gesellschaft drückt der Literatur seinen Stempel viel deutlicher auf, als dies bei uns der Fall ist. Russische Gesellschaft und russische Literatur — beides sind Begriffe, die erst seit Peter dem Großen existiren, und nimmt man sie in dem Sinne, der uns geläufig ist, so kann man ihnen kaum das Alter eines Jahrhunderts geben. Der gewaltige Monarch, der durch die Gründung Petersburgs seinem Lande die europäische Cultur mit einem Schläge zuführen zu können glaubte, vermeinte auch eine nationale Literatur aus dem Boden stampfen zu können. Wie eine Ironie klingt die Antwort des ersten russischen Dichters auf diese Bestrebungen. Ein moldauischer Fürst, Kantemir, der Gesandter in Paris war und eine durchaus westeuropäische Bildung hatte, war Rußlands erster Dichter, was er schrieb, waren Satyren — ein höchst charakteristischer Beginn für eine Literatur, deren Werken allen fast ausnahmslos der Geist der Satyre innewohnt, sei die Form lyrisch, episch oder dramatisch. Das ganze achtzehnte Jahrhundert hindurch ist der kleine Bruchtheil des russischen Volkes, der nach Bildung strebt und sich Wissen aneignet, von dem Geiste abhängig, der aus Deutschland, England und Frankreich in's Land getragen wird. Die Sprache, in der man schreibt, ist russisch, die Gedanken fremd. Das war das Werk Peters des Großen, das heute — nicht ganz ohne Berech-

tigung — von der Partei der Slavophilen als die That eines irreleitenden Führers bezeichnet wird. Wer Sinn für historische Entwicklung hat, wird begreifen, daß aus diesen Anfängen eine nationale Literatur nicht hervorgehen konnte. Rußlands Boden war lange noch nicht fähig, eine tausendjährige Cultur aufzunehmen und selbständig zu verarbeiten. Was aber ist verhängnißvoller für ein in der Entwicklung begriffenes Individuum, sei es ein einzelner Mensch, sei es ein ganzes großes Volk, als die Unselbständigkeit? Und dieser Fluch der Unselbständigkeit haftete an dem heranwachsenden Volke bis in die jüngste Zeit. Ja, bis in die jüngste Zeit. Denn was die Russen eine nationale Literatur nennen, die Schöpfungen eines Puschkyn, Lermontow u. A., ist doch wiederum nur der Niederschlag fremder Gedanken und Empfindungen, die freilich bei diesen wunderbar begabten Schülern des Westens in eigenartiger Weise verarbeitet sind, in einer Weise, die den Irrthum übereifriger Verehrer in gewissem Sinne rechtfertigt. Aber eines hat diese Literatur, wie bereits angedeutet, vor allen übrigen voraus. Sie ist seit einem Jahrhundert die beredteste Verkünderin dessen, was das Volk bewegt, sie ist die treueste Schilderin dessen, was das heranwachsende Geschlecht ist — sie schildert Typen, nicht Charaktere.

Wir werden uns an einem naheliegenden Beispiele klar machen müssen, was an dieser Stelle unter dem Worte Typen zu verstehen ist. In der deutschen Literatur giebt es wohl nur eine Schöpfung, welche dem, was wir in Rußland verstehen wollen, ähnlich ist — die Gestalt Werthers. Denn man mag den Faust als den Typus deutschen Strebens, deutschen Denkens, deutschen Empfindens, mit einem Worte als den Extract deutschen Geistes auffassen, keineswegs ist er das Spiegelbild einer bestimmten Zeit und einer bestimmten Gedankenrichtung. In diesem Sinne ist Werther, der schwache, thatenlose, in Gefühlen untergehende, empfindsame Jüngling weit eher der Repräsentant einer ganzen Epoche und einer ganzen Species von Menschen, die dieser Epoche als echte Söhne angehörten. Werthergestalten giebt es wohl auch heute noch — welche Zeit und welche Gesellschaft hätte sie nicht? Aber die Gattung Werther ist ausgestorben. Die Menschheit hat stets, von Hiob bis Faust, an jenem großen Welt Schmerz gelitten, der sie die Grenzen ihres engen Geistes bitter empfinden ließ. Aber der Welt Schmerz in der Gestalt jener germanischen Sentimentalität, die große englische und deutsche Dichter des vorigen Jahrhunderts in der Literatur fixirt haben, war an eine bestimmte Zeit gebunden und ist mit ihr zu Grabe getragen. Die Spätlinge des Welt Schmerzes, die auch heute noch unter uns wandeln, sind ein Anachronismus. Sie entbehren der Tragik eines Werther und werden immer mehr zu komischen Gestalten.

So wie Werther als der Repräsentant gewisser Jahrzehnte deutschen Geisteslebens zu betrachten ist, darf man Eugen Onjegin, den Helben des Puschkyn'schen Werzromanes, als die typische Ausgestaltung der russischen Jugend der zwanziger Jahre unseres Jahrhunderts betrachten. Zwar hat

Puschkin es nicht gerade ausgesprochen, daß er in seinem Helden seine Zeitgenossen und Landsleute widerzuspiegeln beabsichtigte, aber in Rußland ist gleich nach dem Erscheinen, wie bis auf den heutigen Tag, Eugen Onegin nicht anders verstanden worden. Und was wäre ein treffenderer Beweis für das Gelingen der Photographie, als daß das Original sie selbst für gelungen hält?

Eugen ist ein Mensch, der den Genuß des Lebens nicht mehr kennt, weil er zuviel genossen, der stumpf geworden ist gegen alles Schöne und Gute, weil er zu früh begonnen hat, die Annehmlichkeiten des Lebens bis auf den letzten Tropfen auszukosten. Ein gewandter Weltmann ohne Herz, eine kritische Natur mit scharfem Verstande, aber ungenügender Bildung, ein Mann, der das Wort Ehre stets im Munde führt und auch bereit ist, sein werthloses Leben dafür hinzuopfern, ohne den gewichtigen Inhalt des Wortes ganz zu verstehen und voll zu begreifen. Von Allem, was der Mensch wissen muß — der Mensch, der in der Gesellschaft etwas gelten soll — hat er eine leichte Ahnung; ernster beschäftigt ihn nichts. Wofür er schwärmt, ist Adam Smith und seine Nationalökonomie. Nur Eins, sagt der Dichter, gab es, worin er es zur Vortrefflichkeit

Gebraucht, was schon seit frühen Tagen
Ihm Leiden, Freuden schuf und Plagen,
Worin sein Eifer nie erschlafft,
Daß war die zarte Wissenschaft
Der Liebe.

Aber auch dieser Begriff wird in den Händen des Genußsüchtigen entstellt und verzerrt. Für ihn ist die Liebe „der Verführung trugvolle Kunst“,

Bald voll Verzweiflung, bald voll Nüchternung,
Hinwinkend, schmachtend, froh, betrübt,
Gleichgültig, eifersüchtig, fügsam,
Stolz, übermüthig und genügsam! —
Bald saß er stumm in trübem Muth,
War bald berebt voll Schwung und Gluth.
Wie er in seinen Briefen häufig
Sich gehn ließ, blindlings alle Zeit
Nur einer Liebe ganz geweiht!
Selbst Thränen waren ihm geläufig.
Im Auge wechselte die Scham
Mit Frechheit, wie es gerade kam.

Mit einem Wort, Eugen Onegin ist die männliche Fokette, die alle Künste des Gefallens studirt und mit grausamster Herzlosigkeit anwendet. Raum daß ihm eine Spur von Mitleid für das arme Opfer seiner Schlechtigkeit bleibt; ihm gilt das hinwinkende Mädchen nicht mehr, als das Blatt, das herbstlich von dem Baume fällt. Und was ist ihm der Freund? Ein Genosse bei Schmausereien und Sport, nichts mehr. Kommt er ihm nur flüchtig in den Weg, kreuzt er hie und da seine schlau berechneten Quergänge, so wirft er ihm den Handschuh hin, nicht im Ueberchwang der

Leidenschaft, sondern in der schlaun Berechnung der Wirkung, die auch dieses Manöver auf das arme Mädchenherz machen wird, das er eben zu umgarnen bemüht ist. Er schießt den Freund nieder und geht heim mit dem Bewußtsein, ein Ehrenmann zu sein

Da Tatjana, deren Lebensglück er geknickt, die Gattin eines alten Generals geworden, stellt sich der Rechenkünstler wieder ein und spricht ihr von seiner unverslöschlichen, unheilbaren Liebe. Ob es das Aufladern eines schon längst verloren geglaubten Gefühls, ob es nur der neue Versuch eines Leichtsinrigen ist — der Dichter beantwortet diese Frage nicht. Tatjana hört seine Liebeschwüre mit Ruhe an, sie erzählt ihm, wie es gekommen, daß sie die Gattin des Fürsten wurde, und schließt mit den Worten:

„Wohlan, ich liebe Sie, ich will's bekennen,
Doch hat ein And'rer meine Hand,
Ihm bleib' ich treu!“ —

Treu! — Das ist es, was Eugen Onegin nie zu sein verstanden hat. Sich selbst, seinen Freunden, seiner Liebe, Allem ist er untreu. Ihm fehlt es an Grundsätzen, an einer Richtschnur des Lebens, ihm fehlt der Halt, den gründliches Wissen, die feste Stütze, die ein entwickelter Charakter giebt.

Ohne Zweifel haben diejenigen Recht, welche in der Gestalt des Onegin eine Byron'sche Figur erblicken; aber nicht in dem Sinne, als ob Puschkın Geschöpfe Byron'scher Phantasie nachgeahmt hätte; nein, er griff die Menschen auf, die sich um ihn und mit ihm in der Gesellschaft bewegten, die allerdings alle unter dem Einfluß des damals ganz Europa beherrschenden englischen Dichters sich befanden.

Ein trauriges Bild! Hat der Dichter übertrieben um der mächtigeren Wirkung willen? Hat er falsch gezeichnet?

Gewiß nicht; denn prüft man genauer, so findet man in der Gestalt seines Helden Züge seines eigenen Selbst. Die Gesellschaft, deren Kind Onegin ist, gleicht vollkommen derjenigen, welche Puschkın in den Tod getrieben hat. Wer kennt nicht das traurige Ende des Dichters? Der Mann, den man als den Vertreter russischen Geistes vergötterte, wurde durch die lächerlichen Vorurtheile und die unsittlichen Anschauungen der ihn umgebenden Kreise genöthigt, mit einem hergelaufenen Franzosen, Dantès, Kugeln zu wechseln, bloß weil jener sich rühmte, ohne Grund rühmte, die Gunst von Puschkıns Gattin erfahren zu haben. Am 29. Januar 1837 starb Puschkın, zwei Tage nach dem Duell mit dem schußgeübten Franzosen, und dieselbe Gesellschaft, die ihren Dichter in den Tod getrieben hatte, richtete nun ihre Wuth gegen den fremden Abenteurer. Dantès, bisher der verhätschelte Liebling der Damen, ward zum Mörder gestempelt und genöthigt, sich unter Escorte über die Grenze schaffen zu lassen, um der Volkswuth zu entgehen.

Puschkıns junger Nebenbuhler, Michael Lermontow, begriff die ganze Tragweite dieses Ereignisses und dessen symptomatische Bedeutung. In mächtiger Strafrede hält er der Gesellschaft ihre Sünden vor.

Laßt um den Todten Euer Klaggeschrei,
 Daß Loben, Tadeln, Weinen ist vergeben,
 Er hört es nicht, es ist mit ihm vorbei,
 Und ob er recht gethan, ob er gefühlt,
 Daß er der falschen Schattenehre Bahn,
 Die jedem hohlen Gecken aufgethan,
 Zur Sühne der Verleumdung sich erwählt:
 Das Schicksal hat die Rechnung abgeschlossen,
 Des Dichters Herzblut ist dafür vergossen! . . .

Ein leeres Herz schlägt stets in gleichen Schlägen,
 Was sollte auch des Mörders Herz bewegen?
 Ein Abenteuerer, kam er aus der Ferne,
 Er nahm kein Herz mit sich, ließ keins zurück,
 Rang sucht' er bei uns, Titel, Ordenssterne,
 Denn unverständlich war ihm and'res Glück.
 Er fand, was er gesucht in unsrer Mitte,
 Er fand bei uns ein zweites Vaterland —
 Sein Dank war: daß er sonst bei jedem Schritte
 Was ihm begegnete, verächtlich fand.
 Fremd blieb er unsrer Sprache, unsrer Sitte,
 Das Volk war ihm ein Gegenstand des Hohnes,
 Er suchte keine Gunst, als die des Thrones. . . .

Es lebt ein ewiger, gerechter Richter,
 Der wird, wenn wir die Missethat nicht rächen,
 Auf unser Flehn aus seinem Borne sprechen:
 Versiegen soll die Quelle eurer Lieder,
 Ihr wußtet nicht zu ehren euren Dichter,
 Zum zweiten Mal send' ich euch keinen wieder.

Mein Zar! — so apostrophirt Vermontow den Kaiser Nikolaus:

Mein Zar, ich werfe mich vor Deine Füße,
 Um Rache fleh' ich, Rache für den Dichter —
 Gib, daß der Mörder sein Verbrechen büße,
 Erhöre mich, sei ein gerechter Richter,
 Straf das Verbrechen, halt ein streng Gericht,
 Dein starker Fuß, die Schlangenbrut zertret' er,
 Damit aufwachsende Geschlechter nicht
 Wehklagen ob der Feigheit ihrer Väter —
 Und nicht, die unser Heiligstes verletzen,
 Sich bergen hinter schützenden Gesetzen!

Wer durfte es wagen, an den Despoten Nikolaus solche Forderungen zu richten? Darauf gab es nur eine Antwort: Vermontow ging in die Verbannung, um nie wieder in die Residenz zurückzukehren. Siebenundzwanzigjährig starb auch er, wie Puschkine, in einem leichtfertigen herausgeschworenen Zweikampf von der Hand eines Gegners, dem man nicht, wie Dantès, die Lust an Abenteuern und die Schuld am Duell nachsagen konnte.

Vermontow, der kaum die Grenze überschritten hatte, welche die Jünglingsjahre von dem Mannesalter scheidet, war schon allgemein als der würdige Nachfolger Puschkins anerkannt. Ohne Zweifel waren Vermontows schöpferische Fähigkeiten größer als Puschkins. Puschkin war ihm um ein Decennium der Entwicklung überlegen, ein Zeitraum, der bei dem jugendlichen Alter, in dem beide ihrem Volke entrissen wurden, schwer in's Gewicht fällt. Sein Hauptwerk ist: „Ein Held unsrer Zeit.“ Es prägt sich also hier schon im Titel das Bestreben aus, die Gesellschaft in ähnlicher Weise zu zeichnen, wie es Puschkin im Eugen Onegin versucht hatte. Könnte man bei Puschkin noch zweifeln, daß es ihm um ein Conterfei der ganzen Gesellschaft zu thun war, so sind bei Vermontow alle Zweifel behoben durch seine eigenen Worte. „Der Held unsrer Zeit,“ sagt er in einer durch die Kritik hervorgerufenen Vorrede zur zweiten Ausgabe, „ist in der That ein Portrait, aber nicht das eines einzigen Menschen; es ist ein Portrait, zusammengesetzt aus den Fehlern unserer ganzen Generation in ihrer vollen Entwicklung.“ „Ihr werdet mir entgegenhalten,“ fährt Vermontow fort, „der Mensch könne nicht so schlecht sein. Darauf sage ich euch, wenn ihr glauben konntet an die Möglichkeit aller tragischen und romantischen Verbrecher, warum glaubt ihr nicht an die Existenz Petischorins? Wenn ihr mit Entzücken die Erfindungen laset, die weit schrecklicher und niederträchtiger waren, warum findet dieser Charakter, sei es selbst nur als eine Erfindung, keine Gnade bei euch? Etwa darum, weil in ihm mehr Wahrheit steckt, als ihr gewünscht hättet?“

Die Frage traf die Gesellschaft in's Innerste. Denn Petischorin ist viel tiefer gedacht und viel reicher mit den Zügen jener hohlen Gesellschaft ausgestattet, als sein Bruder und Vorbild Onegin. Zwischen diesen beiden Geschöpfen dichterischer Phantasie, die zugleich die Wirklichkeit wieder spiegeln sollten, liegen zehn Jahre politischen Stillstands und geistiger Dede. Nichts hatte sich verändert, und so mußten auch die von dem Dichter zum Typus gestalteten Charakterzüge der Gesellschaft unbedingte Aehnlichkeit aufweisen. Petischorin ist, wie Onegin, ein in allen Ausschweifungen des hauptstädtischen Lebens und allen Stürmen der Leidenschaft aufgewachsener Jüngling, der in seinen schmerzreichen, noch jungen und schon welken Jahren, wie Puschkin einmal von sich selbst sagt, das Leben so ausgelostet hat, daß ihm nichts blieb, als der Lebensüberdruß. Aeußerlich der vollendete Geck, der auf seine kleinen aristokratischen Hände und auf die Zartheit seiner weißen Finger so eingeildet ist, wie auf seine ungewöhnlichen Anlagen und die hochentwickelte Befähigung, den Frauen zu gefallen. Er hatte das Liebesgetändel der vornehmen Gesellschaft mit den größten Erfolgen geübt, Alles hatte nur seine Phantasie und seine Eigenliebe erregt, das Herz war leer ausgegangen. Er hatte es mit Studien versucht, die Wissenschaft ward ihm schnell überdrüssig. Tödlische Langeweile hatte ihn erfaßt, und der Befehl, sich nach dem Kaukasus zu begeben, traf ihn wie ein Glück, von dem er noch

mehr erwartete; aber auch hier dieselbe Täuschung. Denn auch die ungekünstelte Hingabe des Ischerkessenmädchens vermag nicht dem gelangweilten Residenten die Nöthe des Lebens zu verschleiern. Und trotz der kaum noch zu steigenden Blasirtheit ergreift diesen Frauenbesieger der Neid, wenn er irgendwo einen Anderen sich vorgezogen sieht. Nur in diesem Falle ist er fähig, auf einen Augenblick seine Energie zusammenzufassen und durch Gewandtheit der Rede, durch Geist und Witz die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. Und doch ist ihm Frauenliebe, wie die Frauen selbst nichts als ein Spielzeug, das ebenso gut und ebenso schlecht wie anderes Spielzeug ist und nur dem einen Zwecke dient, die Langeweile zu vertreiben. Er rühmt sich, nie der Sklave einer geliebten Frau gewesen zu sein, sondern im Gegentheil stets über ihren Willen und ihr Herz absolute Gewalt ausgeübt zu haben. Frauen von Charakter liebt er nicht, so etwas, sagt Petschorin, kommt ihrer Natur nicht zu. Er spielt mit seinem eignen Leben, wie mit dem Leben Anderer. Denn da in ihm alle Empfindung ertödtet ist, hat er kein Verständniß für die Gefühle, die Andere an die Welt und an geliebte Wesen knüpfen. Kaltblütig schießt er seinen Gegner im Zweikampf nieder, aber mit derselben Ruhe war er bereit, wenn ihn die Kugel seines Partners getroffen hätte, den Abhang hinabzurollen, damit seine Leiche an den Felsenvorsprüngen hängen bleibe und der Verdacht von seinem Gegner abgelenkt werde. Petschorin fühlt sich so vollkommen frei von jeder Regung des Herzens, daß er alle seine Leidenschaften und Handlungen selbst mit größtem Interesse untersucht, wie der Physiologe den Gegenstand seiner Forschung. Zwei Wesen leben in seiner Brust, das ist das Resultat seiner eignen Beobachtung, das eine lebt im vollen Sinne des Wortes, das andere beobachtet und richtet das erste. Frei von jeder Täuschung, gesteht er sich selbst den eignen Unwerth ein und sieht mit der Klarheit des ruhigen Denkers sich nur als einen aus der großen Zahl der Epigonen eines besseren Geschlechts. „Diese Epigonen schweifen auf der Erde umher, ohne Ueberzeugung und ohne Stolz, ohne Genuß und ohne eine andere Furcht, als jene unwillkürliche Angst, welche das Herz bei dem Gedanken an das unvermeidliche Ende zusammenschnürt, — sie sind nicht mehr fähig zu großen Opfern, weder für das Wohl der Menschheit, noch für ihr eignes Glück, denn sie haben das Bewußtsein, daß dieses Glück unmöglich ist, und so schwanken sie gleichgültig von Zweifel zu Zweifel, wie ihre Vorfahren von einem Irrthum in den andern stürzten, ohne wie diese Hoffnungen, oder jenen mächtigen, wenn auch unbestimmten Genuß zu haben, welcher die Starken in ihren Kämpfen gegen ihre Mitmenschen oder wider das Geschick begleitet.“

In Olegin und Petschorin haben wir also das Conterfei der russischen Gesellschaft des dritten und vierten Decenniums unseres Jahrhunderts zu erblicken, wie es die Meisterhand der zwei größten Dichter Rußlands fixirt hat.

Aber der russischen Literatur blieb das Bestreben eigen, Typen zu schaffen in dem Sinne, wie wir es oben festgestellt haben. Die Gesellschaft forderte förmlich von ihren Dichtern ihr eignes Bild, ja sie hatte eine gewisse Freude an ihrer Caricatur.

Im Jahre 1860 ging in Rußland das Schlagwort „Oblomowschina“ (Oblomowerei) von Mund zu Munde, ein Wort, das man zwei Jahre vorher noch nicht gekannt hatte. Und was bedeutete das Wort? Es war eine neue Bezeichnung für das Typische des russischen Wesens, wie es in den höchsten Gesellschaftskreisen in die Erscheinung tritt, und seinen Ursprung hatte es in dem 1859 erschienenen Roman von F. A. Gontscharow „Oblomow“.

Oblomow ist ein junger Edelmann, der Erbe eines beträchtlichen Vermögens. Aufgewachsen ist er auf dem Lande in einer Umgebung, die die Pausen zwischen Kalenderlesen und Schlafen nur durch Essen auszufüllen pflegte. Er hat eine gute Erziehung genossen und besitzt Eigenschaften edler Art. Seine Freunde rühmen seine „taubenhafte Zartheit“, seine Sittenreinheit und seine ehrliche Gesinnung.

Diesen Eigenschaften steht aber eine gegenüber, welche den Gluck seines ganzen Lebens bildet: die Trägheit. Er möchte das Höchste, aber er hat nicht die Kraft zu irgend einer That. Er denkt über alles nach, aber er handelt nicht. Bald ersinnt er einen Plan zur Verbesserung der Lage seiner Leibeigenen, bald träumt er sich ein eignes Heim an der Seite einer liebenden Gattin, und das Bild der Verwirklichung dieser Zukunftsträume steht so lebhaft vor ihm, daß er von einer fürchterlichen Enttäuschung getroffen wird, wenn er aus seinem schönen Traum erwacht. „Das Märchen,“ so sagt Gontscharow einmal von ihm, „verschwamm in seinem Sinn mit dem Leben, und Ilia Ilitsch beklagte es oft unbewußt, daß das Märchen nicht Leben sei und das Leben nicht Märchen“ und bezeichnet ihn treffend als „Dichter des Lebens“.

Diese Gedanken trägheit wird noch genährt durch seine Lectüre. Er liest immer nur abgebrochen, und die aufgeschlagenen Bücher liegen auf seinem schmutzigen Tische so lange, bis fingerdicker Staub die Stelle bezeichnet, bei der er stehen geblieben. Natürlich bevorzugt er die Dichter, „den Denkern gelang es niemals, die Sehnsucht nach theoretischen Wahrheiten in ihm zu wecken“. Was er auch vorzunehmen beabsichtigt, immer wieder verschiebt er den ersten Schritt, der den Weg zum Ziele bezeichnet, von heut auf morgen, von morgen auf übermorgen, und so bleiben alle seine Pläne ungethan. Auch sein Körper leidet unter dieser Lebensweise. Seine unsaubere Junggesellenwohnung entbehrt aller der Bequemlichkeit, die doch der wohlhabende Besitzer so leicht genießen könnte. Speise und Trank bereitet ihm Bachar, ein verschlagener, schmutziger Gefelle, der schon in seinem Vaterhause der Diener des heranwachsenden Knaben gewesen war. Zwischen Oblomows Aufstehen und Schlafengehen liegt nur ein kleiner Zeitraum, welcher bisweilen auch durch halbwachses Träumen ausgefüllt wird. Alle seine Zukunftspläne entstehen auf dem zerstückelten Sopha, auf dem er sein

halbes Leben zubringt. Seine nähere Umgebung besteht aus gefinnungslosen Schmarozern, die den reichen Gutbesitzer nach allen Richtungen ausbeuten. Oblomow ist klug genug, die Charakterlosigkeit dieser Menschen zu durchschauen, aber er duldet sie um sich. Denn „es giebt noch Sybariten, denen solche Schmarozer zur Ausfüllung ihres Lebens nothwendig sind; sie würden ohne diese Ueberflüssigen Traurigkeit und Einsamkeit auf dieser Welt empfinden. Wer sollte ihnen die Tabakdose reichen, wer das entfallene Taschentuch vom Boden aufheben? Wem könnten sie ihre Kopfschmerzen klagen mit dem Recht auf Theilnahme, wem ihre häßlichen Träume erzählen? Wer sollte ihnen vor dem Schlafengehen vorlesen und zum Einschlummern verhelfen? Und dann kann man solche Proletarier in die Stadt schicken, um Einkäufe zu machen — und braucht sich nicht selbst zu bemühen.“

Und die Trägheit ist es, die Oblomow trotz seiner guten natürlichen Anlagen zu Grunde richtet. Da hilft es nichts, daß sein Freund Stolz (väterlicherseits deutschen Ursprungs) ihn zur Arbeit aus allen Kräften anspornt. Kein Anderer wäre besser geeignet als Stolz, ihm den Segen der Arbeit zu lehren, Stolz, den der Dichter als die Verkörperung der Arbeitsamkeit dem arbeitsunfähigen Oblomow gegenüberstellt. Aber er vermag nichts über die Schwerfälligkeit seines Freundes. Selbst Olga, dem zärtlichen Mädchen, das sich's zu ihrer Lebensaufgabe gemacht hat, den guten Menschen auf den Weg der Selbstachtung und der Thätigkeit zu führen, versagen die Kräfte, und sie verliert sogar im entscheidenden Moment die Achtung vor dem Manne, den sie einst geliebt hatte. Was ihr bleibt, ist die Theilnahme, die wir jeder Krankheitserscheinung widmen, und so geht Oblomow, aufgegeben von den beiden guten Geistern, die ihn schützend umgaben, elend zu Grunde.

Man wird besonders in der Unfähigkeit zum Handeln eine nahe Verwandtschaft zwischen Oblomow und den Puschkine-Vermontow'schen Gestalten wahrnehmen. Doch lebt in ihm nichts mehr von dem Weltschmerz Byron's, er erscheint echter, russischer.

Und so kann man auch die Gestalten Turgenjew's: Basarow, Rubin und ähnliche in gewissem Sinne als die Nachfolger Dnegins und Petshorins betrachten. Freilich zeigen die Helden Turgenjew's ein anderes Gesicht, als ihre älteren Brüder. Die Zeit hatte sich verändert. Nikolaus hatte sein System scheitern sehen und war, mit dem Fluche seines Volks beladen, aus der Welt gegangen. Ihm war Alexander II. gefolgt, der edle Schüler eines edlen Lehrers; denn kein Geringerer hatte die geistigen und sittlichen Anlagen des Prinzen zur Entfaltung gebracht, als Wasilii Zukowski, das Haupt der romantischen Schule in Rußland, ein Vorgänger Puschkins, der auf das ganze heranwachsende Geschlecht durch Uebersetzungen deutscher und englischer Dichter, ganz besonders Schillers, den bedeutendsten Einfluß geübt hat. Alexanders Regierung begann mit den besten Aussichten. Es ist bekannt, wie alle freiheitlichen Regungen, die er selbst begünstigte und in die That umsetzte, plötzlich — nach dem polnischen Aufstande — einem unver-

ständigen, systemlosen Rückschritt wichen und so die moderne Bewegung zeigten, die wir kurz als nihilistisch zu bezeichnen gewohnt sind. Man hört gemeiniglich die Ansicht, Iwan Turgenjew habe das Wort „Nihilist“ erfunden. Ganz so ist es nicht. Der Name ist Jahrtausende alt, denn er erscheint schon beim heiligen Augustinus und soll auch dort nicht das erste Mal vorkommen. Wohl ist es richtig, daß Turgenjew der Erste war, der ihn auf die russische Bewegung anwandte, und zu einer Zeit, als diese Bewegung selbst nur erst in ihrem Keime vorhanden war, daß er einen Nihilisten darstellte, als seine Landsleute von der Existenz derselben noch keine Ahnung hatten.

Als Turgenjew seinen Basarow schuf, waren die Nihilisten durchaus keine politische Partei. „Der wahre Nihilismus,“ so sagt ein vielgenannter Führer der Revolution, Lawrow, „war eine philosophische und literarische Bewegung, welche in dem ersten Decennium nach Aufhebung der Leibeigenschaft, also zwischen 1860 und 1870 blühte.“ Der Kampf richtete sich demnach mehr gegen gesellschaftliche Ideen, als gegen staatliche Einrichtungen. Den Nihilisten dieser Zeit schildert Turgenjew. Basarow ist ein frühreifer Jüngling, der sich als Mediciner hauptsächlich mit Naturwissenschaften beschäftigt, aber, wie seine jüngeren Anhänger, auf die er einen ungeheuren Einfluß übt, sagen: er weiß Alles. Er ist ein Mensch, der alle Autorität und alle Traditionen, die er unterschiedslos als Vorurtheile betrachtet, abgeschworen hat. Ihm dünkt der Chemiker nützlicher, als der Poet, wie ihm überhaupt jede Betrachtung des Lebens von ästhetischen Gesichtspunkten als ein Übel, als etwas die Menschen auf Irrwege Leitendes erscheint. Dieser Gedankengang führt ihn auch zur Bekämpfung aller Empfindungen, und scheinbar gelingt es ihm, Alles, was in ihm von Gefühlen zurückgeblieben ist, durch seine großen Verstandeskräfte zu unterdrücken. Was Andern als der räthselhafte Blick eines schönen Frauenauges erscheint, ist ihm nur Gegenstand der Analyse; er sucht den Stoff, der diese Wirkung übt. Er spottet über diejenigen, die die Natur als einen Tempel des Edlen, der Gottheit oder dergleichen betrachten. Ihm ist sie eine Werkstatt und die Menschen sind die Arbeiter darin. Er begreift nicht, wie ein Mann von 44 Jahren Freude an den schönen Tönen eines Cello und an einer Composition Beethovens oder Mozarts empfinden; wie Jemand für ein Bild von Raphael auch nur einen Groschen opfern könne. Die Lectüre der Dichter gilt ihm für abgeschmackt. „Wer interessirt sich in unseren Tagen noch für Romantik und Poesie?“ sagt er einer Dame, die Buschkin hieß, und empfiehlt ihr Büchners „Kraft und Stoff“. Der Begriff der Liebe ist für ihn ein überwundener Standpunkt. Er erklärt Alles aus der „Sensation“; so bezeichnet er jede Regung des Menschen, sei sie, um mit unsern alten Begriffen zu sprechen, physisch, oder psychisch. Eine schöne Frau ist für ihn nichts als — ein Prachtexemplar für den Secirtisch. Und obwohl dieser Mensch in Wirklichkeit nie zu Lügen seine Zuflucht nimmt, ist er in diesem Falle gegen

sich selbst unwahr, denn er unterliegt nicht weniger als jeder gewöhnliche Sterbliche sowohl dem Zauber einer geistreichen, als der Anmuth einer schönen Frau.

Kurz all' sein Handeln bestimmt nur die Rücksicht auf das Nützliche, und, fügt er hinzu, was wir für nützlich erkennen. Heutzutage erscheint es uns nützlich zu verneinen, und wir verneinen. Wir verneinen Alles. In der That begnügt er sich mit dem Protest gegen alles Bestehende, er denkt nicht an ein Aufbauen; vor allen Dingen muß der Platz abgeräumt werden, muß damit begonnen werden, die Aufmerksamkeit des Volkes auf die Leuteschinder von Beamten, auf den Mangel an Straßen, auf die geringe Entwicklung von Handel und Wandel, auf die schlechte Justiz zu lenken. Bei alledem spricht er beständig geheimnißvoll von dem Werke, an dem er und Gleichgesinnte arbeiten. Das Werk ist der technische Ausdruck für etwas Unbestimmtes, das wie ein gesellschaftliches Ideal in weiter Zukunft erscheint und das mit Hülfe des Volkes, d. h. des Bauern, durchgeführt werden muß. Der Bauer ist das Material, mit dem Basarow Rußland umzugestalten gedenkt, und die Kunst, mit diesem Bauern zu reden, mit ihm in seiner Sprache zu reden, ist eins der wichtigsten Werkzeuge, die zur Erreichung des Zieles führen sollen. Basarow glaubt diese Fähigkeit in hohem Maße zu besitzen und er rühmt sich dessen; er hat keine Ahnung davon, daß die Bauern, die er ausforscht und befragt, um ihre Anschauung, den Grad ihrer Intelligenz, ihre Lage, ihre Wünsche kennen zu lernen, ihn für eine Art Hanswurst ansehen. Und dieser Mann mit dem glühenden Streben, das Werk, dieses geheimnißvolle Werk, das sich nicht näher charakterisiren läßt, zu vollenden, stirbt, ohne das Geringste geleistet zu haben, mit den Worten: „Ich habe eine Mission, ich bin ein Riese, und zu dieser Stunde besteht die ganze Mission der Riesen darin, mit Anstand zu sterben.“

Hat Turgenjew in der Zeichnung dieses Charakters wirklich den Typus erfaßt, der damals oder richtiger einige Zeit später in der vordersten Reihe der russischen politischsocialen Bewegung stand? Die Gesellschaft hat die Antwort darauf gegeben. Es fanden sich alle Schichten, die Vertreter der verschiedensten Richtungen beleidigt, weil sie in dem Repräsentanten sowohl der alten, wie der neuen Generation, die Turgenjew in „Väter und Söhne“ vorführte, sich selbst gezeichnet glaubten. Die Väter beschuldigten ihn der Sympathie mit den Söhnen, die Söhne der Hinneigung zu den Vätern, sicherlich der beste Beweis für die Treue des Bildes, das der Dichter geliefert hatte.

Merkwürdig genug versucht zu ganz derselben Zeit ein anderer Schriftsteller das Bild der bereits umgestalteten Gesellschaft zu entwerfen. Es erscheint in diesem Falle in der Literatur neben dem Theoretiker des Nihilismus bereits der voll entwickelte Revolutionär und die von ihm durchgeführten, neuen, beglückenden Institutionen. Nur zwei Jahre liegen zwischen dem Erscheinen der „Väter und Söhne“ und dem Gernisewskij'schen Roman

„Was thun?“ Der letztere erschien im Jahre 1863 und wurde nicht einmal von der Censur beanstandet, offenbar nur, weil sie ihn nicht verstand. Černisewskij ist kein Dichter. Er besitzt weder die Fähigkeit der Erfindung, noch die Energie der Charakteristik; die Kunst der Composition verachtet er, in diesem Punkte selbst ein Nihilist, als etwas Unnatürliches, als ein Vorurtheil. Sein Roman ist eigentlich nur eine in Erzählungsform gebrachte Abhandlung über den Zustand einer glücklichen Gesellschaft, wie sie der Nihilismus aufbauen soll und wird. Schon darin zeigt sich das ganz Unkünstlerische seiner Erzählung, daß diejenige Gestalt, die er als seinen Helden betrachtet, Rachmjetow, nur ein einziges Mal und zwar vorübergehend auftritt. Gerade dieser Rachmjetow aber ist der eigentliche Repräsentant der neuen Gesellschaft, das vollkommenste Kind des socialistisch-nihilistisch angelegten Staatswesens.

Er ist, wie Černisewskij selbst eben nicht besser zu sagen weiß, ein „ganz besonderer Mensch“. Er stammt aus einem uralten Geschlecht und ist Erbe eines ungeheuren Vermögens. Nachdem er den größten Theil seiner Besitzungen seinen Bauern geschenkt, bleibt ihn doch noch soviel, daß er die jährliche Pachtsumme von 3000 Rubel dafür erhält. Hiervon braucht dieser Musterhabe nicht mehr als 400 Rubel, mit dem Uebrigen unterstützt er eine Anzahl junger Studenten. Er verläßt plötzlich die Universität, bereist Rußland von Norden nach Süden, von Osten nach Westen, zu Wasser und zu Lande, um das Volk kennen zu lernen. Er arbeitet sogar als Burlak — eine Art Schiffsarbeiter auf den Fahrzeugen der Wolga — um seine von Natur schon große Körperkraft noch zu steigern. Er vermeidet grundsätzlich alle Speisen, die den Bauern nicht zugänglich sind, ißt aber ungeheuer viel, besonders rohes Fleisch. Von den Genüssen, die dem Volke versagt sind, gestattet er sich nur das Cigarrenrauchen. Er macht sich zwar schwere Vorwürfe dieserhalb, kann aber doch das Bedürfniß nicht überwinden. So, meint Černisewskij, werden alle junge Russen aussehen zu einer Zeit, wo Menschengestalt und Menschenkunst die Natur so weit wird überwunden haben, um dort, wo einst Cherson und Odessa lagen, das neue Rußland zu schaffen. Das neue Rußland ist ein wahres Paradies. Wo früher Wüstenei, wo baumlose Berge sich hinzogen, nacktes Gestein den Fuß des Wanderers verschluckte, hat sich die obliegende Culturmenschheit einen Sommeraufenthalt geschaffen. Das ganze Leben ist umgestaltet. Man wohnt nicht mehr wie früher, man theilt sein Jahr in einen Aufenthalt im Norden und in eine Ruhezeit im Süden, wo es auch im Winter warm ist. Hier wohnt man auch ganz anders, als vor Zeiten. Ein großer reichverzierter Saal, auf's Prachtvollste durch elektrisches Licht erhellt, das von der Oberlage durch mattgeschliffene Glascheiben scheint. Tausende von Menschen bewegen sich hier herum; früher nannte man das einen Ball, heute ist das alltägliche Leben. Die Trachten der Frauen gleichen den Costümen der Griechinnen aus der Blüthezeit Athens. Die Männer tragen sich nach Belieben, nach eignem Geschmack. Alles bewegt sich mit nie gekannter Raschheit und Energie,

mit dem man an die höchsten Aufgaben schreitet. Man hat sie kaum durchdacht und möchte schon die Vollendung sehen. Gemeinsam ist den betrachteten Typen auch die Verachtung des Todes, die schließlich in dem Bewußtsein von dem geringen Werth des eignen Lebens wurzelt.

Heute sind auch die Bazarows schon in's Grab gestiegen; ihre Nachfolger, männliche und weibliche, sind nur Ausnahmen, nicht Repräsentanten der Gesellschaft oder auch nur einer Schicht von besonderer Prägung. Was sich aus dem Chaos, das man heute socialpolitische Zustände Rußlands nennt, entwickeln wird, wer kann das sagen? Voraussehen ist auch da gefährlich, wo alle Verhältnisse sich logisch und langsam entwickeln. Wo man von einem Extrem in's andere fällt, muß, wie in Rußland, neben asiatischer Despotie die mordstüchtige Revolution entstehen. In ferner Zukunft vielleicht, wenn diese Wehen der Entwicklung überwunden sein werden, wird der russische Typus sich zu der Vollendung entwickeln, die ganz Europa in Zwan Turgenjew bewundert hat. Die Vermählung gewisser russischer Nationaltugenden mit dem edlen Geiste westeuropäischer Cultur, das war das Ideal, das ihm vorleuchtete, das Ideal, das vielleicht eine zukünftige Generation in Rußland verwirklichen wird. Denn Strömungen, wie die slavophile und die ihr nah verwandte panslavistische müssen spurlos veranden. Sie haben keine Berechtigung innerhalb der Gesetze, welche die Geschichte der Entwicklung eines Volkes vorzeichnet.

Nicht auf der Zusammenfassung gleichartiger Elemente beruht die Kraft eines Volkes, nicht aus ihr entwickelt sich ein eigenartiger Geist, vielmehr gilt auch hier das Gesetz von der Kreuzung. Die Verschiedenheit der Elemente ist weit eher eine Stärkung, denn eine Schwächung, und nur darauf kommt es an, aus dieser Vielheit eine Einheit zu gestalten, in welcher die Schwächen der einzelnen Bestandtheile soweit als möglich gemildert und die Tugenden gesteigert und veredelt erscheinen





Der Sohn seiner Mutter.

Don

Adam Müller-Guttenbrunn.

— Wien. —

Eine traurige Kindheit wirft tiefe Schatten in das Leben eines Jeden und Mancher blutet noch in späten Tagen aus den Wunden, die ihm die harte Welt geschlagen, als er noch ein Kind gewesen. Viele verdirbt ein allzu rauher Frühreif des Schicksals, nur wenige kräftigt und stählt er gegen die Unbilden des Lebens. Ich hatte einen Freund, einen Landsmann aus dem Banat, der als braver Mann und als eine gesunde Natur hervorgegangen war aus dem tiefen Jammer, der seine Kindheit traf, und dennoch ist er zu Grunde gegangen an jenem Frühreif, der sein Kinderherz versengte. Er gab sich, auf dem Höhepunkt seines Lebens angelangt, und im Begriffe, mit einem stolzen und geliebten Mädchen vor den Altar zu treten, selbst den Tod. Mir fiel die traurige Aufgabe zu, seine Mutter, die in einem schwäbischen Dorfe des Banats lebte, aufzusuchen und ihr die Trauerbotschaft zu überbringen. Ich habe mich dieser Mission vor fünf Jahren entledigt, und heute erhielt ich die Nachricht, daß die Frau seitdem gestorben sei. Mutter und Sohn sind todt, und man kann die düstere Geschichte ihres Lebens nun wohl erzählen.

Die Mutter meines Freundes hieß Susi Rainer. Sie war die jüngste Tochter eines Kleinwäunders, eines Handwerkers, der außer ihr noch sechs Kinder besaß, und sie galt für das schönste Mädchen im Dorfe. Trotz ihres zarten Wesens, mußte sie, wie ihre übrigen Geschwister, bei den Bauern im Tagelohn arbeiten und sie wurde früh das Opfer eines reichen Bauernsohnes. Als ihre Schande an den Tag kam, traf ihren Vater ein Schlaganfall, von dem er sich nie wieder ganz erholte, denn er war fortan unfähig sein Hand-

wert auszuüben. Das wirkte furchtbar zurück auf das unglückliche Mädchen. Susi war geächtet von ihren Freundinnen, verlassen von ihrem Geliebten und stündlich den Vorwürfen, den Beschimpfungen ihrer Angehörigen ausgesetzt, aber sie trug ihr Elend voll Muth und mit Standhaftigkeit. Sie gab einem schwächlichen Knaben, dessen Tod Allen, sogar ihr, der Mutter, erwünscht gewesen wäre, das Leben, und als derselbe so weit war, daß er der Pflege der Großmutter anvertraut werden konnte, mußte Susi sich als Magd bei einem der reichsten Bauern des Dorfes verdingen. Ihr Vater duldete sie nicht im Hause und die Pflicht, für die Erhaltung des Kindes, das bei der Großmutter blieb, zu sorgen, lag ihr allein ob. Der Vater des Knaben kümmerte sich nicht um sie und heirathete alsbald eine Andere. Nur mit Mühe gelang es dem Pfarrer, die Eltern des Burschen zu bewegen, daß sie zweihundert Gulden für das Kind in der Sparkasse anlegten, und auch dies wäre wohl kaum geschehen, würde nicht die Pfarrersköchin die Taufpathin des vaterlosen Knaben gewesen sein. Sie, die Fremde, war die Einzige, an die man sich mit der Bitte herangewagt hatte, die Pathenstelle bei dem Kinde eines gefallenen Mädchens zu übernehmen. Im ganzen Dorfe würde sich Niemand dafür gefunden haben, und einen männlichen Pathen, wie es sich für einen Buben gehört hätte, erhielt derselbe nicht. Auch mußte er den Familiennamen der Mutter führen, aber man taufte ihn auf den Vornamen seines Vaters: Hannes.

Susi wurde die Magd in einem großen Hause, das keine Herrin besaß, denn die Bäuerin lag in jahrelangem Siechthum darnieder. Die Magd erwarb sich rasch das Vertrauen des Bauern und der Kranken, sie leitete bald das ganze Hauswesen und ihre Umgebung achtete sie ob ihrer Arbeitsamkeit und Bescheidenheit. Aber das nuzte ihr wenig in der Gemeinde. Susi war weder ein Mädchen noch ein Weib, sie mußte ihr schönes Haar unter einem Kopftuch bergen, wenn sie das Haus verließ, sie hatte keinen Zutritt mehr in öffentlichen Vergnügungen und selbst in der Kirche mußte sie abseits stehen, weit hinten im dunklen Schatten des Chores — während der reiche junge Bauer der sie zum Fall gebracht, prozig in seinem Kirchenstuhl in der vordersten Reihe saß. Susi war ausgestoßen aus der Gemeinschaft des rauhen Colonisten-Volkes, das den Fehltritt eines Mädchens von jeher mit unerbittlicher Strenge richtete. Nichts war der Unglücklichen geblieben als ihr Kind, das sie jeden Sonntag Nachmittag in ihrem Vaterhaus besuchte. Und auch diese Zuflucht wurde ihr vergällt durch unaufhörlichen Zant und Streit mit den Thren, die alle zu leiden hatten unter Susis Schande. Nie schied sie anders als weinend, gedemüthigt, fast verzweifelt aus dem Hause, das ihr Liebstes barg. Auch verließ sie dasselbe stets erst in der Dämmerung, denn sie hatte übergenug an einem Gang durch das Dorf bei Tageslicht. Sie wählte auch dazu zwar immer die Besperzeit, aber sie begegnete doch mehr Menschen als ihr lieb sein konnte. Kein Mädchen grüßte sie, und die Frauen, die sie der Sitte gemäß grüßen mußte, dankten

ihr kaum. Alles Blut wich ihr aus den Wangen, wenn sie von Weitem eine Schaar Weiber auf den Bänken und Staffeln vor einem Hause sitzen sah, an dem sie vorüber mußte. Das lauteste Geschwätz verstummte, wenn Susi in die Nähe kam, und mit zu Boden geschlagenen Augen lispelte sie stets ihr „Gelobt sei Jesus Christus“. Nur selten erfolgte darauf ein „In Ewigkeit“. Der Gruß, den sie sprach, gebührte ihr nicht mehr, denn er war der der Mädchen gegenüber den Frauen und derjenige, den die Frauen unter sich gebrauchten, gebührte ihr noch weniger. Es gab nicht einmal eine Grußformel für eine Gefallene und doch hätte Susi es nicht wagen dürfen, ohne Gruß an Jemandem vorüber zu gehen. Nur die Buben und Männer des Dorfes waren freundlich mit ihr, doch diese Freundlichkeit fürchtete sie weit mehr als die Verachtung der Mädchen und Frauen.

Das Haus, in dem Susi diente, lag zum Unglück dem gegenüber, in das ihr Verführer hineingeheirathet hatte. Sie sah den hochmüthigen Bauer täglich und oft begegnete sie seiner Frau an dem gemeinschaftlichen Brunnen auf der Straße. Wie kam sie nach einer solchen Begegnung unbeschimpft nach Hause. Die Frau, deren Ehe kinderlos bleiben zu wollen schien, war eifersüchtig auf Susis Nähe und sie that Alles, sie aus dem guten Dienste zu verdrängen. Das gelang ihr nicht. Der Bauer, bei dem Susi diente, hatte das emsige stille Mädchen in sein Herz geschlossen und seine kranke Frau konnte es nicht mehr missen.

So vergingen einige Jahre. Der Knabe Susis wuchs heran und der Bauer hatte ihr erlaubt, ihn zu sich in's Haus zu nehmen. Die Scenen, die das Kind allsonntäglich, wenn die Mutter es besuchte, zu sehen bekam, hatten es scheu und ängstlich gemacht, jezt aber gedieh der kleine Hannes prächtig. Zum großen Aerger einer Frau, die ihn oft zu sich lockte, ihn mit Backwerk überfütterte und gegen seine Mutter aufzuheben suchte. Bei ihr, sagte sie dem Kinde, sei dessen Platz, denn dies sei das Haus seines Vaters, seine Mutter aber sei dort drüben nur eine arme Magd. Und sie, die Frau seines Vaters, sie würde ihm eine gute Mutter sein und ihn einst zum Erben ihres Vermögens machen, wenn er zu ihr halten und bei ihr bleiben wolle. So wenig der Knabe auch von solchen Reden verstand, sie vergifteten doch sein junges Gemüth, und viel früher als dies sonst der Fall gewesen wäre, begriff er, daß er kein Kind sei wie die andern. Man rief ihn im ganzen Dorfe mit dem Namen seines Vaters und doch hieß er anders; das wurde ihm erst ganz klar, als er in die Schule trat und der Lehrer allen Buben einschärfen mußte, daß er Hannes Rainer und nicht Eder heiße.

Einige Jahre hatte Susi ruhig in dem Hause ihres Dienstherrn gelebt und seitdem sie auch ihr Kind bei sich hatte, verkehrte sie fast gar nicht mehr mit der Außenwelt, die ihr nur Demüthigungen bereitete. Plötzlich wurde dieser Friede gestört. Der Bauer verliebte sich in Susi und verfolgte sie unaufhörlich mit seinen Anträgen. Anfangs hatte sie nur Thränen als Antwort, dann empörte sie sich und stellte ihn zur Rede, und als dies alles

nichts half, kündigte sie ihm den Dienst. Die kranke Bäuerin forschte vergeblich nach dem Grund. Endlich ahnte sie ihn, und als sie sah, daß Susi fest bei ihrem Entschluß, das Haus zu verlassen, beharrte, da rief die Kranke sie eines Tages zu sich an's Bett, und die beiden Frauen hatten eine lange Unterredung. Das Resultat derselben war, daß Susi blieb. Abends sprach die Bäuerin mit ihrem Manne. Er war sehr erfreut über die Nachricht, die sie ihm mittheilte und gerührt von der Bitte seiner Frau — keine Andere als Susi zu heirathen — wenn sie gestorben sei.

Susi hatte nie daran gedacht, die Frau ihres Dienstherrn zu werden, und nur die entsetzliche Furcht vor neuer Schande ließ sie so schroff gegen den Bauer handeln, denn er war ein tüchtiger achtenswerther Mann. Seit jener Unterredung mit der Frau desselben fühlte sie sich viel sicherer im Hause und ihr Verkehr mit ihrem Herrn war fortan ein freundschaftlicherer. Auch sonst veränderte sie sich auffallend. Sie wurde wieder jung und frisch, sie kleidete sich sorgfältiger als in den letzten Jahren und trug den Kopf höher, wenn sie durch das Dorf ging. Ihr Leben hatte ein Ziel bekommen und dadurch erhielt es einen Inhalt.

Die Kranke bemerkte die Veränderung des Mädchens mit Mißbehagen. Sie hatte sich für stärker gehalten als sie war und sich etwas zugetraut, das kein Weib erträgt. Sie wurde ungeduldig, zänkisch und verleidete nun ihrerseits Susi das Haus. Der Bauer nahm sie in Schutz und das brachte ihn und das Mädchen einander noch näher. So verging abermals ein Jahr und die Kranke machte noch immer keine Miene zu sterben. Das dauerte dem Bauer, der bei Susi keine Erhöhung fand, zu lange, und dem Mädchen mochte es wohl ebenso ergangen sein. . . . Eines Tages starb die Bäuerin plötzlich. Man hatte sich an ihr langes Siechthum so sehr gewöhnt, daß man von ihrem Tod überrascht war, und da derselbe für Susi offenbar von großer Bedeutung zu werden versprach, so redete man darüber sehr viel. Es tauchten zuerst allerlei Zweifel, dann Gerüchte auf und einige Tage nach dem Begräbniß der Todten summt es im ganzen Dorfe: „sie sei vergiftet worden.“ Das sprach sich immer weiter, es wurde immer lauter und mächtiger und die Gerichte schritten ein. Susi wurde verhaftet und in das Stadtgefängniß gebracht. Der Bauer sprach ihr Muth zu und gelobte ihr beim Abschied, sein ganzes Vermögen daran setzen zu wollen, ihre Unschuld an's Licht zu bringen.

Der kleine Hannes begriff nur dunkel, was da vorging, aber als er nun wieder bei der Großmutter war, hörte er so viel über das fürchterliche Ereigniß sprechen, daß ihm bald Alles klar war. Auch schonten ihn die Gassenbuben in keiner Weise und höhnten ihn mit der Schande und den Gräueltthaten seiner Mutter. Eines Tages ging er gerade aus der Schule als ein Zug von Panduren und Stadtherren sich durch die Straße bewegte. Er blieb mit den andern Buben stehen, das seltsame Schauspiel zu betrachten — da bemerkte er mitten in dem Zuge, zwischen zwei Panduren schrei-

tend, seine Mutter. Sie sah ihn nicht. Plötzlich flüsterte ein Bube ihm zu: „Jetzt wird Deine Mutter aufgehängt.“ Hannes schrie entsetzt auf und lief nach Hause. Er wälzte sich weinend und jammernd auf der Erde und wünschte sich den Tod. Die Großmutter beruhigte ihn allmählich und er schlief ein. Als er wieder erwachte, hörte er leise sprechen und weinen. Er horchte und vernahm, daß die Leiche der Todten ausgegraben worden sei und daß man die Vergiftung an derselben nachgewiesen habe. Das ganze Dorf sei versammelt gewesen und vor allen Leuten hätte die Susi plötzlich laut zu sprechen angefangen und zur Gerichts-Commission gesagt: „Ja, die Frau ist vergiftet worden, aber nicht ich allein hab' es gethan. Ihr Mann hat mir das Gift gebracht, er selbst goß es in die Suppe, die ich der Kranken gereicht. Ich bin dazu verleitet worden von ihm, der mich jahrelang verfolgte und mir die Ehe versprach.“ Hannes schluchzte laut auf bei diesen Worten. Die Großmutter, die verweint zu ihm trat, streichelte sein Haar und sagte: „Es wäre besser, armes Kind, Du wärest nie geboren worden.“ Und der arme Knabe jammerte fortwährend: „Ach könnt' ich doch sterben!“

Nach vielen Monaten erst wurde das Urtheil gesprochen. Susi erhielt zwölf, der Bauer zwanzig Jahre Kerker . . . Die Großmutter fuhr manchmal mit dem kleinen Hannes nach Temesvar und sie durften seine Mutter in Gegenwart der Panduren im Wachzimmer der Strafanstalt sprechen. Es war immer ein großer Jammer, aber der Kerkermeister wurde bei diesen Gelegenheiten aufmerksam auf den intelligenten Knaben und seine Mutter, und da die Großmutter sich stets sehr erkenntlich zeigte, empfahl er Susi der Frau Obergespanin, als sie wieder einmal ein billiges Stubenmädchen suchte. Susi gewann rasch das Vertrauen und die Zuneigung ihrer Herrin und als sie eines Tages wieder ihren Knaben kommen ließ, da gefiel er den hohen Herrschaften so gut, daß sie Susi erlaubten, ihn bei sich zu behalten. Hannes zählte bereits neun Jahre und er war in kurzer Frist so weit cultivirt, daß er als Johannes Rainer die städtische Schule besuchen und sich weiter bilden konnte. Wie viele Demüthigungen er zu erdulden hatte, wie mühselig der Sohn der armen Arrestantin sich allmählich emporarbeitete, das läßt sich leichter ahnen als schildern, und doch schien das tiefe Unglück seiner Mutter nur eingetreten zu sein, um als Grundlage für sein Glück dienen zu können. Der Knabe, der bestimmt schien, als das achtetste Glied der Gemeinde, als Tagelöhner auf dem Felde sein Leben zu verbringen, er bezog die Hochschule in Wien, als seine Mutter ihre Strafzeit vollendet hatte, und zehn Jahre später bekleidete er eine angesehenere Professur, ein vielbegehrtes Lehramt.

Wie oft saßen wir bei einander und plauderten über seinen schier wunderbaren Bildungsweg durch Jammer und Noth, Gemeinheit und Verbrechen. Ich war der einzige Vertraute seines Lebens, Niemand auf Erden ahnte, welchen Kampf um's Dasein dieser junge Gelehrte zu führen hatte, welche

Summe von Arbeit und Kraft er verausgaben mußte, um an ein solches Ziel zu gelangen, von welcher verächtlicher Herkunft er war und welche Hochachtung er verdiente.

Rainers Charakter war aus den Leiden und Kämpfen seiner Jugend nicht unbeschädigt hervorgegangen. Er war scheu und mißtrauisch, empfindlich bis zur Krankhaftigkeit und doch ohne die Energie, ihm angethane Beleidigungen auszutragen. Er fürchtete bei solchen Gelegenheiten stets eine Aufröschung seines Lebens und davor scheute er zurück; so ehrenvoll es im Grunde für ihn war, sein Stolz hätte es nicht ertragen, daß Jemand darum wisse. Auch eine Saite seines Gemüthslebens war zerrissen — er achtete seine Mutter nicht und konnte ihre Nähe nicht ertragen. Er unterstützte sie reichlich, aber er mochte sie nicht sehen und nur in Zwischenräumen von Jahren besuchte er sie in seinem Heimatsdorfe, wo sie bei der Großmutter lebte, an der allein er mit Zärtlichkeit hing. Dann sah er auch stets seinen Vater, dessen Ehe kinderlos geblieben war und der noch heute zu den reichsten Bauern des Banats zählt. Gesprochen hat er mit demselben niemals, nie auch nur seine Stimme gehört. Zu seinen stolzeften Augenblicken gehörten aber die, wenn er sah, wie der alternde Mann ihn oft scheu musterte und sich vor sich selbst zu schämen schien, daß er so gar keinen Antheil hatte an der Bedeutung seines Sohnes. Die ganze Gemeinde bezeugte dem jungen Gelehrten die größte Achtung und selbst seiner Mutter verzieh man ihre Vergangenheit um seinetwillen.

In Wien lebte Rainer sehr zurückgezogen, aber er hatte sich doch einen kleinen Freundeskreis erobert, in dem man ihn auch als Menschen hochschätzte. Das Lob seiner Ehrlichkeit, seiner Ehrenhaftigkeit und Treue wurde da in allen Tonarten gesungen und er führte mich nicht ohne Stolz in diesem Kreise ein. Das, was andern Menschen als das Selbstverständliche erscheint, daß Einen seine Freunde für einen Ehrenmann halten, das erschien ihm schon als der höchste Grad von Anerkennung. Er hat einmal auf offener Straße an meinem Arme geweint, weil ein geachteter älterer Professor, mit dem er irgend eine persönliche Angelegenheit von der Schule her geordnet hatte, ihm im Vorbeigehen mit den Worten die Hand reichte „Herr Rainer, Sie sind ein Ehrenmann.“ Einige Tage nach dieser Scene mußte ich verreisen und ich machte dem Freunde vorher einen Besuch. Er war sehr weich gestimmt und theilte mir schließlich ein Herzensgeheimniß mit, das mich sehr ersreute — er wollte sich nämlich verheirathen. Das Bild eines reizenden Mädchens stand auf seinem Schreibtisch und er wies es mir mit Freuden-Thränen in den Augen als das ihre. Wer sie sei? war meine erste Frage, und sie brachte ihn in Verlegenheit. Endlich vertraute er es mir doch an — sie war die Tochter eines vornehmen Großindustriellen, ein viel umworbenes Mädchen. Sie sei vollkommen einig mit ihm, und auch die Mutter ermuntere ihn, sagte er, und doch habe er es noch immer nicht gewagt, in aller Form zu werben. . . . „Wenn man

mich nach meiner Familie fragt!" rief er plötzlich aufgeregt und schwieg dann still. Auch ich wußte nichts zu sagen und es trat eine peinliche Pause ein. Endlich fragte er: „Hat man denn das Recht, von mir zu fordern, daß ich ein Geheimniß, wie das meine, preisgebe?“

„Eine so hochstehende Familie, wie die Deines Ideals, beansprucht dieses Recht gewiß, aber wenn sie keinen Gebrauch davon macht, dann schweige,“ entgegnete ich. „Du bist ein Ehrenmann. Für einen solchen aber ist kein Weib zu gut, und keine Familie darf sich schämen, Dich in ihrer Mitte aufzunehmen.“ Er dankte mir und wir sprachen noch lange über das Thema und formulirten es schließlich also: Das Weib eines Mannes habe das Recht, ein Geheimniß wie das seine zu erfahren, nicht aber ein Mädchen, das das Jawort noch nicht gesprochen, und niemals die Familie dieses Mädchens. Der Braut könnte es als Liebesprobe vorgelegt werden. Wenn sie diese Probe nicht besteht, dann begreift sie nicht, daß ein Mann, der aus solchen Verhältnissen als ein reiner Charakter hervorgegangen, höher steht als tausend Andere, und sie verdient es nicht, diesen Mann zu besitzen. Und damit mag er sich trösten.

Als ich von der Reise zurückgekehrt war, fand ich die Verlobungsanzeige Rainers auf meinem Schreibtische. Sie war schon drei Wochen alt und ich eilte zu ihm, ihn zu beglückwünschen. Er begrüßte mich herzlich, war aber sehr unruhig und aufgeregt und wollte in die frische Luft hinaus. Wir gingen spazieren. Und da erzählte er mir denn, wie er gehandelt. Daß, was nicht zu verheimlichen gewesen wäre bei einer Eheschließung — daß er nicht ehelich geboren, sondern bloß der Sohn seiner Mutter war, das gab er den Eltern seiner Braut preis, alles Andere nicht. Sie hatten jene Mittheilung schweigend hingenommen und keine weiteren Fragen gestellt. Seine Braut aber war schon öfter auf das peinliche Thema zurückgekommen und ihre Neugierde schien ihm sehr bedenklich zu sein. Es widerstrebte schließlich seinem Stolge, dem Mädchen etwas vorzuenthalten, das es vielleicht auf Umwegen zu erfahren suchen konnte, und der Gedanke, sich die Braut vielleicht nur durch eine Lüge zu erhalten, war ihm unerträglich. Und doch brach ihm fast das Herz, wenn er daran dachte, daß sie irre werden könnte an ihm, wenn er ihr Alles sagte. Aber sein Stolz siegte über alle Bedenken, und einen Tag vor meiner Ankunft hatte er seiner Braut in einem langen Briefe das Geheimniß seines Lebens enthüllt. Vierundzwanzig Stunden bereits war sie im Besitz dieses Briefes, als ich zu ihm kam, und noch war keine Antwort erfolgt.

Als Rainer mir dies erzählte, wuchs seine Unruhe immer mehr und es drängte ihn bald wieder, nach Hause zu gehen. Wir kehrten in seine Wohnung zurück — der erwartete Brief war noch immer nicht da. Aber uns auf dem Fuße folgte ein junger Mann und Rainer erblaßte, als er ihn sah — es war der Bruder seiner Braut. Er grüßte höflich und sagte, er habe Herrn Rainer einen sehr wichtigen Brief zu übergeben. Dann

entschuldigte er sich und ging rasch wieder fort. Wie niedergeschmettert saß mein Freund an seinem Schreibtisch und wagte es nicht, das Schreiben zu öffnen. Es war von großem Format und sehr voluminös. „Das ist die Handschrift der Mutter,“ sagte er, „nun ist Alles vorbei!“ Er öffnete zitternd das Couvert — es enthielt seinen eigenen Brief. Dabei lag ein Blatt mit folgenden Zeilen: „Geehrter Herr Rainer! Meine Tochter gab mir diese Blätter von Ihrer Hand zu lesen, und ich stelle Ihnen dieselben hiermit wieder zurück. Seien Sie unserer strengsten Discretion gewiß und leben Sie wohl. Sie haben uns gegenüber so viel Ehrlichkeit und Feingefühl bewiesen, daß ich annehmen darf, Sie werden diese Zeilen auch ohne weitere Auseinandersetzungen verstehen. — Ihre ergebene Mathilde v. W.“

Rainer lächelte unsäglich schmerzlich. Er schien ruhig und gefaßt zu sein, aber er schickte mich fort. „Du wirst doch keine Dummheiten machen?“ sagte ich. „Wo denkst Du hin!“ sprach er. „Ich bildete mir ein, mein Leben voll Arbeit und ehrlichen Strebens, meine Selbsterziehung zu einem Ehrenmanne reiche hin, mich von einem Maler zu befreien, den ich schuldblos trage. Ich habe mich getäuscht und erfahren müssen, daß die Vorurtheile der Menschen stärker sind als ihre bessere Einsicht, stärker selbst als ihre . . . Nein, geliebt hat dieses Mädchen mich nie!“ schloß er, und ich ergänzte: „Auch nicht Deinen Werth erkannt. Dich nicht verdient. Sie hat unwürdig an Dir gehandelt und Du wirst sie leicht vergessen.“ „Vielleicht,“ entgegnete er und fügte lächelnd hinzu: „Aber jedenfalls werde ich zeitlebens ledig bleiben.“

Ich verließ Rainer vollkommen beruhigt. Als ich ihn zwei Tage später wieder auffuchen wollte, war er fort. Er habe einen Ausflug in's Gebirg unternommen, hieß es, und ich begriff das sehr wohl. Man hörte noch einige Tage nichts von ihm, dann las man eines Morgens plötzlich in den Zeitungen, der hoffnungsvolle junge Gelehrte, der Bräutigam der vielumworbenen Schönheit, des Fräuleins von W., sei als Tourist im Hochgebirg verunglückt . . . Ich wußte es besser, und auch Jene, die ihn in den Tod getrieben, wußten, welche Bewandniß es mit seinem Unfall hatte; aber sie spielten Komödie vor der Welt und begruben den Unglücklichen als den Bräutigam, der er gewesen. Sie weinten sogar an seinem Grabe, und ich will es glauben, daß jene Thränen der Ausfluß wahren Schmerzes gewesen sind, eines Schmerzes, den das Bewußtsein, ein unsühnbares Verbrechen begangen zu haben, geboren haben mag.

Rainers Mutter hat nie erfahren, daß ihr Sohn freiwillig, und warum er in den Tod gegangen war. Das wäre eine zu furchtbare Strafe gewesen für die arme Frau.





Die Ermordung des Polizeiraths Dr. Rumpf in Frankfurt a. M.

Don

Ludwig Fulb.

— Mainz. —

Seit der Berliner Depesche, welche den Nobiling'schen Mordversuch auf unseren Kaiser meldete, hat vielleicht keine Mittheilung des Telegraphen solchen Schrecken und solches Entsetzen im deutschen Reiche hervorgerufen wie die am 14. Januar bekannt gewordene Nachricht, daß der Frankfurter Polizeirath Dr. Rumpf am Vorabend von meuchlerischer Hand ermordet worden sei. Namentlich in den Städten der Umgebung Frankfurts wie in der Mainstadt selbst war die Aufregung eine ungeheure; wer in jenen Tagen die Räume eines Frankfurter Restaurants betrat, wer an den Bahnhöfen der süddeutschen Städte eintraf und die sorgfältige Bewachung und Untersuchung aller ankommenden Passagiere beobachtete, konnte sich der Ueberzeugung nicht verschließen, daß Außerordentliches geschehen sein müsse.

Daß hier ein Racheact des politischen Fanatismus vorliege, war die erste Vermuthung, die sich geltend machte.

War es doch allgemein bekannt, daß Rumpf, einer der tüchtigsten Polizeibeamten in ganz Deutschland, mit besonderem Geschick die Aufspürung der anarchistischen Pläne und Machinationen besorgt hatte; man wußte, daß die Entdeckung des anarchistischen Complots auf dem Niederwalde und der Versuche, durch die Gruppeneildung die Revolutionirung Deutschlands anzubahnen, in hervorragender Weise dem Wirken dieses pflichtgetreuen Beamten zuzuschreiben war, und es bedurfte wahrlich nicht der ausdrücklichen Erklärung der Mosi'schen „Freiheit“, daß der Anarchismus Rumpfs Tod beschloffen und ausgeführt habe, um die Schreckensthat in gleicher Reihe mit den nihilistischen Thaten oder mit den Verbrechen eines Stellmacher und Kammerer erscheinen zu lassen. Der Alpdruck, welcher auf der Bevölkerung lastete, wich erst, als in einem kleinen Dorfe bei Mannheim ein legitimationsloser Mensch von dem Gensdarmen nach heftigster Gegenwehr verhaftet wurde, welcher mit dem Morde in Verbindung zu stehen schien. Die Neugierbe des Publikums wurde auf eine harte Prüfung gestellt; denn außer der Thatsache, daß gegen den Verhafteten, welcher sich als der Schuhmacher Julius Lieske auswies, so schwere Verdachtsmomente vorlagen, daß seine Aburtheilung vor dem Schwurgerichte verfügt wurde, verlautete über den Stand der Untersuchung kein Wort.

In den Mauern der alten Kaiserstadt hat sich noch kein Proceß abgespielt, der

die gesammte Bevölkerung so tief erregt hätte, wie die am 29. Juni begonnene, am 1. Juli beendete Verhandlung.

Der Mensch, welchen die Staatsanwaltschaft unter die Anklage stellte, die entsetzliche That verübt zu haben, ist der am 1. Februar 1863 zu Boffen im Kreise Teltow (Brandenburg) geborene Schuhmacher Julius Riese, ein blasser, magerer Mensch mit ziemlich gewöhnlichen Gesichtszügen, finster rollenden Augen, hinter dem man Alles eher als einen politischen Schwärmer und Fanatiker sucht.

Durch die Untersuchung war in positiver Weise dargethan worden, daß Riese sich bis zum 30. December in der Schweiz, und zwar zuletzt in Basel aufgehalten hatte. Die schweizer Luft hatte aus dem märkischen Schuhmachergesellen während seines beinahe zwei Jahre dauernden Aufenthalts einen wüthenden Anarchisten gemacht, welcher sich zwar im öffentlichen Leben nicht sehr hervorthat — aber in privaten Kreisen um so eifriger für seine Ideen wirkte. Und das sind ja gerade die Leute, von denen die Mosk'sche Freiheit schrieb, daß sie an erster Stelle als Männer der That zu functioniren hätten, weil sie nicht in der aufmerksamen Weise beobachtet würden wie die bekannten Mitglieder der Partei. Riese war nicht nur Bibliothekar eines Handwerkervereins mit anarchistischen Tendenzen, sondern er verbreitete auch in Basel jene berühmte Stellmacher-Proclamation, durch welche dieses Scheusal als Märtyrer verherrlicht wurde.

Am 31. December kam er Abends in Frankfurt a. M. an, nachdem er seinem Mitarbeiter vor der Abreise gesagt hatte, er wolle zu seinem Vater nach Boffen reisen, und logirte sich in einer Wirthschaft ein, wo er bis zum 13. Januar blieb; trotzdem er mit Gästen vielfach verkehrte, leugnete er während der Voruntersuchung, jemals in Frankfurt gewesen zu sein. Ein einigermaßen, wir wollen nicht einmal sagen, raffinirter, sondern nur überlegter Mensch hätte sich sagen müssen, daß ein solches Vertheidigungsmittel nur dazu führen könne und werde, ihn sehr verdächtig zu machen, denn er mußte bedenken, daß es an Zeugen nicht mangeln werde, die ihn mit aller Bestimmtheit recognoscirten. Am 12. Januar verlangte der Inhaber des Gasthauses wiederholt ein Legitimationspapier zur Anmeldung und Riese übergab ihm ein solches, welches auf den Schreiner Heinrich Nau lautete. In der Nacht vom 12. auf den 13. Januar logirte er noch in der Wirthschaft, am 14. Januar Morgens kam in den Laden der Frau Bentheim in Widenbach, einem kleinen Orte an der Bergstraße, ein Mensch, welcher Papier und Couverts verlangte, und die linke Hand mit einem Tuche umwickelt hatte. Derselbe war nach den bestimmtesten Angaben der Zeugin mit dem Angeklagten identisch; auch andere Personen in diesem Orte recognoscirten ihn. Er hatte in einer Wirthschaft Schnaps getrunken und einem anwesenden Gaste gesagt, daß er die Verletzung an der linken Hand, zwischen Daumen und Finger, sich durch einen Fall zugezogen habe; über der verwundeten Hand trug er eine Mütze. An demselben Tage kam er zu dem Arzte Dr. Weil in Zwingenberg an der Bergstraße, um sich seine Wunde verbinden zu lassen, zur Erklärung gab er an, er sei gefallen. Dem Arzte, welcher ihn wegen seiner Mittellosigkeit mit 20 Pfg. beschenkte, theilte Riese mit, er wolle nach Mannheim.

Am 15. Januar wird er in Lautenbach und Weinheim, am 16. in Heddesheim, am 18. Abends um 8 Uhr in Schwezingen gesehen. Dem Wirth, bei dem er hier eintrat und bei welchen er auch übernachten wollte, was dieser jedoch nicht gestattete, sagte er, er komme mit dem Zuge. Fahrplanmäßig konnte dies nur der Zug von Mannheim sein. Da er in Schwezingen nicht übernachten durfte, so wanderte er nach dem benachbarten Hockenheim, wo er um 9½ Uhr anlangte. Wie er in diesem Orte durch den die Herberge visitirenden Gensdarmen als verdächtig angehalten wurde, wie er sich mit dem Revolver auf's Heftigste zur Wehr setzte und nur durch Hülfe zweier Bewohner des Ortes verhaftet werden konnte, ist allgemein bekannt, so daß es genügt, an diese Vorgänge zu erinnern.

Es war durch diese Erhebungen nachgewiesen, daß Riese bis zu dem Tage

des Mordes sich in Frankfurt aufgehalten hatte, daß er seit diesem Tage von dort verschwand und am andern Morgen in Widenbach auftauchte. Er mußte in der Nacht vom 13./14. Januar von Frankfurt aufgebrochen und nach der Bergstraße marschirt sein. War dies schon im höchsten Grade befremdend und verdächtig, so mußte die Wunde an seiner Hand den Verdacht noch auf's Höchste bestärken. Es war kein Zweifel, daß dieselbe nur durch ein Messer entstanden war und nach Angabe der Sachverständigen konnte sie ganz gut durch das Herausziehen des Mordinstrumentes aus dem Leichnam verursacht worden sein. Noch am 13. wurde keinerlei Verletzung an Rieske wahrgenommen, während die Wunde bereits am Morgen des 14. allen Personen auffiel. Dazu kamen die lügenhaften Angaben über ihre Entstehung; bald wollte er mit der Hand auf einen Steinhaufen gefallen sein, bald wollte er sie bei einer Prügelei erhalten haben. Die sämtlichen Aufenthaltsorte Rieskes vom 13. bis zum Tage seiner Verhaftung standen fest, nur über seinen Aufenthalt am 17. und bis zum 18. herrschte noch ein gewisses Dunkel, das erst durch die Aussagen des Arztes in Verbindung mit den Angaben des Schweflinger Wirthes gelichtet werden sollte. Dem Arzte hatte Rieske gesagt, er gehe nach Mannheim, und dem Schweflinger Wirth, er komme mit dem Zuge, welcher, wie bereits erwähnt, nur der von Mannheim abgehende sein konnte. Hielt man dies damit zusammen, daß bei seiner Verhaftung Rieske die Adresse eines berühmten Mannheimer Anarchisten Namens Guttmann bei sich trug, so wurde die Vermuthung eine starke, daß er in der bezeichneten Zeit sich in Mannheim bei dem Gesinnungsgenossen aufhielt. Die Vermuthung wurde zur Gewißheit, wenn in Betracht gezogen wurde, daß, während er bei seinen Besuchen an der Bergstraße völlig mittellos war, er bei seiner Verhaftung im Besitze eines neuen Portemonnaies mit Geld betroffen wurde; dieser Fund erklärte auch das Motiv seines Besuchs in Mannheim. Der aus der Schweiz und auch aus Mannheim ausgewiesene Guttmann, einer der energiegelbsten Anarchisten, hatte ihn jedenfalls mit Geld versehen, um ihm die weitere Flucht zu ermöglichen. Von schwerstem Gewicht war aber ein in der Rocktasche des Angeklagten befindlicher Streifen. Auf der innern Seite der rechten Tasche wurde nämlich ein länglicher braunrother Streifen von einer Länge von 6 cm und einer Breite von 2 cm vorgefunden; die chemische Analyse ließ keinen Zweifel darüber, daß derselbe von Menschenblut herrühre. Die Form des Streifens schloß die Möglichkeit aus, daß er durch die blutende, in die Tasche gesteckte Hand entstanden war, vielmehr erschien es im höchsten Grade wahrscheinlich, daß ein längliches, mit Blut befestigtes Instrument in die Tasche gesteckt wurde und so die rüthliche Färbung verursacht habe. Schon diese Indicien mußten die Vermuthung zur Wahrscheinlichkeit machen, daß Rieske bei dem Morde activ theilhaftig war. Hierzu kamen aber noch die Aussagen zweier Zeugen, welche allerdings, weil der Begünstigung verdächtig, nicht beeidet wurden. Es sind dies die Arbeiter Nau und Hüber. Der Zeuge Hüber lernte Rieske auf der Herberge kennen und erhielt von ihm anarchistische Flugblätter; er besprach sich öfters mit ihm über den Anarchistenproceß in Leipzig und bemerkte dabei, daß Rieske Lust habe, dem Reinsdorf nachzuahmen. Rieske äußerte oft von Stellmacher und Genossen, sie wollten nur ihr Recht. Die Aussagen des Hüber gewannen durch den Umstand an Glaubwürdigkeit, daß er dieselben auf der Polizei schon machte, ehe noch ein bestimmter Verdacht gegen Rieske erhoben worden war. Noch wichtiger waren die Aussagen des Nau, welcher vier Monate wegen Theilnahme an dem Verbrechen verhaftet war. Er lernte Rieske am vierten Januar kennen, gab ihm sein Legitimationspapier, das jener verfälschte. Rieske habe sich häufig nach der Wohnung Rumpfs sowie nach der Art und Weise erkundigt, wie man denselben treffen könne. Einmal rief Rieske ihm zu, ob er nicht gehört, daß Rumpf Leibweh gekriegt habe. Nau ist gleichfalls erklärter Anarchist. Er hat die Aeußerung gethan, Reinsdorf sei sein Ideal und es müßte noch besser kommen, und wenige Tage vor Rumpfs Ermordung erklärt, nächstens werde sich etwas ereignen. Trugen diese Aussagen zu der Belastung des

Angeschlagten sehr viel bei, so ereignete sich während der Verhandlung ein Zwischenfall, welcher von größter Wichtigkeit war. Es wurde dem Präsidenten gemeldet, eine Frau Kamphausen, welche bisher noch Nichts ausgesagt habe, sei in der Lage eine höchst wichtige Mittheilung zu machen. Dieselbe erklärte, an dem Abend, an welchem der Mord geschah, sei sie mit ihrer Tochter um 8 Uhr durch das Sachsenlager gegangen. An dem Rumpf'schen Hause habe sie einen Mann gesehen, der sich duckte und etwas zu suchen schien und sich äußerst verdächtig benahm; derselbe sei mit Lieske identisch. Lieske, welcher geleugnet hatte, sich in der Nähe des Sachsenlagers bewegt zu haben, rief der Zeugin erregt zu, sie könnte ihn gar nicht gesehen haben, denn er habe sie ja auch nicht gesehen. Die glaubhafte Aussage der Frau konnte nicht verfehlen, der Kette von Indicien das Schlußglied einzufügen. Mit Recht konnte die Staatsanwaltschaft sagen, daß die Nichtentdeckung des Mörders und die Verurtheilung eines Unschuldigen wegen dieses graufigen Verbrechens ein nationales Unglück sei. Allein die Geschworenen sind durch den Gang der Verhandlung und Beweisführung ebenso wie die öffentliche Meinung davon überzeugt worden, daß Lieske in Wirklichkeit derjenige Mensch ist, welcher den Mord ausführte. Wenn die „Freiheit“ in der Nummer vom 20. Juni ankündigte: „Am 26. beginnen die Verhandlungen gegen den Genossen Lieske in Frankfurt“, so war das freilich kein unwichtiges Moment zu der Bildung der Ueberzeugung bei den Geschworenen. Die wüthendsten Auslassungen des Mosk'schen Blattes sind vielleicht weniger ernst zu nehmen, als diese kurze, kleine, jedes pathetischen Beiwerks entbehrende Notiz, durch welche der Anarchismus sich in kaum zu betretender Form zu der Anstiftung des Angeklagten bekannte. Herr Mosk, der von dem sichern Astyle aus ungestraft seine dämonische Wirksamkeit ausübt, hat schon öfters seinen Gesinnungsverwandten durch seine unbezähmbare Wildheit die schlechtesten Dienste geleistet.

Es ist durch die Verhandlung zur Evidenz dargethan worden, daß die Ermordung das Ergebnis eines vorbereiteten Complottes war, und daß mehrere Spießgesellen des Mörders sich in den betreffenden Tagen des Januar in Frankfurt a. M. aufhielten. Ein Offizier hatte am Abend vorher um 10 Uhr auf dem Bahnhofe der Main-Neckar-Eisenbahn zwei Männer sich im Dunkeln herumdrücken sehen, was ihm auffiel. Plötzlich kam ein blasser junger Mann, dem die Beiden zuriefen *êtes-vous là*, worauf er antwortete: *ce n'était rien aujourd'hui*. An dem Abend fuhr ein Kutscher einen Herrn in's Wiener Café. Dort hielt er und der Herr sprach mit zwei Gästen. Als dann ließ er sich in die unmittelbare Nähe des Sachsenlagers fahren, stieg aus, ließ den Wagen halten, kehrte nach 1½ Stunden zurück und ließ sich wieder in das Café zurückfahren.

Mehrere Zeugen¹, die im Sachsenlager wohnen, haben an verschiedenen Abenden vor dem Rumpf'schen Hause einen unbekannten Mann gesehen, welcher auf und ab ging und mit dem Angeklagten nicht identisch war. Alles dies weist mit Nothwendigkeit darauf hin, daß Lieske nicht aus eigem Antrieb und allein zur Ausführung der That schritt, sondern sich bei derselben der Unterstützung der Genossen zu erfreuen hatte. Man könnte unter diesen Umständen die Frage aufwerfen, ob der Spruch der Geschworenen ein gerechter war? Unzweifelhaft ist dies zu bejahen. Die erste Frage, welche den Geschworenen vorgelegt wurde, lautete: „Ist der Angeklagte schuldig, am 13. Januar allein oder gemeinschaftlich mit einem oder mehreren Andern den Polizeirath Dr. Rumpf vorsätzlich getödtet und diese Tödtung mit Ueberlegung ausgeführt zu haben?“ Die alternative Formulirung trug auch der Möglichkeit Rechnung, daß die Geschworenen sich der Ansicht anschließen würden, Lieske habe allerdings die Tödtung ausgeführt, allein mit Hülfe der werththätigen Unterstützung von Genossen. Es ist der Untersuchung nicht gelungen, die Complicen zu entdecken und sie der fühnenden Strafe zu überliefern. Die Gerechtigkeit muß sich einstweilen damit begnügen, den Hauptschuldigen — wir sprechen vom rechtlichen und nicht vom ethischen Gesichtspunkte

aus — gefaßt und seine Verurtheilung möglich gemacht zu haben. Das Benehmen, welches Riecke zur Schau trug, als ihm die Gerichtsfentenz verkündet wurde, die ihn zum Tode und zu 4 Jahren Zuchthaus verurtheilte, mußte die Ueberzeugung bestärken, daß der Wahrspruch der Geschworenen sich nicht geirrt hatte. Wüthend wandte er sich gegen die Richter und rief ihnen zu, sie hätten ihr letztes Todesurtheil gefällt, ihre Namen würden an dem Schandpfahle prangen, mit der Faust schlug er auf die Bank der Angeklagten und rief, als er hinausgeführt wurde: „Pa, der Rumpf ist doch caput, der Rumpf ist caput! Werft Dynamitbomben!“ eine Aufforderung, die glücklicherweise keine Folge fand.

Werfen wir nunmehr, nachdem wir es versucht haben, unseren Lesern das Inbicienmaterial in skizzenhafter Anschaulichkeit vorzuführen, einen Blick auf die psychologische Seite dieser denkwürdigen Verhandlung und auf die grellen Streiflichter, welche dieselbe auf das gegenwärtige sociale Leben fallen ließ.

Wir haben schon hervorgehoben, daß der Angeklagte in keiner Weise ein besonderes Interesse bot; wie sein früherer Lebenslauf sich durchaus nicht von dem typischen Leben des Schußergefellen unterschied, so ragte er weder durch intellectuelle noch durch körperliche Vorzüge über den homme moyen der Criminalstatistik hervor. Auch in seiner Bertheiligung konnte man nicht die Spuren einer geistigen Schlagfertigkeit entdecken; nur das eine alte Mittel aller Verbrecher, das si fecisti nega handhabte er mit größter Virtuosität. Diese geistige Inferiorität ermöglichte es, daß der kaum in das Alter der Großjährigkeit getretene Bursche ein enragerter Parteigänger des Anarchismus wurde, er läßt sich durch die großen Phrasen, die in den schweizer Arbeitervereinen an der Tagesordnung sind, imponiren, die Lehren, welche dort vorgetragen werden, berauschen ihn, das Gift, welches durch die „Freiheit“, den „Rebell“ ihm eingeträufelt wird, verfehlt seine Wirkung nicht, und so wird dieser Sohn des märkischen Sandes zu einem willenlosen Werkzeug in der Hand seiner Obern, welcher kein Gesetz und kein Recht, keine Sitte und kein Gebot kennt, sofern die anarchistische Lehre seine Verlezung gebietet. Es ist ein infernalischer Haß gegen alles Bestehende, welcher aus seinen Aeußerungen spricht. Wir vernehmen, daß er sein Webauern über das mißlungene Attentat auf das Polizeipräsidentium wie über den fehlgeschlagenen Mordversuch auf den deutschen Kaiser in cynischer Weise bekundet. „Der Teufel soll die Reichen holen, es dauert aber nicht mehr lange;“, „Wenn man etwas haben will, muß man zu den Armen gehen, die Reichen geben einem doch nichts;“, „Wenn es nur ein Erdbeben für die Reichen gäbe“, dies sind so die gewöhnlichen Redensarten, die er im Munde führte. „Gäbe es hunderttausend Stellmacher“, sagte er in Basel, „so wäre es bald anders“. Es sind dieselben Tiraden, welche die anarchistischen Organe ihren Lesern Tag für Tag vorprebigen; ist es zu verwundern, wenn der Kopf eines ungebildeten Menschen schließlich in dem Maße mit ihnen angefüllt ist, daß er den Unsinn für Vernunft, die Lüge für Wahrheit hält, daß er an die Tollhaisereien glaubt, wie an die Botschaft des Heils? Ist es ein Wunder, wenn er zur seelenlosen Maschine in den Händen der blutdürstigen Horde wird, auf ihren Befehl und ohne Gewissensbisse nach einer von seiner Heimat weit entfernten Stadt geht, um einen Beamten zu beseitigen, von dem er nur in den Blättern und Versammlungen seiner Gefinnungsgegnossen gehört hat, daß er der Todfeind der anarchistischen Tendenzen sei?

Es kommt ja leider oft genug vor, daß Personen, die nicht älter sind wie Riecke, der Vernichtung des menschlichen Lebens überführt werden; allein dies ist fast ausnahmslos durch eine gewisse Leidenschaft motivirt, Eifersucht, Sinnenlust u. dgl. Daß aber ein Mensch im 22. Lebensjahre einen Mord mit solcher Leidenschaftslosigkeit, mit solcher Ruhe ausführen kann, das ist in der That keine häufige Erscheinung in den Annalen der Criminalrechtspflege. Ersäunt müssen wir uns fragen, wie kann eine solche Gefühls Härte, eine solche Verkennung des ersten aller Gesetze und Gebote in einem jugendlichen, noch nie bestraften Menschen vorkommen, wenn wir nicht zu dem Süßsmittel greifen,

den moralischen Wahnsinn hier anzunehmen? Es ist nicht zu vergessen, daß Lieske durch- aus nicht zu jener Sorte junger Bursche zählt, welche gleich mit dem Messer bei der Hand sind. Sein ohne Vorstrafen verlaufenes Leben zeigt im Gegentheil, daß er nicht zu den leidenschaftlichen, gleich aufbrausenden Naturen gehört, welche sich während der Flegeljahre einer Körperverletzung schuldig machen, ohne eigentlich zu wissen wie, und dies hängt mit seinem ganzen Wesen innerlichst zusammen. Dem Lieske ist, wie überhaupt dem Anarchisten, die Leidenschaft unbekannt; er hat für das, was wir Leidenschaft nennen, nur das freche höhnische Lächeln, welches er während der dreitägigen Verhandlung zur Schau trug. Wie kann auch derjenige eine höhere Aufwallung für irgend einen Gegenstand kennen, welchem das religiöse Gefühl Pfaffenschwindel und Priesterbetrug ist, welcher in dem Staat nur einen Blutsauger der Armen sieht und jede Ordnung als ein Attentat auf den freien Willen erachtet?

Mit Recht konnte der Präsident des Gerichtshofs dem Angeklagten sagen, er sei nur der Verführte, die Verführer säßen an anderer Stelle. Solche Elemente wie einen Lieske in die Maschen seines Netzes zu verstricken, mag dem Anarchismus ohne sonderliche Mühe gelingen, denn wie soll dieser Mensch, der im engen Kreise heranwuchs und nur in engen Verhältnissen gelebt hat, wie soll er den pomp- haften Phrasen und Tiraden widerstehen! Moralisch betrachtet sind jene nichts- würdigen Schurken und Banditen, die sich des Asylschutzes eines Staates erfreuen, der ungeachtet seiner internationalen Pflichten der elenden Brut, welche Sündlinge zum Mord in unser Vaterland schickt, nicht gründlich das Handwerk legt, moralisch sagen wir, sind sie viel schuldiger als Lieske. Schon bei den Verhandlungen wegen des Niederwald-Attentates mußte das deutsche Publikum mit Besorgniß die Wahr- nehmung machen, daß die Giftpflanze des Anarchismus auch in Deutschland Wurzel geschlagen habe und daß die Weisung eines Oberrn nirgendwo besser beobachtet werde wie in dieser Vereinigung von Mordgesellen. Der Lieske'sche Proceß hat diese Wahr- nehmung nur verstärkt. Mit Schrecken sehen wir Personen, die sich noch niemals gesehen hatten, eines Herzens und einer Gesinnung, sobald es sich um die verbrecherische Beseitigung eines verhaßten Feindes handelt.

Welche verworfene Gesinnung, welche ruchlose Denkungsart geht nicht aus den Aussagen der Zeugen Hüber und Nau hervor! Das scheußlichste aller Attentate, welches die Geschichte kennt, das Reinoldsdorf'sche Complot, findet bei ihnen lauten Beifall, der feige Meuchelmörder, welcher vom sicheren Walde aus die Explosion herbeiführen wollte, ist ihnen ein vorbildliches Muster und die scheußliche Verbrechergestalt eines Stellmacher, eines Kammerer erscheint ihnen nur in der Glorie des Märtyrertums. Es ist weit, sehr weit gekommen, wenn die Verwirrung und Verleumdung aller recht- lichen und moralischen Begriffe solche Fortschritte gemacht hat, daß die schwersten Verbrechen keinen Abscheu, sondern Bewunderung hervorrufen. Vor einigen Jahren sagte einmal ein bekannter Historiker und Parlamentarier,*) „im deutschen Volke habe die Geheimbündelei keinen Boden“. Dürfen wir dies auch heute noch mit zuversicht- licher Bestimmtheit behaupten, nachdem uns die Gerichtsverhandlungen zeigten, daß auch im deutschen Reich der Anarchismus seine Stationen besetzt? Und betrachten wir uns doch einmal diese großmäuligen Helden näher, die einen Kampf für die Menschenrechte zu führen vorgeben, sind sie vielleicht nüchterne, fleißige und strebsame Arbeiter, welche Mißgeschick erlitten haben und dadurch in eine erbitterte und feind- selige Stimmung gegen die bestehenden Zustände gekommen sind? O nein, es sind Faulenzer, Trunkenbolde, Landstreichler, arbeitslose Subjekte sind es, die in den Wirth- schaften sich herumtreiben, und stets aufmerksam sind, um im Trüben fischen zu können. Dieser Schaar ist selbstverständlich jedes Mittel zum Umsturz des Bestehenden gleich- werth, Pistole, Dolch, Gift, Dynamit il n'y a pas de différence.

*) H. von Treitschke.

Wir haben schon oben den Vergleich mit den russischen Nihilisten nicht vermieden; wenn wir jetzt am Schlusse unserer Erörterungen die Parallele wieder aufgreifen, können wir das oben gefällte Urtheil nur bestätigen. Uns liegt es ferne, mit diesem Abiturientenproletariat, wie der Reichskanzler einmal sagte, irgendwie zu sympathisiren, allein gegenüber diesem elenden, feigen Gezücht des deutschen Anarchismus nehmen sich die Nihilisten und Nihilistinnen wahrlich cavaliermäßig aus, sie bekannten offen ihre That und die Motive, die sie dazu getrieben hatten, und Nikolai Suchanow sagte vor Gericht, „er wolle es den Richtern darlegen, was ihn veranlaßt habe, die Liebe zum Vaterlande, zur Freiheit und zum Volke über Alles zu stellen, selbst über die moralischen Pflichten“; aber ein Versäße wußte nur mit frechem Leugnen und mit grundlosen Verdächtigungen der Amtsehre des Untersuchungsrichters und des Gerichtsarztes die ganze Armseligkeit und Feigheit des deutschen Anarchismus zu documentiren.

Noch eins muß aus diesem denkwürdigen Proceß hervorgehoben werden, die Trivilität, mit welcher mehrere Personen, die dem Verbrechen absolut ferne gestanden hatten, andern gegenüber versicherten, die schuldigen Thäter zu sein. Mag immerhin auch die prahlerische Großmannssucht, der Herostrateswahn sinn theilweise solche leichtfertige Nebenarten mit veranlaßt haben, es bleibt dennoch ein sehr bedenkliches Zeichen für den Mangel an moralischer und rechtlicher Strenge, wenn man auch nur im Scherze und Uebermuth, sich zu einer That bekennet, die den größten Abscheu allenthalben hervorrufen muß. Mit solchen Dingen läßt sich absolut kein Spaß treiben und wenn dergleichen nicht vereinzelt, sondern mehrfach vorkommt, so wirft dieses ein ganz eigenenthümliches Licht auf den Stand der Moral bei der betreffenden Bevölkerung.

Mit dem Wahrspruch der Frankfurter Jury, welche sich durch anarchistische Drohungen in keiner Weise in der strengen Erfüllung ihres Ehrenamtes einschüchtern ließ, ist das blutige Drama, welches einem treuen Beamten die ehrenvolle Laufbahn vor der Zeit abschloß, nur theilweise beendet; es wird Sache der weiteren Ueberlegung der maßgebenden Factoren sein, ob und in welcher Weise gegen den Anarchismus in Deutschland eingeschritten werden muß. Unser Staat hat es hier mit einem blutdürstigen Gegner zu thun, gegen welchen Erbarmen zu üben Schwäche und Thorheit, mehr noch, eine Selbstvernichtung wäre. Es giebt nur ein Mittel gegen diese Gefahr, welche weit schlimmer ist als die Pest, das ist die unerbittliche und schonungslose Ausrottung der Anarchisten und zwar mit Stumpf und Stiel. Mit Recht konnte der Vertreter der Staatsanwaltschaft in seinem Mahnworte an die Geschworenen sagen, das Verbrechen habe Erbitterung, Entrüstung und Trauer darüber hervorgebracht, daß die Anstifter desselben unter dem Schutze des Asylrechts dem Strafrichter unerreichbar bleiben. Damit ist die Stimmung gekennzeichnet, welche die öffentliche Meinung namentlich in Süddeutschland beherrscht, und wer den Verhandlungen beigewohnt hat, der konnte mehr als einmal die vom kräftigsten Unwillen erfüllten Aeußerungen darüber hören, daß es Staaten gebe, die sich civilisirt nennen und einer Mörderbrut ein Asyl gewähren, er konnte häufig die erstaunte Frage vernehmen, wie lange es denn noch dauere, bis das deutsche Reich die geeigneten Maßregeln ergreifen wird, um die betreffenden Länder davon zu überzeugen, daß es nicht gewillt sein kann, auf die Dauer Mordboten zur Vernichtung seiner Beamten entsenden zu lassen!

Es ist ein trauriges und doch lehrreiches Stück Zeitgeschichte, das wir da miterlebt haben und manchmal kommt es uns so seltsam und dem Charakter unseres Volkes so widersprechend vor, daß wir meinen, ein böser Traum habe uns die Gesamtheit der Vorfälle vorgespiegelt. Möchte es gleich einem Mahnruf dienen und wirken, damit alle diejenigen, welche die Cultur vor der Barbarei schützen wollen, mit allen Mitteln die Bemühungen des Staates zur Ausrottung des Anarchismus unterstützen; möchte die Gesellschaft sich in allen ihren Gliedern mit größter Entschiedenheit bewußt werden, daß sie es hier mit einem Feinde zu thun hat, von dem es heißt: „Sein Tod mein Leben, sein Leben mein Tod.“



Anton Theobald Brück*).

Ein Nachruf

von

Eduard von Hartmann.

— Berlin. —

Die Leser dieser Zeitschrift werden sich einiger Aufsätze (Das Alter, Lachen und Weinen, Die Stigmatisirten) erinnern, denen man es nicht ansah, daß ihr Verfasser im neunten Jahrzehnt seines Lebens stand. Nun hat auch dieses reiche Leben sein Ende gefunden, nachdem es bis vor einem Jahre die Frische und Eindrucksfähigkeit der Jugend bewahrt hatte. Vor mir liegen die Erinnerungen, welche der Verstorbene für seine Familie aufgezeichnet hat. Zusammen mit den Tagebüchern der letzten 60 Jahre und den wöchentlichen Briefen an seine verheirathete Tochter aus den letzten 40 Jahren enthalten sie einen reichen Schatz seiner Beobachtungen, unaufgeputzter Lebensweisheit und sprudelnden Humors. Solche Tagebücher und Briefe ohne jede andere Absicht als des sich Aussprechens können wir Nachgeborene gar nicht mehr schreiben, und jedes Mal, wenn ich einen seiner Briefe durch seine Tochter, meine Schwiegermutter, erhielt, empfing ich auf's Neue den Eindruck, einem lebenden Vertreter der besten Eigenthümlichkeiten des vergangenen Jahrhunderts gegenüberzustehn. Diesem Bilde entsprach auch der persönliche Eindruck, welchen ich seit meiner Bekanntschaft i. J. 1867 von dem Verstorbenen gewonnen habe. Allgemein geachtet und beliebt bei Hohen und Niedern wegen seiner bescheidenen Reservirtheit, wohlwollenden Milde, Freigebigkeit, allezeit liebenswürdigen Feiterkeit und geistvollen, humoristisch gewürzten Unterhaltung gehörte er zu jenen Erscheinungen, die man nicht wieder vergißt, wenn man einmal durch Zufall mit denselben in Berührung gekommen ist. So hat er fünfundfünfzig Jahre lang als erster Badearzt in Driburg gewirkt, die letzte Zeit als Nestor der deutschen Badeärzte. Seinen Patienten war er nicht nur der wissenschaftlich hochgebildete Arzt, sondern Vielen wurde er auch ein gemüthlich nahestehender Berather und manchem Armen des von ihm geleiteten Kurhospitals eine Hülfe. Seine Kunst, durch die eigne gute Laune auch diejenigen der Kurgäste selbst bei schlechtem Wetter aufrecht zu erhalten, war sprichwörtlich.

Als der älteste von 16 Kindern eines Osnabrücker Kaufmanns geboren und in der Franzosenzeit aufgewachsen, lernte er früh sich in die Verhältnisse schicken, wenn ihm auch Noth und Armuth fern blieb, und so wendete er den Satz des Paracelsus auf sich an: „Dafür danke ich Gott, daß ich ein deutscher Mann geboren und in Noth und Armuth aufgewachsen bin, und daß er mich zur Arznei geführt und zum Licht in der Natur, welche Natur die Welt ist und all' ihr Anfang.“ Ganz fremd-

*) Dr. med. Geheimer Sanitäts- und Medicinal-Rath, geb. den 29. September 1798, gest. den 22. Juli 1885.

artig berühren uns die Schilderungen von den Zuständen der Rectorschule, welche Brück von 1806—1809, und des Carolinum, welches er von 1809—15 besuchte; auf der ersteren spielten die Prügel und das Auslachen auf Commando durch den Chor der Klasse die Hauptrolle, auf dem letzteren galt noch das Lateinische Alles, und wenn die Uebrigen mathematische Aufgaben bearbeiteten, so mußte Brück, welcher dazu keinen Kopf hatte, lateinische Verse machen. Die Schilderungen der Geistlichen, welche in und außer der Schule in Brücks Jugenderinnerungen eine große Rolle spielen, eröffnen uns gleichsam einen Blick in eine versunkene Welt; wo wäre diese plattdeutsche Verb-heit, Biederkeit, Jovialität, Toleranz und Harmlosigkeit bei einem heutigen westfälischen Bezirksplan zu finden?

Nur eines fehlte dem damaligen katholischen Theile Westfalens, die patriotische Begeisterung, wie sie in den protestantischen Provinzen zur Zeit der Freiheitskriege aufstammte; man sah die französischen Truppen ungern schreiben und noch weniger gern die russischen einrücken.

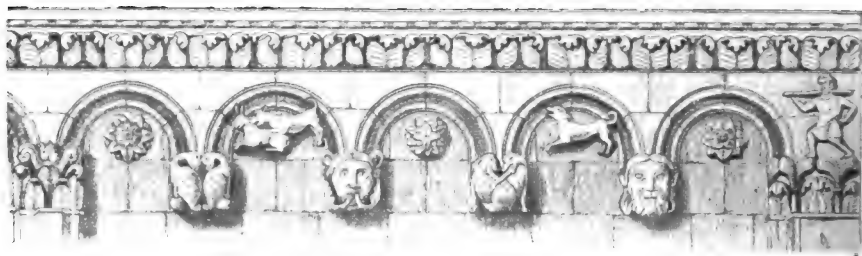
Von 1815 bis 19 studirte Brück Medicin in Münster, Göttingen, Wien und Tübingen, wobei er Süddeutschland mannigfach durchwanderte. Seine eigentliche Neigung ging schon damals auf Naturphilosophie und Aesthetik; da er aber Medicin einmal zum Fachstudium erwählt hatte, warf er sich mit Vorliebe auf Psychiatrie. In Münster trieb er neben der Anatomie auch Physik, Chemie, Anthropologie, Declamation, ja sogar Einleitung in die Dogmatik bei Hermes. In Göttingen hörte er Vorlesungen bei Blumenbach, Himly, Langenbeck, Oslander, dem Botaniker Schrader, ferner Logik bei Schulz (Aenesidemus), Aesthetik bei Bouterwek; von der wissenschaftlichen Bedeutung und den menschlichen Eigenthümlichkeiten dieser damaligen Berühmtheiten entwirft er charakteristische und launige Skizzen. In Wien, wohin er nach der Promotion übersiedelte, studirte er mit Friedreich, Leudart, Gömmering u. A. m., die nachher sich einen Namen gemacht haben, zog aber aus der damals in Verfall befindlichen medicinischen Facultät wenig Nutzen. Desto mehr Anregung fand er in Wien und München für seinen ästhetischen Sinn, und bildete sein Verständniß für Musik und bildende Kunst aus. Für letztere besaß er eine so entschiedene Anlage, daß er selbst glaubte, unter anderen Lebensverhältnissen wäre wohl ein Maler aus ihm geworden; wie er schon in frühester Kindheit seine Umgebung durch spontane Leistungen überrascht hatte, so erfreute er seine Vertrauten bis in das höchste Alter hinauf ab und zu mit witzigen Caricaturen. Dagegen bemerkt er, daß ihm die Liebe zur Musik im Alter nicht ebenso treu geblieben sei wie diejenige zur Poesie und bildenden Kunst, und neigt dazu, hierin die Wirkung eines allgemeineren nervenphysiologischen Gesetzes zu sehen. Den Ausschreitungen des Studentenlebens blieb er fern, ohne irgendwie Philister zu sein; doch sieht er darin kein Verdienst, sondern eine Wirkung seines Naturells. In Tübingen fesselten ihn nur Nutzenrieth und Uhländ.

Heimgekehrt legte er seine letzte Prüfung ab und sollte nun practisiren; aber obwohl er Wohnung und Kost im Elternhause frei hatte, konnte er doch nicht recht auf einen grünen Zweig kommen. Er fühlte, daß er zum *medicus curans* nicht recht passe, und ging nach seines Vaters Tode i. J. 1826 mit Empfehlungen nach Petersburg, um bei einer dort zu errichtenden Irrenanstalt einen Platz zu finden. Nachdem der persische Krieg diese Hoffnungen zerstört hatte, wandte er sich nach Kopenhagen auf eine Einladung des dortigen kgl. Leibarztes Brandis, der an seiner Schrift „Ueber Lebensstörungen mit vorherrschend psychischen Krankheitserscheinungen“ Gefallen gefunden hatte, und blieb $\frac{3}{4}$ Jahre lang dessen Gast. Hierauf habilitirte er sich als Docent in Göttingen, wo er natürlich auch mit pecuniären Schwierigkeiten zu kämpfen hatte, bis er i. J. 1829 durch Brandis' Empfehlung an Stelle des verstorbenen Föder Badearzt in Driburg wurde. Von da an lehrte er für den Winter zu der Thätigkeit als praktischer Arzt in Osnabrück zurück, welche er erst i. J. 1860 einstellte; die eigentliche Freude seines Berufs fand er in seiner baderärztlichen Thätig-

keit in Driburg, welche er bis in sein 85. Lebensjahr in voller körperlicher und geistiger Frische ausgeübt hat, und welche ihn in dieser Zeit mit einer langen Reihe bedeutender Persönlichkeiten aus den verschiedensten Lebensstellungen in engere Berührung gebracht hat.

Von den zwanziger Jahren an hatte Brück sich in naturphilosophische Studien vertieft, speciell in Goethe, Oken, Kiefer, Brandis, Carus u. A. m., und sich als Mitarbeiter der Oken'schen Zeitschrift „*Isis*“ bekannt gemacht; dadurch war er auch in briefliche Beziehungen zu Goethe getreten, und nur eine zufällige Erkrankung Goethes verhinderte, daß sich daraus eine persönliche Beziehung entwickelte. Brück war überzeugt, daß unsre ganze heutige empirische Detailforschung im Bereiche der Materie nur dazu bestimmt sei, das tragkräftigere Fundament eines bevorstehenden großartigen Aufschwungs der Naturphilosophie zu werden, und in dieser Auffassung lag auch sein Berührungspunkt mit meinen naturphilosophischen Bestrebungen, durch welche wir lange vor der Knüpfung verwandtschaftlicher Bande in ein persönliches Verhältniß freundschaftlicher Art geriethen. Ebenso beginnen aber auch von den zwanziger Jahren an seine belletristischen Arbeiten, die er zunächst in Meyers Sonntagsblatt in *Osna-brück* veröffentlichte. Er war gleich frei von schriftstellerischem Ehrgeiz wie von Gewinn-sucht; seine meisten Leistungen sind anonym in Journalen zerplittert oder gar in Gestalt von Anmerkungen den Werken befreundeter Verfasser eingefügt. Ein Heft Dichtungen betitelte er „*Auf Wiedersehen*“, weil er sie nur befreundeten Pargästen beim Abschiede überreichen wollte. Auch seine wissenschaftlichen Arbeiten sind meist in Zeitschriften zerstreut; denn seine Veranlagung ging ähnlich derjenigen Goethes weniger auf rationelle systematische Durcharbeitung von bestimmten Gebieten als auf scharfe Beobachtungen und aphoristische Apercus, und er sagt, daß es ihm ebenso wie Lichtenberg und Börne schwer geworden sei, viel auf einmal hintereinander zu schreiben. Diese aphoristische Art der Entstehung merkt man auch seinen Aufsätzen an, wenngleich das Mosaik geschickt genug combinirt ist; es hängt damit zusammen, daß seine glücklichsten Würfe auf poetischem Gebiet in humoristischen Impromptus und sein pointirten Epigrammen bestehen. Was für die zusammenhängende wissenschaftliche oder dichterische Production als ein Mangel erscheint, das wird für die gemüthsvolle Plauderei seiner Briefe und für die aphoristischen Beobachtungen und Reflexionen seiner Tagebücher gradeswegs zum Vorzug. Seine letzte literarische Arbeit war eine vor dreiviertel Jahren erschienene Biographie seines Freundes und Gönners Brandis, dessen hervorragende schriftstellerische Leistungen auf naturphilosophischem Gebiete bereits aus dem Gedächtniß der lebenden Generation entschwunden waren.

Im Jahre 1831 verheirathete er sich und führte 42 Jahre lang eine jener ungetrübten glücklichen Ehen, wie sie nur selten auf Erden angetroffen werden. Eine Magd, die 22 Jahr bei ihm gedient hatte, sagte einst: „Dat soll doch dat erstemal syn, dat Se an He sid vertörnet haddén.“ Von seinen sechs Kindern mußte er vier als reife Männer vor ihm aus dem Leben scheiden sehen, fand aber in den Familien der beiden ihm verbliebenen und deren Nachkommen Ersatz. Obwohl aus einer streng katholischen Familie stammend, hatte er eine evangelische Frau genommen und seine Kinder in deren Confession erziehen lassen. Er pflegte zu sagen: *duo medici, tres haeretici*, d. h. wo zwei Aerzte bei einander sind, da sind drei Ketzer, weil der Erzketzer, der Teufel, nicht versteht, sich als dritter im Bunde einzufinden. Die Aufklärung, welche die Philosophie erst auf die Höhen der gebildeten Gesellschaft gebracht hatte, erwartete er von den Naturwissenschaften für die breiteren Schichten des Volkes. Im Princip sympathisirte er mit der demokratischen Bewegung des Jahres 1848, der ersten, welche ihn mit einer politischen Erregung erfüllt hatte; aber für seine Person fühlte er sich als Aristokrat der Bildung und des Geistes und ist wohl niemals zu einer völligen Ausgleichung dieses Widerspruches, des einzigen in seiner sonst durch und durch harmonischen Natur gelangt.



Illustrierte Bibliographie.

Alte und neue Kunst.

(Fortsetzung aus voriger Nummer.)



ist ein weitschichtiges Unternehmen, von dem uns die Grote'sche Verlagsbuchhandlung die ersten zwei Lieferungen vorlegt. Mit Hilfe hervorragender, auf verschiedenen Gebieten der Kunstwissenschaft arbeitender Kräfte soll eine, im besten Sinne gemeinverständliche „Geschichte der deutschen Kunst“ hergestellt werden, ausgestattet mit zahlreichen Abbildungen der schönsten und interessantesten Werke der deutscher Baukunst, Plastik, Malerei, des Kupferstichs, Holzschnitts und Kunstgewerbes.

Das ganze Werk gliedert sich in fünf Hauptabschnitte, die von folgenden Verfassern bearbeitet werden:

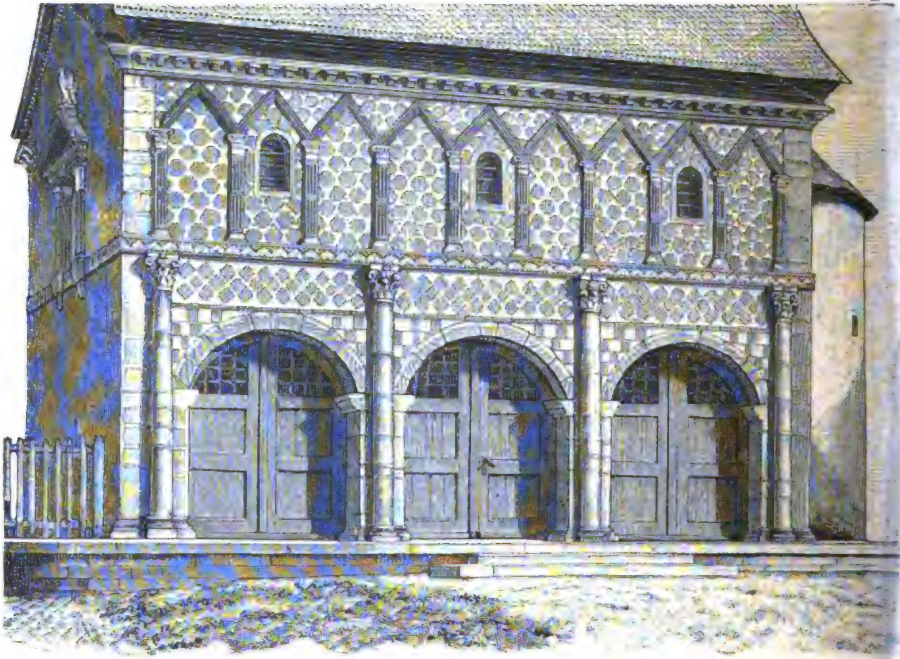
1. Die Baukunst von Dr. Robert Dohme.
2. Die Plastik von Dr. Wilhelm Bode.
3. Die Malerei von Prof. Dr. Hubert Janitschek.
4. Der Kupferstich und Holzschnitt von Dr. Friedrich Lippmann.
5. Das Kunstgewerbe von Prof. Dr. Julius Lessing.

Soweit man nach den vorliegenden umfangreichen zwei Lieferungen urtheilen darf, verspricht das Werk in jeglicher Beziehung bedeutend zu werden. Die erste Lieferung eröffnet die „Geschichte der deutschen Plastik“. — Den Anfang der Plastik in Deutschland bilden die Bildwerke in Elfenbein. Von einer altgermanischen oder gar von einer ureigenen Plastik kann nicht die Rede sein. Selbst in dem Weltreich Karls des Großen konnte auf deutschem Boden eine selbstständige bildnerische Thätigkeit noch nicht zur Entfaltung kommen. Es sind nur Werke der Kleinkunst, die vorbereitend auf die Entwicklung der Plastik einwirken, insbesondere die Elfenbeinplastik. Diese Kunst erreicht im Frankenreiche im zehnten und theilweise auch im elften Jahrhundert eine gewisse Höhe und verfällt dann schnell in das Rohe und Typische. In dem eigentlichen Deutschland geht die Elfenbeinplastik direct auf das Klassische, theils Christliche, theils Byzantinische zurück und entwickelt sich in zwei Schulen, der rheinischen und



Marienaltar in der Herrgottskirche zu Göggingen a. d. Tauber.
Aus: Geschichte der deutschen Kunst. Berlin. W. Grote.

sächsischen. In der zweiten Hälfte des zwölften Jahrhunderts hört die Kunst der Eisenbearbeit in der handwerksmäßigen Weise, wie sie bisher geübt wurde, ganz auf. Erst gegen Ausgang des dreizehnten, namentlich aber während des vierzehnten Jahrhunderts entfaltet sie sich wieder zu umfangreicherer Thätigkeit, jedoch theilweise für andere, namentlich profane Zwecke und unter wesentlich anderen Bedingungen, welche sie nicht mehr als eigenartige Kunst mit ganz eigener Entwicklung, sondern als einen Zweig der ganzen Plastik oder des Kunsthandwerks erscheinen lassen. Die Plastik selbst tritt zunächst im elften und zwölften Jahrhundert als Schmuck von Kirchenbauten auf. Der Anstoß zu dieser Anwendung der Sculptur in Deutschland ging nicht aus einem



Eingangsthor zum Kloster Borch.

Aus: Geschichte der deutschen Kunst. Berlin. G. Grote.

inneren Bedürfniß des Volkes hervor, sondern aus der Anregung, welche einige gelehrte Kirchenfürsten in Italien durch den Anblick der Ueberreste antiker Kunst erhielten, wenn auch die Antike keinen directen Einfluß auf den Charakter der Bildwerke hatte. Die Führerrolle in dieser Kunstentwicklung fiel Sachsen zu, welches dadurch vor andern Landestheilen begünstigt war, daß seine Fürsten auf dem deutschen Kaiserthron saßen. Das Gebiet des alten Sachsen ist es auch, auf dem die Hauptwerke jener Zeit zusammengebrängt sind. Erst im dreizehnten Jahrhundert tritt eine freiere, individuellere Entwicklung der plastischen Kunst ein. Dazu wirkt auch der Umstand mit, daß die Ausübung der Bildhauerkunst, die bisher wesentlich in den Händen von Geistlichen lag, vielfach auch in Laienhände überging. Soweit die Plastik von der Architektur losgelöst erscheint, beschränkt sie sich auf die Bildnißdarstellungen. Außer den Relieffiguren von Grabsteinen, wie sie auch schon früher vorkamen, begegnen wir

Standbildern, ja sogar Reiter = Monumenten. Wir stehen — beim Abschluß dieser ersten Lieferung — in der „ersten Blüthe der deutschen Plastik im dreizehnten Jahrhundert“.

In Lieferung 2 schildert Robert Dohme die ersten Perioden der „Geschichte der deutschen Baukunst“. — Die Wiege aller monumentalen Baukunst ist das Gottes-



Altargruppe aus der Kapelle zum heiligen Kreuz in Nürnberg.
Aus: Geschichte der deutschen Kunst. Berlin. G. Grote.

haus. Die Götter der Germanen aber wohnten in der freien Natur, und so fiel für diese Völker die wichtigste Triebfeder zu baulichen Unternehmungen fort. Mit dem Christenthum kamen aus Italien auch die Anregungen zur Baukunst. Es ist weniger Rom als Ravenna, „die Lieblingsstadt des mächtvollen Dietrich von Bern“, wo wir die Vorbilder für die ersten christlichen Bauten in Deutschland zu suchen haben. Die allgemeine Idee des Münsters zu Aachen, der großen Hof- und Staatskirche des Reichs — Dohme bestreitet die Ansicht, das Aachener Münster sei eine Palast-

capelle des Kaisers gewesen — ist der Anlage von San Vitale in Ravenna entnommen. Von dem unmittelbaren Einfluß der Antike auf die deutsche Baukunst zeugt ein kleiner Bau zu Lorsch am Rheinthale vor dem Odenwald. Dort hatte im Jahre 774 Karl der Große der Weiße einer Kirche beigewohnt, von welcher der Chronist ausdrücklich rühmt, daß sie „*mores antiquorum et imitationis veterum*“ errichtet sei. Dieser ursprüngliche Bau, wie eine kleine, später hinzugefügte Grufcapelle sind verschwunden. Dagegen hat sich ein kleines, zweifrontiges Werk erhalten, das unzweifelhaft auf antike Muster zurückführt. Lange Zeit hat man über die Bedeutung dieses Baues gestritten, heute wird er allgemein für die Eingangsseite einer großen Klosteranlage gehalten.

Was Karl geschaffen, vermochten die Nachfolger nicht aufrecht zu erhalten. Erst unter den sächsischen Kaisern erwacht wieder ein neuer Trieb, und auf dem Boden



Gerhard Dov.

Aus: F. A. Weiske, Die Dresdener Gallerie. Reuditz-Leipzig. H. S. Wagnere.

Sachsens erblickt „der allen Orten autochthon in natürlichem Uebergange aus der Antike sich entwickelnde sogenannte romanische Stil am frühesten in wichtigen Werken“. „Die Blüthezeit des romanischen Stils“ wird nur theilweise in der vorliegenden Lieferung dargestellt, den Schluß soll das nächste Heft bringen.

In beiden Werken, deren Anfang uns vorliegt, ist die Darstellung eine anziehende und klare. Dohme scheint uns indessen besser das Bedürfniß des großen gebildeten, Belehrung heischenden Publikums getroffen zu haben, indem er die engen Beziehungen zur allgemeinen Cultur schärfer betont und immer wieder auf den Zusammenhang der Kunst mit den allgemeinen politischen Verhältnissen und geistigen Strömungen der Zeit zurückkommt. In der Hervorhebung des Wichtigen und der berechtigten Ausscheidung

des Unwichtigen, haben Dohme wie Bode, wie wir glauben, das richtige Verhältniß eingehalten.

Einen wichtigen Bestandtheil beider Werke bilden die zahlreichen und trefflich ausgeführten Illustrationen. Alle vervielfältigenden Künste werden zu Hülfe gerufen. Der Farbendruck tritt in einer Vollenbung auf, die bisher wenige deutsche Prachtwerke darbieten. Die Wiedergabe alter Holzschnitte, wie z. B. des Dürer'schen „Jesus Abschied von seiner Mutter“, ist meisterhaft. Er gewährt dem Leser, dem kein großes Kupferstich-Cabinet offen steht, einen vollständig klaren Einblick in die Schaffensweise der Zeit. Wir können natürlich nur durch wenige Proben dem Leser veranschaulichen, welche Höhe die reproducirende Kunst in diesem Werke erreicht hat. —

Neben diesem in der Anlage wie in der Ausführung gänzlich neuen Unternehmen sei



Bartholomäus van der Helst.

Aus: H. A. Weisse, Die Dresdener Gallerie. Reudnitz-Leipzig. V. G. Pagne.

eines älteren aus dem Gebiete der Kunstwissenschaft gedacht, das bereits in dritter Auflage vorliegt, der „Dresdener Gallerie“. Das unter diesem Titel vor Jahren erschienene Prachtwerk ist in unseren Häusern schon lange eingebürgert und verbreitet mit Erfolg Kunstsinne und Kunstwissen. Es enthält eine Auswahl der hervorragendsten Meisterwerke der Dresdener Sammlung in Stahlstich und überdies in den Text gedruckte Portraits der Meister und erläuternden Text. Der Text hat natürlich in der neuen Auflage vielfache Aenderungen und Ergänzungen erfahren. Wir gedenken z. B. des früher bedingungslos dem van Dyck zugeschriebenen Kunstwerks „Danae mit dem goldenen Regen“, von dem schon Dr. Wilhelm Schäfer bestimmt ausgesprochen, daß es mehr an einen Italiener, als an einen Deutschen oder Niederländer erinnert. Schäfer war der Ansicht, man könne das Bild trotzdem für van Dyck in Anspruch

nehmen, wenn man etwa gelten ließe, daß er die Figur der Danae schon in Italien unter dem Einfluß dortiger Muster gemalt habe, alles Andere aber später von einem Schüler habe ausführen lassen. Neuere Forschungen entscheiden sich für die Ansicht, daß das Bild dem van Dyck fremd sei. Aber der Text, den H. A. Weiske geschrieben, hat nicht bloß den Vorzug wissenschaftlicher Zuverlässigkeit, sondern auch den einer schönen Darstellungsform. Er ist leicht, ohne oberflächlich, klar ohne trivial zu sein.

Die Stahlstiche sind mit ganz geringen Ausnahmen vortrefflich. Zur Popularisirung der Dresdener Sammlung sind abwechselnd alle Vervielfältigungsverfahren in Anwendung gebracht worden: die Lithographie, die Photographie, der Lichtdruck und der Holzschnitt, aber alle diese Verfahren stehen zweifelsohne hinter dem Stahlstich zurück, so daß das vorliegende Werk wohl noch lange den ersten Platz unter allen denjenigen behaupten wird, welche sich die Popularisirung der Kunstwerke einer der ersten Gallerien Europas zur Aufgabe gemacht haben. A. V.

Geographische Literatur.

Aus Toscana. Geologisch-technische und culturhistorische Studien. Von E. Meyer.

Mit 8 Figuren im Text und 4 Tafeln. Wien, Carl Gerolds Söhne.

Das vorliegende Buch ist in seiner Anlage völlig verfehlt. Der Verfasser springt von einem Gegenstand zum andern und kommt vom Hundertsten in's Tausendste; mitten unter hochwissenschaftlichen geologischen und technischen Auseinandersetzungen, deren Gediegenheit gern anerkannt werden soll, begegnet man historischen Essais, ziemlich trivialen Naturschilderungen und persönlichen Erlebnissen. In dieser Weise sind behandelt; Elba, Das Bergwerk von Monte Catini, Volterra im Mittelalter, Die Maremmen, Val di Chiana und Mt-Toscana. Der Verfasser hätte aus dem einen Werke zwei machen sollen, eines für ein größeres Publikum, etwa unter dem Titel: „Land und Leute in Toscana, Reisekizzen“, das andere, rein wissenschaftliche, unter dem Titel: „Geologische Zusammensetzung von Toscana, mit besonderer Berücksichtigung der Bergwerke“. Der Wunsch des Verfassers (S. 65): „Möge es mir gelungen sein, den Stoff, welcher nicht für allgemein fählich gehalten wird, so zu behandeln, daß er auch dem nicht fachmännischen Leser ein tieferes Interesse abgewinnt“, dürfte kaum in Erfüllung gehen. Ganz abscheulich ist die Orthographie; der Dehnbuchstabe ð ist z. B. überall gestrichen (ir = ihr; inen = ihnen mer = mehr) und statt äu wird durchweg ai geschrieben.

Der goldene Chersones. Von Isabella L. Bird (Mrs. Bishop). Frei übersetzt von A. Helms. Mit Karte und Illustrationen. Leipzig, Ferdinand Hirt und Sohn.

Mrs. Bishop oder Isabella L. Bird, als Reiseführerin längst auf's Vortheilhafteste bekannt, führt uns in ihrem neuen Werke in einen bisher fast ganz unerforscht gebliebenen Erdtrich, in die aurea Chersonesus der Alten, d. i. die Halbinsel Malakka, deren westlichen Theil sie selbst unter großartigen Strapazen und mit bewunderungswürdiger Unerfrodenheit Ende 1878 und Anfang 1879 bereist hat. Die einzige, allerdings nicht zu unterschätzende Unterstützung fand die kühne Reisende an den britischen Residenten der sogenannten Straits-Settlements, jener von den Ostindischen Compagnie occupirten und 1867 von der britischen Krone vereinigten Besitzungen an der Malakka-Strasse. Diese Gebirgsstheile, unter denen Singapur die erste Rolle spielt, bestehen lediglich aus kleinen Inseln oder schmalen Landestreifen längs der Westküste und zählten 1881 etwa 422 000 Einwohner; ihr Handel ist aber überaus bedeutend und bezifferte sich 1880 seinem Werthe nach auf circa 647 Millionen Mark. Außerdem üben die Engländer über drei an derselben Küste gelegene und von einheimischen Fürsten regierte Staaten die Schutzherrschaft aus, über Perak, Selan-

gore und Sungei Udjong; wie lange wird es dauern, dann sind auch diese dem indischen Kaiserreich einverleibt! Die Mitte und der Osten der Halbinsel harren noch der Entschleierung. Der Hauptreichtum des Landes besteht, abgesehen von der Ueppigkeit der Vegetation, in den sehr ergiebigen Zinngruben, in Diamanten und Edelsteinen, Producten, welche von den massenhaft eingewanderten Chinesen vortrefflich ausgebeutet werden. Die einheimischen Malaien, welche den andern Haupttheil der Bevölkerung ausmachen und sich zum Islam bekennen, aber voll Aberglauben steden, kommen wegen ihrer angeborenen Arbeitscheu den Chinesen gegenüber nicht mehr auf. Das durchweg interessante und nach möglichster Gründlichkeit strebende Buch ist in Briefen verfaßt, welche an Ort und Stelle niedergeschrieben wurden und an die (inzwischen verstorbene) Schwester der Verfasserin gerichtet werden. Die empfangenen Eindrücke werden somit dem Leser (hoffentlich auch recht vielen Leserinnen) mit der ganzen ursprünglichen Lebhaftigkeit übermittelt; die Darstellung ist glatt und anschaulich; die Illustrationen sind vorzüglich.

Karl Anorg. Eines deutschen Matrosen Nordpolfahrten. W. Rindemanns Erinnerungen an die Nordpolexpedition der „Polaris“ und „Jeanette“. Zürich, Verlags-Magazin (F. Schabelitz).

Dieses einfach und schmucklos geschriebene Büchlein umfaßt nur 48 Seiten; es enthält als Einleitung einen kurzen Lebensabriß des deutschen Seemannes W. Rindemann und als Hauptthema die abenteuerlichen Erlebnisse der „Polaris“- und „Jeanette“-Expedition, welche theils nach officiellen, von der nordamerikanischen Bundesregierung veröffentlichten Documenten, theils nach Rindemanns mündlichen Mittheilungen erzählt werden. — Letzterer ließ sich 1871 für den zur Erforschung des Nordpols bestimmten Unions-Dampfer „Polaris“ anwerben und gehörte zu denjenigen Mannschaften, welche nach dem Tode ihrer Führer, der Capitaine Hall und Buddington, durch einen Schneesturm von ihrem Schiffe getrennt wurden und 196 Tage lang auf einer Eisscholle ihr Leben fristeten; der „Trigreß“ brachte ihnen endlich Rettung aus ihrer gefährlichen Lage. Noch schrecklicher war bekanntlich das Geschick der „Jeanette“, welche 1879 von San Francisco auslief. Nachdem das Schiff im hohen Norden dem Untergange nahe war, suchte sich die Mannschaft auf drei Boote und erreichte schließlich die Mündung der Lena in Sibirien; Rindemann und noch ein anderer Matrose wurden vom Capitain De Long ausgesandt, um Hilfe zu suchen; als sie im nächsten Frühjahr, also nach einem halben Jahre, zurückkehrten, fanden sie die Zurückgebliebenen Alle todt, verhungert. Das Büchlein verfolgt den löblichen Zweck, nicht bloß die Verdienste eines untergeordneten deutschen Seemanns, welche von den Nordamerikanern so gern geschmäälert werden, in's rechte Licht zu stellen, sondern auch einige Unrichtigkeiten in dem Berichte derselben aufzudecken.

H. J.

Der Bericht über die Hygiene-Ausstellung.

Bericht über die Allgemeine deutsche Ausstellung auf dem Gebiete der Hygiene und des Rettungswesens unter dem Protectorate Ihrer Majestät der Kaiserin und Königin Berlin 1882/83. Mit Unterstützung des Königlich Preussischen Ministeriums der Geistlichen, Unterrichts- und Medicinal-Angelegenheiten, herausgegeben von Dr. Paul Börner in Berlin. 1. Band. Mit einem Titelbilde, einer Farbentafel, einem Situationsplan und 180 Text-Illustrationen. Breslau, S. Schottlaender.

Diejenigen, welche die deutsche Ausstellung für Hygiene und Rettungswesen in Berlin schufen, haben fürwahr Ursache in reichem Maße, mit Stolz und Freude auf

ihr Werk zurückzublicken. Viel Arbeit und Kampf, Energie und Muth hat es gekostet, aber auch belohnt, trotz der furchtbaren Katastrophe vom 12. Mai 1882, durch den glücklichsten Ausgang.

Nicht nur, daß Hunderttausende von Besuchern dort Belehrung, Anregung und Vergnügen fanden, ein dauernderes, tiefer greifendes Fortwirken ist jener Ausstellung gesichert worden, zunächst dadurch, daß sie zu der Begründung des deutschen Hygienemuseums geführt hat, und dann durch die Herausgabe des Berichtes, von welchem der erste Band vor uns liegt.

Es heißt in der Einleitung, daß die Verfasser, als sie ihrer Arbeit näher traten, die Reichhaltigkeit der Ausstellung größer fanden, als sie geglaubt hatten; dieselbe wohlthuende Ueberraschung wird auch dem Leser dieses Buches zu Theil, und wenn vielleicht hier und da Bedenken auftauchten, daß die Bedeutung der Ausstellung denn doch eine zu ephemere war, um eine so umfangreiche Berichterstattung zu rechtfertigen, so sind jene Bedenken jetzt zerstört durch den Erfolg der That.

Freilich ist dieser Erfolg einer Kette von günstigen Umständen zu verdanken: der Protection und finanziellen Hülfe Ihrer Majestät der Kaiserin, der fördernden Theilnahme des Ministers von Gossler, des Unterstaats-Secretärs Lucanus und des Geheimraths Althoff, der Initiative und geschickten Organisation des Herausgebers und der muthig übernommenen und vorzüglich ausgeführten Leistung des Verlegers.

Außer dem Herausgeber haben sechszehn hervorragende Fachmänner die Capitel dieses ersten Bandes geliefert. Die Verfasser haben sich nicht auf eine kritische Besprechung der Ausstellungs-Objecte beschränkt, sondern sie bieten gleichzeitig allgemein verständliche interessante Einleitungen und Uebersichten.

Diese Art der Darstellung ist vielleicht nicht nach dem Geschmack manches deutschen Gelehrten, der die Verquickung der populären mit der strengwissenschaftlichen Behandlung verhorrescirt, sie ist aber längst üblich in der besten wissenschaftlichen Literatur Englands und hat dort wie hier den Zweck, das Buch zur Lectüre auch für jeden gebildeten Laien geeignet zu machen.

Der Gehalt der einzelnen Abschnitte ist naturgemäß ein verschiedener, zunächst abhängig von der größeren oder geringeren Vollständigkeit, in welcher das betreffende Gebiet in der Ausstellung vertreten war. Besonders glücklich erscheinen demgemäß folgende Capitel: Der Pavillon des Kaiserlichen Gesundheitsamtes, Ausrüstungs-Gegenstände für hygienische Institute, der meteorologische Pavillon und die meteorologischen Instrumente, Bekleidung, Strafanstalten und Besserungsanstalten.

Die zahlreichen guten Illustrationen erleichtern das Verständniß und erhöhen den Nutzen des Buches in bedeutendem Grade.

Wir hoffen in dem zweiten Bande, welcher in kurzer Zeit erscheinen soll, eine gleichwerthige Fortsetzung begrüßen zu können und behalten uns eine ausführliche Besprechung des Gesamtwerkes bis dahin vor.

Bibliographische Notizen.

Graf Adolf Friedrich von Schack. Ein literarisches Portrait von Eugen Zabel. Wien, Carl Gerolds Sohn.

Zur rechten Zeit legt Zabel dem Publikum diese hübsche abgerundete Studie vor, denn Schack feiert bekanntlich in diesen Tagen (2. Aug.) seinen siebenzigsten Geburtstag. Er ist weit weniger bekannt und ge-

lesen, als viele Schriftsteller, deren Werke an innerem Gehalt und Vollendung der Form sich mit Schacks Dichtungen nicht im Entferntesten messen können. Schack ist eine zurückhaltende, edle Dichternatur: er hat es verschmäht, zu dem Unge-
schmack des Publikums herunterzusteigen, er hat sich stets auf den Höhen der idea-

listischen Dichtung erhalten und sich bemüht, den Leser zu diesen Höhen emporzuziehen. Solche Dichter und ihre Werke bringen nur langsam durch; sind sie aber erst einmal anerkannt, so sinken sie nicht, wie die herrschenden Moberichter, schnell wieder in Vergessenheit zurück, sondern erhalten sich dauernd im Gedächtniß der Mit- und Nachwelt. Zabel giebt einen klaren Ueberblick über die gesammte dichterische Thätigkeit Schads und bietet eine gute Charakteristik seiner vornehmen Dichter-Persönlichkeit. Zu dem Gesamtbilde des Grafen von Schad würde nur noch eine weitläufigere Darstellung seiner hervorragenden literarhistorischen Thätigkeit erwünscht gewesen sein. Hierzu hielt sich Zabel offenbar nicht für competent genug. Das Büchlein verdient viel gelesen zu werden. Es wird sicherlich Manchem den Weg zu Schads Werken selbst weisen.

rl.

Die Quellen des Dekameron von Dr.

Marcus Landau. Zweite sehr vermehrte und verbesserte Auflage. Stuttgart, Scheibels Verlagsbuchhandlung.

Die erste Auflage dieses von gründlicher Gelehrsamkeit zeugenden Buches erschien im Jahre 1869 und seitdem haben sich die Forschungen über Boccaccio im In- und Auslande erheblich erweitert. Der Verfasser des vorliegenden Buches, der selbst zu den hervorragendsten Kennern und Forschern der italischen Literatur gehört, und dem wir auch eine vortreffliche Biographie des Boccaccio verdanken, hat in seinen „Quellen des Dekameron“ Alles vereinigt, was über diesen inter-

essanten Gegenstand bei den verschiedensten Völkern und seit den ältesten Zeiten zu finden war. Das Buch läßt an Reichhaltigkeit und Gebiegenheit des Inhalts nichts zu wünschen übrig und wird sich bei seiner geschmack- und lichtvollen Darstellungsart nicht nur die Freundschaft der Fachgelehrten, sondern auch aller derer erwerben, die sich auch heute noch an den unsterblichen Erzählungen des großen Italieners erfreuen.

kj.

Hermann Fetterer. Ein Lebensbild von Adolf Stern. Mit einem Porträt. Leipzig, F. A. Brockhaus.

Es war eine dankenswerthe Aufgabe, der sich der Verfasser des vorliegenden Buches unterzog, indem er aus reichem, ihm zur Verfügung gestellten Briefmaterial und aus persönlichen Erinnerungen ein Bild des Mannes zu entwerfen unternahm, der fast vier Jahrzehnte durch seine literarhistorischen Arbeiten zu den Bieden der deutschen Gelehrtenwelt gehörte. Fetterers „Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts“ ist ein Werk von bleibendem Werthe, auf welches, bei der reichen Fülle grundlegender ästhetischer Anschauungen, auch spätere Historiker immer werden zurückkommen müssen. Die zahlreichen Verehrer des Gelehrten werden sich freuen, nun auch die Bekanntschaft des Menschen zu machen, wie er uns in seiner anspruchslosen Lebenswürdigkeit von Adolf Stern vorgeführt wird. Ganz besonderes Interesse gewähren die mitgetheilten Reise-Briefe und Tagebücher Fetterers, die uns einen tiefen Blick in sein reiches Seelenleben thun lassen.

kj.

Bei der Redaction von „Nord und Süd“

zur Besprechung eingegangene Bücher.

Allgemeine israelitische Allianz. Bericht des Central-Comités über die ersten fünf und zwanzig Jahre 1860—1885. Zweite deutsche Ausgabe (nach dem Originalberichte). Mit einer Schulkarte der Allianz. Berlin, J. Kauffmann in Frankfurt a. M.

Brunier, Ludwig, Elise von der Recke. Dritte Ausgabe. Norden, Hinricus Fischer Nachfolger.

Carriere, Moriz. Aesthetik. Die Idee des Schönen und ihre Verwirklichung im Leben und in der Kunst. Dritte neu bearbeitete Auflage. Leipzig, F. A. Brockhaus. Zwei Bände.

Crome-Schwenning, C., Krieg im Frieden. Humanistischer Roman aus dem modernen Garnisonleben. Mit 20 Originalzeichnungen von G. Sundblad. Leipzig, Licht & Meyer.

Drooge, Gustav, Der Krieg in Neuseeland. Mit einer Kriegskarte. Zweite Ausgabe. Norden, Hinricus Fischer Nachfolger.

Duruy, Victor, Geschichte des römischen Kaiserreichs. Aus dem Französischen übersetzt von Prof. Dr. Gustav Hertzberg. Leipzig, Schmidt & Günther. 12. 13. 14. Lieferung.

Emerson, Ralph Waldo, Ueber Bücher. Ein Essay.

- Aus dem Englischen von Selma Mohnicke. Zweite Auflage. Norden, Hinricus Fischer Nachfolger.
- Emerson, Ralph Waldo**, Ueber häusliches Leben. A. d. Engl. von Selma Mohnicke. Zweite Auflage. Norden, Hinricus Fischer Nachfolger.
- Engelhorn's Allgemeine Romanbibliothek**. Bd. 23. Novellen von Bjälmar Hjorth Boyesen. Stuttgart, J. Engelhorn.
- Friederichsen, L.**, Karte des westlichen Theiles der Südsee zur Veranschaulichung der unter Verwaltung der Neu-Guinea-Compagnie gestellten deutschen Schutzgebiete nebst Spezialkarten der wichtigsten Häfen des Kaiser Wilhelms-Landes und des Bismarck-Archipels. Maasstab 1: 3 000 000. Im Auftrage des answ. Amts bearbeitet und gezeichnet. Hamburg, L. Friederichsen & Comp.
- Hesse-Wartegg, Ernst von**, Nord-Amerika, seine Städte und seine Naturwunder, das Land und seine Bewohner. Mit gegen 800 Abbildungen. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. I. Band. Newyork und die Mittelstaaten der Union. Leipzig, Gustav Weigel.
- Hoffmeister, Dr. Herm.**, Die Hohenzollern. Vaterländisches Gedenkbüchlein für Haus, Schule und Heer. Berlin, E. le Coutre.
- Hollenbach, Wilhelm**, Bilder aus Thüringen. I. Tragikomische Geisterbeschwörung auf dem Galgenberge bei Jena in der Christnacht des Jahres 1715. Nach den Originalquellen wahrheitsgetreu dargestellt. Mit interessanten Bruchstücken der Streitschrift des Jena'schen Arztes Andrea und den Gutachten der theologischen und juristischen Facultät zu Leipzig. Jena, Fr. Mauke's Verlag (A. Schenk).
- Keller, Paul**, Übergärtner, Die Rose. Ein Handbuch für Rosenfreunde. Halle a. d. S., Otto Hendel.
- Knoitz, Karl**, Goethe und die Wertherzeit. Ein Vortrag. Mit dem Anhang: Goethe in Amerika. Zürich, Verlags-Magazin (J. Schabelitz).
- Kolb, G. Fr.** Culturgeschichte der Menschheit mit besonderer Berücksichtigung von Regierungsform, Politik, Religion, Freiheits- und Wohlstandsentwicklung der Völker. Dritte völlig umgearbeitete Auflage. Leipzig, Arthur Felix. Neunte und zehnte Lieferung.
- Lammer, D. Guido E.**, Sind die Culturvölker noch Nationen? Eine zeitgemässe Frage. Wien, L. Rosner.
- Lanadell, Henry**, Russisch Central-Asien nebst Kuldscha, Buchara, Chiwa und Marw. Deutsche Ausgabe bearbeitet durch H. von Wobeser. Erster Band. Leipzig, Ferdinand Hirt & Sohn.
- Mädler, Dr. J. H. v.**, Der Wunderbau des Weltalls oder Populäre Astronomie. Achte etc. Auflage. 12. (Schluss-)Lieferung. Strassburg, R. Schultz & Co.
- Monrad, D. G.**, Das alte Neuseeland. Aus dem Dänischen. Deutsch von Dr. August W. Peters. Zweite Auflage. Norden, Hinricus Fischer Nachfolger.
- Mittenzwey, L.**, Die Zukunft unserer Kinder. Ein Rathgeber bei der Wahl eines Berufes für alle Lebensgebiete im Staatsdienst wie in Privatstellung. Leipzig, Julius Klinkhardt.
- Polsische Stimmen**. I. Ausrotten? Aus Anlass der in der „Gegenwart“ 1885 No. 1, 2 u. 6 veröffentlichten Aufsätze von E. v. Hartmann. Zürich, Verlags-Magazin (J. Schabelitz).
- Riegel, Herman**, Der allgemeine deutsche Sprachverein, als Ergänzung seiner Schrift: Ein Hauptstück von unserer Muttersprache. Mahnruf an alle national gesinnten Deutschen. Heilbronn, Gebr. Henninger.
- Rieger, Karl**, Schillers Verhältniss zur französischen Revolution. Vortrag. Wien, Carl Konegen.
- Rohlf, Gerhard**, Von Tripolis nach Alexandrien, Zwei Bände. Norden, Hinricus Fischer Nachfolger.
- Mein erster Aufenthalt in Marokko und Reise südlich vom Atlas durch die Oasen Draa und Taflet. Norden, Hinricus Fischer Nachfolger.
- Rosenberg, Adolf**, Geschichte der modernen Kunst. Leipzig, Fr. Wih. Grunow. Lief. 6.
- Salter, William Mackintire**, Die Religion der Moral. Vom Verfasser genehmigte Uebersetzung von Gerog von Gizycki. Leipzig-Berlin, Wilhelm Friedrich.
- Samarow, Gregor**, Der Adjutant der Kaiserin. Roman 4 Bde. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.
- Schandorph, S.**, Ohne inneren Halt. (Uden Midtpunkt.) Erzählung. Aus dem Dänischen von J. D. Ziegeler. Dritte Auflage. Norden, Hinricus Fischer Nachfolger.
- Stieler, Karl**, Ein Winter-Idyll. Stuttgart, Adolf Bonz & Comp.
- Culturbilder aus Baiern. Mit einem Vorwort von Prof. Dr. C. Th. Heigel. Stuttg., Adolf Bonz & Comp.
- Strindberg, Auguste**, Les Mariés. (Études sociales). Lausanne, B. Benda, éditeur. Paris, Belhatts & Thomas.
- Svoboda, Dr. Adalbert**, Kritische Geschichte der Ideale. Mit besonderer Berücksichtigung der bildenden Kunst. Erster Band. Erste Lieferung. Leipzig. Th. Griebens Verlag (L. Fernau).
- Vorsedarius, O.**, Das Buch von der Weltpost. Viertes Heft. Berlin, Herm. J. Meidinger.
- Wille, Dr. Ludwig**, Die Herkunft der Deutschen. Neue Forschungen über Urgeschichte, Abstammung und Verwandtschaftsverhältnisse unseres Volkes. Karlsruhe, G. Braun'sche Verlagsbuchhandlung.
- Zeitfragen**, Sociale, Herausgegeben von Ernst Henrieth Lehnsmann. Fünftes Heft: Die social-politische Bedeutung der Bodenreform. Von Dr. A. Theodor Stamm. — Sechstes Heft: Die Kranken-Versicherung. Von Dr. Edmund Friedemann. — Siebentes Heft: Das Staatsmonopol des Grundpfandrechts als Weg zur Reform unserer wirthschaftlichen Verhältnisse. Von Michael Flürscheim. — Aechtes Heft: Das Recht auf Arbeit und seine Verwirklichung. Von Emil Witte. Minden in Westf., J. C. C. Bruns' Verlag.

Hedigit unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.

Druck und Verlag von S. Schottlaender in Breslau.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift unterlagt, Uebersetzungsrecht vorbehalten.

CARLSBADER Natürliche Mineralwässer

1885^{er}. Frische Füllung 1885^{er}.

Täglicher Versand

Quellen

und
deren Wärmegrade.

Sprudel . . . 58^{oo} R.
Mühlbrunn . . 44^{oo} R.
Schlossbrunn . 44^{oo} R.
Theresienbrunn . 43^{oo} R.
Neubrunn . . . 49^{oo} R.
Markbrunn . . 33^{oo} R.
Rann. Kronquelle 23^{oo} R.
Felsenquelle . . 47^{oo} R.
Kaiser Karls-Qu. 24⁷⁰ R.

Carlsbader
TRINKKUR
im
Hause

Quellen- Producte.

CARLSBADER
Sprudel-Salz.

CARLSBADER
Sprudel-Seife.

CARLSBADER
Sprudel-Pastillen

Die Carlsbader Mineralwässer und Quellenproducte
sind zu beziehen durch die

Carlsbader Mineralwasser-Versendung

Löbel Schottlaender, Carlsbad 1/Böhmen

sowie durch

alle Mineralwasser-Handlungen, Apotheken und Droguisten.

Ueberseelsche Depôts in den grössten Städten aller Welttheile.

Apollinaris

NATÜRLICH

KOHELENSAURES MINERAL-WASSER.

Vor **ALLEN ANDERN** Tafelwassern rühmlichst
ausgezeichnet auf der

**INTERNATIONALEN HYGIENISCHEN
AUSSTELLUNG, LONDON, 1884.**

IM EINZELNVERKAUF:—

Die ganze Flasche oder Krug, 32 Pf. } *die Gefässe*
Die halbe Flasche oder Krug, 25 Pf. } *mit*
einbegriffen.

Etwaige Verpackung wird extra berechnet.

KÄUFLICH ZU DIESEN PREISEN IN:

Aachen,	Crefeld,	Görlitz,	Kempen i B.,	Posen,
Augsburg,	Creuznach,	Halle a S.,	Köln,	Remagen,
Baden-Baden,	Dortmund,	Hamburg,	Landau,	Remscheid,
Bamberg,	Dresden,	Hamm i/W.,	Leipzig,	Saarbrücken,
Barmen,	Duisburg,	Hannover,	Ludwigshafen,	Schwerin i/M.
Berlin,	Düren,	Harburg,	Magdeburg,	Stettin,
Bielefeld,	Düsseldorf,	Heidelberg,	Mainz,	Stuttgart,
Bochum,	Elberfeld,	Heilbronn,	Mannheim,	Trier,
Bonn,	Ellwangen,	Herford,	München,	Wiesbaden,
Braunschweig,	Essen,	Ingolstadt,	Münster i W.	Worms,
Breslau,	Frankfurt a/Main,	Kaiserslautern,	Nürnberg,	Würzburg,
Coblenz,	Freiburg i/B.,	Karlsruhe,	Osnabrück,	Zweibrücken.
Coburg,	M. Gladbach,	Kassel,	Plauen i/V.,	

DIE APOLLINARIS-COMPANY (LIMITED).

Zweig-Comptoir: Remagen a. Rhein.